

Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

36281

II

Unser
Deutsches
Land
3

V.B.
68

Bibliothek

der

Kaiserl. Ober-Post-Direction

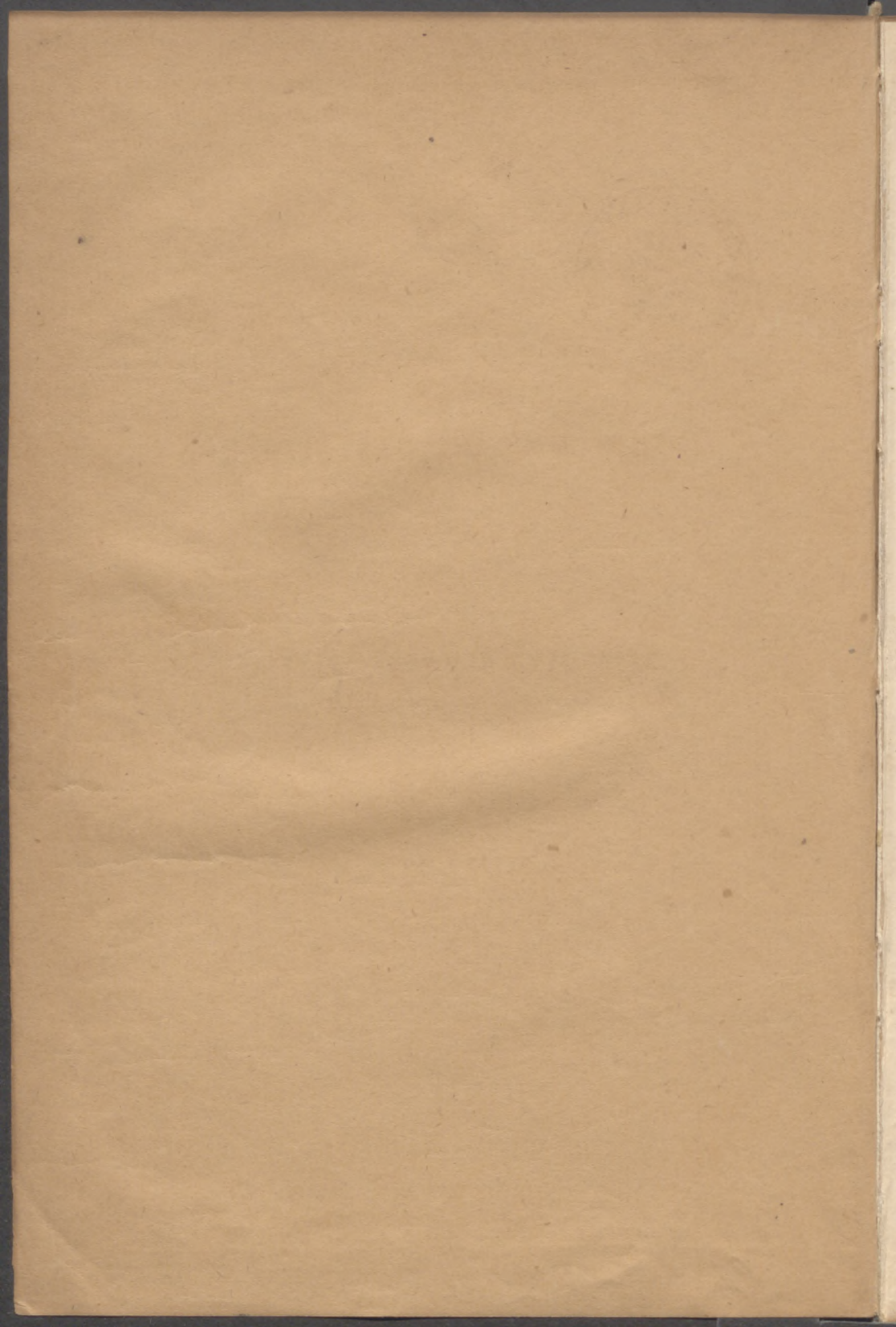
in Cöslin.

Katalog Abth.

~~VIII~~ No. ~~44~~

~~II~~ 1057

~~III~~ A. 14



~~VI. A. 14~~



Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

III.

Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. v. Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Dritter Band.

Bilder aus den neuen Reichslanden und aus dem südwestlichen Deutschland.



Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Sonnbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1880.

Deutsches Land und Volk

Historische, geographische, ethnographische und statistische Nachrichten

von Friedrich Wilhelm

von Schlegel

Leipzig, bey Weidmann, 1808.



84

Deutsches Land und Volk. III.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Trachten aus Elßaß und Lothringen.

VI. B. *68.*

Unser
Deutsches Land und Volk.

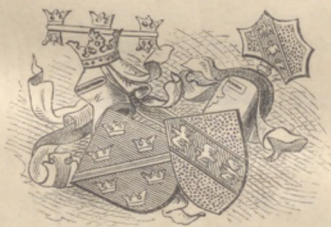


Bilder aus den
neuen Reichsländern und aus dem südwestlichen Deutschland.

Bearbeitet

von

Dr. Albrecht, J. Butters, Dr. F. A. Finger, Dr. Nikolaus Hoyer,
Fedor v. Köppen, J. Längin, Dr. C. Mehlis u. A.



Mit 140 Text-Illustrationen, drei Wappbildern und zwei Karten.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1880.

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Recht der Uebersetzung vor.

36281

II



Inhaltsverzeichnis.

Fünfte Abtheilung.

Die oberrheinische Tiefebene und ihre Grenzwälle.

- Der Bodensee und seine Ufer (3).** Der Rhein bis zum Bodensee (3). Das Becken des Bodensees (10). Die alte Handelsstraße nach Italien (20). Zwei Klöster: Reichenau und St. Gallen (27). Die alten Klosterkirchen (32). Das Konzil zu Konstanz und Johannes Hus (34). Belehnung Friedrich's VI., Burggrafen von Nürnberg, mit der Mark Brandenburg (41).
- Der Rhein und seine Ufer vom Bodensee bis Mainz (47).** Die Schweizer Grenze (47). Blicke nach der Schweiz (57). Der Lauf des Rheins (59). Zuflüsse aus den Vogesen und dem Schwarzwalde (64). Nördliche Zuflüsse (67). Der Rhein als Verkehrsstraße (75).
- Aus dem Wasgau (77).** Eine Wasgau-Landschaft in der Juraperiode (78). Die Völkerscheide der Vogesen (79). Das Völkertor bei Belfort (84). Vogesenfestungen und -Straßen (87). Wanderungen in den Hochvogesen (91). Der Oberrhein und seine Wälder (98). Ein Ausflug in das Weinland (102).
- Elsässer Geschichtsbilder (107).** Römer und Germanen im Elsaß (107). Das Lügenfeld bei Kolmar (111). Die Armagnacs oder „Armen Geden“ im Elsaß (113). Peter von Hagenbach, ein elsässischer Gehilfe (116). Anfang und Ende des Bauernkrieges (118). Herzog Bernhard von Weimar (121).
- Strasbourg, die Königin des Oberrheins (127).** Alte Stadtgeschichten. Bischof und Stadtherren (128). Der Tag vor Hausbergen (129). Erwin von Steinbach und das Münster (132). Schwere Tage und „Schwörtag“ (141). Aus der Reformationszeit (144). Die Reunionen und der Raub von Strasbourg (157). Die Jakobiner in Strasbourg (162). Die Hochschule (168).
- Elsässer Lebensbilder (173).** Der Mönch von Weissenburg (173). Meister Gottfried von Strasbourg (175). Johann Fischart und das glückhafte Schiff (180). Vater Oberlin und sein Wirken in Steinthal (184). Ein Besuch in Sessenheim (190). Elsässer Hüter der Mutterprache (195).
- Wanderungen im Sagenlande (199).** Götter- und Heldenjage (199). Walthar von Waschenstein (202). Niesen und Zwerge (208). Kaiserjagen (210).
- Die fruchtbare Rheinebene (213).** Ein Stück vom alten römischen Juchland (212). Der Decumatwall (213). Die römischen Bäder zu Badenweiler (217). Der Anbau der Rheinebene (219). Die Fischzuchtanstalt in Hünningen (221). Dreifach (222). Französische Rheinübergänge bei Kehl (223). Raftatt (224). Friedenskongreß zu Raftatt 1713—14 (226). Der Gefandtenmord. Die Belagerung von Raftatt 1848 (227).
- Der Schwarzwald und seine Bewohner (231).** Formation des Schwarzwaldes (231). Aussicht vom Feldberg (234). Die Hasler Höhle (236). Der Mummelsee und seine Sagen (238). Die Schwarzwaldbahn (242). Schwarzwälder Holzfäller, Holzarbeiter und Strohslechter (248). Schwarzwälder Uhrenindustrie in Furtwangen und Triberg. Lenzkircher Stuhlfabriken (252). Ein Schwarzwaldsdorf (257). Nordstetten, der Geburtsort Berthold Auerbach's (261).
- Odenwald und Bergstraße (263).** Die Natur des Odenwaldes (263). Die Römer im Odenwalde (268). Darmstadt und die Bergstraße (271). Burgen und Schlösser (282). Der Siegfriedsbrunnen (286).
- Das Breisgau (287).** Alt-Breisach (288). Freiburg und sein Münster (290). Schloß Jähringen und die Jähringer (296).
- Baden-Baden und Karlsruhe (301).** Das alte Baden (303). Modernes Leben in Baden (304). Die großen Rennen (307). Karlsruhe (311).
- Zwei Männer aus dem Volke (317).** Johann Peter Hebel, alemannischer Volksdichter (317). Karl Matthy (326).
- Gewerbefleiß in Baden (333).** Manufaktur- und Fabrikwesen (334). Lahr (338). Gold- und Silberwaarenfabriken in Pforzheim (340).
- Gewerbefleiß an der Ill (343).** Gutenberg in Strasbourg (345). Mülhausen und seine Industrie (348). Die Arbeiterstadt in Mülhausen (356).

- Die Pfalz (361).** Zum Willkommen! (361). Name und Wappen der Pfalz (363). Kurpfalz und Rheinpfalz (364). Wanderung durch die Pfalz (364). Der Jungfernsprung (365). Bergzabern (367). Klingenstein (368). Landau (372). Ludwigshöhe (375). Hambach (376). Neustadt (377). Weidesheim (381). Dürkheim (382). Die Nibelungen (383). Der Donnersberg (387). Borkerpfalz und Westrich (389). Die Verzweigungen der Hardt (392). Zwei Sickingen'sche Burgen (395). Kaiserslautern (399). Landstuhl (401). Der Bliesgau (404). Zweibrücken (410). Birmafens (411). Speyer (413). Worms (420).
- Heidelberg, die Herrin der Kurpfalz (425).** Geschichte des alten Schlosses (426). Zetta. Der Wolfsbrunnen. Die Gründung des neuen Schlosses (427). Der Rudolfsbau und sein Gast. Die Ruprechtkapelle (428). Die Universität (430). Das Heidelberger Faß (431). Das Zeughaus und der gesprengte Thurm (434). Der Ruprechtsbau. Der Otto-Heinrichsbau (435). Der Elisabethenbau (438). Die Pfalz im Dreißigjährigen Kriege (439). Karl Ludwig (444). Die Franzosen in der Pfalz (445). Ein Blick auf die Zeit der Vergeltung (453). Vierundvierzig Herren in der Pfalz (454). Die Jahre 1793 und 1794 (455).
- Trifels (457).** Die Kapelle mit den Reichsinignien (459). Richard Löwenherz und Blondel (461). Hohe Gefangene auf Trifels (463). Anebos und Scharfenburg (465).
- Limburg (466).** Schätze der Abtei (467). Jahreseinnahmen der Abtei (469).
- Land und Leute im Elsaß (470).** Deutsch oder Welsch? (473). Sprachenkampf und Sprachverwirrung (474). Charakter der Bevölkerung (475). Religiöse Verhältnisse (477). Trachten (478). Rigeunerkolonien. Jahremarkt zu Molsheim (479). Hochzeitsgebräuche (481). Volksfeste (483). Der deutsche Christbaum im deutschen Elsaß (486).

Sechste Abtheilung.

Die Mosel und das lothringische Hügelland.

- Lothringer Land und Leute (489).** Deutsch-Lothringen im Allgemeinen (489). Die Mosel (490). Die Herzöge von Lothringen (491). Nancy (492). Stanislaus Leszcynski. Lothringen französisch (494). Die deutsche Sprachgrenze in Lothringen (495). Die Bewohner. Trachten, Wohnungen, Sitten, Gebräuche und Feste (496). Industrie (499). Die Landwirtschaft im Allgemeinen (500).
- Von Metz nach Trier (501).** Die obere Mosel. Marsal und sein Ziegelboden (501). Metz und Umgegend (502). Geschichtliches. Metz und die Kaiser (505). Karl V. (506). Die Kathedrale und andere Gebäude (508). Die Schlachtfelder (513). Diebenhöfen (514). Der Mosalkboden zu Remig. (516). Das Secundinermonument zu Jgel (517). Die Schlacht an der Conzer Brücke (519).
- Die Saargegenden (521).** Geschichtliches. Saarburg (521). Der Salinentanal und die Salinen (522). Saargemünd (522). Saarbrücken und seine Grafen (524). St. Arnual. Die Heidentirche und der brennende Berg. Die Spiderer Höhen (525). Das Ehrenthal. Die Eisenindustrie (526). Die Kohlengruben und ihre Produktion (528). Saarlouis, Merzig, Mettlach und Saarburg (529). Die Saarweine (530). Charakter der Saarbewohner (532). Sitten und Bräuche, Trachten und Feste. Mundart in Saarlouis (533). Sagen (534).
- Die Mosel von Trier bis Koblenz (535).** Dichtergrüße (535). Trier und die Trevirer (536). Mittelalterliche Kämpfe (538). Valduin, der Löwe von Trier (539). Clemens Wenzelslaus, letzter Kurfürst und Erzbischof (542). Amphitheater (543). Basilika. Bäder, Dom (544). Porta nigra (546). Die Trierer (548). Das Moselthal (549). Sagen (551). Cochemer Stüdtchen (552). Trachten (552). Mundart. Die Moselweine (553). Die Wacht an der Mosel (554).

Die Extrabeigaben sind, wie folgt, einzuheften.

Trachten aus Elsaß-Lothringen	Titelbild
Ruinen des Schlosses Ringheim im Elsaß	Seite 105
Straßburg	127
Schöffensversammlung in Straßburg (Anerkennung der Messe am 20. Februar 1529)	154
Heidelberg	425
Karte von Württemberg und Baden } " von Elsaß-Lothringen }	am Schlusse des Landes.



Die
 oberrheinische Tiefebene
 und ihre Grenzwälle.

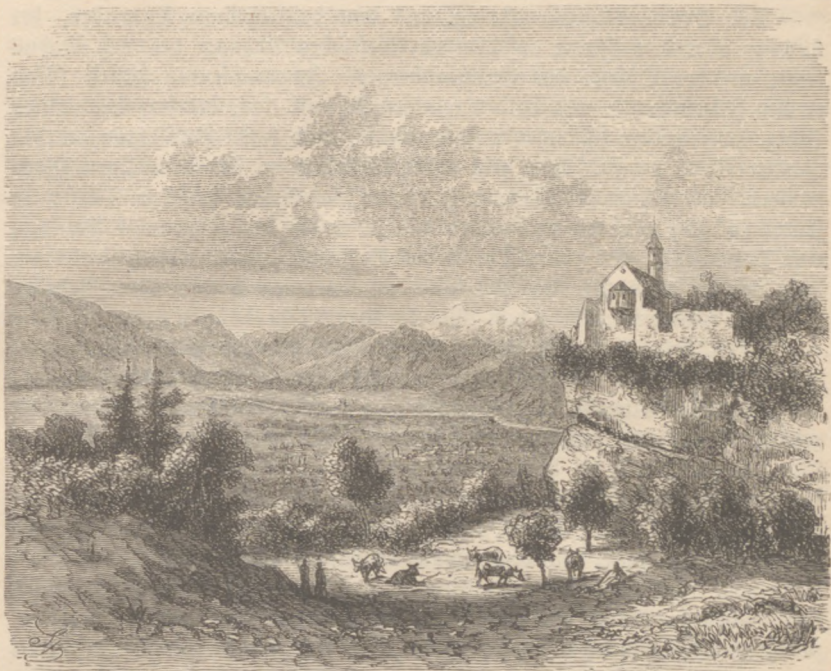
Ihr grüne Berg im Hoamatland,
Ruina, Wälder, Felswand,
Ihr Hübel (Hügel) lieb' und nett!
Kornfelder, Wberg, Güeter all',
Waldkappeln und Wasserfall,
O wär i wieder da!

Sagen von Bregenz.

Das Rheinthal ist uns Vaterland,
Das Elsaß drin sein Diamant.

Sag' an, wo ist ein Land so schön,
Wie unser holdes Ländchen ist?
Führ' mich ins Thal hin, zu den Hö'n,
Wo du wie hier so selig bist.
Die Welt ist groß, zieh hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr.

Ehrenfried Stöber.



Der St. Gebhardsberg bei Bregenz.

Der Bodensee und seine Ufer.

Der Rhein bis zum Bodensee. Das Seebecken (Vermuthungen über die frühere Beschaffenheit des Beckens). Die alte Handelsstraße nach Italien. Zwei Klöster: Reichenau und St. Gallen; die alten Klosterschulen. — Das Konzil zu Konstanz und Johannes Hus. — Belehnung Friedrich's VI., Burggrafen von Nürnberg, mit der Mark Brandenburg.

Der Rhein bis zum Bodensee. Gleichwie die Inder den heiligen Strom ihres Landes einfach die Gangâ, die Gehende, nannten, so nannte das Volk, welches vor den Römern und Germanen die Ufer des Rheins bewohnte, diesen gewaltigsten seiner Ströme kurzweg Rénus, der Helle und Rauschende, Fließende, von der arischen Wurzel rin. Die Germanen knüpfsten dann den fremden Namen an ihr heimisches hrinan, altnordisch hrina = tönen, an, also der Tönende, Rauschende, dem die Schreibart Hrin, später Rîn, neudeutsch Rein entspricht. Die Schreibweise Rhein mit h ist von den Griechen entlehnt, die den Rein Rhenos nannten.

Tief in den Schluchten des Dreibündner Landes entspringend, setzt sich der Rhein aus zwei Armen, dem Vorder- und dem Hinterrhein, zusammen, die bei Reichenau unweit Chur sich die Hand reichen, um von nun an geeint die maisbepflanzte Ebene des obern Rheinthals, nach dem Bodensee hin, zu durchziehen.

Der Bodderrhein entspringt aus dem dunkelgrünen Tomasee, der 2344 m über dem Meere auf dem nordwestlichen Abhange des Six Madun liegt, an der Ostseite des Gotthardberges. In brausenden Fällen stürzt er den Felsen herab, und bald vereinigen sich mit ihm, bei den Sennhütten Albez, zwei andere schäumende Felsenkinder, nach deren Vereinigung er den Namen Rhein erhält. Nun geht es thalabwärts an den armseligen Blockhäusern von Chiamüt (Tschamut) vorbei, eins der höchsten Dörfer in Europa (1640 m), wo noch Korn wächst, durch das sogenannte Tavetsch, eine Bezeichnung des obern Theils des Bodderrheinthals von Dissentis an.

Bei Dissentis vereinigt sich mit dem Bodderrhein der vom Medelsjer Gletscher kommende Rhein von Medels oder Mittelrhein.

Dann folgt thalabwärts das große Dorf Somvix und weiter unten Jlanz, die schon im achten Jahrhundert erwähnte „erste Stadt am Rhein“, mit zahlreichen alterthümlichen Häusern. Die meist reformirten Einwohner gehören theils der deutschen, theils der romanischen Zunge an, die von Jlanz thalabwärts die herrschende wird.

Von hier erreicht der Rhein nach einem ungefähr vierstündigen Lauf, entfernt vorbei an den Orten Schleuis, dem von mehreren kleinen Seen umgebenen sauberen Dorfe Laax, an dem amphitheatralisch gruppirten Trins vorbei, Reichenau. Zahlreiche Burgen blicken in die schäumenden Wogen des Flusses und machen das Bodderrheinthal auf der Strecke von Reichenau bis Dissentis zu einem der schönsten Schweizerthäler, das an landschaftlicher Schönheit kaum übertroffen wird.

Der Hinterrhein entspringt in zahlreichen Quellen aus dem 2217 m hoch in der Centralmasse des Adula liegenden Rheinwaldgletscher. Bergriesen wie das Moschelhorn, richtiger Marschollhorn (2902 m), das Rheinwaldhorn (3398 m), das Güserhorn (3393 m) umstellen seine Geburtsstätte und seinen Oberlauf, das sogenannte Rheinwaldthal, in dem trotz seiner hohen Lage noch Flachsb, Erbsen und Gerste gedeihen. Ein deutschredender blondhaariger, kräftiger und abgehärteter Menschenschlag bewohnt, 14 bis 1500 Köpfe stark, dieses wildromantische Thal und lebt lediglich von Alpenwirthschaft, Viehzucht und Transportwesen. Der Hauptort des Rheinwaldthals ist das kleine Dorf Splügen, wo sich die beiden großen Alpenstraßen über den Bernhardin und über den Splügen trennen. Auf dem weiteren Laufe des Hinterrheins ist zunächst von Bedeutung die gleich nach dem Rheinwaldthal beginnende, der Via mala ähnliche Kofflajchlucht, welche der Rhein in wild tosenden Wasserstürzen durchschäumt. An ihrem östlichen Ausgange stürzt von Südosten, aus dem Ferera- oder Averser Thal kommend, der Averser Rhein hervor, der etwas einwärts vor seiner Vereinigung mit dem Hinterrhein einen hohe Staubwolken aufwerfenden Wasserfall bildet. Das Averser Thal gilt als das höchste bewohnte Alpenthal Europas.

Nun wendet sich der Lauf des Rheins von Osten nach Norden, an Audeer und Zillis vorbei, das Schamserthal (Vallis Sex amnes) durchströmend, der wildromantischen Via mala zu.

Schwarzgraue Schieferwände, fast vertikal gehalten, bauen sich über 300 m hoch zu beiden Seiten auf und rücken zu einer engen, graufig tiefen Felspalte zusammen, in deren Abgründen sich der dunkelgrüne Rhein hindurchwindet. Drei Brücken, die mittlere in kühnem Wurf, überwölben, 70 m über dem Rheine schwebend, die graufige Schlucht, die sich gegen Thusis zu etwas erweitert und eine Länge von anderthalb Stunden hat. Die jetzige $7\frac{1}{2}$ m breite Straße wurde 1822 vollendet. Die Brücken wurden 1738 und 1739 erbaut, und der $1\frac{1}{4}$ m breite, heute noch gebräuchliche Fußweg schon 1470 begonnen. Wegen der häufigen Felsen- und Lawinstürze, die unzählige Reisende in dem schauerlichen Schlunde begruben, erhielt er den Namen Via mala oder böser Weg.

Weiter abwärts folgt Thusis, der schönste Marktflecken Graubündens und Haupt-Touristenstation, an dessen Südseite die Nolla in den Rhein strömt. Sie ist eins der furchtbarsten Gebirgswasser der Alpen, das nach Hochgewittern oder Schneeschmelzen seine schwarzgrauen, schlammigen Fluten aus dem unheimlichen Felsenrevier hervorwälzt.

Gegenüber dem Einfluß der Nolla in den Rhein liegen hoch oben auf dem rechten Ufer die Trümmer der Burg Hohen-Rhätien, welche von dem Anführer der schon genannten flüchtigen Etrusker, dem fabelhaften König Rhätus, erbaut sein soll.

Von hier an begleiten den Rhein in seinem noch etwa drei Stunden langen Lauf zahlreiche Burgen und Burgtrümmer, zum Theil gleich Adlernestern kühn auf den Felsen erbaut. Etwas unterhalb Thusis nimmt er auf dem rechten Ufer die vom Schynpaß kommende Albula auf und durchwandert nun, vorbei an zahlreichen Dörfern und zerstreuten Häusern, ein rechts vom Domleschg und links vom Heinzenberg gebildetes obstreiches Thal. Bemerkenswerth ist hier und bis hinab nach Chur die Mischung der Sprache und der Glaubensbekenntnisse.

Bei Reichenau, einer Häusergruppe deutscher Zunge, vereinigt sich der Hinterrhein mit dem Vorder- oder Oberländerrhein. 1794 fand hier der Herzog Louis Philipp von Orleans, der spätere König der Franzosen, als Lehrer der Mathematik eine Zuflucht. Weiter liegt abwärts das Dorf Ems, mit den Trümmern der Burg Hohenems.

Chur (Coire, italienisch Coira) an der Plessur, die eine halbe Stunde weiter abwärts sich mit dem Rhein vereinigt, ist malerisch in einem Kessel gelegen. Seit dem 4. Jahrhundert Bischofsitz, steht das bischöfliche Schloß sammt dem in seinen ältesten Bestandtheilen bis ins 8. Jahrhundert reichenden Dom auf dem Grunde der alten Curia Rhaetorum der Römer. Die Stadt ist vorherrschend protestantisch; die Katholiken wohnen in der mit einer Ringmauer umgebenen Ober- oder Altstadt, mit dem bischöflichen Schloß.

Von Chur an fließt der Rhein in weniger tiefem Bette langsam durch den offenen Boden des Thals und ist für kleinere Rähne fahrbar. Rechts nimmt er die Bergwässer der Plessur und die aus dem fruchtbaren, lieblichen Prettigau (Pratigonia oder Wiesenthal) kommende Lanquart auf;

weiter unten die aus dem Montafoner Thal, dem letzten Ausläufer der alemannischen Sprache, hervordringende, an Feldkirch vorbeiströmende Ill. Links stürzt bei Ragatz, von Pfäfers kommend, die Tamina hervor.

Bei Sargans, einige Stunden unterhalb Chur, nähert sich der Rhein abermals dem Hochgebirge, zwischen dem Schollberge am Gonzen und dem Fläscherberge sich ein gewaltiges Thor sprengend.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Rhein vor seinem Durchbruch durch den Schollberg bei Sargans den ganzen jetzigen Linthkessel, die Thalslächen des Gaster und Sarganser Gebiets bis nach Chur hinauf ausfüllte und der ganzen Gegend eine andere Gestalt gab. Sein Abfluß konnte damals nur durch den Wallenstädter See, durch den Züricher See nach Baden zu bis in die Gegend von Zurzach und Waldshut geschehen. Sicher ist, daß die Berge in der Gegend von Sargans einen gegen 250 bis 280 m hohen Wasserstand zeigen, und daß die Scheide, welche den Rhein vom Wallenstädter See trennt, die sogenannte Putzschere, nur $5\frac{1}{2}$ m über dem Spiegel des Rheins erhaben ist, und bei großen Ueberschwemmungen, wie im Jahre 1618, 1817, 1821, 1868, nur mit den ungeheuersten Anstrengungen der Bewohner ein Durchbruch gegen Sargans in den Wallenstädter See verhindert wurde.

Das Rheinthal von Chur bis zum Bodensee bietet einen reichen Wechsel malerischer, großartiger Landschaften. Es ist von Chur an mit einer Eisenbahn durchzogen, von der links bei Sargans eine Linie nach dem Wallenstädter See und Zürich zu, und eine rechts beim Einflusse der Ill in den Rhein nach Feldkirch und eine in das Vorarlbergische abzweigt. Bei St. Margarethen theilt sich dann die Hauptlinie und wendet sich rechts nach Bregenz und links nach Rorschach dem Bodensee zu.

Das obere Drittel der etwa 70 km in die Länge sich erstreckenden Landschaft, von Chur bis Sargans, gehört auf beiden Ufern des Rheins zur Schweiz. Auf dem rechten Ufer liegt der Marktflecken Zizers. Weiter abwärts folgt Dorf Lanquart, wo die Lanquart, aus enger Felsenschlucht hervorströmend, sich in den Rhein ergießt; hoch oben der Flecken Malans mit dem Luftkurort Sewis und einem Schloß, der Familie Salis gehörig, einst langjähriger Aufenthalt des Dichters Gaudenz von Salis-Seewis († 1834). Weiter unten liegt, hübsch gebettet, der Marktflecken Mayenfeld mit einem der Sage nach von Konstantin I. erbauten Thurm; in der Nähe der 727 m hohe befestigte Engpaß Luziensteig; auf dem linken Ufer erheben sich unterhalb Chur die schneebedeckten Gipfel des 2808 m hohen Calanda, dann folgt Ragatz und weiter unten Sargans.

Ragatz ist seit dem Jahre 1840, wo ein Theil der Heilquellen von Pfäfers hierher geleitet wurde, ein beliebter Badeort geworden, als Mittelpunkt von schönen Spaziergängen und Gebirgsausflügen. Den 20. August 1854 starb hier der Philosoph Schelling, dem König Ludwig von Bayern ein schönes Denkmal errichtete.

Von Ragatz nach Pfäfers führt ein seit 1839 angelegter Weg durch das von steilen Felswänden eingeschlossene Thal der Tamina in einer kleinen

Stunde nach dem Badegebäude. Zehn Minuten weiter schließt sich das Thal, und an der schauerlich schönsten Stelle der Tamina Schlucht, rings umgeben von jäh emporsteigenden Felswänden, entquillt oberhalb der brausenden Tamina das Heilwasser.

Mehrere Jahrhunderte hindurch badete man in der Felschlucht selbst. Vermittels hängender Leitern und Stricke gelangte man in die Tiefe; dem mit Schwindel Befallenen wurden die Augen verbunden, und er wurde auf einen Sessel befestigt herunter gelassen.

Von Pfäfersbad führt eine neue Straße in Windungen mit schönen Aussichtspunkten nach Pfäfersdorf, mit dem ehemaligen, 713 gegründeten Benediktinerkloster, das jetzt in eine Irrenanstalt verwandelt ist.

Das Städtchen Sargans bildet einen Knotenpunkt der Eisenbahn; (links fahren die Züge an den Wallensee nach Glarus und Zürich, und rechts durch das Rheinthal an den Bodensee). Auf dem über Sargans sich erhebenden Schlosse hausten einst die Grafen von Werdenberg=Sargans, später die eidgenössischen Landvögte. Ihr Stammschloß Werdenberg liegt etwas weiter abwärts links auf der Anhöhe.

Von Sargans an ist nur das linke Ufer des Rheins schweizerisch, rechts folgt zuerst das Fürstenthum Liechtenstein, und weiter unten, etwas vor dem Einfluß der Ill in den Rhein, das österreichische Vorarlberg.

Das Fürstenthum Liechtenstein hat nur 178,499 qkm. Es gehörte früher zum Deutschen Bund, und hatte als Glied desselben 55 Mann zum Bundeskontingent zu stellen; jetzt ist es ein unabhängiges Fürstenthum. Der Hauptort Liechtenstein, ehemals Vaduz genannt, mit vorzüglichem Weine, liegt am Fuße der drei Schwestern, an deren Abhängen das uralte Schloß Liechtenstein kühn und stolz in das Rheinthal herablickt. Das Vorarlberger Land, das heißt das Land vor dem Arlberge, von Tirol aus gesehen, stuft sich nordwestlich durch den Bregenzer Wald nach Oberschwaben ab und umfaßt 47,26 Quadratmeilen oder 2602,2599 qkm mit etwa 120.000 Einwohnern. Es nimmt durch seinen Gewerbleiß in Oesterreich eine hervorragende Stelle ein. Nachbarschaft und Verkehr haben die Bevölkerung, was Volkstracht, Bauart, Sitten und Gebräuche betrifft, der Schweiz näher gebracht als dem nahen Tirol.

Als die Römer sich den Weg nach Vindelicien durch das Rheinthal gebahnt hatten, wurde Vorarlberg zu Rhaetia prima geschlagen. Ein großer Theil der Bevölkerung wurde nach Italien verpflanzt, während römische Soldaten sich hier ansiedelten. Aus dieser Vermischung des Römischen mit dem Rhätischen entstand das romanische Element dieser Gegend. Noch sind allenthalben zahlreiche Ueberreste römischer Kultur durch die Thäler hin zerstreut. Dem Römerreiche folgten die verwüstenden Gewitterstürme der Völkerwanderung, bis Theodorich der Ostgothe der Völkerströmung in diesen Gegenden Einhalt that. Nach seinem Tode kam das von Alemannen bewohnte Vorarlberg an die Franken. Später tauchten hier die mächtigen Geschlechter der Grafen von Montfort, von Werdenberg, von Toggenburg auf, die ihre Besitzungen vom linken Ufer des Rheins auch in die Thäler des rechten Rheinufers ausdehnten und an den wichtigsten

Verkehrspunkten ihre Burgen errichteten. So zerfiel Vorarlberg in die Grafschaften Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg und Bludenz, bis es endlich, mit Ausnahme des Fürstenthums Liechtenstein, an das Haus Habsburg kam. Die wichtigsten im Rheinthale gelegenen Orte sind Feldkirch, Rankweil, Hohenems und Dornbirn.

Bei Feldkirch, an der Ill gelegen, da, wo sie in das Rheinthale sich Bahn bricht, wurde 1796 wiederholt ein französisches Heer von den Oesterreichern zurückgeschlagen. Bei dem gewerblustigen Hohenems sieht man noch die Trümmer der alten Burg Hohenems.

Im 13. Jahrhundert hauste hier der Minnesänger Rudolf von Ems, ein Vertrauter des Hohenstaufischen Hauses und in den Künsten des Krieges und Friedens wohl erfahren; er ist der Verfasser einer Weltgeschichte und der im Mittelalter gern gelesenen Erzählung „Barlaam und Josaphat“. Das neue Schloß ist seit dem Jahre 1343 erbaut; unter ihm stehen die riesigen Trümmer des alten, gleich einer kühnen Warte in das Rheinthale, den Bodensee und nach Oberschwaben hinausspähend.

Unterhalb Dornbirn beginnt bald die von Kanälen und Gräben durchschnittenen sumpfigen Rheinebene, in deren Mitte die große, aus mehreren Dörfern bestehende Gemeinde Lustnau liegt, einst eine Pfalz Kaiser Karls des Dicken, der auf der Insel Reichenau starb. Wie alte Ueberlieferungen und das aufgefundenen Steingerölle unter den Moorgründen vermuthen lassen, lief einst der Rhein von Lustnau, statt wie jetzt nordwestlich, in nördlicher Richtung, um bei Füssach einzumünden, eine Richtung, auf die bei der beabsichtigten Rheinkorrektion wieder Rücksicht genommen werden soll.

Auf dem linken Ufer des Rheins breitet sich von Sargans an St. Gallisches Gebiet aus. Sevelen, Werdenberg, Haag, Rüti, Oberriet, Altstätten und weiter unten Rebstein, Heerbrugg, St. Margarethen, Rheineck und Staad bezeichnen von Sargans an die Hauptpunkte der das Rheinthale auf dem linken Ufer durchziehenden Eisenbahn.

Ueber Sevelen erhebt sich das alte zinnengekrönte Schloß Wartau. Werdenberg ist von dem thurmartigen Schloß gleiches Namens überragt, aus dem der kühne Rudolf von Werdenberg stammte, der barfuß die Appenzeller Hirten in der Schlacht von Stof 1405 gegen Oesterreichs Ritterheer zum Siege führte. Haag ist der Kreuzungspunkt der Strecke, die aus dem Toggenburgischen nach Feldkirch in den Wallgau und das Montafoner Thal führt.

Von Rüti an ragen links die gewaltigen Massen des Hohen-Rastens (1799 m) und des Ramos (1762 m) hervor und geben, steil in das Rheinthale abfallend, der Landschaft das Gepräge; beide Bergriesen werden gewöhnlich von Oberried aus in 3 bis 4 Stunden erstiegen.

Bei Altstätten zeigt sich links durch eine Schlucht der Säntis und auf der rechten Seite des Rheins im südlichen Hintergrunde die Vorarlbergische Scesa plana.

Vor Altstätten weitet sich das Rheinthale immer mehr und der Rhein nimmt eine mehr nordöstliche Richtung. Zahlreiches Gerölle deutet auf

häufige Ueberschwemmungen der Niederungen, die an fruchtbaren Stellen mit Mais bepflanzt sind. Auf dem linken Ufer begleiten uns bis zur Ausmündung des Thals die Appenzeller Berge; freundliche Dörfer und Villen blicken von den Vorbergen herab, die mit Rebgebirgen und Obstgärten bepflanzt sind; unter ihnen über Rheineck der Luftkurort Heiden, von Rorschach aus mit einer Eisenbahn erreichbar; etwas tiefer das reizende, in geschmackvollstem Stil umgebante Schloß des Fürsten von Sigmaringen, die Weinburg; rechts über den Rhein Ausblicke nach dem Vorarlberge, nach dem Pfänder und dem vielbesuchten Gebhardsberg bei Bregenz.

Die letzte Station, Dorf Staad, bezeichnet die Grenze des Rheinthal's. Früher Landungsplatz, versandet der Ort seit Erbauung des Hafens von Rorschach und Errichtung der Rheinthalbahn immer mehr.

Obwol von Sargans an die Appenzeller Berge der Landschaft auf dem linken Ufer den Charakter geben, so gehören doch die Rheinniederungen und nächsten Abhänge dem Kanton St. Gallen an. Es ist die industriereiche Landschaft Toggenburg, mit dem Geburtsort des Reformators Zwingli, Wildhaus, drei Stunden von Station Haag entfernt, die, den Kanton Appenzell umschließend, in ihren Ausläufern in das Rheinthal sich herabsenkt.

Das Oberrheinthal ist arm an Sagen und Sagengehaltnen. Die wildverheerenden Mächte, die in demselben von Alters her walten, ließen die freundlichen Gestalten harmloser, im Mondschein den Reigentanz haltender Nixen und Feen nicht aufkommen; höchstens sind es unheimliche, unheilverbreitende Schreckgestalten, die in der Erinnerung sich festhielten.

Reicher fließen die Erinnerungen aus den Fehden der Rittergeschlechter unter einander und mit den Städten und Bürgern, derer von Montfort, von Werdenberg und Toggenburg. Das Leidenschaftliche, Gewaltthätige des Treibens auf diesen mittelalterlichen Burgen veranschaulicht die von Simrock behandelte Sage: „Itha von Toggenburg“, nach welcher diese von ihrem Gemahl auf bloßen Verdacht der Untreue hin in den Abgrund gestürzt, aber durch gute Geister erhalten und gerettet wird. Schon hier ist die religiöse Romantik mit der Legende verwoben; sie bildet auch die ganze Erzählung in Schiller's Ritter von Toggenburg, der, als seine Geliebte nach seiner Rückkehr aus dem Kreuzzuge den Schleier genommen, sich eine Hütte in des Klosters Nähe erbaute, vom Morgen bis zum Abend nach dem Klosterfenster blickend, die Erscheinung der Lieblichen zu erblicken, bis ihn der Tod überraste:

Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah.

Das Becken des Bodensees. Die beiden großen und schönen Wasserbecken, welche sich am Nordost- und Südwestrande der Schweiz in fast gleicher Höhe über dem Meere, sowie in fast gleicher Länge, Breite und Tiefe ausdehnen, und die eine so große Anziehungskraft auf die Besucher des Alpenlandes ausüben, haben in Bezug auf ihre landschaftlichen Reize und ihre Umgebungen mit einander viel Gemeinsames. Beide sind durch ihre Quellströme an die schneeigen Gipfel des Gotthard geknüpft, beide die Eingangspforten zur Alpenwelt der Schweiz, beide alt berühmt in Geschichte und Sage, und durch Malerei und Dichtkunst verherrlicht. In ihren großen und tiefen Becken sammeln sich die beiden größten Alpenströme der Schweiz, vom Schlamm sich reinigend, den sie vom Hochgebirge abschwemmten: Rhein und Rhone. Allein die Wassermassen des Bodensees sind imposanter und meerartiger als die des Lemanees, und seine Ufer mit ihren fruchtbaren Gärten, üppigen Wiesen und Weinbergen, ihren Obstplantagen und schattigen Wäldern, mit ihrem lieblichen Gewirre in einander verschlungener Hügel und Niederungen, ihren traulichen Städten und Dörfern, ihren Schlössern und Ruinen, ihrem fleißigen sorglichen Aufbau und ihrer Kultur wirken, wenn sie im Sonnenschein daliegen, wahrhaft bezaubernd auf das Gemüth und laden nicht minder zu trautem, heimathlichem Verweilen ein.

Der Bodensee besteht aus zwei scharf zu sondernden Theilen, dem eigentlichen Bodensee oder Obersee, und dem sogenannten Zeller- oder Untersee mit der Insel Reichenau. Letzterer ist von dem Bodensee durch den Rheinstrom getrennt, der nach seinem Austritt aus dem Obersee wieder eine Strecke weit zu einem selbständigen Strome geworden ist und im Untersee abermals zu einem seeartigen Gewässer sich erweitert. Der Untersee hat, wenn man denselben ostwärts von der Brücke zu Stein und westwärts bis Gottlieben rechnet, bei 2,6 g. M. Länge einen Flächeninhalt von 1,12 q Meilen; beide Seen zusammen sind 9,49 q Meilen oder 539 q km groß, und zwar ohne die beiden in ihnen liegenden Eilande Reichenau und Mainau, die zusammen 0,115 q Meilen Flächeninhalt haben.

Er erstreckt sich der Länge nach von Südosten nach Nordwesten, ist im Südosten am breitesten, im Nordwesten am schmalsten. Die Ufer sind nur an wenigen Stellen steil, meist flach und niedrig und im Süden theilweise morastig. Er hat mit dem Zeller- oder Untersee einen Umfang von 26,3 Meilen oder 195 km.

Seine größte Länge von Bregenz bis zur Mündung der Stockacher Aach beträgt $8\frac{1}{20}$ Meilen, von Bregenz bis zur Konstanzer Brücke $6\frac{1}{4}$ Meilen. Seine größte Breite hat er zwischen Rorschach und Wasserburg und zwischen Romanshorn und Friedrichshafen; erstere beträgt $1\frac{7}{8}$ Meilen, letztere $2\frac{1}{33}$ Meilen; die Entfernung von Rorschach bis Friedrichshafen, d. h. die am meisten befahrene Strecke, beträgt $2\frac{11}{20}$ Meilen.

Von Konstanz bis Ueberlingen und Ludwigshafen, also am Nordende, ist der See viel schmaler; die mittlere Breite beträgt nur etwas über $\frac{3}{10}$ Meilen.

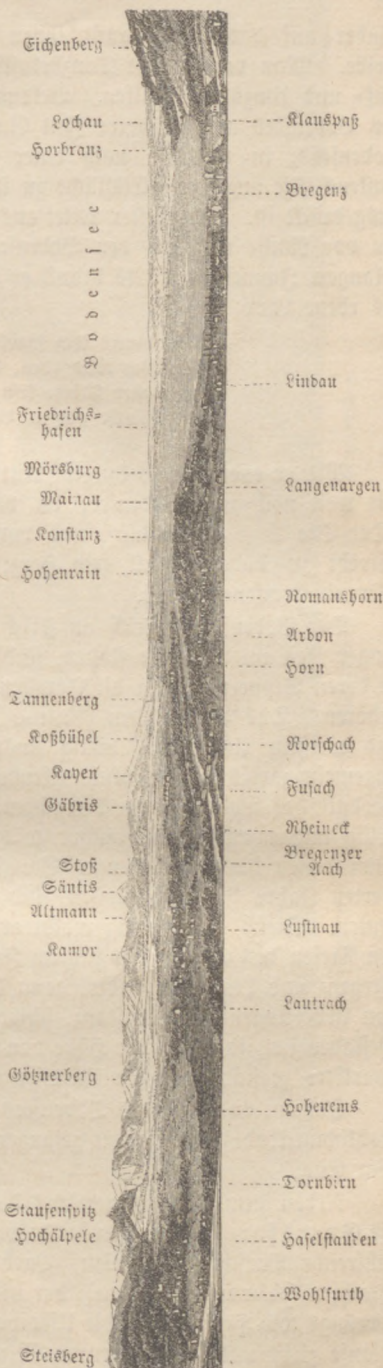
Die größte Tiefe des Obersees, in der Mitte zwischen Friedrichshafen, Langenargen und Norschach, beträgt 276 m. Der Ueberlinger See ist zwischen Meersburg und Staad 164 m tief. Sonst findet man im Obersee, wenige Stellen ausgenommen, fast überall mit 26 m schon Grund. Danach ist die früher viel verbreitete Meinung, daß er 292 F. tiefer liege als der Grund der Nordsee, zu berichtigen. Die mittlere Tiefe des Sees ist zu 104 m anzunehmen. Bei dem Zeller- oder Untersee findet man überall mit 20 m Grund. Die Höhe des Wasser- spiegels über dem Meere wird bei mittlerem Wasserstande auf 398 m angenommen.

Da die Zuflüsse des Bodensees größtentheils Bergwässer sind, so ist der Wasserstand des Sees zu verschiedenen Zeiten verschieden. Wenn der Schnee in den Alpen schmilzt, so steigt er oft in wenigen Tagen um 1—2 m, in seltenen Fällen bis 3½ m über den Nullpunkt des Lindauer Pegels.

Das Wasser des Bodensees ist klar, von grünlicher Farbe und gutem Geschmack. Es hat eine Temperatur, die weniger Veränderung erleidet als die dasselbe umgebende Luft.

Ein vollständiges Ueberfrieren des Sees gehört zu den Seltenheiten; aus den letzten zwei Jahrhunderten nennen wir die Jahre 1605, 1648, 1695, 1709, 1740, 1829/30 und 1870/71.

In diesen Jahren konnte man auf dem Bodensee reiten und fahren. Gewöhnlich wird ein solches Ereigniß mit allerlei Volksbelustigungen gefeiert; die Elstern tragen und führen ihre



Reiterbarhaltung der Ufer des Bodensees und seine Umgebungen bis Frauenfeld in St. Gallen.

Kinder auf das Eis, damit ihnen ein solches Ereigniß in Erinnerung bleibe. Man veranstaltet Tanzbelustigungen, Buden werden aufgeschlagen, Auf- und Umzüge gehalten. Bekannt ist mit Bezug auf ein Zugefrieren des Bodensees aus früherer Zeit Gustav Schwab's „Der Reiter über den Bodensee“, in welchem nach einer Volksjage das Schauerliche des Gedankens, die ungeheure Eisfläche zu überreiten, ohne es zu wollen, trefflich ausgedrückt ist. Der Reiter reitet aus hellem Thal über schneebedecktes Feld, um vor Nacht noch an den Bodensee und hinüber aufs andere Ufer zu gelangen. Immer vorwärts braust er auf rüstigem Kößlein, aus den Bergen ins ebene Land,

Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt,
In weiter Fläche kein Licht, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus.

Wie er endlich nach langem Ritt zu einem Dörfchen gelangt und fragt, wie weit noch zum Bodensee, da vernimmt er die überraschende Kunde: „Der See liegt hinter dir“, und vor Schrecken, in solcher Todesgefahr geschweht zu haben, stockt sein Herz; er sinkt vom Pferde und findet am Ufer ein trockenes Grab.

Der Bodensee ist reich an Fischen. Unter den 26 Arten, die sich seit langer Zeit im Bodensee finden, sind besonders die Salmen hervorzuheben, zu deren Sippe nicht nur die Forellen, sondern auch Aesche und Blauföhlen gehören. Das Blauföhlen (Salmo Wartmanni) mit bläulichem Rücken und weißem Unterleibe, völlig ausgewachsen bis 50 cm lang, hat ein ungemein zartes und wohlschmeckendes Fleisch und ist als das vorzüglichste Produkt des Bodensees zu betrachten. Erst im siebenten Jahre ist der Fisch völlig ausgewachsen und führt während dieser Zeit verschiedene Namen, unter denen die Bezeichnungen Gangfisch im dritten Jahre, und Renken im vierten Jahre die bekanntesten sind und oft dasselbe wie Blauföhlen bedeuten. Gleich dem Hering macht er seine Wanderzüge. Er überwintert in den Tiefen des Sees, zeigt sich im Frühling an der östlichen Bucht zwischen Bregenz und Lindau, wandert dann dem schwäbischen Ufer entlang herunter von Ueberlingen und Konstanz, schwenkt im Herbst nach den schweizerischen Gestaden um, laicht in der Höhe von Arbon und kehrt dann in seine Winterquartiere zurück, auch den Untersee mit seinem Besuch erfreuend.

Im untern Theil des Bodensees wird auch das nicht minder zarte und wohlschmeckende Sandsöhlen gefangen, zu Anfang des Winters selbst unter dem Eise.

Neben dem Föhlen gewährt die Lachsforelle und ihre Verwandte, die Grundforelle, eine große Ausbeute. Außerdem finden sich im Bodensee zahlreiche Barschen, Schleien, Barben, Karpfen und ganz besonders der Brachsen (Abramis brama), der in der Laichzeit, im Mai und Juni, dichtgebrängt wie Heringe, an die Ufer von Arbon, Steinach und zur Bregenzer Klause zieht und in ungeheurer Menge gefangen wird.



Panorama des Bodensees, vom St. Gebhardsberg bei Bregenz aus aufgenommen.

Unter den Schellfischen ist die Dreische oder Trütsche die kostbarste. Die Leber dieses Fisches galt früher für das kostbarste Gericht der Fischwelt; und eine Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich war dermaßen für Trütschenlebern begeistert, daß sie dem Anfauf derselben ein Lehengut opferte. Auch bei den Römern war dieser Fisch und seine Leber unter dem Namen *mustela* bekannt und gesucht. Plinius sagt (Naturgeschichte 4, 29) darüber: „Den nächsten Rang nach dem Fische *stacous* behauptet auf der Tafel die Leber der *mustela*, welche, was seltsam ist, der zwischen den Alpen und Rhätien gelegene Brigantiniſche See so gut hervorbringt, daß sie mit denen im Meer um den Vorrang streiten.“

Die Trütsche wird im Bodensee selten über 35 cm lang und $1\frac{1}{4}$ kg schwer. Sie ist von Farbe grünlichgrau, schwarz und gelbgrün marmorirt und durch blaue Bartfäden ausgezeichnet. Hechte sind im Bodensee nicht selten, da sie reichliche Nahrung finden. Der Riese des Bodensees ist der Wels oder Waller (*Silurus glanis*); er hat einen platten großen Kopf mit Bartfäden am Maule, von denen das obere Paar sehr lang ist. Sie erreichen im Bodensee die Länge eines Mannes und ein Gewicht — doch ist das schon selten — von 45 bis 50 kg. Man fängt sie durch Legangeln, die in der Tiefe des Sees befestigt und mit freispielandem Köder versehen werden.

Die Schifffahrt auf dem Bodensee, schon in früheren Jahrhunderten nicht unbedeutend, hat durch die Anwendung der Dampfkraft einen mächtigen Aufschwung genommen. Das erste Dampfschiff für den Bodensee wurde im Auftrag des Königs Wilhelm von Württemberg gebaut und machte, unter dem Namen „Wilhelm“, am 1. Dezember 1824 seine erste Fahrt. Im Jahre 1857 durchfurchten schon 20 Dampfschiffe die blauen Fluten des Sees. Im Frühling 1874 betrug ihre Zahl 27. Davon besitzen Bayern und Baden je 6, Württemberg 5 und die Schweiz und Schweizergesellschaft 6 und 4, zum Theil mit bequemer und behaglicher Einrichtung. Neben dem bayerischen „Ludwig“ und dem württembergischen „Eberhard“ ist das badische Salonſchiff „Kaiser Wilhelm“ das prächtigste. Es wurde im Herbst 1871 eingeweiht, als Kaiser Wilhelm vom Großherzog von Baden in Lindau abgeholt und nach der Insel Mainau geleitet wurde.

Die Dampfschiffe vermitteln hauptsächlich den Personenverkehr an den Uferplätzen. Daneben bringen die Segelschiffe Kalk, Pflastersteine, Kies, Holz, Obst, vom Obersee abwärts. Der Haupttransport besteht in Getreide. Es herrscht zeitweise an den kleineren Hafenorten ein Verkehrsleben, das dem in den Binnenstädten des Reiches, in Augsburg, München, Stuttgart u. s. w. wenig nachsteht.

Zeitweise ist die Schifffahrt nicht ohne Gefahren. Schon von März und April an geräth der See bei hereinbrechenden Regenschauern und Wettern in große Aufregung; er gewinnt plötzlich eine grüne Farbe, die aufgeregten und sich überstürzenden Wellen erhalten weiße Schaumkronen in Gestalt breiter milchweißer Bänke. „Der See fliegt“, ruft bei diesem Anblick der Schiffer aus und sucht sich zu retten; selbst die Dampfschiffe kommen bei dieser Erscheinung nicht ohne Rippenstöße durch.

Noch schlimmer und gefährlicher sind die dichten Nebel, die sich im Herbst und Winter wie eine undurchdringliche Masse auf den Wasserspiegel legen.

Bekannt ist aus der neuesten Zeit der Zusammenstoß des großen Schweizerdampfers „Stadt Zürich“ im März 1861 in der Abenddämmerung mit dem bayerischen „König Ludwig“; das letztere wurde in den Grund gehohrt und sank rasch mit 13 Personen und seiner ganzen Ladung nahe beim Hafen von Rorschach. Bekannt sind auch die Hebungsversuche des Ingenieurs Bauer, der nach langem Bemühen endlich mit 12 riesigen Ballons das wenig mehr brauchbare Schiff an die Oberfläche hob.

Ein neues belebendes Element für Handel und Verkehr am Bodensee kam durch den Bau der Eisenbahnen hinzu; auf dem rechten Ufer die Linie Lindau=Ingsburg=München und Friedrichshafen-Ulm, von Bregenz und Rorschach aus die Rheinthalbahn mit ihren Abzweigungen; außerdem von Rorschach aus Zweigbahn nach Heiden und weiter nach St. Gallen, und der Anfang der Bodensee-Gürtelbahn: die Linie Rorschach=Konstanz, sämmtlich herrliche Ausblicke auf den See und seine Landschaften gewährend.

Versuchen wir, etwa auf dem „Kaiser Wilhelm“, zur Zeit unstreitig das schönste Dampfboot des Sees, eine Lustfahrt und zwar über den See von Bregenz, dem alten Brigantium der Römer, am Südende des Obersees gelegen, längs dem schwäbischen oder östlichen Ufer über das bayerische Lindau nach Friedrichshafen und von da hinüber auf das westliche, schweizerische Gestade nach Konstanz. Während die Aussicht nach dem rechten schwäbischen Ufer wenig Malerisches bietet, so eröffnet sich nach links gleich außerhalb des Hafens ein wahrhaft feenhafter Anblick.

Vor unseren Augen liegt zunächst die Stadt, terrassenförmig sich am Fuße des Gebhardsberges lagernd; die Altstadt, ein unregelmäßiges Viereck, ist nach der Meinung vieler das alte römische Castrum. Auf der Anhöhe und unten das doch mehr alterthümlich als modern aussehende neue Bregenz mit dem reizenden Bregenzer Golf; links hat man die Terrassen des 1056 m hohen Pfändler vor sich, der sich hart an den See vorschiebt; geradeaus den vollen Blick in das offene Rheinthal, dessen Hintergrund von den Grauenhörnern und den sie überragenden Ringelhörnern gebildet wird; weiter rechts, dem schweizerischen Ufer zu, die Appenzeller Vorberge mit den reizend an ihren Abhängen gelegenen Dörfern und hinter ihnen die stolz dreinschauende Säntisgruppe.

In 25 Minuten erreicht das Dampfboot Lindau, die Inselstadt mit schönem Hafen und Standbild des Königs Max II. von Bayern am Ufer. Lindau hat wol die reizendste Lage unter den Städten des Bodensees. Schon vom Hafen aus hat man die Schönheit des Obersees in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit und Majestät; die Farbenpracht des Wasserspiegels ist an Sommertagen von überraschender Wirkung, und wunderbar schön sind die Sonnenuntergänge.

In anderthalb Stunden trägt uns das Dampfboot über Wasserberg, Kressbronn, Langenargen, immer dem nordöstlichen Ufer entlang, nach dem

württembergischen Friedrichshafen, mit lebhaftem Handel über den See. Der Verkehr wird durch eigene Transitschiffe, welche die Güter von der württembergischen Eisenbahn direkt ohne Umladung nach Lindau und die bayerische Bahn bringen, wesentlich gefördert.

Lindau und Friedrichshafen entsprechend liegt auf dem entgegengesetzten südwestlichen schweizerischen Ufer Korsbach, ein stattlicher, an dem Ufer und den nächsten Abhängen malerisch sich ausbreitender, zum Kanton Thurgau gehörender Flecken von etwa 3000 Einwohnern, mit bedeutendem Verkehr, namentlich was das aus Bayern und Schwaben kommende Getreide anlangt. Von den Anhöhen über die Stadt hat man eine reizende Aussicht über die Fläche des Sees. Von hier zweigen Bahnen nach dem Oberrheinthal und Konstanz ab. Der nordwestliche Theil des Bodensees, der Ueberlinger See, führt seinen Namen von der alten Reichsstadt Ueberlingen, welche noch jetzt durch ihr schönes Rathhaus mit kunstreichen Holzschnitzereien an die einstige Herrlichkeit erinnert. Besonders merkwürdig ist die Stadtpfarr- und Kollegiatkirche, welche 243 m im Umfange hat, und der 100 m hohe Thurm mit einer 177 Centner schweren Glocke. Auf dem rechten Ufer gegenüber Konstanz, in 20 Minuten erreichbar, liegt Meersburg, die Burg am Meere, ein Name, mit dem ja früher der Bodensee bezeichnet worden. Die Stadt liegt an der Abstufung einer hohen Felsenwand, und erfreut sich zweier Schlösser sowie eines katholischen Schullehrerseminars. Meersburg war lange Zeit der Aufenthalt des um das Nibelungenlied und die altdeutsche Dichtung hochverdienten Freiherrn Joseph von Laßberg; auch der bekannte Magnetiseur Dr. Mesmer liegt hier begraben.

Von Meersburg geht die Fahrt nach dem entgegengesetzten Ufer, wo „blühend aus dem Wellenbade die wunderholde Mainau steigt.“

Wie ein lieblicher Garten erhebt sich das Eiland, mit Recht auch Mainau genannt, mit seinem neu hergestellten Schlosse aus dem See empor; es liegt nur wenige Meter vom Ufer, mit dem es durch eine 570 Schritt lange Brücke verbunden ist. Einst ein Besitztum des Deutschen Ordens, fiel es 1805 an Baden, kam dann in verschiedene Privathände, bis es in neuester Zeit vom Großherzog Friedrich von Baden erworben und zu seinem Lieblingsommeraufenthalt erkoren und umgeschaffen wurde. In den letzten Jahren hat die Mainau die Weihe der Geschichte zum zweiten Mal empfangen durch die alljährlichen Besuche des deutschen Kaiserpaars, welches dort mit Kindern und Enkeln trauliche Stunden zu verbringen liebt.

Die Aussicht ist eine überaus reizende. Bei günstiger Beleuchtung schweift der Blick über den Bodensee bis nach Lindau und den Bregenzer Pfändler, dann das westliche Ufer entlang auf die Vorarlberger-, Tiroler- und Säntisgruppe, die Kurfürsten bis zum glänzenden Schnee- und Eisrücken des Glärnisch. Nach dem östlichen Ufer des Sees gewendet überschaut der Blick die herrliche Wasserfläche des Obersees, und an der Friedrichshafener Bucht vorbei, der Mainau gegenüber, die Schloßzinnen von Meersburg. Weiter nördlich trifft das Auge auf das alte Thuringa, das trotzig in die Sandsteinfelsen des Ufers hineingebaute Ueberlingen, mit

einem herrlichen Münster mit verwitterten Thoren und Thürmen; sehenswerth sind die alterthümlichen Schnitzereien des Rathhauſſaales und vielbesucht die neue Badeanstalt. Zur Zeit der Alemannenherrschaft war sie die Residenz der alemannischen Herzöge und der Mittelpunkt des Linzgaaes.

Weiter hinab folgen dem rechten Ufer entlang die sogenannten Heidenlöcher, das sind zahlreiche, hoch oben in einer Felswand befindliche Höhlen, die im Innern zu Gemächern und Kammern eingerichtet wurden. Vielleicht dienten sie in den Alemannen- und Römerkriegen zu Zufluchtsstätten. Dann erblickt man das pittoresk von hohen Felswänden umschlossene Dorf Sippingen mit den Ruinen der Burg Hohenfels, der Heimat des Minnesängers Burkhart von Hohenfels.



Am Bodensee.

Am Ende des Sees liegt der zum neuen Hafen umgeschaffene Ort Ludwigshafen, früher nur als Dorf Sernatingen bekannt, und gegenüber auf dem linken Ufer Schloß Bodmann, das vielleicht dem Bodensee seinen Namen gab. Hier war einst die königliche Pfalz, auf welcher König Dagobert und mehrere Kaiser so gern verweilten.

Ueber den Bodensee hinaus trifft der Blick von Mainau aus, an Kirchberg, dem reizenden Besizthum des Prinzen Wilhelm von Baden, und der alten Abtei Salem vorbei, auf fruchtbare Hügelreihen, auf denen, stolz in den See herabschauend, das Schloß Heiligenberg, dem Fürsten von Fürstenberg gehörend, liegt. So genießt von der Mainau aus das Auge ein entzückendes Landschaftsbild. Wie eine hellshimmernde Perle ruht das



Eiland auf den Fluten des Sees. Sinnig und dichterisch schön läßt es daher der in Aegypten früh verstorbene Naturforscher Theodor Bilharz aus einer Freudenthräne des Seraph entstehen, die dieser im Anblick der herrlichen Schöpfung weint.

Und sie entfiel ihm, fiel in den Bodensee,
Und blüthenduftend tauchte die Mainau auf,
Und seither glänzt sie, ein Demant,
In des azurnen See's Fläche.

Im jungen Frühling bist du ein Blütenfeld.
Im Herbst glühet golden die Traub' auf dir.
O schönes Eiland! Möchten immer
Thränen des Dankes nur dich besuchten. —

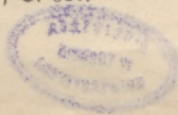
Es erübrigt noch die Frage: Wie hat sich das Bodenseebecken mit dem Rheinstrom gebildet, welche Vermuthungen liegen vor über die Beschaffenheit der Landschaft in der Urzeit, d. h. jedenfalls in einer Zeit, die der jetzigen Gestaltung der Dinge vorherging?

Es ist neben den Ergebnissen der Naturforschung im Allgemeinen das Verdienst des Alterthumsvereins für den Bodensee und das Rheinthal, zu dem eine Anzahl Geistliche, Lehrer, Professoren, Beamte, Aerzte aus den Uferstädten des Bodensees zusammengetreten sind, in der Sammlung und Klassifizierung der zahlreichen Funde das nöthige Material sowie die höhere Unterlage zu festen Schlüssen über eine frühere Entwicklungsperiode der Landschaft beigebracht und geschaffen zu haben.

Schon in den ältesten Zeiten ragte das Gerippe der Alpen über den Wasserspiegel hervor. An himmelanstrebende Gipfel, an mächtige Gletscher und wild zerrissene Bergformen haben wir dabei freilich noch nicht zu denken. Es war vielmehr ein niedriger Inselzug aus Granit und Urgebirge gebildet, den die paläolithischen Gewässer umsäumten. Solche hatten die zwei breiten Granit- und Schieferzonen hinterlassen, die dann im ganzen südlichen Europa wieder von jüngeren Ablagerungen der Kalkzone und Sandstein schiebt überdeckt wurden, beziehungsweise an den Grundstock sich ansetzten.

Nach und nach, nicht plötzlich und mit einer einzigen Erdkatastrophe, sondern in wiederholten Rucken und Erschütterungen hoben sich diese Ur- und Grundmassen zu ihrer jetzigen Höhe, wobei sie die Ablagerungen ihrer Abhänge, wie die Gegenwart zeigt, wild durch einander warfen.*) In jener Periode bildete die Bodenseelandschaft einen Theil des Helveto-Germanischen Meeres. Auf diese Salzflut, mag sie nun durch Hebung des Bodens verdrängt oder in der Anhäufung von Geröll, Sand und Schlamm erstickt sein, folgte eine Periode, in welcher weite Süßwasser-Landseen und ausgedehnte Moräste einen großen Theil des Meeresbodens

*) Bittel, „Aus der Urzeit“, S. 310.



bedeckten. Aus jener Zeit stammt die weit verbreitete sandige Süßwasser-
molasse der Ostschweiz, der Bodenseeufer und der bayerischen Hochebene;
mit diesem Material sind das Konstanzer Münster, Korschach und
St. Gallen erbaut.

Durch das Oberrheinthal, an beiden Ufern des Bodensees und bis
nach Oberschwaben begegnet man überall Findlingen und Steinmassen, die
ihrer Beschaffenheit nach dem Urgebirge angehören.



Meersburg.

Aus solchen Ueberresten läßt sich beweisen, daß in jener Periode der Vor-
zeit, in welcher durch allerlei Ursachen eine starke Abkühlung der Temperatur
eintrat, ein Riesengletscher vom Oberrheinthal her sein breites Bett bis
hinab an den Bodensee zog, diese Vertiefung ausfüllte und sich bis an das
schwäbische Hügelland ausbreitete. Auf seinem Rücken schob er Felsbrocken
von St. Gotthard, der Sceaplana und den Borarlberger Alpen an die
jetzigen Nordufer des Sees und Steine vom Tödi auf dem Südufer bis
nach Schaffhausen vor und bis in die Riesgruben von Oberschwaben.
Auf dem rechten Ufer des Rheins finden sich Felsarten von der Via mala,
vom der Hochwang- und Rhätikonkette, während auf dem linken Rheinufer
Ablagerungen des Tödi und seiner Vorberge, der sogenannte Ponteljas-
Granit, hingestreut sind. Alle diese Urmassen können nur auf dem Rücken

eines Gletschers in diese vom Grundstock so entfernt liegenden Gebiete gekommen sein. *) Die Wanderblöcke, die man von demselben Granit von Sargans ins Thal der Senz und des Wallensees, von Wallenstadt bis Wesen und weiter an den Züricher See bis in den Aargau hinein findet, beweisen, daß ein mächtiger Arm des Rheinthalgletschers bei Sargans sich abzweigte und das Thal ausfüllte, das jetzt vom Wallensee und der Linmat eingenommen ist.

Einer spätern Temperaturerhöhung folgten das Abschmelzen dieser Eismassen und jene gewaltigen Diluvialfluten, welche die ganze Oberfläche veränderten. In dieser Zeit muß es gewesen sein, daß der Oberrhein den schon früher erwähnten Durchbruch durch die Felsmassen des Schollbergs bei Sargans erzwang und sich in gewaltigen Fluten in das schon früher entstandene Bodenseebett stürzte; in dessen Einsenkung ließ er einen Theil seiner Fluten zurück, lud seinen Schutt ab und suchte sich bei Konstanz einen Ausweg. Selbstverständlich war lange Zeit die ganze Landschaft umflutet und das Becken zu größerer Höhe gefüllt, wie denn an terrassenartigen Abstufungen bei Korsbach und an anderen Orten des Südufers Spuren einer so beträchtlichen Höhe der Wasserfläche des Sees erkennbar sind.

Es war dies jene Periode, die eigentliche „Schöpfung des Bodensees“, von der Gustav Schwab singt:

Da schuf sich jetzt die Riesenkette
Der Alpen, ihrer Thäler Schoß,
Da brach der Strom ins Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Jahrhunderte verfloßen, bis die Wasser sich senkten und die Ufer und ihre Abhänge bewohnbar wurden. Endlich aber kam diese Zeit, und dann war die Schöpfung des Sees wahrhaft vollendet, als Derjenige sich an seinen sonnigen Ufern niederließ, der „der Allmacht Siegel auf der Stirne trägt“ — der Mensch. —

Die alte Handelsstraße nach Italien. Als die um den Bodensee gelegenen Landschaften in das Licht der Geschichte traten, wohnten an seinem südlichen Ufer, zwischen Rhein, Rhone und Jura, die Helvetier. Sie sind bekannt durch ihre Kämpfe mit Cäsar. Unter ihrem Führer Orgetorix brachen sie, um neue Wohnsitze zu suchen, in das südliche Gallien ein, das längst römisch war; allein Cäsar verlegte ihnen den Weg, und nachdem in wiederholten Kämpfen der größere Theil vernichtet war, nöthigte er den Rest, in die Heimat zurückzukehren. Dies geschah im Jahre 58 v. Chr.

*) Grube, „Vom Bodensee und dem Rheinthalgletscher“ 1875.

Als sie auszogen, waren sie 368,000 Mann stark; die zurückkehrenden Trümmer betrug noch 110,000 Mann. Die Spuren ihrer Niederlassung lassen sich in der Westschweiz von Freiburg und Solothurn bis an den Genfersee verfolgen.

Ein zweites Volk, das den Römern schon um jene Zeit bekannt war, sind die Rhätier. Welcher Nationalität sie angehörten, ist schwer zu sagen. Von Livius, dem auch Plinius folgt, werden sie zu den Tusciern oder Etruskern gerechnet; sie sollen unter ihrem Führer Rhaetus, wie wiederholt erwähnt, vor den Galliern geflohen und in den Hochgebirgen Graubündens (den Rhätischen Alpen) sich niedergelassen haben.



Lindau am Bodensee.

Die römischen Schriftsteller begreifen unter den Rhätiern die verwandten Vindelicier mit. Ihre Wohnsitze reichten im Süden nach Italien hinein, bis zu den Venetern und Insubrern. Im Jahre 89 v. Chr. waren sie bis Verona und Trident vorgeedrungen. 44 v. Chr. wurden sie von Munatius Plancus, welchem Cäsar das Gallien jenseit der Alpen übergeben hatte, wie es scheint, besiegt, und lebten eine Zeit lang mit Rom im friedlichen Handelsverkehr. Von den Römern geschätzt war der rhätische Wein, der um die Höhen von Verona und im Veltlin um Chiavenna herum wuchs; nach Sueton war er sogar des Augustus Lieblingsstrank.

Im Jahre 14 v. Chr. erscheint dieses wilde Gebirgsvolk aufs Neue im Kampfe mit den Römern, und zwar in Verbindung mit den nördlich an sie anschließenden Vindeliciern.

Beide Völker machten nun gemeinschaftlich Einfälle, theils südlich von den Rhätischen Alpen nach Oberitalien, theils westlich rheinabwärts in das römische Gallien, Alles verwüstend und niedermetzend. Als der Schrecken dieser Einfälle sich nach Rom verbreitete, sandte Augustus zuerst im Jahre 14 v. Chr. seinen Adoptivsohn Drusus. Dieser begegnete den Rhätiern am Fuße der Tridentinischen Alpen und schlug sie aufs Haupt, noch ehe ihre Verbündeten, die Vindelicier, von den Bergen herabgestiegen waren. Die Feinde wichen in ihre Schluchten zurück, Drusus machte Halt und erhielt die Ehren eines Imperators. Allein der Krieg war darum noch nicht zu Ende. Aus Italien zurückgedrängt warfen sich die beiden Völker, ohne Zweifel vom Bodensee her, aufs Neue nach Gallien. Jetzt sandte Augustus dem Drusus den Tiberius zu Hülfe. In getheilten Heerhaufen operirten nun die beiden Feldherren gegen die Feinde. Drusus kam von Italien her durchs Gebirge und warf ein rhätisches Burgkastell um das andere nieder. Tiberius rückte von der gallischen Seite her gegen den Bodensee, dessen Ufer damals zum ersten Mal von den Römern betreten wurden. Da der See, als ein natürliches Bollwerk der Rhätier, sich der Vereinigung der beiden Brüder hinderlich erwies, so schuf Tiberius eine Flotte und besetzte eine Insel des Sees, bei der er den Vindeliciern eine Seeschlacht lieferte. Nach der Meinung einiger Gelehrten war dies Lindau; wahrscheinlicher aber, da Tiberius von Westen, von Gallien her kam, Reichenau. Hier trafen die beiden furchtbaren Gegner zusammen; allein der wilde Muth der Vindelicier, die die Holzkeule und das Steinbeil führten, unterlag einer ihm noch unbekanntem Uebermacht, den Eienwaffen und der eisernen Disziplin des römischen Heeres. Die leichten Rähne, von den feindlichen Wurfmashinen zerschmettert, sanken mit den kühnen Kriegern in die Tiefe. Bei dieser Gelegenheit wol war es, daß die um die Ufer des Untersees entdeckten Pfahlbauten und die alte Bodenkultur des Sceufers ihrer Vernichtung preisgegeben wurden; denn es ist unzweifelhaft, daß die Vindelicier, sobald Gefahr drohte, ihre Wohnungen mit Weib und Kind verließen und der Zerstörung und dem Brande preisgaben.

Eine zweite, nicht minder blutige und mörderische Schlacht fand wahrscheinlich am Eingang des Oberrheinthales, etwa bei der militärisch wichtigen Gegend von Feldkirch, statt. Hier nahmen, wie Florus erzählt, selbst die Weiber am Kampfe Theil und warfen, als sie keine Geschosse mehr hatten, den Feinden ihre am Boden zerschmetterten Säuglinge ins Angesicht, um sie vor römischer Knechtschaft zu bewahren; selbst der römische Dichter, der auf Augustus' Geheiß diese Siege besang, kann diesen „Heldenherzen, die dem Freiheitstode sich weiheten“, seine Bewunderung nicht versagen.

Nach dieser Schlacht war der Muth dieser wilden Bergvölker gebrochen, und sie wurden nun haufenweise durch ganz Rhätien und Vindelicien hin unterworfen und fast vernichtet. Massenweise wurden sie verpflanzt und

in die Sklaverei verkauft; das von Blut und Trümmern rauchende Land wurde zur Einöde, und wir sehen von nun an von den zahlreichen Alpenvölkern nichts mehr. Rhätien und Bindelicien ward zur römischen Provinz unter dem Namen Rhätien; ihre Grenze nach Norden und Westen hin erweiterte sich bedeutend, so daß der ganze Bodensee in ihrem Gebiete lag.



Zug der Bindelicier über die Alpen.

Bei dieser Gelegenheit ist es auch, daß wir die ersten Nachrichten über den See und seine Umgebung erhalten, die Strabo seiner Erdbeschreibung einverleibt hat und der sich also vernehmen läßt: „Der Hercynische Wald ist ziemlich dicht, hat an sehr abschüssigen Stellen hohe Bäume und schließt ein großes Stück Land ein; in der Mitte liegt eine Gegend, die viele

Einwohner nähren kann. Nahe daran ist die Quelle des Jster (Donau) und die des Rheines, und zwischen beiden ein See und Sümpfe, die vom Rhein herrühren. Der See hat mehr als 300 Stadien im Umfang, die Ueberfahrt beträgt ungefähr zweihundert. Er hat auch eine Insel, deren sich Tiberius bei der Seeschlacht mit den Vindeliciern als eines festen Punktes bediente. Er liegt südlicher als die Quellen des Jster, wie auch der Hercynische Walde, so daß man, wenn man von Gallien nach dem Hercynischen Walde will, zuerst über den See, dann über den Jster setzen muß; von hier reist man schon durch angenehme Gegenden, und zwar durch Bergebenen. Als Tiberius von dem See eine Tagreise weit weg war, sah er die Quellen des Jster. An den See stößt in einer kurzen Strecke das Gebiet der Rhätier, in einer längeren das der Helvetier und Vindelicier und die Wüste der Bojer. Bis nach Pannonien bewohnen Alle, besonders die Helvetier und Vindelicier, Bergebenen. Die Rhätier und Noriker aber reichen bis zu den höchsten Alpen und bis nach Italien.“

Plinius giebt bei dieser Gelegenheit dem See den Namen Brigantianischer See.

Unter den Händen der römischen Legionen, die ihre Standquartiere in Rhätien hatten, streiften allmählich diese Landschaften die ursprüngliche Wildheit ab. Die menschenleeren Gegenden wurden durch sie und immer neu hierher verpflanzte Kolonisten wieder bevölkert, und auf den Trümmern der niedergebrannten Wohnstätten erhoben sich neue Ansiedelungen. So am Ostufer des Sees am Eingange des Oberrheinthals Brigantium, von dem der See bald den Namen erhielt, etwas weiter nördlich Campodunum (Memmen) und in der Mitte der Landschaft, am Lech Augusta Vindelicorum (Augsburg), das Hauptquartier der römischen Legionen in der Provinz und zugleich der Stapelplatz römischen Handels und römischer Waarenniederlagen.

Diese Kolonistenstädte wurden mit dem Mutterland schon der militärischen Zwecke wegen früh mit Straßen verbunden. Nach der großen Stappenkarte des Römischen Reichs, von ihrem frühesten Besitzer Tabula Peutingeriana genannt, deren erste Anlage um die Mitte des 4. Jahrhunderts nach Christus fällt, lief eine Hauptstraße von Mediolanum (Mailand) aus über Comus, Clavenna (Chiavenna), den Splügen, Curia (Chur), Magia (Mayenfeld), Clunia (Seldkirch) nach Brigantium und von da nach Campodunum und Augusta Vindelicorum.

Von jener ersten Römerstraße führte ein Vizinalweg von Brigantium aus an dem südlichen Ufer des Bodensees hin nach Helvetien (Vindonissa) und von dort nach Gallien. Da, wo diese Seitenstraße den See unmittelbar berührte und nach Helvetien abbog, ward ein römisches Kastell „Arbor Felix“ (Fruchtbaum oder Fruchtgarten) errichtet. Augusta Vindelicorum wurde westlich mit Sumlosenna (Rothenburg), der römischen Hauptniederlassung in den Agri Decumates, dem Zehntland, sowie dadurch mit dem Main- und dem Rheinheer in Verbindung gesetzt und nordöstlich und östlich mit Castra Regina (Regensburg) und Noricum. Auf diesen Straßen

ertönte nicht bloß der gemessene Schritt der römischen Legionen, sondern neben dem Kolonisten und Pächter brachte der Händler und Kaufmann seine Waaren zu Markte. Massenhaft müssen bald nach der Eroberung Rhätiens und der Donaugrenze die Erzeugnisse italiischer Fabrikarbeit nach Süddeutschland geströmt sein; daher der plötzliche Reichthum an Fibeln, Ringen, und sonstigen Schmucksachen und Kleingeräthen, die von ganz übereinstimmenden Formen in den Gräbern der Ostschweiz und Süddeutschlands sich finden.

Die Bodenkultur wurde, da die Römer auch hierin Meister waren, erst jetzt schwunghaft und rationell betrieben. Wie Plinius berichtet, wurde zu seiner Zeit gerade in Rhätien der Pflug mit Rädern erfunden, und mußte diese Erfindung der Landwirthschaft und Bebauung des Bodens wesentlich Vorschub leisten. Die Römer, und nicht das erträumte Kulturvolk der Kelten, zu denen übrigens die alten Bindelicier nicht einmal gehörten, sind es gewesen, welche an den sonnigen Bergabhängen des Oberrheinthals Weinberge anlegten und die Weinkultur in einem fast fünf-hundertjährigen Besitz des Landes immer weiter an den Bodensee und die Mitte des Landes verpflanzten.

Auf die Römer folgten die Alemannen. Schon Constantius Chlorus kämpft gegen sie. Dann prallen hier ein Jahrhundert später in wilden Stürmen Völker aus allen Richtungen gegen einander: Alemannen, Sueven, Bindelicier, Franken. Unter Chlodwig und seinen Nachfolgern bricht sich neben Gesetz und Ordnung auch das Christenthum Bahn. Es erheben sich auf den Trümmern der alten römischen und rhätischen Städte Wohnungen, Klöster und Pflanzschulen des neuen Glaubens. Die Mönche schämen sich der Feldarbeit und anderer Geschäfte nicht; sie pflanzen und pflegen Obstbäume, treiben selbst ihre Viehherden aus, spannen die Segel und zwingen den stürmischen See.

Ueber den Klöstern baut man allmählich Paläste und Burgen an schönen, frei und hoch gelegenen Punkten, und in viele Wohnungen hoher, tapferer Herren zieht Gesittung und Kultur ein und verbreitet sich unter den Karolingern in immer größeren Kreisen. Das edle Gewächs, das mit seinen Ranken jetzt fast den ganzen See umschließt, wird heimisch an seinen Ufern. Höfe, Weiler, Dörfer entstehen, deren Namen noch nachklingen in den jetzigen Ortschaften. In der Zeit des stauffischen Kaiserhauses sind die Ufer des Bodensees ein Garten der Ritterlehre und des Sängerruhms. Auf die Helden- und Dichterglorie der Hohenstaufen folgt dann eine ruhigere und profaischere Zeit unter Rudolf von Habsburg und seinem Sohne, und im 14. Jahrhundert der Kampf und der Sieg des Bürgerthums, dessen Zünfte und Gilden allmählich erstarkt waren. Die Geschlechter, die seit Jahrhunderten an beiden Ufern des Bodensees geherrscht, verarmen, und an ihre Stelle tritt ein reges, selbstbewußtes Bürgerthum. Nun entfaltet sich ein reges Städteleben und damit zusammenhängend ein neuer, lebhafter Handelsverkehr an vielen Uferpunkten des Sees: in Konstanz, St. Gallen, Lindau, Rempfen.

Die Städte des Bodensees schlossen sich, um sich gegen die Ausbeutungen des Adels und der Territorialherren zu schützen, dem mächtigen schwäbischen Städtebunde an, der nach und nach die oberrheinischen, elsässischen, fränkischen und schwäbischen Städte in sich vereinigte. An seiner Spitze befanden sich Augsburg, Ulm und Nürnberg, welche seit dem 14. Jahrhundert anfangen, den italienischen Spezereihandel, der von Venedig landwärts nach Deutschland ging, an sich zu ziehen.

Den größten Verkehr trieb Augsburg über Rüssen und den Brenner nach Venedig, von wo ihre Kaufleute große Frachten levantischer Waaren und Spezereien erhielten. Seit Anfang des 14. Jahrhunderts kam die Weberei sehr in Aufnahme, und schon um diese Zeit war das Augsburger Finnen berühmt.

Im 15. Jahrhundert stieg der Handel der oberdeutschen und schwäbischen Städte auf den Gipfel seiner Größe, denn die meisten levantischen Waaren gingen von Venedig über Tirol nach Schwaben und von da in die übrigen Provinzen Deutschlands bis nach Ungarn, Schlesien und Polen.

Die vornehmsten Personen beschäftigten sich damit; sie errichteten Handelsgesellschaften, schossen große Geldsummen zusammen, mit denen sie sowohl die indischen und levantischen (Waaren, Spezerei, Seide, Baumwolle, Edelsteine und andere Kostbarkeiten) herbeischafften, als auch die eigenen Produkte, (Wein, Getreide, Kurzwaaren, Nadeln, Spiegel u. s. w.), ausführten. Hauptausfuhrartikel war jedoch die Leinwand. Das gemeine Volk auf dem Lande kannte fast keine andere Beschäftigung als Leinwand machen. Nicht allein die Mütter mit ihren Töchtern widmeten sich dieser Aufgabe, sondern auch die Männer und die Jünglinge traf man während des Winters am Spinnrocken oder am Webstuhl an. Sie machten, außer dem gewöhnlichen Barchent auch noch Kölsch und Zwillich, den sogenannten Atlasbarchent oder Damast, von dem allein in Ulm 200.000 Stücke jährlich angefertigt wurden. Am Bodensee bildete die Hauptvermittlung für den Handel nach Italien Konstanz; daher dort die deutsche feine Leinwand nur Tela di Constanza genannt wurde.

Der Waarenverkehr wurde im Wesentlichen durch dieselben Straßen vermittelt, welche die Römer erbaut, von denen sich heute noch um den Bodensee und im Oberrheinthal zahlreiche Spuren finden. Die deutschen Kaiser sicherten und erweiterten die Straßen durch zahlreiche deutsche Kolonisten, die bis tief in die höchsten Alpenthäler sich niederließen. Der Zug ging von Augsburg nach Bregenz und Konstanz dem Südofer entlang über das alte Arbon gleichfalls dem Oberrheinthal zu, und von da über Chur und den Splügen nach Oberitalien; selbstverständlich spielte auch der See und sein Uferverkehr eine große Rolle dabei. Noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts dauerte dieser Waarenzug ungestört fort, obwohl schon einige Jahrzehnte vorher die Portugiesen und Spanier den morgenländischen Handel mit Spezereien an sich gezogen hatten und damit Oberdeutschland und Italien versahen.

Seit Ende des 16. Jahrhunderts ging der Hauptverkehr mit Italien, an die Holländer über.

Auf den Verfall der Gewerbthätigkeit in den oberdeutschen Städten wirkte besonders auch die Unterdrückung des Bürgerstandes und der freiherrlichen Einrichtungen ein, welche seit Karl V. begannen. 1548 wurde durch dieses Kaisers gewaltsame Maßregeln die Macht Augsburgs gebrochen, ähnlich fuhr er mit Ulm. Noch schlimmer erging es Konstanz, das sich den Anordnungen Karl's zur Unterdrückung des Protestantismus nicht fügen wollte. Er ließ die Stadt in die Acht erklären, besetzte sie mit seinen spanischen Truppen und unterdrückte die Reformation. Die reichen Gewerbleute, welche meist der protestantischen Lehre huldigten, wanderten in die Schweiz, und Konstanz, einst der Sitz des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und Italien, sank zu einer unbedeutenden österreichischen Landstadt herab. Kaiser Joseph II. veranlaßte im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als in Genf Unruhen entstanden, eine Anzahl Manufakturisten und Fabrikanten, nach Konstanz überzusiedeln. Es kamen Uhrmacher und Kleinodienfabrikanten; die Manufakturisten errichteten auf der Dominikanerinsel eine Indienneindruckerei. Aber infolge der fortwährenden Kriege konnten diese Unternehmungen nicht gedeihen, und erst durch den Anfall von Konstanz an Baden, durch die Gründung des Zollvereins und die Anlage neuer Häfen um den Bodensee, die Errichtung der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen entwickelte sich wieder ein regerer Handelsverkehr von Konstanz aus und um die Ufer des Bodensees. —

Zwei Klöster. Nach dem Sturz der Römerherrschaft im 4. und 5. Jahrhundert wurden die Ufer und Landschaften um den Bodensee von den Alemannen in Besitz genommen. Sie umschlossen beide Ufer und dehnten westlich bis an die Aar und ihren Ursprung, östlich bis ins Allgäu, ins Vorarlbergische und den Bregenser Wald sich aus; südlich bis in das Oberreintal, den Grundstock der Bevölkerung in den Kantonen St. Gallen, Thurgau und Appenzell bildend. Am Nordufer schlossen sich ihnen bis zum Lech die stammverwandten Schwaben an.

Allein während der Frankenstamm nach der entscheidenden Schlacht über die Alemannen im Jahre 496 nach ihres Königs Vorgang sich dem Christenthum zuwandten, blieben die Alemannen noch fast zwei Jahrhunderte ihrer angestammten Religion treu.

Die Gestalt des ersten Glaubensboten, Fridolin, den die kirchliche Sage nach Gallien an den Hof Chlodwig's und von da zu den Alemannen am Oberrhein in die Gegend von Sickingen kommen und auf einer Rheininsel eine Zelle bauen läßt, schwebt ganz im Zwielicht der Sage und im Dämmerchein der Legende, und man hat mit Recht nicht blos die Zeit seines Auftretens um anderthalb Jahrhunderte hinabgerückt, sondern Zweifel an der Existenz eines aus Schottland kommenden Missionars Fridolin ausgesprochen.

In das Licht der Geschichte tritt die Christianisirung der Alemannen erst mit Columbanus und seinem Schüler Gallus. Auch sie kamen von den britischen Inseln und zunächst von jenem westlichen Gilande, das in der Mitte des 6. Jahrhunderts mit Klöstern und Mönchen übersät und im

Besitz einer für jene Zeit seltenen wissenschaftlichen Bildung stand, von der deshalb sogenannten Insel der Heiligen (Insula Sanctorum), Irland.

Columban, um 550 in der Provinz Leicesters geboren, fühlte schon früh einen Zug zum beschaulichen Leben der Mönche; im Kloster keimte dann später der Wunsch, zu den Heiden zu gehen. Um 590 steuerte er mit seinen Gefährten Gallien zu, wo er, von König Guntram von Burgund unterstützt, das gesunkene gallische Christenthum neu belebte und der verödeten Kirchen sich annahm. Seine Strenge, mit der er auch in die Klöster Zucht und Ordnung brachte, zog ihm viele Feinde zu; und als er gar dem König Theodorich seine Ausschweifungen vorhielt, mußte er Burgund verlassen. Er begab sich nach Soissons zum König von Neustrien und von hier nach Metz zu Dietbert, König der Ostfranken, der ihm die Erlaubniß gab, in dem alemannischen Helvetien, das zu Ostfranken gehörte, das Christenthum zu verkünden.

So erschien Columban mit seinen beiden Gefährten, von denen Gallus gleichfalls aus Irland stammte, zuerst am Rhein bei Schaffhausen (Ascapha), dann am Zürichersee, wo sie den Kampf mit dem Heidenthum begannen, indem sie die Götzenbilder des Wodan zertrümmerten und in den See warfen. Durch einen Volksaufstand von dort vertrieben, nahmen sie ihren Weg hin zum Bodensee nach Arbor Felix, wo der Priester Wilmar sie freundlich aufnahm, und ihnen am östlichen Ende des Sees, in Brigantium (Bregenz), einen Sitz anwies. Dort deutete die Aureliakapelle auf frühere Spuren des Christenthums in der Gegend, war aber bei ihrer Ankunft wieder dem Götzendienste geweiht; es gelang ihnen, die Götzenbilder zu entfernen und sie dem christlichen Gottesdienste wieder zurückzugeben.

Drei Jahre lang verweilte Columban mit seinen Gefährten unangefochten in der Gegend; sie nährten sich vom Ertrag des Fischfangs und der Jagd. Da ließ der Herzog von Schwaben und Rhätien, Gunzo, der am nordwestlichen Auslauf des Sees, in Zburinga, dem heutigen Ueberlingen, seinen Sitz hatte, sich durch die heidnische Partei bewegen, die unbequemen Waldbrüder auszuweisen. Columban zog über die Alpen zu den Langobarden, wo ihn der König Agilulf freundlich aufnahm. Dort gründete er unweit Pavia das nachher so berühmte Kloster Bobbio und starb 615. Gallus blieb wegen Kränklichkeit seines Körpers bei dem Priester Wilmar zu Arbon. Als er genesen war, ließ er sich von dem Diakon seines Gastfreundes, dem jagdgewohnten Hiltibold, die Gegend schildern, welche oberhalb Arbon am Flüsschen Steinach als eine tiefe Wildniß zum Hochgebirge aufsteigt. Dahin verlangte es ihn zu ziehen und dort eine Zelle zu errichten. Als er mitten im Gestrüppe der Dornen, in denen sein Fuß sich verwickelt, den Ort gefunden zu haben glaubte, der sich zum Bau einer Zelle eignete, steckte er eine Haselruthe, der er die Gestalt eines Kreuzes gab, in die Erde und hing die heiligen Reliquien, die er in einer Kapsel mitgebracht, an derselben auf mit den Worten: „Hier ist meine Stätte, hier soll auch meine Ruhe sein.“

Damit war der Anfang geschehen zur Gründung der nachmals so berühmten Abtei St. Gallen, im Jahre 614. Gallus war damals sechzig Jahre alt. Bald sammelte sich um den heiligen Mann, dem man Wunderkräfte zuschrieb, eine Schar von Mönchen, Anfangs zwölf, die freiwillig der strengsten klösterlichen Zucht sich unterzogen.



Gründung des Klosters St. Gallen.

Graf Talto, der Verwalter der königlichen Güter, schenkte den Mönchen die Wildniß, die sie erst urbar machen mußten im Kampf mit den wilden Thieren des Waldes. Diese Ueberwindung der rohen Naturkräfte durch die Macht menschlicher Gesittung und religiöser Begeisterung ist es, aus der jene sinnvollen Sagen hervorgingen: Gallus habe auch Gewalt über die vernunftlose

Kreatur gehabt; die Thiere hätten seinem Winke gefolgt, auf sein Geheiß ihm Dienste geleistet und auf sein Machtwort die Gegend gemieden.

Auch zu Herzog Gunzo drang der Ruhm des Mannes; er suchte Hülfe bei ihm für die Krankheit seiner Tochter Fridiburg, die mit einem alemannischen Großen verlobt war, und die man von einem bösen Dämon besessen wähnte. Auf des Gallus Wort wurde die Tochter geheilt; allein statt sich zu vermählen, nahm sie den Schleier und wurde Aebtissin des Klosters St. Peter in Metz. Gallus sollte Bischof von Konstanz werden; aber er überließ die Bischofswürde seinem Schüler Johannes, der jedoch seinem Lehrer, dem Abte von St. Gallen, abhängig und unterthan blieb. Gallus starb hochbetagt 646 oder 655. Sein Leichnam wurde bei seiner Zelle begraben. — 65 Jahre nach seinem Tode stiftete Graf Waldram mit Genehmigung Pipin's von Heristal ein förmlisches Kloster zu Ehren des heiligen Gallus, dessen erster Abt Otmар unter dem unmittelbaren Schirm des Königs stand, und das sich bald nicht nur als Sitz der Frömmigkeit, sondern auch der Gelehrsamkeit auszeichnete und weithin Ruhm und Namen erwarb.

Die Ausstattung des Klosters geschah von den alemannischen Großen, gewissermaßen im Gegensatz zu dem von dem fränkischen Adel in reichem Maße besenkten Kloster Reichenau. Die wissenschaftliche Blüthezeit des Klosters beginnt mit der Mitte des achten Jahrhunderts und dauert bis ins elfte Jahrhundert.

Den Grund zur weltberühmten St. Gallener Bibliothek legte von 816—836 Abt Gozbert. Schon vorher gab es unter den Klosterbewohnern gelehrte Mönche, wie den Mönch Kero, der die Regeln des heiligen Benedikt ins Alemannische übersezte. Aber es mangelte an Büchern. Gozbert aber ließ in zwanzig Jahren so viele Bücher abschreiben, daß St. Gallen wegen ihrer Anzahl berühmt wurde.

Unter dem Abt Grimald (841), zur Zeit Ludwig's des Deutschen, bildete die Mehrzahl der Mönche eine Art Akademie vielseitig gebildeter Köpfe; unter ihrer Leitung erhob sich die Schule zu einer der ersten des Reiches, und ihre Werke, die noch jetzt den Kern der Bibliothek ausmachen, verbreiteten über diese literarische Anstalt einen Glanz, der heute noch nicht erloschen ist.

Durch die Flucht der Büchersammlung nach Reichenau vor dem Einfall der Hunnen im Mai 925 wurden die schönsten Manuskripte verwechselt. Später liehen die Gelehrten der Konstanzer Kirchenversammlung zahlreiche Manuskripte, nahmen sie aber in ihre Heimat mit. Werthvolle Werke gingen in den Religionskämpfen des 16. und in den Toggenburger Kämpfen im 18. Jahrhundert zu Grunde, andere wurden nach Zürich und Bern abgeführt und in den dortigen Bibliotheken untergebracht. 1805 wurde das Stift aufgehoben; jetzt residirt in den Klostergebäuden der Bischof von St. Gallen, und die Bibliothek ist dem allgemeinen Gebrauch zugänglich gemacht. *)

*) Weidmann, „Geschichte der Bibliothek von St. Gallen“, 1841.

Die zweite berühmte Pflanzstätte für Wissenschaft und Schriftthum um die Ufer des Bodensees bildet das Kloster Reichenau.

Reichenau (*Angia dives*) trägt mit Recht diesen Namen. Reizend steigt sie mitten aus den Fluten des freundlichen Untersees auf, überschüttet mit den Gaben der Natur jeglicher Art; wie ein Garten sieht sie aus, in dem Weinberge abwechseln mit Wiesen, mit Feldern und Obstbaumpflanzungen, durch welche freundliche Wohnungen hingestreut sind.

Urkundlich erscheint die Insel im achten Jahrhundert, und zwar im Besitze des austrasischen Landvogts Sintlas, der auf der nahen Burg Sandegg hauste. Von ihm hieß die Insel ursprünglich Sintlas-Au. Reichenau war damals eine wilde, von schädlichem Gewürm, wie die Sage erzählt, unsicher gemachte Einöde. Da kam, durch Karl Martell gesandt, der fromme Pirmin hierher, um eine geistliche Niederlassung zu gründen.

Sintlas nahm ihn freundlich auf und wies ihm Wohnung an. Pirmin reinigte mit seinen vierzig Brüdern, das Eiland von den Schlangen und gründete eine Abtei, die bald eine Zierde der ganzen Gegend wurde. Der Schenkungsbrief Karl Martell's datirt vom 25. April 724. Ein ungewöhnlicher Segen begleitete die Stiftung. Könige, Fürsten, Ritter und Privatleute eiferten um die Wette, den Wohlstand des Klosters zu mehren, und im Laufe weniger Jahrhunderte übertraf das Gotteshaus auf der Au an Macht und Einkünften die meisten Klöster Deutschlands. Ein Ausdruck für diese Ausdehnung des Grundbesitzes ist die Sage, daß, wenn der Abt von Reichenau nach Rom reife, er jedesmal auf eigenem Grund und Boden übernachten könne. 125 Orte gehörten dem Kloster an, und viele Vasallen waren ihm verpflichtet. Vier Erzherzöge von Oesterreich, 20 Pfalzgrafen und Markgrafen, 51 Grafen, Freiherren und Ritter trugen von dem Kloster Lehen. Kaiser, Könige und Päpste erfreuten es mit ihrem Besuche, und ihre Voten fehlten nie bei den Festen. Im Palaste des Abtes, welcher bald die fürstliche Würde erhielt, herrschte ein glänzender Hofstaat; der Ritter vom nahen Salenstein kredenzte dem Abt den Becher, und der Ritter von Hohenkrähen stellte als Truchseß der Au den Braten.

Die Blütezeit des Klosters herrschte unter den Karolingern; seit dem 10. Jahrhundert begann es rasch zu sinken und verlor sich endlich in gänzlicher Verarmung.

Der Verfall hatte theils in den Stürmen der Zeit, in den Mißheiligkeiten der Kaiser und Päpste, in gewaltsamen Eingriffen und Fehden, theils aber auch in der schlechten Haushaltung der Mönche und dem Luxus der Aebte seinen Grund. Im 16. Jahrhundert ging der Rest des Klosters an den Bischof von Konstanz durch Vertrag über, der dafür 1400 Gulden bezahlte. Später waren nur noch wenige Geistliche da, und seit 1799 besorgten blos drei Weltpriester den Gottesdienst auf der Insel. Jetzt ist von der alten Herrlichkeit wenig mehr übrig; blos die Münsterkirche und zwei andere Kirchen stehen noch und haben einige Reliquien aufzuweisen; selbst das Grabmal Karl's des Dicken ist nicht mehr kenntlich. Die literarischen Schätze wurden mit den Bibliotheken in Karlsruhe und Heidelberg vereinigt.

Eine große Anzahl der werthvollsten Manuscripte wurden, wie bei St. Gallen auch, während des Konzils zu Konstanz verschleppt und veruntrent. —

Die Klosterschulen. Die Klöster waren ursprünglich in der Gestalt, welche sie im 6. Jahrhundert durch Benedikt von Nursia im Abendland erhielten, Pflanzstätten des Christenthums, der Wissenschaft und Gesittung. Wie aus den irischen und schottischen Klöstern jene Glaubensboten hervorgingen, welche das Christenthum in die Wälder Deutschlands trugen, so wurden Reichenau und St. Gallen Centralpunkte für die Ausbreitung des Christenthums in den sie umgebenden Landschaften. Von Reichenau aus wurde es nach Rhätien und hinauf nach dem Lauf des Rheines weiter verbreitet, das Kloster Pfäfers mit seinen Heilquellen Ad Favarias war eine Töchteranstalt des Reichenauer Klosters. Nach der Sage soll der heilige Pirmin selbst noch das Christenthum im Elsaß und in den Vogesen verkündet haben. Von St. Gallen gingen mächtige Anregungen aus durch das ganze Rheinthal abwärts, soweit es bis zum Obfluß bei Baden von Alemannen bewohnt war; die dort zum Theil von Volksgenossen des heiligen Gallus gegründeten Gemeinden stellten sich unter des Klosters Schutz, und die alemannischen Großen bedachten St. Gallen reichlich mit Schenkungen. Der Gründung der Klöster ging überall die Richtig der Wälder, die Urbarmachung des Bodens und Gründung von Ansiedelungen zur Seite. Vor Allem aber waren sie während des 8., 9. und 10. Jahrhunderts wahre Leuchten der Wissenschaft und Gelehrsamkeit.

In den Klöstern wurden zunächst die Geistlichen und Bischöfe gebildet. Die kaiserliche Politik seit Karl dem Großen bedurfte als Säulen ihrer Reichsverfassung reichstreuer, demüthiger und doch weltgewandter Bischöfe und suchte diese in den Klöstern, weniger unter den vornehmsten, als unter den unterrichteststen Brüdern. Mit der Bischofsmacht wurde umfassende weltliche Macht übertragen. Die Bischöfe ihrerseits beförderten aus Kräften Klöster und Schulen. Aber die Klosterschulen hatten auch adelige Zöglinge, die zum ritterlichen Hof-, zum Kriegs- und Beamtendienst bestimmt waren. So war St. Gallen für den jungen Adel eine Schule der Rechtswissenschaft, und zwischen 950 und 990 studirten, wie ein ehemaliger Zögling um 1029 berichtet, viele Edelleute. Nicht minder glänzte Reichenau als eine der ersten Akademien des südlichen Deutschlands. Der Kaiser verlieh dem Stift große Privilegien; 400 Jahre lang konnten nur Fürsten, Grafen und Freie als Kapitulare aufgenommen werden. Die Zahl der von der Abtei abhängigen Mönche und Priester belief sich unter Ludwig dem Frommen auf 1600. Derjenige Mann, welcher hauptsächlich auf die Belebung und Gründung der Klosterschulen einen Einfluß übte, war Hrabanus mit dem Zunamen Maurus. Er hatte in Tours bei seinem Lehrer Alcuin sich die Grundsätze Beda des Ehrwürdigen eingeprägt und wurde 822 dem Kloster Fulda als Abt vorgezsetzt, wo er als erster Präceptor Germaniä die dortige Schule in eine Musteranstalt einrichtete. Da sollten die Zöglinge nach seiner Studienordnung, „aus grammatischen Wissenschaften“ nahrhafte Früchte ernten,

aus heiligen Schriften süßen Honig sammeln und sich am Edelwein klassischer Literatur das Herz erwärmen, während dem geistigen Auge ein Einblick in die Ordnung der Gestirne und die Oekonomie des Weltenbaues erschlossen ward.“*)

Mit Fulda wetteiferten das Rheinland, Westfalen und Sachsen, wo zu Gundersheim die Nonne Groswitha um 950 die Thaten ihrer Kaiser besang und mit naiven Legendendie Komödien des Terenz zu ersetzen suchte; Bayern mit Tegernsee und Freising, ferner Lothringen, wo man an unralthierfabel sich ergöbte; Elfaß mit Weisenburg und Straßburg und im elsasser Belchen Murbach, wo ein Codex der von Karl dem Großen gesammelten deutschen Lieder verwahrt lag.

In Reichenau lebte um 840 Walafrid Strabo als Abt des Klosters, ein Schüler Graban's, der neben den Lebensbeschreibungen verschiedener Heiligen auch ein Idyll über die Reize seines Klostergärtleins verfaßte. Nach einem Bücherkatalog aus jener Zeit gehörten zum Lehrmaterial auch eine Anzahl deutscher Gedichte (*lingua theodisca*), an denen die deutsche Sprache gelehrt wurde.

Von St. Gallen sei außer den früheren Namen Notker der Stammler, der Lehrer des Bischofs Salomo von Konstanz, und der durch seine deutsche Uebersetzung der Psalmen und der Werke des Boëtius berühmte Notker mit der dicken Lippe (*Labeo*, † 1022) genannt. Schon im 9. Jahrhundert fand dort die Dichtkunst in lateinischer Sprache die wärmste Pflege, und weltbekannt durch Viktor Scheffels kernigen Roman ist Ekkehard, der Lehrer der Schwabenherzogin Hedwig, der einen wesentlichen Antheil an der Uebertragung des noch erhaltenen Walthariussliedes in lateinische Hexameter hatte. Nach dem höchsten Musterwerk der damaligen Zeit, nach Vergil's Aeneide, bearbeitet, war es das Lieblingsbuch der Benediktiner in St. Gallen und wurde auch in anderen Klöstern dem Unterrichte zu Grunde gelegt. Trotz seiner fremden Form steht der Waltharius an alterthümlich deutschem Gepräge allen späteren Dichtungen, auch dem Nibelungenlied, weit voran. Es lebt in ihm noch die heroische Freude an Kampf und Wunden, ohne die höfische Konvenienz des Ritterthums; es weht in ihm noch die alte deutsche Minne in schlichter Einfachheit und Kraft, ohne die Gefühlsfändeleien des Frauendienstes.

Seit Ende des 14. Jahrhunderts gingen die Klosterschulen ihrem Verfall entgegen und der mönchisch-asketische Geist verdrängte durch Gregor VII. die wissenschaftlichen Studien; — die Aebte wurden verweltlicht und hatten größere Freude an Kampf und Fehde als an den Wissenschaften; die neue Zeit mit Errichtung von Hochschulen und gelehrten Schulen aller Art machte auch die Klosterschulen immer mehr entbehrlich und nahm ihnen ihren Werth.

*) Viktor Scheffel und Alfred Holder: Waltharius. Lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts. Stuttgart, Metzler. 1874.

Das Konzil zu Konstanz und Johannes Hus. Die alte, mit ihrem aus dem 10. und 11. Jahrhundert stammenden Dom malerisch am See gelegene Reichsstadt hatte schon manche stolze Versammlung in ihren Mauern gesehen. Vermuthlich durch Kaiser Gratianus, der 378 einen Zug gegen die im Iuringa (Ueberlingen) ansässigen Lenzischen Alemannen unternommen hatte, gegründet, und zu Ehren seiner Gemahlin Konstanzia genannt, führt Konstanz schon 780 den Namen Urbs (Stadt), 1192 Reichsstadt, und hob sich durch ausgedehnten Handel — die Tela di Constanza, Konstanzens berühmte Leinwand, wurde schon früher erwähnt — zu außerordentlichem Wohlstand und unter freier Entwicklung des Gemeinwesens zu hohem Selbstgefühl der Bürger.

Unter Heinrich III., IV. und V. fanden häufig Fürsten- und Reichstage in Konstanz statt. 1153 zog sich Friedrich Barbarossa an den See und hielt in Konstanz jenen Fürstentag, auf dem zwei italienische Bürger aus Lodi vor dem Kaiser erschienen und Klagen erhoben wider die Tyrannei der Mailänder. Der Feldzug gegen Mailand wurde beschloffen. Nach der Rückkehr aus Italien hielt Friedrich 1162 einen zweiten Fürstentag in Konstanz, und nach Beendigung der schweren italienischen Kämpfe 1183 einen abermaligen Einzug in die ergebene Stadt, in der auch am 25. Juni 1183 der Friede mit Mailand abgeschlossen wurde.

Unstreitig die stolzeste und glänzendste Versammlung barg aber Konstanz seit November 1414 in seinen Mauern. Aus den Ländern der gesammten Christenheit waren die vornehmsten der Geistlichen und wieder die berühmtesten und gelehrtesten Männer der Zeit herbeigeieilt, daneben viele Fürsten, Grafen und Herren und Abordnungen der Städte. Man berechnet, daß etwa 50- bis 80,000 Menschen in und um Konstanz zusammengeströmt waren. Unter dieser Menge zählte man 26 Fürsten, 140 Grafen, über 20 Kardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doktoren, gegen 4000 Priester, nebst den Gesandten weltlicher Fürsten und Stände mit unzähligem Gefolge. Dabei fehlte es auch nicht an allerlei „unnützen und beschwerlichen Leuten“, die die heilige Synode einem Jahrmartt ähnlich machten: an Gauklern, Spielteuten, selbst feilen Dirnen in erschrecklicher Zahl. Allein das Gefolge des in Rom residirenden Papstes Johann XXIII., der durch Sigismund zur Einberufung eines Konzils gedrängt worden, erschien mit 1600 Pferden. Den 18. Oktober hielt er seinen prachtvollen Einzug in die Stadt. Als er auf dem Wege dahin auf der Anhöhe bei Feldkirch das Rheinthal hinauffchaute, rief er in der Vorahnung seines Schicksals aus: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt.“ Die Stadt schenkte ihm einen silbervergoldeten Becher und verschiedene andere Gaben, nebst 40 Malter Hafer, wogegen er dem Bürgermeister der Stadt ein seidenes Kleid verehrte. König Sigismund langte einige Wochen später, um Weihnachten, an; auch ihn umgab ein prunkvolles Gefolge. Am 5. November wurde die Versammlung durch Johann XXIII. unter großen Feierlichkeiten eröffnet, das Programm des Konzils war in drei Punkten

befaßt: Die Beseitigung des päpstlichen Schisma's, die Vertheidigung des katholischen Glaubens gegen die Irrlehre von Wicliffe und Hus, und die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern.

Was den ersten Punkt betrifft, so galt es, die drei Päpste, welche seit dem Konzil zu Pisa 1409 an der Spitze der Christenheit standen, zur Amtsniederlegung zu bewegen und einen neuen Papst zu wählen. Da war es später von vornherein von Werth, daß die Abstimmung nach Nationen den Sieg gewann.



Rathhaus zu Konstanz.

Dadurch war die große Zahl italienischer Prälaten, welche der Papst mitgebracht hatte, ohne Werth. Es wurden vier Nationen angenommen: die deutsche, zu der auch Polen, Ungarn und Skandinavien gehörte; die französische, die englische, die italienische; später kam als fünfte noch die spanische hinzu. Jede Nation wählte ihren Vorstand, der monatlich wechselte.

Nun folgten Verhandlungen über die Amtsniederlegung des Papstes. Johann XXIII. hoffte durch Willfährigkeit und Demuth sich die Wiederwahl

zu sichern; feierlichst in der Kirche gelobte er, das Pontifikat niederzulegen unter der Bedingung, daß auch die beiden anderen Päpste das Gleiche thaten.

Aber als wenige Tage drauf, 11. März 1415, Sigismund in der Versammlung den Vorschlag machen ließ, einen neuen Papst zu wählen, da erhoben die Anhänger des Papstes, unter ihnen der Mainzer Erzbischof, Protest. Wenn nicht Papst Johann wieder gewählt werde, so werde er einem andern Papst keinen Gehorsam leisten. *)

Da das Gerücht sich verbreitete, der Papst wolle entfliehen, ließ Sigismund die Thore der Stadt schließen. Gleichwol entkam der Papst in der Verkleidung eines Reiknechts den 21. März. Der Herzog Friedrich von Oesterreich, der, um die Aufmerksamkeit der Stadt und des Konzils abzulenken, ein glänzendes Turnier veranstaltet hatte, war ihm dazu behülflich gewesen. Allgemeine Bestürzung ergriff nicht bloß die Bürger der Stadt, sondern auch die Mitglieder des Konzils. König Sigismund ritt in eigener Person durch die Stadt und ermahnte zur Ruhe und zum Vertrauen. Im Konzil richtete der gelehrte und angesehene Kanzler der Pariser Hochschule Gerson die Gemüther wieder auf, und es wurde der Grundsatz zum Beschluß erhoben, daß das Konzil über dem Papst stehe.

Johann, der sich mit seiner Partei zuerst in Schaffhausen, dann in Laufenburg, endlich in Freiburg im Breisgau festgesetzt hatte, hoffte besonders auf die Unterstützung Frankreichs und des Herzogs von Burgund, wurde aber in Freiburg festgenommen und nach Konstanz gebracht; über Herzog Friedrich wurde die Acht ausgesprochen. Diese Energie des Kaisers machte den erwünschten Eindruck. In der Sitzung vom 27. Mai 1415 wurde der Papst dann förmlich abgesetzt und dem Kurfürsten von der Pfalz übergeben, der ihn in Heidelberg in anständiger und milder Haft hielt.

Recht ein Gegentheil zu dieser muthigen und entschiedenen Haltung des Konzils boten die Verhandlungen mit Johannes Hus von Prag.

In Böhmen waren von der Einführung des Christenthums her, das dorthin von der griechischen Kirche und nicht von Rom gebracht wurde, eine Reihe von denen der römischen Kirche abweichender Gebräuche bis zum 14. Jahrhundert in Uebung: die Predigt in der Muttersprache, die Priesterehe und der Kelchgenuß im heiligen Abendmahl. Auch nach der Einordnung in die römische Hierarchie hielten, besonders im 14. Jahrhundert eine Anzahl Männer den Geist der Unabhängigkeit aufrecht, und bekämpften in kräftigen und feurigen Reden die immer mehr um sich greifenden, von Rom aus geförderten Mißbräuche in der Kirche.

Als 1382 die Tochter Karl's IV., Königs von Böhmen, an Richard II. von England vermählt ward, knüpfte sich zwischen beiden Ländern ein lebhafter Verkehr. Junge Böhmen studirten in Oxford und brachten von dort die Ideen Wicliffe's nach Böhmen, vornehmlich in die böhmische Hauptstadt.

*) Hagenbach, Vorlesungen über die Kirchengeschichte im Mittelalter. 2. Band. 1860.

In diese Zeit fällt das Jugendleben des Hus, der am 6. Juli 1369 in dem Marktflecken Hussinetz an der bayerischen Grenze geboren wurde. Seit 1402 Professor an der Hochschule zu Prag und Prediger in der Landessprache, wurde er durch sein entschiedenes Auftreten zuerst gegen die Schwelgerei des Adels und dann gegen die Verderbniß des Klerus das Haupt einer starken, durch die öffentliche Meinung unterstützten Partei, machte sich aber zugleich zum Ziele der heftigen Angriffe von Seiten der Geistlichen. Im Streite selbst erweiterte sich sein Gesichtskreis.



Konstanz.

Der Ablassunfug, durch welchen Papst Johann XXIII. a. 1412 zu einem Kreuzzug gegen den König Ladislaus von Neapel aufrief, gab ihm Veranlassung, sich gegen die herrschende kirchliche Theorie vom Ablass zu erklären. Hierauf folgten Untersuchungen über die Kirche, in welchen er die Nothwendigkeit eines sichtbaren Oberhauptes und das göttliche Recht des Papstthums bestritt und sich auf die heilige Schrift als unbedingte Richtschnur des Glaubens stützte.

Neben der religiösen hatte die Bewegung auch eine nationale Seite. Es gelang den Böhmen, die Deutschen, die an der Universität das Uebergewicht hatten und zugleich Gegner der Reform und Feinde der Wicliff'schen Ideen waren, zu stürzen und sich den Haupteinfluß zu verschaffen, ein Ereigniß, das im Sommer 1409 den feierlichen Wegzug der deutschen

Magister und Studenten, in der Zahl von 5000 Personen, und die Gründung der Universität Leipzig zur Folge hatte.

Da die Aufregungen in Böhmen wuchsen, so sprach Kaiser Sigismund den Wunsch zur Schlichtung der böhmischen Angelegenheit durch das Konzil von Konstanz aus. Sigismund ertheilte Hus einen Geleitsbrief, in welchem ihm die Zusicherung gegeben war, „frei hinzureisen, zu verweilen, sich aufzuhalten und frei zurückzukehren. „Wir haben“, heißt es darin, „ihn in unsern und des Reiches Schutz aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge, ohn' alle Gefährde bei Ehre und Ansehn Unserer Majestät!“

Am 3. November 1414 langte er in Begleitung von seinen Freunden in Konstanz an; allein am 28. November wurde er gefangen gesetzt und nach fruchtlosen Versuchen, ihn zum Widerruf zu bewegen, am 6. Juli 1415 zum Feuertode verurtheilt. In dieser letzten Sitzung wurde Hus noch einmal in dem geistlichen Ornat eingeführt; er sollte sehen, welcher Würde er durch den Widerruf theilhaftig bliebe; als er nicht widerrief, wurden ihm Stück für Stück das Ornat durch sieben Bischöfe vom Leibe genommen und ihm die Ketzerkleidung und eine mit Teufelsfräken bemalte Mütze aufgesetzt.

Der Eindruck, den die Erscheinung des Hus und seine Vertheidigung auf die Väter des Konzils machte, war ein verschiedener, wie das Lessing's Meisterhand in dem berühmten Gemälde ausgedrückt hat; die Einen spotteten sein, die Anderen bemitleideten ihn, wieder Andere stimmten ihm wol im Herzen bei, bedauerten aber seine Kühnheit.

Als das Urtheil über ihn ausgesprochen wurde, war König Sigismund anwesend; er mußte vor dem durchbohrenden Blicke des Hus, als er sich in seiner Rede auf das freie Geleit berief, erröthen. Er hatte beim Beginn des Konzils gegen die Verhaftung des Hus protestirt, ließ sich aber, offenbar, um das Konzil zusammenzuhalten, bewegen, dem Prozeß freien Lauf zu lassen. Einen tiefen Eindruck auf ihn machte es, als Hus in seiner Vertheidigungsrede äußerte, daß ein Papst, Bischof oder Priester in Todssünden kein rechter Papst, Bischof oder Priester mehr sei, und hinzufügte, nach dem Worte Samuel's an Saul, gelte dies auch vom König. „Einen gefährlicheren Ketzer hat es noch nie gegeben“, äußerte Sigismund, der mit Friedrich von Nürnberg im Saal am Fenster stand, und Peter von Alilly rief Hus zu: „Nicht zufrieden, die Kirche zu verwirren, willst du auch Könige stürzen?“

Auf dem Wege nach der Richtstätte betete Hus Psalmen; mit sieben Stricken band man ihn an den Pfahl. Der Wind trieb ihm die Flammen ins Gesicht, noch sah man ihn betend die Lippen bewegen. Mehrere Sagen knüpften sich an den Tod dieses Märtyrers. Das geflügelte Wort: „Jetzt bratet ihr eine Gans (Hus); aber nach mir kommt ein Schwan, den werdet ihr leben lan!“ kam erst in der Reformationszeit als Wort des sterbenden Hus auf, doch hatte er früher in den Briefen an seine Freunde mit Anspielung auf seinen Namen ähnliche Gedanken ausgesprochen, wie auch aus seiner Jugendzeit die Sage ging, er habe als Jüngling öfters glühende

Kohlen an seinen Leib gehalten, um zu prüfen, wie weit er das Feuer aushalten könne. Im Volksmunde hat sich noch bis in die neuere Zeit ein Reim auf den Tod des Hus erhalten:

O Johannes Hus,
Armer Dominus,
Seufzest Ach und Weh
Armer Domine!

Wärst du doch daheim geblieben,
Dein Geleit war falsch geschrieben;
Ob's der Kaiser selbst verspricht,
Hält man's doch dem Kezer nicht.



Das Hus-Monument in Konstanz.

Im folgenden Jahre hatte auf den Beschluß des Konzils Hieronymus von Prag, des Hus kühner und muthiger Freund, das gleiche Schicksal; in ihm wurden die Ideen Wicliffe's, dessen Gebeine auf den Beschluß dieses Konzils hin wieder ausgegraben und dem Feuer übergeben wurden, verurtheilt. Hieronymus war es eigentlich, der Hus mit Wicliffe's Ideen vertraut machte und kühn vorwärts trieb.

Um die dritte Seite des Konzils: die Reform der Kirche, war es nach des Hus Verurtheilung geschehen. Das Konzil verhandelte wol über

unwesentliche Dinge, gottesdienstliche Gebräuche, Jahrgelder, Dispensen, Benefizien, Ordensregeln, Zehnten; aber seine moralische Macht war gebrochen. Es war den Vätern des Konzils in der That mit einer wirklich sichtlichen Besserung der Christenheit, mit einer eigentlichen Abstellung der tausendfachen, die Frömmigkeit hemmenden Mißbräuche gar nicht Ernst; der eigentliche Streit- und Zielpunkt des Konzils war nur eine Machtfrage, wer der Höhere sei, das Konzil oder der Papst! Das Konzil siegte für den Augenblick, indem es den einen Papst absetzte und am 14. November 1417 in Odo Colonna einen neuen Papst, als Martin V., wählte.

Es gelang ihm auch, den einen der beiden noch übrigen Päpste, Gregor XII., zur Amtsniederlegung zu bewegen; der andere, Benedikt, protestirte zwar gegen seine Absetzung, aber starb schon 1423. Allein Martin V. hob bald (April 1418) das Konzil auf und verschob die Reform auf eine andere Kirchenversammlung.

Dieses eröffnete sein Nachfolger Eugen IV. 1431 auf Andrängen der kaiserlichen Partei in Basel. Dasselbe trat Anfangs entschieden auf, nahm die Stellung und Rechte des Bisaner und Konstanzer Konzils in Anspruch und faßte trotz allen Widerstrebens des Papstes eine Reihe von Reformationsbeschlüssen. Es versetzte 1437 den Papst sogar in Anklagezustand und stellte, als dieser das Konzil nach Ferrara verlegte, ihm in Felix V. einen Gegenpapst auf; aber die wenigsten Fürsten erkannten, aus Furcht vor einem neuen Schisma, den neuen Papst an, und der alte gewann die meisten, indem er mit ihnen Konkordate schloß.

Damit war die Gefahr, die von den allgemeinen Konzilen über die Hierarchie zu kommen schien, für immer vorüber.

Die Hussitenstürme, die bald nach des Hus Verurtheilung ausbrachen, die Wirren in Böhmen, Mähren, Ungarn, in Polen und im Reich, die vom Papst wacker geschürt wurden, lähmten die kaiserliche Macht und gestatteten ein erfolgreiches Einwirken im Sinne einer Reformation der Kirche nicht mehr. Die Reformation innerhalb und durch die Kirche war als gescheitert anzusehen.

An das Konzil und den Prozeß gegen Hus finden sich in Konstanz noch eine Anzahl Erinnerungen: der sog. Konziliumssaal, früher Kaufhaus für den Linnenverkauf, in dem das Conclave zur neuen Papstwahl gehalten wurde, ist jetzt mit schönen Fresken auf Goldgrund von Friedrich Pecht und Fritz Schwoerer geschmückt aus der Geschichte von Konstanz. Darunter Hus vor dem Konzil, sein Feuertod, der Krönungszug Papst Martin's V., und aus späterer Zeit: Vertreibung der Protestanten aus Konstanz, Kampf bei Konstanz gegen die Spanier (1548), Besuch Joseph's II., Empfang Kaiser Wilhelm's des Siegreichen nach seiner Rückkehr aus Frankreich (12. September 1872).

Das alte Dominikanerkloster, welches vom 6. Dezember 1414 bis 24. März 1415 das Gefängniß von Hus war, ist jetzt ein prächtiger Gasthof: das Inselhotel, und manch ein Grabstein erinnert an einen während des Konzils verstorbenen Prälaten.

Auf der Stätte, wo Hus hingerichtet worden sein soll, liegt jetzt ein mächtiger Felsblock, zu dem vor einigen Jahren die Böhmen wallfahrteten, um sich in ihren slavischen Bestrebungen im Anblick der Hinrichtungsstätte ihres Nationalhelden zu stärken.

Belehnung Friedrich's VI., Burggrafen von Nürnberg, mit der Mark Brandenburg. Die glänzende Versammlung in Konstanz war mehr als ein Konzil, als eine Kirchenversammlung in den hergebrachten Formen. Sie war eine Art Kongreß, den großen geistlich-weltlichen Reichskonventen Karl's des Großen vergleichbar, auf die man sich auch berief, also Reichsversammlung und Kirchenversammlung zugleich; nach der Tendenz Sigismund's von Anfang an auch dazu geschaffen, das Reich in gute Ordnung und Frieden zu bringen.

Bereits im Frühjahr 1415 begannen die großen Berathungen über den Landfrieden, über die zu diesem Zweck einzurichtenden Kreise, Gerichte und Hauptmannschaften.

Auch das war im Grunde eine weltliche Sache, daß der stolze Herzog Friedrich von Oesterreich, der Johann XXIII. zur Flucht verholfen, gedemüthigt und zum kaiserlichen Gehorsam zurückgeführt wurde. Eine der bedeutendsten Anordnungen jedoch, die der Kaiser gleich nach der Unterwerfung des Herzogs in Angriff nahm, während das Konzil sich mit den gleichzeitigen Prozessen gegen Hus und gegen den Papst beschäftigte, war die Belehnung des Burggrafen Friedrich von Hohenzollern mit den Marken und der damit verbundenen Kurwürde.

Das Geschlecht der Zollern wird zuerst mit diesem Namen in Kaiser Heinrich's IV. Zeit erwähnt. Ein Jahrhundert später, in dem Tübinger Gefecht von 1164, in dem Kaiser Friedrich's I. Nefse dem alten Welf gegenüber stand, finden sich die „Zollerischen“ auf ghibellinischer Seite. Unter die Söhne und Enkel zweier Brüder waren damals die Besitzungen des Hauses getheilt. Ein Friedrich nannte sich nach dem Hohen-Zollern, andere nach der Rothenburg, nach dem Hohenberg, nach Zimmern.

Des Hohenbergers Söhne folgten 1190 dem Kaiser Rothbart nach dem heiligen Lande. Der Sohn des von Hohenzollern, Friedrich, wurde wenig später mit der Burggrafschaft Nürnberg belehnt.

Die Bedeutung dieses Burggrafenthums erhellt aus den besonderen Verhältnissen der Lande zwischen Donau und Main. Früher als irgendwo war hier die territoriale Zerplitterung in vollem Siege über die alte Gaueinrichtung. Auf der andern Seite aber, je mehr die zahlreiche Reichsritterschaft, die Bisthümer Würzburg, Bamberg, Eichstädt, Regensburg mit hohen Rechten begnadet, von der Gerichtsbarkeit der Grafen ausgenommen und zur Unabhängigkeit gelangt waren, desto wichtiger mußte es dem Kaiserhause sein, was es an Reichsdomänen, Herzogsgewalt und Hausgut noch in dieser Gegend besaß, in fester Hand zu behalten.*)

*) Droysen, Geschichte der preussischen Politik. I. Theil. 2. Auflage. 1868.

Der Mittelpunkt dieser Reichsgüter war jene Burg, an deren Fuß sich allmählich die Stadt Nürnberg zusammenfand.

So hatten die Burggrafen von Nürnberg eine ganz eigene Stellung im Reich. Den Mittelpunkt ihres Amtes bildete die höchste Jurisdiktion an Kaisers Statt und der oberste Militärbefehl in dem gesammten Gebiete. Dies kaiserliche Gericht ist der eigentliche fürstliche Titel der Grafen. Daher kamen auch die bedeutenden Einnahmen der Burggrafen: aus der Gerichtsvollmacht und damit zusammenhängend, aus Zoll und Geleit, aus den Werkstätten und Wäldern.

Durch Erbschaft, Kauf und lehensweise erwarben sie Güter, Burgen, Vogteien, genug; sie brachten allmählich einen Besitz zusammen, wie ihn kein anderer geistlicher oder weltlicher Fürst im fränkischen Lande hatte. Aber dieser Besitz war nicht aus ihrem burggräflichen Recht erwachsen; als Grafen, in dieser Ausnahmestellung, hatten sie kein territoriales Besitzrecht. Was sie erwarben, war Privatbesitz.

So hatten sie von vornherein eine anderes Interesse, als die eigentlichen Territorialherren. Während diese darauf ausgingen, sich auf Kosten der Reichsgewalt unabhängig zu machen, hatten die Burggrafen das gleiche Interesse mit der Reichsgewalt; eine Stärkung desselben mußte ihnen um so erwünschter sein, als die reichsunmittelbaren Gebiete, die Bischöfe, Städte, die Edlen nicht müde wurden, die burggräfliche Gerichtsbarkeit zu bestreiten und sich Ausnahmen von derselben zu verschaffen.

So wurde es Sitte im Hause der Zollern, den ghibellinisch-kaiserlichen Sinn zu pflegen und für Stärkung des Reichs und der Reichsgewalt thätig zu sein und einzutreten. In diesem Sinne hat in den Wirren nach dem Sturze der Hohenstaufen Burggraf Friedrich III. kräftig in den Gang der Geschichte eingegriffen, und seiner Bemühung war es zu danken, daß Rudolf von Habsburg, der gegen die Reichsritterschaft und gegen Böhmen kräftig das kaiserliche Ansehen zu Ehren brachte, zum deutschen König gewählt wurde.

In ähnlicher Weise schloß sich dessen Sohn Friedrich IV., als eben Heinrich VII. das Regiment begann, noch im jugendlichen Alter der reichstreuen Partei an, an deren Spitze damals auch ein Zoller „der weise Graf“, wie ihn die sübische Chronik nennt, Berthold von Henneberg, stand.

Dessen Sohn Friedrich V. kaufte Burgen, Städte, Dörfer, Vogteien und zwar von den Hohenlohe, den Nassauern, den Dettingern und Anderen. Durch sorgfältige Bewirthschaftung ihrer Güter hatten die Burggrafen stets Geld zum Kauf, und während fast überall damals die Landesherren in ihrer steten Geldnoth mit ihren Untergebenen handeln und sich Beschränkungen gefallen lassen mußten, schalteten die Burggrafen in der Verwaltung und Regierung, in Städteanlagen, in Regulirung der Zünfte, in Erleichterung der Bauern, in Schul- und Kirchensachen durchaus frei und hielten ihre Beamten und den Militärstand fest im Zügel.

Friedrich's V. Sohn, der junge Burggraf Friedrich VI., spielte zuerst eine politische Rolle in der Wahl des Pfälzer Ruprecht gegenüber dem verächtlich gewordenen Wenzel, während sein Bruder, der junge Burggraf

Johann, noch auf Wenzel's Seite stand. Er wurde wiederholt zu Unterhandlungen zwischen Ruprecht und Wenzel von Ersterem verwendet. Seine bedeutende politische Thätigkeit begann jedoch unter König Sigismund.

Schon zu Lebzeiten des machtlos gewordenen Ruprecht knüpfte er mit dessen Erlauben und Wissen Unterhandlungen mit Sigismund an, der damals eine mächtige Stellung inne hatte und die besten Hoffnungen für ein energisches Eingreifen zur Ordnung des Reiches weckte.

Seine Bemühungen wurden trotz aller Intriguen des Kurfürsten von Mainz mit Erfolg gekrönt. König Sigismund nahm die Wahl an, und der unerwartete Tod seines Veters Jost, der selbst Bewerber gewesen, schaffte eine der größten Schwierigkeiten aus dem Wege; er wurde bald auch von den ihm abgeneigten Kurfürsten anerkannt, und mit dem noch lebenden Wenzel war auf friedlichen Ausgleich zu hoffen. Von nun an sehen wir den Burggrafen als einen der treuesten und geschicktesten Rätthe und Unterhändler an der Seite Sigismund's und diesen namentlich auch kräftig zur Berufung eines Konzils und zur Beilegung des kirchlichen Schisma anfeuernd.

Es war begreiflich, daß Sigismund eine solche Persönlichkeit noch mehr in sein Interesse zu ziehen und an sich zu knüpfen suchte.

Eine Veranlassung dazu gab die Verwaltung und der ungünstige Zustand der Marken.

Einst zum Schutz gegen die vordringenden Slaven als eine Art Vorland des Reiches gegründet, gelang es den askanischen Markgrafen seit Albrecht dem Bären, hier um die Elbe ein festgefügtes Fürstenthum zu schaffen. das die Wogen der slavischen Welt brach. Ihre Herrschaft umfaßte: die Altmark, Briegnitz, Mittelmark, Uckermark, Neumark; außerdem die beiden Lausitzen, die Mark Landsberg, die Pfalzgrafschaft in Sachsen, Stücke jenseit der Oder, Theile von östlichen Pommern, die Lehns-hoheit über Mecklenburg. Von der Meißner Mark war das Land auf dem rechten Elbufer gewonnen, auf dem linken Dresden, Torgau. Es gab in der Zeit kein deutsches Fürstenthum an größerem Umfang, von geschlossenerem Gebiet und Einfluß, als dieses Fürstenthum der Brandenburger; auch entrißen sie den Dänen die Oberherrschaft über die südlichen Küsten der Ostsee.

Da, auf dem Gipfelpunkt seiner Macht, erlosch das Geschlecht der askanischen Markgrafen. Der Tod des glorreichen Markgrafen Waldemar 1319 galt allen Nachbarn als gute Gelegenheit, die verwaiseten Lande als herrenloses Gut an sich zu reißen. Sofort belehnte Kaiser Ludwig der Bayer seinen Erstgeborenen, einen achtjährigen Knaben, mit Brandenburg. Aber mit dieser neuen Stellung, ein Anhängsel der kaiserlichen Hausmacht zu sein, gewannen die Marken nichts. In maßloser Weise wurden landesherrliche Güter, Rechte, Einnahmen verschleudert, um Anhang und Geld zu gewinnen; heftiger als in anderen Gegenden wirkte in der Mark der leidenschaftliche Kampf des Papstes gegen den Kaiser. Fünfzig unglückliche Jahre blieb das Land beim bayrischen Hofe, dann wurde es 1374 an Karl IV. aus dem Hause Luxemburg abgetreten.

Aber die Theilung des Landes brachte nach dem Tode des Kaisers über die Marken neues Unheil. Es folgte Verpfändung auf Verpfändung; förmliche Anarchie riß ein. Von Tag zu Tag, sagt eine Urkunde des Havelberger Bischofs, wachsen die Fehden und Raubzüge, die Dörfer liegen niedergebrannt, die Felder verwüstet, die Menschen verlassen nackt und hilflos ihre Wohnungen; auf heimlichen Wegen müssen die Geistlichen ihrem Berufe nachgehen*). So war der Zustand der Marken, als Sigismund den Gedanken faßte, die Marken den Hohenzollern zu übergeben.

Wegen Wenzel, welcher auch Ansprüche auf die Marken hatte, mußte er behutsam vorgehen. Er ernannte daher den Burggrafen zuerst zum Landesverweser und Landeshauptmann. Dies geschah in der Uebereinstimmung mit Wenzel in der denkwürdigen Urkunde vom 8. Juli 1411. Er müsse, sagt der König, zu der Bürde seiner Königreiche und zu derjenigen eines Vorstandes des heiligen römischen Reiches sich Helfer und Mitträger suchen, damit so seine Sorge und Bürde in etwas erleichtert würde und er sich mit seinem Fleiß desto nützlicher dem Reich und seinen anderen Ländern zuwenden könne. Außerdem verschrieb er ihm 100,000 Goldgulden auf die Marken, um die vielen Verpfändungen von markgräflichen Schloßern wieder rückgängig zu machen, und verlieh ihm außerdem die Erbllichkeit der Hauptmannschaft.

Friedrich stellte in kurzer Zeit, eben so sehr durch Klugheit und Mäßigung, als durch energisches Einschreiten gegen das trotzige Raubritterthum, die Ordnung und das kaiserliche Ansehen im Lande her. „So guten Frieden“, sagt die Magdeburger Chronik, „hatte der Markgraf dem Lande verschafft, daß man es als eine besondere Schickung und Gunst des Allmächtigen pries.“

Der Burggraf widmete sich bald nachher wieder den Reichsgeschäften. Die Lösung der kirchlichen Frage drängte, das Konzil in Konstanz trat zusammen. Auch hier leistete der Markgraf, wie schon berührt worden, Sigismund wesentliche Dienste. Hier war es denn, wo der Kaiser noch einen Schritt weiter ging und ihm „mit gutem Rath der Mehrzahl der Kurfürsten, auch viel anderer Fürsten, Grafen, Edlen und Getreuen, die Mark Brandenburg mit der Kur- und Erzämmerwürde erblich mit dem Vorbehalt der Wiederlösung übertrug.“ Die Urkunde ist vom 30. April 1415 datirt und wurde vollzogen unmittelbar unter dem Eindruck der Vändigung des widerspenstigen Herzogs von Oesterreich. Unter den Motiven der Uebertragung ist in der Urkunde angeführt: „es geschehe zum allgemeinen Nutzen, und um die Zahl der Kurstimmen nicht zu mindern, da er, Sigismund, zugleich König und Kurfürst von Brandenburg sei; der Burggraf habe zugleich durch seine Vernunft und mit seiner Macht, Arbeit und Wagniß, mit Aufwand eigener Mittel die Marken so trefflich geordnet, so allen Frevel, Gewalt und Räuberei gezähmt, daß man das Beste von ihm hoffen könne.“

*) Droysen, Geschichte der preussischen Politik I. 2. Auflage. 1868.

Wie es scheint, hatte Sigismund noch Größeres mit dem neuen Kurfürsten vor; denn in der Verpflichtungsurkunde, die der Burggraf am 3. Mai ausstellte, findet sich die Bedingung: „der Burggraf verpflichtet sich zur unentgeltlichen Zurückgabe der Marken und der Kurwürde an den König, wenn er mit des Königs Geheiß, Gunst und Willen römischer König werden sollte.“

Nach seiner Rückkehr in die ihm nun übertragenen Marken vollendete Friedrich das begonnene Werk der Pazifizierung derselben, und die neue Herrschaft schlug rasch Wurzel. Allein die hussitischen Unruhen nahmen aufs Neue seine Thätigkeit als Rath des Kaisers in Anspruch. Auch bei dem Baseler Konzil und seiner Berufung war er im Sinne einer Kräftigung der Reichsgewalt und der Trennung der kirchlichen und weltlichen Seite der religiösen Frage thätig.

Nach Sigismund's Tode kamen die Habsburger ans Ruder. Es handelte sich damals in der That um die Frage: Hohenzollern oder Habsburg? Friedrich warb um die Wahl, allein Habsburg siegte mit einer Stimme Majorität, der des Bischofs von Trier. Nach dem schnellen Tode des Königs Albrecht kam Friedrich's Person bei der reichstreuen Partei nochmals in Frage; aber er wollte sein Haus nicht abermals einer Zurückweisung aussetzen und schlug deshalb, um die österreichische Intrigue zu durchbrechen, Landgraf Ludwig von Hessen vor; aber die Mehrzahl der Stimmen entschied für die Habsburger, für Friedrich III. Damit war an die Stelle der Reichs- und Kaisermacht die der Hausmacht getreten, die mehr an sich als an das Reich dachte. Friedrich's Thätigkeit zur Schaffung einer starken Reichsgewalt war damit zu Ende. Seine Zeit war vorüber, was er gewollt und gehofft, war mit der Wahl Friedrich's III. für immer erlegen. Noch einmal sollte er in die großen Händel hineingezogen werden. Die Böhmen wollten ihn nach Albrecht's Tode zum König wählen, aber er ging auf den Handel nicht ein. Die lange Abwesenheit von seinen Landen war diesen nicht günstig, die Mißstimmung über dieselbe gab sich wiederholt laut kund. Seit 1425 übergab er seinem Sohne Johann das Regiment der Marken; allein unter dem jugendlichen, unerfahrenen Fürsten lockerte sich die neue Ordnung wieder und begannen die alten Rechtsverschleuderungen und die Raubzüge des übermüthigen Adels aufs Neue. Die inneren Kämpfe in den Städten kamen dazu. Friedrich VI. starb den 20. September 1440. Er hätte bei der Verwendung von Zeit und Kraft an die Marken und durch kluge Benutzung der Verhältnisse im Nordosten eine ähnliche territoriale Macht schaffen können, wie die Habsburger im Südosten: er wollte es nicht. Er ist der letzte Repräsentant jener Richtung, welche einst die Ottonen begonnen, die Hohenstaufen behaupteten, Heinrich VII. zu erneuern versuchte und die edelsten Geister nicht aufgehört haben zu feiern und zurück zu ersehnen.

Zugleich aber ist Friedrich, als Gründer des preussischen Staats, der Anfang einer neuen, hehren Reihe von Fürsten, deren geschichtliche Mission es eben durch die Berufung ihres Ansehens in die Mark Brandenburg, und

deren Geist es war und ist, die große nationale Reform des Reichs nicht aus den Augen zu verlieren. War durch die Wahl des Hauses Habsburg die territoriale Zerreißung des Reiches entschieden, so galt es jetzt für das Haus Brandenburg, in territorialer Vertiefung und Erstarkung zu der Kraft heranzureifen, mit der die alte Aufgabe auf einem andern Wege wieder aufgenommen werden konnte. Wir wissen, wie nach zwei traurigen Jahrhunderten des Reiches, von der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung, dies durch den zweiten Gründer des preußischen Staates, durch den großen Kurfürsten, in glänzendster Weise geschah. Nun wuchs Preußen immer tiefer in Deutschland hinein und sammelte das wieder erwachende schöpferische Leben im Reiche um sich, bis endlich in unseren Tagen, nach Großthaten ohnegleichen, unter Kaiser Wilhelm's Führung sich Deutschland zu einem machtvoll dastehenden Reiche geeinigt und zusammengeschlossen hat. So hat das Heldengeschlecht der Zollern seine Mission, wie sie ihm die Geschichte in dem geistig machtvollen Burggrafen von Nürnberg und ersten Kurfürsten von Brandenburg übertragen hat, erfüllt, und es wird nicht aufhören, seiner zweiten hohen Aufgabe sich zu weihen, die Bande der Einheit unter des Reiches Gliedern immer enger zu schließen und in allen Völkerstürmen sich als das nicht wankende Haupt und als der unerschütterliche Schirmherr des Reiches zu erweisen. —

Noch steht das Haus, von wo aus Friedrich mit den Marken belehnt wurde. Es ist dasselbe, vor welchem 1183 Barbarossa den Frieden mit Mailand schloß, und in dem neu ausgeschmückten Konziliensaal stellt eines der Wandgemälde wie diesen Friedensschluß, so ein anderes des Hohenzollern Belehnung mit den Marken dar.





Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Der Rhein und seine Ufer vom Bodensee bis Mainz.

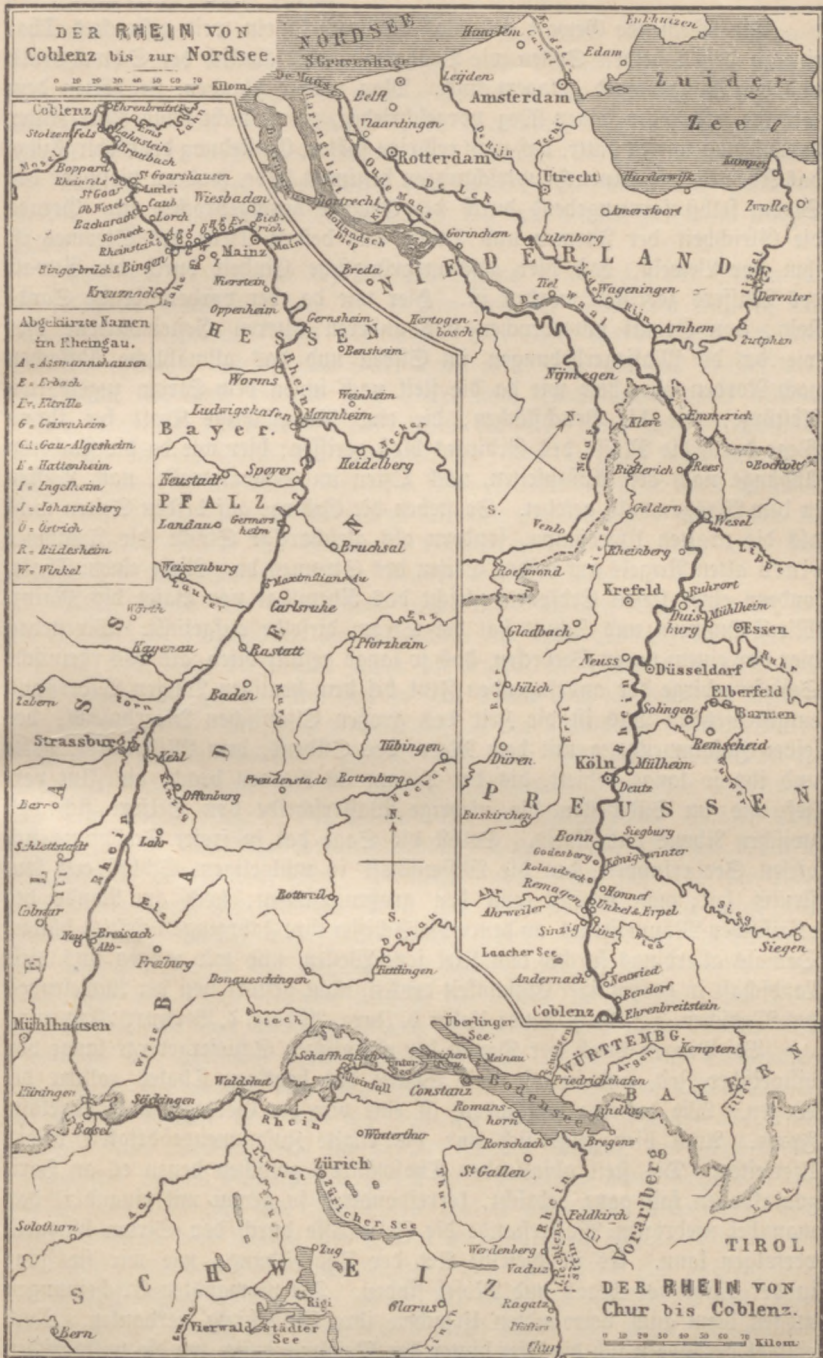
Die Schweizer Grenze. Blicke nach der Schweiz. Der Lauf des Rheins. Zuflüsse aus den Vogesen und dem Schwarzwalde.

Wir haben den Rhein einen Sohn der Alpen genannt; freilich verläßt er das Eternhaus gar bald, wie ein frühzeitiges Genie unter den Menschenkindern, doch die Segnungen seiner Heimat bleiben ihm für die ganze Zeit seines Laufes. Die gewaltige Fülle seiner Wasser, die wunderbare grüne Farbe, die mächtige Kraft des herrlichen Stromes erinnert immer daran, daß er von den eisigen Höhen der Alpen die nie versiegende Nahrung empfängt.

Der Bodensee dient dem Strome heute noch als Pflückerbecken. Die Geschiebe seines oberen Laufes setzt er in einem breit vorgelagerten Delta bei dem Dorfe Rhein ab, und wenn er bei Konstanz den Hauptsee verläßt, ist nichts mehr von der gelblichen Farbe der Gletschermilch zu sehen; er glänzt dann in dem tiefen Grün, das wir an den Alpenseen so lieblich finden. Nicht immer indeß mochte der Bodensee den zwar noch immerhin stattlichen, aber doch mäßigen Umfang von heute gehabt haben. Wir thun ihm zwar noch heut die Ehre an, ihn bei seinen 9,8 DM.

das Schwäbische Meer zu nennen. Wie ganz anders hat er den Namen Meer verdient, als von den Schwaben noch keine Rede war, als ihn die Gewässer vom Nordrande der Alpen weit über die jetzigen Ufer hinaus anschwellten. Wie der Rhein selbst, biegen ja Aare, Reuß und Rimmat in die gemeinschaftliche Tiefe nach Nordwesten hinab. Im Süden und Osten derselben bildet das Hochgebirge eine vortreffliche Grenze, im Westen und Norden schließen der Jura, der Schwarzwald und die rauhe Alb das Becken mit hohen Wällen ab, und eine Bresche findet sich in dieser gewaltigen Festung nur da, wo heute das Stromgebiet der Rhone zwischen dem Genfersee und dem Neuenburger See an das des Rheines grenzt. Das ist die Stelle, wo heutzutage der Kanal d'Entreroches zwischen dem Orbeßluß und der Venoge einen Weg bildet und damit eine Wasserstraße zwischen dem Genfer- und dem Neuenburger See herstellt. Gerade am entgegengesetzten Ende dieser Bodensenkung wird zwischen Donau- und Rheingebiet nur durch unbedeutende Höhen eine Grenzscheide hervorgebracht, die noch dazu nur an einzelnen Punkten isolirte Höhen aufweist, jedenfalls keine zusammenhängenden Gebirgszüge besitzt. Die Gesamthöhe der Wasserscheide zwischen Donau und Rhein mag im Durchschnitt 185 bis 220 m betragen. Denken wir uns nun die Zeit, in der die Rhone noch nicht durch den festen Gürtel des Jura durchgebrochen war, in der auch der Rhein noch an den Jura-bergen Widerstand fand, in der die Wasser der Urzeit sich stauten in jenem Becken, so liegt der Gedanke nahe, daß Rhone und Rhein vereint ihre Gewässer dem Schwarzen Meere zu in nordöstlicher Richtung vom jetzigen Bodensee aus entgegen wälzten; denn jene Barre von 185 bis 220 m ist viel zu gering, verglichen mit der Masse jener Fluten. Damals also mag an Jura und Alpen ein Meer mit seinen gewaltigen Wogen gebrandet haben, welches seinen Abfluß dann in dem heutigen Rinnjal der Donau gefunden haben mag.

Aber der Tag kam, an welchem der nagenden Kraft des Wassers sich eine Lücke in den einengenden Bergen bot. Der haltende Damm wurde zu schwach und brausend stürzte sich die hohe Flut in die neue Tiefe. Ob vulkanische Kräfte mitgeholfen? Ob sich damals die Barre zwischen dem heutigen Bodensee und dem Donaulauf erst aus der Tiefe hob? Wer mag es sagen? Genug, es erschien der jungfräuliche Boden des heutigen Schwabens, den die Wassertiefe bis dahin verborgen hatte, an dem Lichte des Tages, und in tiefem Abzugskanal flossen die Wasser der Alpenströme durch den Jura nach Basel hin in einem gewaltigen Durchbruchsthal. Hinter ihnen blieben als letzte Reste des bisherigen Binnenmeeres der Bodensee und die ganze Reihe der Schweizer Seen vom Nordrande der Alpen, der Neuenburger und der Bieler, der Briener und der Thuner, der Vierwaldstädter und der Sempacher, der Züricher und der Zuger, und wie die kleineren alle heißen, die den Reisenden so freundlich anlachen wie eben so viele Augen im Antlitz der Erde, wenn er von der Höhe des Rigi in das mit allen landschaftlichen Reizen geschmückte Hügelland der Schweiz hinabschaut.



DER RHEIN VON Coblenz bis zur Nordsee.

0 20 40 60 80 100 Kilom.

Coblenz
 St. Leonhard
 Stolzenfels
 Boppard
 Rheinbreitbach
 St. Goarshausen
 37 Goar
 06 Goar
 Ebernburg
 Lorch
 Sankt Goar
 Rheinstetten
 Singenbrück
 Bingen
 Kreuznach

Abgekürzte Namen im Rheingau.
 A. Assmannshausen
 E. Ebsach
 Ev. Eltville
 G. Geinsheim
 G. Gau-Algehoim
 H. Hattenheim
 I. Ingelheim
 J. Johannisberg
 U. Utrich
 R. Riedenheim
 W. Winkel

Worms
 Speyer
 Heidelberg
 Bruchsal
 Mannheim
 Ludwigschafen
 Karsruhe
 Rastatt
 Pforzheim
 Strassburg
 Tübingen
 Offenburg
 Baden
 Schlettstadt
 Lahr
 Coblenz
 Neuwied
 Präfburg
 Bonn
 Mülhlhausen
 Eltingen
 Säckingen
 Waldshut
 Rheinfelden
 Constanz
 Schaffhausen
 Singen
 Rorschach
 Romanshorn
 St. Gallen
 Winterthur
 Solothurn
 Bern

Basel
 Schaffhausen
 Rheinfelden
 Constanz
 Schaffhausen
 Singen
 Rorschach
 Romanshorn
 St. Gallen
 Winterthur
 Solothurn
 Bern

NORDSEE
 Rotterdam
 Amsterdam
 Utrecht
 Breda
 Gorkum
 Nijmegen
 Geldern
 Weesel
 Krefeld
 Gladbach
 Düren
 Köln
 Milheim
 Bonn
 Siegburg
 Aachen
 Euskirchen
 Neuss
 Düsseldorf
 Elberfeld
 Essen
 Barmen
 Remscheid
 Siegen
 Hagen
 Paderborn
 Münster
 Hamm
 Dortmund
 Bielefeld
 Osnabrück
 Hannover
 Braunschweig
 Göttingen
 Kassel
 Fulda
 Würzburg
 Bamberg
 Regensburg
 Nürnberg
 Bayreuth
 München
 Stuttgart
 Ulm
 Augsburg
 Landshut
 Breslau
 Posen
 Glogau
 Oppeln
 Liegnitz
 Breslau
 Posen
 Glogau
 Oppeln
 Liegnitz

Basel
 Schaffhausen
 Rheinfelden
 Constanz
 Schaffhausen
 Singen
 Rorschach
 Romanshorn
 St. Gallen
 Winterthur
 Solothurn
 Bern

Die stürmende Gewalt des Wassers brach in ein weit gestrecktes Thal ein, zu dessen beiden Seiten wie Brüder einander ähnlich der Schwarzwald und der Wasgenwald gelagert sind. Man möchte glauben, sie hätten dem Strome von jeher seinen Weg vorgeschrieben, wenn nicht schon Karl Ritter darauf hingewiesen hätte, daß nicht erst eine spätere Entstehung der Gebirgszüge das Rheinthal in seinen Haupttrichtungen bestimmt habe, sondern vielmehr der Strom selbst formengebend durch die Gebirge durchgebrochen ist. Gerade die Gleichheit der Formen und Stoffe auf beiden Ufern des Stromes ist ihm der Beweis, daß hier eine ursprüngliche Einheit durch die Gewalt des Wassers zerrissen worden ist. Hier wie da der vorherrschende Sandstein, von Granit unterbrochen und anderen älteren Gesteinsarten; hier wie da die Massenerhebungen im Süden und das allmähliche Abflachen nach Norden hin; hier wie da die steil nach innen dem Strom zugekehrten Abstürze, wie die Bruchflächen, die eine übermächtige Kraft bei ihrem Wege durch die Masse des Gebirges bloß gerissen; hier wie da die flacheren Abhänge nach den Außenseiten, nach Osten im Schwarzwald, nach Westen in dem Wasgauwald gekehrt. So stehen die Gebirge auf beiden Seiten nicht als die uralten Uferdämme, sondern als gleichartige Stücke, die Trümmer eines alten Riegels auf beiden Seiten des Stromes da. Nicht einem Thale, sondern einer tiefen Erdspalte gleicht das Rheinthal von Basel bis Mainz. Mit Trümmern und Schutt hat der Strom dieselbe aufgefüllt. Wir stehen hier vor einem neuen Seebecken, das so lange gefüllt blieb, als das rheinische Schiefergebirge der andringenden Flut bei dem heutigen Bingen Widerstand entgegensetzte. Das ist die Zeit des großen Elsäffischen Meerbusens, der seinen Zusammenhang mit dem Meere des Südens, dem Mittelmeer, hatte und ihn so lange behielt, bis der Damm im Norden brach, die Flut verlief und im Südwesten die niedrige Wasserscheide von Belfort sich hob zwischen Rhone und Rhein. Selbst die Sage hat in freier Schöpfung sich diesen See erfunden, den die Wissenschaft in mühseligem Schluß erst konstruirt hat; man erzählt von den großen Ringen, hoch am Rande des elsäffischen Männelsteins, an denen die Schiffer ihre Fahrzeuge befestigt hätten. Damals allerdings fürchte kein Kiel jene Wellen, und wir mögen uns diese Landschaft in großartiger Einsamkeit denken, nicht gestört von der Anwesenheit des Menschen. (S. I. v. Buch: Ueber d. Jura. Abhdlg. d. Berliner Akademie.)

Bei Bingen brach der Damm der rheinischen Schiefergebirge lange vor historischer Zeit, und in die tiefe Spalte des hentigen Thales rollten die Wogen. Wie dasselbe entstanden, ist eine von der Geologie noch ungelöste Frage. Auch hier zeigt sich nur die engste Zusammengehörigkeit beider Uferseiten. Die steil abfallenden Thalwände, zwischen denen es an Horizontalboden fast ganz gebricht, korrespondiren so genau mit einander, daß man bei niedrigem Wasserstande die Felsenriffe durch den Strom hindurch verfolgen kann. Es ist dieselbe Art der Thalbildung, wie wir sie ganz in der Nähe bei Maas und Mosel finden. Die verwandten Erscheinungen mögen denn auch verwandten Ursachen ihre Entstehung verdanken. Noch einmal verändern sich die Ufer hinter der Moselmündung, wo die vulkanischen

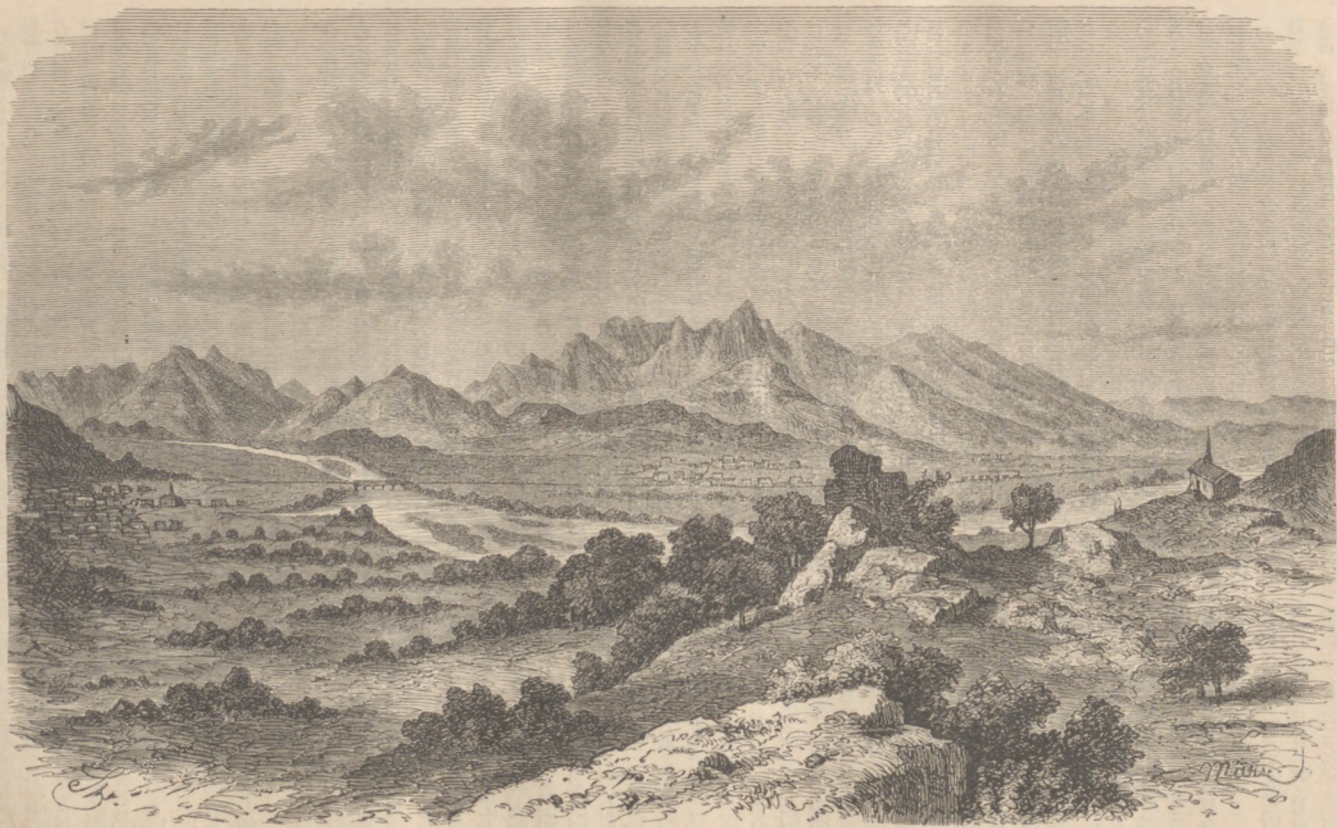
Erhebungen über dem Schiefergebirge an das linke Ufer des Stromes herantreten, von Andernach bis Königswinter. Was so auf dem linken Ufer erscheint, das zeigt sich auch getreulich in der Massenerhebung des Siebengebirges auf dem rechten, dessen Trachytegel im Drachenfels am charakteristischsten erscheinen. Und so mag denn hier an der letzten Schwelle der Gebirge, die der Rheinstrom überschreitet, die Andeutung gefunden werden, daß es plutonische Kräfte waren, die dem Strom zu seinem jetzigen Thale verhelfen.

Aus dem großen See des Bodenseebeckens also brach der Strom in die elsässische Bucht und von da in ein kleineres Seebecken ein, in die Ebene von Neuwied. Aus der Kette der Seen ward allmählich der Strom; je mehr das Niveau sank, desto mehr zog sich das Wasser von der höher liegenden Gegend von Basel nach Straßburg; dann bildete Mainz die Grenze des oberrheinischen Sees, bis dieser dann ganz verschwand. Ein Blick auf die Karte des Lorenzstromes, der ja auch aus den fünf großen Seen des nordamerikanischen Felsplateaus entsteht und zwischen Erie- und Ontariosee im Niagara-fall ähnliche Erscheinungen bietet, wie sie wahrscheinlich einmal der Rhein bei Bingen geboten hat, mag uns den Anblick des Rheinthales in jener Periode verdeutlichen.

Aber kehren wir zurück aus einer Zeit riesigen Schaffens in die menschenbelebte Gegenwart, und betrachten den Lauf des Stromes, wie er jetzt sich dem Auge darbietet. Zwar die Kräfte, die ehemals wirkten, sind auch heute noch thätig. Von Zeit zu Zeit hallen noch die dumpfen Donner des Erdbebens als drastische Erinnerung an die plutonische Bildung dieses Thales in der Rheinebene. Zuletzt war noch das hessen-darmstädtische Städtchen Groß-Gerau (in der Provinz Starkenburg, zwischen Darmstadt und dem Rhein gelegen) 1½ Jahre lang der Mittelpunkt heftiger Erderschütterungen, und Ähnliches wiederholt sich in längeren Pausen auf dem vulkanischen Boden der Eifel. Deutlicher noch stellt sich uns die fortschaffende Gewalt des Stromes dar. Ein Blick auf die Karte zeigt uns von Basel bis Mainz eine Fülle kleiner Inseln im Strom, deren Zahl sich mindert, sobald das Gefälle des Rheins ein geringeres wird. So zählt man von Basel bis zum Einfluß der Murg bei Kastatt deren 210; auf der Strecke von da nach Mainz finden sich nur noch 38, in dem Unterlauf des Stromes bleiben sie ganz aus. Diese Zahlen entsprechen der Wucht, mit welcher der Fluß bergab eilt; denn auf der ersten Strecke hat er ein Gefälle von 115 m, von der Murg bis Mainz aber nur 25 m. Kein Wunder, daß sich bei der starken Neigung der Fläche, auf welcher der Strom dahingleitet, das Wasser beständig neue Bahnen öffnet, sich in eine Mehrzahl von Flußläufen spaltet und hier forttreibend, dort anschwemmend diese Menge von Inseln und Inselchen bildet. Das ist um so leichter, als der Boden des Flusses, von ihm selbst erst aufgeschüttet, wenig Widerstand leistet. Es mahnt der Lauf des Flusses an das Spiel der Kinder, die sich im Sande einen Teich bauen und dann plötzlich den Damm brechen; dann zertheilt sich auch das Wasser in eine reiche Anzahl

von kleinen Adern, die um die Kieselsteine herumspielen. So geht es im Großen dem Rhein, und in Erinnerung an seine Herkunft aus dem Hochgebirge treibt er wie ein kräftiger Schweizerbub dasselbe Spiel mit den Kieseln, wie jene mit dem Sand und dem Wasser. Aber was für Massen wälzt er mit sich! Die Berechnung der Gelehrten ist dem riesenhaften Spiel nachgegangen und weist uns nach, daß bei einer Wassermenge von 1200 cbm, die in jeder Sekunde auf den laufenden Meter der Flußlänge kommt, 1000 cbm Kies in Bewegung gesetzt werden, die im Laufe eines Jahres um 275 m stromab geführt werden. Das ergibt also auf einen Kilometer eine Million Kubikmeter oder auf die Strecke von der elsässisch-schweizerischen bis zur elsässisch-bayerischen Grenze allein 184,140,000 cbm Kies, die im Rheine gerollt werden. Und das ist erst der Kies. Das Hochwasser führt auch noch den Schlamm mit, und zwar auf 1000 cbm 0,5 cbm, oder, wenn man durchschnittlich 30 Tage Hochwasser im Jahre annimmt, in jedem Jahre 1,944,000 cbm Schlamm. Nehmen wir an, daß diese ganze Masse sich auf dem Uberschwemmungsgebiete des Rheins zwischen Basel und Bingen ablagern würde, so müßte man annehmen, daß dasselbe sich jährlich um 28 cm, in hundert Jahren um 1,8 m erhöhen würde. Respekt also vor der Kraft, die solche Lasten ganz unesehen vor sich her treibt und dieses Spiel seit Hunderten und Tausenden von Jahren getrieben hat.

Doch so ganz unesehen verläuft dieses Treiben denn doch nicht. Da, wo der Fluß in ungebändigter Wildheit sich bewegt, zwischen dem Gebüsch der vielzerklüfteten Inseln, da wirft er allerdings eine Menge Geschiebe unbemerkt und regellos durch einander. Aber wo die Menschen ihn in ein wohlangelegtes System von parallelen Dämmen hineingezwängt haben, da hat der unbändige Knabe schließlich selber Methode in sein Spiel gebracht und mit überraschender Regelmäßigkeit schiebt er die Kiesbänke vor sich her. Bei jeder Anschwellung des Flusses werden diese Kiesbänke thalab bewegt. Der leichtere Schlamm wird weggespült, die schwereren Kiesel nur wenig, die leichteren schneller fortgeführt und so entstehen Bänke, die abwechselnd am linken und am rechten Ufer liegen und zwischen denen der Thalweg, d. i. die Verbindungslinie der größten Tiefen, sich hindurch schlängelt. Durchschnittlich liegen zwischen zwei Kiesbänken an demselben Ufer 2 Kilometer Weges. Unter einander sind diese Bänke verbunden durch Schwellen, über welche der Thalweg und damit auch der Weg der Schifffahrt bei kleinem Wasserstande hinüberführt. Bei höherem Wasser ist die ganze Geschiebemasse in Bewegung und zwar so, daß jede Kiesbank nach und nach die unterhalb liegende Tiefe im Flußbett ausfüllt. Nach vollständiger Ausfüllung schreitet sie dann über deren Stelle hinweg. Dabei werden in lustiger Regelmäßigkeit die Geschiebe nicht etwa seitwärts gestoßen, sondern geradeaus gerollt. In etwa $3\frac{5}{8}$ Jahren rückt jede Kiesbank an die Stelle der zunächst unterhalb liegenden, und in der Zwischenzeit ist natürlich die Kurve des Thalwegs eine ganz entgegengesetzte geworden.



Das Rheinthal bei Ragaz (Schweiz).

Die Kollsteine selber verlieren natürlich nach und nach an Umfang, und der Kundige kann aus der Größe des Steines ungefähr den Ort am Stromlauf bestimmen, an dem derselbe ausgeworfen worden ist.

Respekt vor den Massen, die zu diesem behaglichen Treiben gehören, denn außer den 186,084,000 cbm Kies und Schlamm — man lasse sich nicht bange machen durch lange Zifferreihen — gleiten jährlich an jedem Meter z. B. der elsässischen Uferstrecke nicht weniger als 3,784,320,000 cbm Wasser vorüber.

Wo aber kommen diese Massen von Geschiebe her, wenn doch, wie wir sagten, der Bodensee das große Läuterungsbecken des Rheins ist? Damit versorgen ihn reichlich seine schweizerischen Brüder aus der Alpenwelt, vor allen Dingen die Aare, der mächtigste unter den Nebenflüssen im Oberlauf des Stromes.

Zu diesen Nebenflüssen wenden wir uns nun. Es ist ein Gebiet von nicht weniger als 4080 □ Meilen, aus dem der Rhein seine Zuflüsse gewinnt, mehr als halb so groß wie der ganze Preussische Staat. Brüder aus den Bergen und Brüder aus der Ebene strömen ihm in Fülle zu. Mit dem Gebiet der Rhone berührt er sich an drei Stellen, bei seiner Quelle, bei der Bifurkation des Rozon und in der Lücke von Belfort; mit der Donau hat er Fühlung an den Höhen der Graubündner Alpen, die ihn vom Jura trennen, an dem Bodensee und im ganzen Lauf des schwäbischen Jura bis zum Fichtelgebirge. Von da ab grüßt er flüchtig die Elbe, der ja von denselben Höhen Eger und Saale zuströmen, und grenzt an längerer Strecke im westdeutschen Berglande mit dem Gebiet der Weser zusammen. An der Mündung noch vereinigt er sich mit der Maas, deren Quellen uns weit nach Süden, zu dem hydrographischen Mittelpunkt Frankreichs, dem Plateau von Langres, führen; von da dem Lauf der Sichelberge hinüber nach den Quellen der Mosel an Westabhänge der Vogesen folgend, beschreiten wir zugleich das letzte Grenzstück des rheinischen Stromgebietes. Wer es mit einem Blick übersehen könnte, der würde staunen über die Mannichfaltigkeit der Formen, über die Fülle der Erscheinungen und würde mit neuem Stolze hinabeilen zu dem Strom, an dessen Ufern die Eigenart deutschen Wesens in allen ihren Verschiedenheiten sich zeigt und doch auch wieder in ihrem aufs Neue so festbegründeten Zusammenhange.

Aus dem Flachlande der nordöstlichen Schweiz mündet zunächst die Thur, die ihre Quellen am Säntis besitzt. Mit der Sittern vereinigt, durch-eilt sie das Toggenburger Thal, um das eine lange Fehde die Eidgenossenschaft entzweite, und nach einem weit nach Osten geschlagenen Bogen nimmt sie die ursprüngliche nordwestliche Richtung wieder ein und läuft unterhalb Frauenfeld, der Hauptstadt des Kantons Thurgau, bei Riedlingen in den Rhein. Auch dieses Kind der Berge kann gewaltige Leidenschaft entwickeln, wie manche Ueberfluthung bezeugt, so gut wie die Töss, die bei Nieder-teufen, ihr zunächst auf dem linken Ufer mündet; aber doch erscheint die Thur schwach und gering gegen ihren gewaltigen Landsmann, die Aare,

die als ebenbürtiger Strom bei Waldshut in den Rhein mündet. Wenn der Rhein vom Ostflügel der Schweizer Alpen die gesammelte Wasserfülle meerab führt, so nimmt die Aare in weitem Bogen alle nach Nordwesten abfließenden Alpenströme auf. Ihre eigene Heimat ist in den gewaltigen Gletschermassen am Fuße des Finsteraarhorns zu suchen. So steil ragt diese Pyramide auf, daß an ihr der Schnee nicht haftet und sie sich finster in der Umgebung des ewigen Schnees von den blinkenden Genossen abhebt. Aber an ihrem Fuße dehnen sich weite Firnfelder, und von ihnen aus strecken sich der obere und der untere Aargletscher zu Thal, aus denen das gewaltige Gebirgskind hervortritt. Zwischen den öden Felswänden des oberen Haslithales strömt der Fluß — denn nach der Speisung aus so und so viel Gletschern und Quellen darf man ihn schon nicht mehr Bach nennen — durch ein ödes, wildes Querthal, in dessen letzte Schlucht er sich bei der Handeck hinabstürzt. Majestätisch donnert die gelblich schäumende Masse in den Abgrund, im Sturze selbst den weißen Strahl des Erlensbaches in sich aufnehmend, an Massenhaftigkeit und Wildheit vielleicht selbst dem Rheinfeld bei Schaffhausen vorzuziehen. Bei Im-Grund verläßt die Aare die Felsengen und tritt in den breiten Wiesengrund von Meyringen ein. Von da ab wendet sie sich, nachdem sie den Reichenbach empfangen, der in anmuthigen Sprüngen von der Höhe des Rosenlauthales ihr zueilt, nach Westen in ein Längenthal, in dessen Achse die beiden Länterungsbecken des Brienzner und Thuner Sees gelagert sind. Zwischen diesen beiden tiefen Spalten liegt der breite Wiesenboden inter lacus, das heutige Interlaken, mit der Mündung der Rütchine aus dem Grindelwalder und Lauterbrunner Thal. Aufs Neue verändert die Aare nach dem Austritt aus dem Thuner See ihre Richtung und bricht nach Nordwesten hin durch die den Alpen vorgelagerten Kalkberge. So kommt sie an den Bieler See und in die Nähe der Furakette, aber vor diesem Hindernisse wendet sie sich aufs Neue beinahe rechtwinkelig um, und über Narberg, Solothurn, Olten, Aarau, Brugg wendet sie sich in weitem Bogen zum Rhein, den sie gerade unterhalb der Stromschnelle von Zurzach in spitzem Winkel trifft. Dem Rheine ist sie ebenbürtig nicht nur an Wasserreichthum, sondern auch an selbständiger Entwicklung ihres Flußgebietes. Von Westen her empfängt sie die Orbe, deren Thal im Zusammenhang mit dem Genfersee schon erwähnt worden ist, und in deren Verlängerung der Neuenburger See durch die Thiële mit dem Bieler See, der letztere durch die untere Thiële oder Ziehl mit der Aar in Verbindung ist. Vermehrt wird dieser Zufluß durch die in den Neuenburger See an dessen Nordostecke mündende Broie, welche den Murtenener See schlachtberühmten Andenkens durchzieht. Aus dem Saanenthal kommt der südlichste der Aarzuflüsse, die Saane, aus der Südwestecke des Kantons Bern, bei Bulle und Freiburg vorbeiziehend, um sich bei Oltingen mit der Aar zu vereinigen. Ihrem obern Lauf nach Osten hin nahe benachbart, strömt die Simme, die aus der Rander und ihren Zuflüssen die Gletscherwasser der Blümlisalp zur Aare führt, zum Thuner See herab. Zu diesen Nebenflüssen des linken Ufers kommt auf dem rechten

noch unterhalb Solothurn die Emme, die das reiche Emmenthal zwischen Bern und Luzern durchströmt, die Wiggern bei Aarburg, die Sur aus dem Sempacher, die Aa aus dem Hallwiler See.

Wie die Aare für den Rhein als ebenbürtige Schwester, so erscheint ihr selbst vom rechten Ufer her mündend bei Brugg die Reuß, der wildeste unter den Alpenströmen. Auf den Höhen des St. Gotthard quillt sie aus einer Reihe kleiner Seen, gar nicht weit von dem Ursprung des Tessin. Ihr oberer Lauf bildet das Thal, in welchem von Hospenthal bis zum Hospiz die Straße hinaufflettert. Bei Hospenthal tritt sie in die breiten Alpenmatten des Urserenthales, in dem ihr von der Furka (und dadurch von der Rhone her) so gut wie aus dem Oberalpsee der Graubündner Berge, also aus unmittelbarer Nähe der Rheinquellen, Zuwachs kommt. So verstärkt, wagt der fecke Bergstrom bei Andermatt den Durchbruch durch die vorliegende Nordkette der Hauptalpen. Zwischen senkrechten Felswänden hat der Fluß einen so engen Spalt gefunden, daß für die Straße neben ihm kein Raum blieb. Durch den Fels mußte eine Galerie gebrochen werden, um den Zugang zu dem mittleren Reußthal zu öffnen, das ist das Urner Loch. Schaurig ist der Blick, der sich dem Heraustretenden öffnet. Dahinten blieben die anmuthigen Farben und Linien des Thals von Andermatt, vor ihm gähnt der tiefe Schlund der Schöllenen, deren senkrechte Wände grau und kahl in eine öde Tiefe hinabreichen. Aus dem Grunde donnert die Reuß hervor, die schäumend und brausend ihren Lauf von Fels zu Fels, aus einem Sturz in den andern stürzend, sich bahnt. In kühnem Bogen ist über den Fluß die neue Teufelsbrücke gespannt, fast unmittelbar vor der alten Teufelsbrücke. Kann man es der Sage verdenken, wenn sie zu dem fecken Wagniß eines solchen Baues den Teufel zu Hülfe ruft? Noch steht, etwas in der Tiefe, der Bogen der alten Brücke, während in freierer Höhe die neue Brücke ihren sichern Bogen wölbt für alle die Tausende von Menschen, Thieren und Fahrzeugen, die alljährlich über den Gotthard wandern. Nur für Wanderer war der schmale Steig bestimmt, der in ältester Zeit in der Schlucht des unbändigen Stromes um den Fels herumführte, auf eisernen Stangen ruhte, die in den Felsen eingetrieben waren. Bald machte der wachsende Verkehr die breitere Straße nöthig, und im 14. Jahrh. etwa mag das Urner Loch gebrochen worden sein, dessen Schrecken an Schiller ihren Verkündiger gefunden haben. Raum bedarf es der erhöhenden Dichterphantasie an diesem Orte, wenn man bedenkt, daß diese Umgebung Zeuge war eines der wildesten Kämpfe der Neuzeit, als im Jahre 1798 Suworow's herabsteigendes Heer im Thale, ja im Wasser der Reuß im erbitterten Gefecht mit den französischen Truppen Lecourbe's, die ihm den Paß verlegten, rang. Da treten noch die Schrecken des Menschen zu den Schrecken der Natur.

Die Reuß eilt nordwärts weiter im furchtbar erhabenen Thale, das sich erst bei Amsteg am Fuße des hohen Bristenstockes breiter gestaltet. Bei Altorf, dem Hauptort des Kantons Uri, des alten Thales Urania, fließt ihr — um von vielen nur einen zu nennen — von rechts her der

Schächen zu, bekannt durch die schöne Tellsage, die in Bürglen im Schächenthale ihre Heimat hat. Weiter und weiter treten die Berge, noch immer schroff und steil genug, aus einander, und es öffnet sich das vielgezackte Becken, das die Reuß zu einem See angefüllt hat und das nach den vier Waldorten, Schwyz, Uri, Luzern und Unterwalden den Namen des Vierwaldstätter Sees empfangen hat. Herrlich ist er, wenn ein sonniger Tag die starre Majestät seiner hoch- und steilragenden Ufer erheitert und in der blaugrünen Tiefe lebhaftere Reflexe weckt, während über die nächsten Bergwände die Schneegipfel des Urrothstock hereinglitzern. Imposant, wenn bei wolkeförmigem Himmel eine einförmige Schwermuth ausgegossen liegt über dem See und den schweren Massen seiner Uferberge; am großartigsten aber wenn der Föhn die Gipfel rein gefegt hat von den Nebelhüllen und bei klarstem Himmel und herrlichster Abtönung aller Formen und Farben das bewegliche Element überschäumt über die Ufer bei Brunnen, so daß man sich bei aller Großartigkeit der Berge zugleich an die Großartigkeit des Meeres erinnert glaubt. Im See erhält die Reuß noch Verstärkung durch die Muotta, die vom Pragel herab in dem nach ihr benannten Thale den Kanton Schwyz durchzieht und bei Brunnen mündet. Bei Luzern verläßt die Reuß das Seebecken, dessen Ufer sich nach Norden allmählich verflacht haben, und durchbricht in einem neuen Querthal das Hügelland der Nordschweiz. Sie empfängt wenig nordwärts von Luzern die Emme, die vom Briener Rothhorn herab durch das Entlebuch zur Reuß herabströmt, den einzigen bedeutenden Zufluß vom linken Ufer her. Alle anderen Flüsse des schweizer Hügellandes nördlich der Reuß wenden sich direkt zur Aare. Die Reuß selbst strömt der letzteren bei Brugg zu, da, wo die große Eisenbahnlinie von Zürich her sich theilt und einen Arm über den Bözberg nach Basel hin richtet, während der andere im Thale der Aare sich nach Waldshut zum Rheine hin streckt. Von rechts her hat die Reuß bis dahin noch die Vorze, den Abfluß des Zuger Sees, und die kleinen Bächlein des Knonauner Amtes aufgenommen.

Zwischen Reuß und Vorderrhein hat die Linth ihr Gebiet. Den zweifelhigen Namen trägt sie erst, nachdem sie die Großstadt Zürich verlassen; bis dahin begnügt sie sich kurz und bündig mit der Benennung Linth. Unter diesem Namen entspringt sie an der hohen Grenzscheide Graubündens und des Kantons Glarus aus den Gletscherbächen der Klariden und des Tödi. Von links her empfängt sie die Abflüsse des Klausenpasses, der zum Schächen- und so zum Reußthal hinüberführt; von rechts her vereinigt sich mit ihr unterhalb des Bades Stachelberg die Wasserfülle des Sernstthales, aus dem man auf wilden Pfaden bei Flims in das Thal des Vorderrheins herabsteigen kann. In nördlicher Richtung passirt die Linth den Hauptort ihres Heimatkantons, das gewerbsleißige Glarus, und empfängt dann noch von links her aus den Schnee- und Eismassen des hohen Glärnisch den Klönbach, der den Klönsee durchströmt und durch ein einsames, fast unbeachtetes, aber in seiner stillen Einfachheit wunderbar schönes Thal zu der Linth herabfällt. Bei Wesen stößt die Linth an

das Westende des Wallenstädter Sees, ähnlich wie die Püttschine bei Interlaken-Bödeli in den Brienser See. Von Osten her, aus dem Sarganser Lande, empfängt der See einen andern Zufluß, die Seez, welche aus dem Weifstannenthale, in ihrem obern Laufe der Tamina parallel, hervorbricht. Wir sind hier wiederum dem Rheine, gerade gegenüber dem Südende des Fürstenthums Liechtenstein, sehr nahe gerückt; und nicht bloß die räumliche Nähe macht uns diesen Punkt merkwürdig, sondern mehr noch der geringe Niveauunterschied, der zwischen Mels an der Seez und Sargans im Rheinthale nur $5\frac{3}{4}$ m beträgt. Würden die Gewässer des Rheines heute um $6\frac{1}{4}$ m steigen, so würden sie den Abfluß durch den Wallenstädter und Züricher See nehmen, wie sie ihn wahrscheinlich einmal gehabt haben, ehe sich jene niedrige Schwelle zwischen Sargans und dem Wallenstädter See aus der Tiefe hob. Der See selbst ist erst und gewaltig eingesenkt zwischen dem Zuger Berg und Galmenberg im Süden und den sieben Kurfürsten im Norden. Von Tunnel zu Tunnel bohrt sich die Eisenbahn an seinem Südufer durch den Fels, überraschende Ausblicke auf die tiefgrüne Fläche und die riesige Masse der Kurfürstgen gewährend. Bis zum Jahre 1805 versumpften die prächtigen Bergwasser der Seez und Linth bei ihrem Austritt aus dem See, und diese Gegend, das Gasterland zwischen Wejen und Uznach, war eine Dede voll saurer Wiesen. 5 bis 6 Stunden dehnte es sich so von See bis See, mit geringem Niveauunterschiede zwischen beiden. Da unternahm ein Züricher Patrizier aus der Familie Escher das Werk, welches seinem Namen ein dankbares Andenken bei Tausenden gesichert hat. Ein Kanal von 16,5 km Länge wurde angelegt und durch die Entwässerung des Sumpfgeländes eine Fläche von 7000 ha für die Kultur gewonnen. 1822 war das Unternehmen vollendet. Die republikanische Schweiz ehrte diesen Gemein Sinn und adelte den Führer des Baues und seine Nachkommen unter dem Namen Escher von der Linth. Der Fluß tritt in den Züricher See und durchzieht den guirlandenartig geschwungenen Bogen desselben, vorbei an Rapperswyl, wo eine lange Brücke auf das linke Seeufer hinüberführt, vorbei an der Insel Pfäfers mit Ulrich von Hutten's Grab, bis zu Zwingli's altherwürdiger Kirche, dem Frauenmünster von Zürich, wo er den See verläßt. Noch strömt er so schnell, daß er vielen Fabriken seine Kraft mittheilt; bald gleitet er ruhiger durch das Hügelgelände der Nordschweiz und trägt schon ansehnliche Rachen. Unmittelbar bei Zürich fließt ihm links vom Albis herab die Sihl zu, die einst an ihrem Ufer die Niederlage der österreichisch gesinnten Züricher und auf ihrer Brücke den Fall ihres gewaltigen Bürgermeisters sah, des Rudolf Stüssli (Schlacht bei St. Jakob an der Sihl 1443). Bei Baden, dem altberühmten Kurorte, stellt sich ihr der Rägerberg entgegen, der einst ihren Thalkessel schloß, bis sie ihn durchbrach und nun nach kurzem Lauf beim Weiler Vogelsang zur Aare mündet, nur einen Kilometer unterhalb der Neufmündung.

Bereiniget strömen die großen schweizer Ströme in rein nördlicher Richtung durch ein fruchtbares Wiesenthal zum Rhein, den sie unterhalb

Zurzach, Waldshut am deutschen Ufer gegenüber, erreichen. Auch hier liegt ein Koblenz, ein altes Confluentes der Römerzeit, am Zusammenflusse des mächtigsten der Schweizerströme mit dem Rheine. Nur noch ein größerer Fluß kommt ihm aus dem Berner Jura zu, die Birs, die zuerst in östlicher Richtung durch das obere Münsterthal fließt. Sie biegt bei Court in ein nördliches Querthal ein und behält diese Richtung bis Delsberg (Delémont) bei. Der wilde Charakter des Thales verändert sich hier mit der Richtung: der Fluß biegt, nachdem er die Sorne aufgenommen hat, nach Nordosten um und geht im flacheren Laufenthale nach einem Lauf von 66 km Länge dem Rhein zu, ein wenig oberhalb Basel, hart bei dem Siechenhause von St. Jakob, bei welchem im Jahre 1444 (24. August) 1200 Eidgenossen den Heldentod in Vertheidigung der heimatlichen Grenzen fanden, als die Armagnacs die Freiheit der Schweiz bedrohten (siehe den Abschnitt über die Reichslande Elsaß-Lothringen). Nur wenig südlich davon liegt ebenfalls an der Birs das Dorf Dornach, bei dem im Jahre 1499 die Schweizer wider Kaiser Maximilian siegreich ihre Unabhängigkeit behaupteten. Nicht mehr den Alpen, aber doch der Schweiz gehört der Jurafluß der Birs an, und darum mag er mit eingerechnet werden in die stattliche Schar der Zuflüsse, welche die Schweiz ihrem größten Sohne, dem Rhein, spendet. Ueberblicken wir sie nochmals zusammen, ohne der kleineren Anhömlinge zu gedenken, die aus dem Frickthale bei Stein und dann bei Rheinfelden münden, so sind sie an Zahl wie an Umfang bedeutend genug. Zwar ist die Aarequelle von der Mündung nur 120 km entfernt, aber ihre Länge beträgt doch 280 km, und ihr Flußgebiet umfaßt mehr als $\frac{2}{5}$ der ganzen Schweiz, 17,614 □km. Die Reuß steht ihr mit 3411 □km zur Seite bei 145 km Länge, die Limmat mit 135 km und einem Flußgebiet von 2414 □km. Gemeinsam haben sie alle den tobenden Lauf: auf hundert Meter Länge kommt durchschnittlich ein Meter Gefäll. Einer wie der andere sind sie gefährdete Zerstörer; was bei der Linth schon 1823 gelungen ist, das wird an der Aare in der Gegend des Bieler Sees erst seit 1873 ausgeführt: der Strom wird durch einen Kanal in den Bieler See und von da aus durch einen zweiten Kanal in seine nordöstliche Richtung zurückgeleitet; aber trotz dieser Korrektion der Juragewässer hat dort wie in der Ostschweiz noch jeder Sommer von Ueberschwemmung und Verwüstung zu berichten. Sie steigern den ungezähmten Charakter des Rheines, der bis in die Niederungen Nordwestdeutschlands seinen und seiner schweizerischen Zuflüsse alpinen Ursprung zu erkennen giebt.

Während die Flüsse der Mittelgebirge ihren höchsten Wasserstand im März oder April zu erreichen pflegen, wenn die Schneeschmelze in den Höhen von ca. 1000 bis 1500 m eintritt, hat der Rhein dann verhältnißmäßig niedrigen Stand. Wenn aber beim Wachsen der Jahreswärme der Schnee der hohen Alpengipfel zu thauen beginnt und die Gletscherbäche schwellen, dann, wenn bei den Flüssen der Mittelgebirge die dürre Zeit gekommen ist, dann entfaltet erst der Rhein seine ganze Kraft. Die tiefgrüne klare Farbe wandelt sich dann in das Graugelb der Gletschermilch,

mit der er genährt ist, und in tobendem Brausen wälzt er entfesselte Fluten thalab. Den höchsten Wasserstand, dessen man sich überhaupt erinnern kann, erreichte er am 15. Juni 1876 bei 4 m 70 cm über dem Nullpunkte des Pegels. Sechs Millionen Liter wurden damals als die Durchflußmenge für die Sekunde berechnet. (Man giebt die Stromhöhe nach Metern an, die vom Grunde des Stromes [Nullpunkt] aus berechnet werden; die Höhendifferenzen der einzelnen Pegel sind genau festgestellt im Verhältniß zu dem Amsterdamer Pegel.) Dann überflutet der Strom weithin die Thalebene; Dämme reichen häufig nicht mehr aus. Er zerreißt sie, und die Sturmglöcken der Rheindörfer rufen weit häufiger Hülfe gegen Wassersth als gegen Feuersth herbei. Am meisten ist dieser Gefahr die oberrheinische Tiefebene ausgesetzt. Dort hat man daher auch zuerst ein ganzes System von Dämmen dem Rhein entgegengesetzt. Das kleine Baden ist seit 1817 darin vorangegangen, aber erst 1840 schloß Frankreich mit Baden einen Vertrag zu gemeinsamer Bekämpfung des gemeinsamen Uebels. Durch zwei parallele Hauptdämme wurde der Rhein auf die Breite von 200 m eingeengt und ihm so ein geschlossenes Rinnsal gegeben. Allmählich verbreitert er sich auf 250 bei Lauterburg, erreicht bei Geisenheim die ansehnliche Ausdehnung von 628 m und ist bei Bonn wieder auf 377, bei Düsseldorf auf 478 m, bei Wesel 496 m Breite gewachsen. In seinem obern Laufe sind hinter dem Hauptdamme noch eine Reihe von Dammbauten aufgeführt, bestimmt, die Ueberschwemmungsgewässer aufzufangen; und große Summen werden alljährlich verwendet, um dieses Deichsystem zu erhalten oder zu verstärken; auf der Strecke von Basel bis Mainz allein im Jahre 1877 die Summe von 2,438,855 Mark. Aber trotzdem ist die Kraft des Elementes häufig stärker als alle Kunst der Strombaumeister, und größere Summen gehen verloren, wenn der Strom verwüstend übertritt, eine ewige Wiederholung der alten Sage vom Nibelungenhort, der in die Tiefe des Rheines versenkt ward.

Die Schwarzwaldflüsse können sich rühmen, schöner und lebenswürdiger als die irgend eines andern Gebirges geschildert worden zu sein. Denn was Hebel von der Wiese singt, das gilt von ihnen allen:

Im verschwiegene Schoß der Felse heimli gibohre,
an de Wulle gfüngt, mit Duft und himmlischem Rege,
schlosssch, e Bütscheli-Chind, in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlberwahrt.

Da sind nicht mehr die Schnee- und Eiszriesen der Alpenwelt, aus denen die Gletscherbäche mächtig und fertig wie die Athene aus dem Haupte des Zeus hervorspringen, gerüstet mit vernichtender Gewalt; da sind es die verborgenen Schlupfwinkel, unter moosbewachsenem Felsengestein, um das des Schwarzwalds hohe Tannen ihre knorrigen Wurzeln strecken, aus denen heimlich rieselnd die Quelle entspringt. Im Waldesgeheimniß, vom Moos versteckt, aus unzähligen kleinen Adern die erste Nahrung saugend, entspringen die Schwarzwaldflüsse. Und wo sie plätschernd und schwatzend thalab gleiten, da starrt nicht mehr der nackte Fels, der todte Kiesel, den

eine zerstörende Kraft in die Tiefe führt, wie bei den Alpenflüssen, sondern du (der Dichter redet die Wiese an)

Schlieffsch mit stillem Tritt us di'm chystalene Stübli
barfis usen, und luegisch mit stillen Lächlen am Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesh so heiteri Aengli!

.....
Aber wie de gohsh', würsch allwil größer und schöner.
Wo dei lieblichen Dthem weih, wie färbt si der Nase
grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
neui Ehrüter do, wie schiefen in prächt'ge G'stalte
Bluemen an Bluemen uf, un geli saftigi Wiede!
Wo di'm Dthem gewürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöpsli
Millione do, und warten am schattige Thaltweg.
Wo di'm Dthem g'nährt, frigt rechts an sunnige Galde
goldene Lewat uf in Feldere, Riemen an Rieme.
Wo di'm Dthem g'hüelt, singt hinter de Hürste verborge
freudig der Hirte-Bueh, und d'Holzart tönet im Buechwald.

So rinnen sie alle segenverbreitend durchs Thal, bis sie ihn finden den Rhein
stolz in sine Schritten und schön in sine Gibebrde

und ihm freudig an den Busen fallen. Wer sie kennen will, die Schwarzwaldquellen, der sehe sich das liebliche Bild der schönen Melusine von Moritz von Schwind an; und wer sie lieb haben will, die Schwarzwaldflüsse, der greife zum besten Dichter der Schwarzwaldthäler, zu dem rheinländischen Hausfreund Hebel.

Aber kehren wir zurück aus des Dichters Landen auf die Landkarte. Noch dem Bodensee gehören die Stockach und die Nache an, die durch den badischen Seekreis zum Ueberlinger und zum untern See münden. Dann finden wir eine Reihe namenloser Bäche, die nur der Ortseingesessene mit besonderen Bezeichnungen unterscheidet, bis der Narenmündung gegenüber bei Waldshut die Wutach in den Rhein strömt. Wie Schwarzwald und Alpen, so stehen sich hier mit charakteristischem Unterschied die beiden Flüsse gegenüber: neben dem stromgewaltigen Schweizerfluß die bescheidene, aber in ihrer Bescheidenheit gewerbtleisige Wutach. Auf dem Ostabhange des Feldbergs hat sie ihre Quellen, mit ihren rechten Zuflüssen greift sie bis dicht an die 54 Quellbäche der Donau heran. In weitem Bogen nach Osten ausbiegend, geht sie erst von Blumegg in südliche Richtung über, vorbei bei dem ausblühenden Städtchen Stühlingen, bis wohin schon die Eisenbahn in das sich verbreiternde Thal eindringt. Enger und kürzer sind die Thäler der Alb und der Wehra, die bei Albrud in der Grafschaft Hauenstein und bei Brennet unweit Säckingen in den Rhein münden. Das sind die Thäler, in denen einst Schefel's Trompeter seine Fanfaren blies und in denen heut noch jeder Wanderer die herzerfreuende Schönheit der eilfertigen, kleinen Flüsse preist. Nun aber kommt sie selbst, des Feldbergs liebliche Tochter, die Wiese, und vermessen wäre es, nach Hebel sie aufs Neue preisen zu wollen. Auch die Eisenbahn, die seit des Dichters Tagen von Basel ab über Vörrach bis nach Schoppsheim in ihr Thal hineinsaut,

auch die poesiezerstörenden Fabriken, die noch höher in dasselbe hinaufsteigen, haben die urwüchsigte Schönheit des Flusses und seiner Gelände nicht zu beeinträchtigen vermocht. Wie von dem Südrande des Schwarzwaldes, den wir nunmehr verlassen, um zu dem Westrande desselben umzubiegen, so findet sich auch von diesem herabrimmend eine reiche Wasserfülle, die Bäche des gesegneten Markgräfler Landes. Jeder Berg, jedes Thal hat sein eigenes Rinnsal. Erst bei der Dreisam halten wir inne, die aus dem Höllethale, hochberühmt um seiner wilden Schönheit willen, vom Nordostabhange des Feldbergs hervortritt und bei Freiburg die Ebene berührt. Die vulkanische Masse des Kaiserstuhls, die sich hier wie ein seltsames Spiel der Natur aus der Rheinebene hebt, lenkt die Dreisam nach Norden hin ab und führt sie unterhalb Kiesel zur Vereinigung mit der Elz. Am Rossel entspringt diese letztere, nur durch einen einzigen Kamm getrennt von der Bregach, dem Hauptquellbache der Donau. Nach Norden hin umströmt die Elz die hohe Gebirgsmasse des Kandel und biegt erst oberhalb Elzach um nach Südwesten, in das flachere und breitere Thal, an dessen Mündung Waldkirch liegt. Während die Elz in vielen Krümmungen in der Höhe von Ettenheim, napoleonischen Angedenkens — der Herzog von Enghien wurde von hier aus entführt, um im Wallgraben von Vincennes durch frechen Justizmord zu enden — zum Rhein hin mündet, kürzt der Leopoldskanal in gerader Richtung von Kiesel aus jene Krümmungen ab, zum Nutzen des Flößereibetriebs auf Elz und Dreisam. Stattlicher noch tritt die nach Norden hin zunächst folgende Kinzig auf. Unweit Loßburg im württembergischen Oberamt Freudenstadt entspringt sie und erreicht nach einem 97 km langen Laufe den Rhein bei Kehl, nachdem sie unmittelbar vor ihrer Mündung die in den Vorbergen des Schwarzwalds unweit Schweighausen entspringende Schutter aufgenommen hat. Die Gutach und Schappach, zwei Zuflüsse der Kinzig, bilden vielfach aufgesuchte Thäler; namentlich ist der 160 m hohe Fall des Fallbaches bei Triberg im Gutachthal gegenwärtig, seitdem die kühn angelegte Schwarzwaldbahn hier den Rücken des Schwarzwaldplateaus erklettert, das Ziel vieler Reisenden. Im Kinzigthale selbst steigt bis Alpirsbach die Kunststraße hinauf, die dann in der Richtung auf Tübingen-Stuttgart die Hochfläche des Schwarzwaldes durchschneidet, in früherer Zeit der Gegenstand so manchen heißen Kampfes zwischen Deutschen und Franzosen. — Einen guten Theil der Bäche aus den weiter nach Norden liegenden Vorbergen sammelt die vom Kniebis herunterkommende Rench, die bei Renchen, dem Heimatsort Christian's von Grimmelshausen, der den abenteuerlichen *Simplicissimus* schrieb, die Hügel verläßt und oberhalb Stollhofen, auch einem kriegsberühmten Orte, mündet. Nahe bei den Quellen der Rench stoßen wir an dem Ostabhange des Kniebis, über den eine zweite Heerstraße nach dem Osten führt, auf die Quellen der Murg, die den Lauf der Kinzig um 1 km an Länge übertrifft: die Rothe, die Weiße Murg und der Vorbach; so entspringen sie in einer Höhe von 862 m und fließen bald vereinigt in einem nördlichen Längenthal durch prachtvolle Wälder, deren schöne Stämme auf der (so z. B. an dem Einfluß der

Rauminzack) zu diesem Zwecke angestauten Murg thalab geflüßt werden. Bei Gernsbach sagt der Fluß den grünen Bergen Valet und windet sich bei Raftatt vorbei durch die Ebene dem Rheine zu, den er bei Steinmauern erreicht. — Allmählich verflacht sich nach Norden zu das Gebirge. Ein breiteres Plateau, das Neckarplateau, führt uns zum Odenwald hinüber. Hier verschwinden die dem Schwarzwald eigentümlichen Seen: der Feldsee, Schlichtsee, Titisee, Mummelsee (ob sie wol Wirkungen der Erosionskraft aus der alten Eisperiode sein mögen?), und spärlicher werden auch die Rheinzulüsse, von denen Alb, Pfingz, Salzbad, Kraichbad und Leimbach sich auf die Uferstrecke von Steinmauern bis Mannheim vertheilen. Dort aber begrüßt den Rhein der nach der Donau stärkste Sohn des südwestdeutschen Berglandes: der Neckar.

Wie ein Keil schiebt sich zwischen das Quellgebiet der Donau im Süden, zwischen den Rheinlauf im Westen, den Main im Norden, das Gebiet des Neckars ein. Nur unbedeutende Höhen scheiden seine rechten Zulüsse von den linken Nebenflüssen des Main, mit dem er in vielfacher Beziehung übereinstimmt, so daß man das von Schwarzwald und Odenwald im Westen, von Speffart, Rhön und Frankenwald im Norden und von dem mächtigen Landrücken des deutschen Jura im Süden und Osten eingeschlossene dreieckförmige Gebiet wol schon das Main-Neckarbecken genannt hat. Der westliche Theil desselben gehört dem Neckar an. Seine Quellen liegen an jener so wichtigen Stelle zwischen dem Rhein und der Donau, welche in der Grenze des Römerreichs den Alemannen die offene Lücke zum Einbruch ließ. Vergebens sperren die römischen Grenzwälle hier den Weg, der Neckar war damals, wie er es heute noch ist, die große Heerstraße vom mittleren Rhein nach der oberen Donau oder umgekehrt. Dicht an den Donauquellen entspringt bei dem württembergischen Flecken Schwenningen auf badiischem Gebiete der Neckar, auf der sumpfigen Hochfläche des Schwarzwaldes, in einer Höhe von 697 m über dem Meere. Bald scheidet er sich sein Bett tief ein, so daß es fast wie eine Schlucht mit seinen 100 m hohen Thalwänden erscheint. Bis nach Horb fließt er in nördlicher Richtung, ohne daß er größere Zulüsse empfinde. Zu nahe liegen ihm hier die Gebiete der Donau und der Murg, als daß sich ein bedeutenderes Flußnetz entwickeln könnte. Nur Glatt und Eyach strömen ihm, von links die eine, von rechts die andere, zu. Vor Horb beginnt der Neckar mit seinem Mittellauf eine neue Richtung, die östliche. Nicht mehr im schluchtartigen Thale, sondern durch lachende Fluren, weite Thalkessel geht er hindurch, nicht mehr der brausende Bergstrom, der nur Mühlen treiben und mit dem Floßholz sein Spiel haben kann, sondern der bedächtige Fluß des Hügellandes, der schon größere Lasten tragen kann. Von Cannstatt an rechnet man die Schiffbarkeit des Neckar, der aus den lachenden Fluren des gesegneten Schwabenlandes bis dahin von rechts her bei Obernau den Starzel aus dem Hohenzollerland, bei Tübingen die Steinlach, die vom Farrenberg herab bei Osterdingen vorüberfließt, und ihr gegenüber die Ammer und den Goldersbach empfangen hat. Von Reutlingen her empfängt der Neckar

rechts weiterhin die Schaz, aus dem Urachthale kommt von Dettingen her die Erms, die Lauter bei Wendlingen und endlich bei Plochingen die Tils, der längste unter den Flüssen der Rauhen Alb, ihr zunächst in der Reihe und der Größe nach die Rems unterhalb Cannstatt. Stattlicher noch ist der Kocher, dessen Name schon an das Kochen und Schäumen eines schnellfließenden Bergstromes erinnert. Er entquillt dem nördlich an die Rauhe Alb vorgelagerten Plateau des Altbuch, und nur ein wenig weiter nach Nordosten hin, auf dem Hertfelde, sind die Quellen der Jagst, ihres Zwillingsschlusses, ihr gleich hinsichtlich der Richtung und Mündung, gleich auch an reisendem Laufe. Es klingt ja wie die wilde Jagd auch aus ihrem Namen heraus. Gar nicht weit von einander münden sie, nachdem sie weite Bogen nach Nordosten beschrieben haben, am rechten Neckaruser gegenüber Wimpfen im Thal. Von links her hat der Fluß inzwischen nur die bescheidene Kerse oberhalb Eßlingen erhalten und bei Besigheim die Enz, die ihm von dem nordöstlichen Schwarzwald die Würm und die Nagold zuführt. So verstärkt, kommt der Fluß an dem Katzenbuckel an; aber trotz der ansehnlichen Fülle vermag er doch nicht das entgegenstehende Hinderniß zu brechen; er macht seinerseits einen Buckel und bricht nach Westen hin durch den Odenwald durch. In vielfachen Windungen durchbricht er denselben von Eberbach bis Heidelberg, im landschaftlich schönsten Thale, von dem nicht ohne Grund Scheffel gesungen hat, daß er ins Neckarthal reiten wolle, wenn ihm die Welt draußen zu fahl wird. Durch die Rheinebene trägt der Strom über Ladenburg ruhig seine großen Flüsse, die man ihm namentlich von Heilbronn ab in bedeutendem Umfang aufladet, dem Rheine zu, den er bei Mannheim erreicht, 90 m über dem Meer. 670 m Gefälle vertheilen sich also auf die 357 km seines Gesamtllaufes, das macht ihn zum schnellfließendsten Strome der deutschen Berge.

Spärlich ist's, was der Odenwald dem Rheine zusendet, die Weschnitz in der Höhe von Bensheim und den Heegbach mit dem Landgraben unterhalb Trebur. Den besten Wasserregen aus dem Odenwald hat der Main schon vorweg empfangen, und so kommt er indirekt doch dem Rhein zugute. Der Mündungsstelle des Mains haben wir uns genähert; aber Angesichts der Thürme von Mainz wenden wir uns zurück, um auch auf dem linken Ufer die Zuflüsse zu durchmustern, die von dem Wasgenwald und von der Hardt herab dem Rheine zueilen.

Eigenthümlich ist der Parallelismus, der auch in hydrographischer Hinsicht zwischen Wasgenwald und Schwarzwald obwaltet. Von der Innenseite beider Gebirge strömen in die oberrheinische Spalte zahlreiche kleinere Flüsse; von der Außenseite sammelt bei dem Schwarzwalde der Neckar, bei dem Wasgenwald die Mosel die kleineren Gebirgswasser auf und führt sie in weitem Bogen in die große Hauptader, wobei die Ardennen auf der französischen Seite nach Südwest dieselbe Rolle als Grenzgebirge spielen, wie die Rauhe Alb im deutschen Südosten. Sogar bis auf die kleinen Seen im Wasgengebiet, den Schwarzen und Weißen, den Sternen-See und den von Sulzeren auf der deutschen, und die größeren von Gerardmer,

Retournemer und Longemer auf der französischen Seite, dehnt sich die Ähnlichkeit aus.

Halb als ein Fremdling erscheint in dieser Vogesenlandschaft die Ill, eine Tochter des vorderen Jura, die von dem Glasberge bei dem Dorfe Winkel, im Kanton Pfirt, hart an der schweizer Grenze abströmt. Aus ihrer ursprünglichen Richtung nach Nordosten hin, welche sie direkt bei Basel in den Rhein geführt haben würde, wird sie bei dem Dorfe Dettingen durch die letzten Ausläufer des Baseler Jura verdrängt nach Nordwesten bis nach Altkirch; hier stößt sie auf die ersten Erhebungen, die den Sockel der Vogesen bilden, und schlägt nun den Lauf nach Norden hin ein. Dem Rheine parallel fließt sie durch die Riesgeschiebe der oberrheinischen Tiefebene in vielfachen Windungen, bis sie endlich bei Straßburg durch die in die Ebene vortretenden Höhen von Hausbergen aufs Neue ostwärts getrieben wird und zwei Stunden unterhalb Straßburg bei dem Dorfe Wanzenau in den Rhein mündet. Als die stete Begleiterin des großen Stromes sammelt sie in ihrer ganzen Länge die Vogesewässer in eine einzige Hauptader. Ihre rechte, dem Rhein zugekehrte Seite bleibt natürlich, wenn wir von kleinen Bächen im Oberlauf absehen, ohne allen Zufluß. Der erste unter jenen linken Nebenflüssen, die Larg, ein Fluß von etwa 40 km Länge, bei Illfurt mündend, gehört noch seiner Quelle nach dem Jura an. Nun aber hüpfen sie heran, die Vogesebäche und Flüsse. Unterhalb Mühlhausen naht die reißende Doller, die im Hintergrunde des Thales von Maas-münster dem Sewensee entspringt; die Thur, die in einem von Nord nach Süd und wieder nach Nordost geschwungenen Bogen vom Ventron herab das schöne St. Amarinthal durchströmt, sich unterhalb Sennheim, dem alten Schlachtfelde des Cäsar und Ariovist, in zwei Arme theilt und bei Ensisheim der eine, bei Horbürg der andere Arm in die Ill ergießt; und die Lauch aus dem Lautenbacher Thal vom kahlen Wasen herab, die oberhalb Kolmar sich mit der Ill vereinigt. Sie bringt die Ohm aus dem Sulzmatter Thale mit. Dicht unterhalb derselben Stadt kommt ein Arm der Fecht, der von den Höhen des Hoheneck aus dem schönen Gelände des Münsterthales hervorbricht, der unbändigsten einer unter den Vogesenflüssen. Bei Illhäusern weiter stromab mündet der Hauptarm, der aus dem Thale von Schnierlach (Lapontroie) gespeist wird durch die Weiß, gebildet durch die Abflüsse des Weißen und Schwarzen Sees und durch die Behine vom Bonhomme her. Aus dem Rappoltsweilerthal empfängt sie den Strengbach; so gleicht die Fecht mit ihren zahlreichen linken Zuflüssen in ihrer Stromentwicklung der Ill selbst. Ruhigeren Laufes naht vom Nordabhange des Bonhomme her bei dem gewerbsleißigen Markkirch vorüber die Leber (Liepvrette) bei Schlettstadt, minder bedeutend die Scher, im oberen Thale Mühlbach genannt, aus dem Weilerthal, bei Herbitzheim mündend; von ihr zweigt sich ein Kanal, der Gießen genannt, ab, der nach Schlettstadt führt. Das ist der alte Landgraben, die Grenzscheide des obern und untern Mundats im Elsaß. Die Andlau hat einem Thal, einer prächtigen Schloßruine und auch einem Städtchen ihren Namen gegeben;

sie bringt der Ill die Kerneck von Barr, die Ehn oder Ergers von Oberehnheim aus dem Klenzenthal bei Geispolsheim zu. Größer als sie alle (70 km) ist endlich der letzte der Illzuflüsse, die Breusch, die am Fuße des Blimont entspringt und durch das Steinthal im weiten Bogen nach Nordost bis Straßburg fließt. Von Muzig ab in zwei Arme getheilt, wendet sie sich mit ihrem linken Hauptarm nach Norden hin nach Molsheim und empfängt die Mässig, die aus dem Kronenthal von Wassenheim herkommt, dem Lande des rothen Sandsteins, der von hier aus auf dem Breuschkanal nach Straßburg verschifft wird. Nur dem Hügellande östlich des Gebirges gehört der letzte der Illzuflüsse an, die Suffel.

Durch den Paß von Zabern bricht die Zorn, die auf lothringischer Seite bei dem merkwürdigen Sandsteinegel von Dagsburg entspringt und, nachdem sie das Gebirge durchbrochen, in rein östlicher Richtung zu der Moder hinströmt. Sie nimmt aus dem Graufthale, dem elsässischen Zigeunerelorado, die Ziesel auf und vereinigt sich bei Hochfelden mit dem ebenfalls von links herkommenden Rohrbach. — Die Moder selbst gehört dem nördlichen Vogesenabschnitt an, den Bergen von Lützelstein (La Petite-Pierre), die über Jugweiler, Hagenau und Wischweiler dem Rhein zufließt. Sie empfängt aus dem Bärenthal her eine zweite Ziesel, die aus der Richtung von Bitsch, Niederbronn und Reichshofen den Falkensteiner Bach aufnimmt. Den Vorbergen der Vogesen nördlich der Moder gehört der Eberbach an, bekannter als er, ist der Sauerbach, der den Kämpfern von Wörth und Fröschweiler wohl vertraut ist, der Salzbach und endlich die Lauter, ihrer Quelle nach bereits ein Pfälzer Kind, die durch das Dahner Thal südöstlich fließt, um dann Weißenburg und Lauterburg zu bewässern und bei Neuburg in den Rhein zu gehen, ehemals durch eine Reihe von Verschanzungen, die Weißenburger Linien, vertheidigt, jetzt eine kaum mehr trennende Wasserrinne zwischen dem Elsaß und der Pfalz.

An Größe ist ihr etwa die Queich zu vergleichen — die dazwischen liegenden Otterbach, Erlenbach, Klingbach sind ganz unbedeutend — die aus den Sandsteinbildungen des Annweilerthales von der Falkenburg her über Landau-Germersheim zum Rheine fließt. Wiederum von einer Reihe von Niederungsflächen ist der Abschnitt zwischen ihr und dem Speierbach durchflossen, dessen tiefeingeschnittenes Thal der Eisenbahn den Weg von Neustadt an der Hardt durch die Berge nach Kaiserslautern und nach Bingen durch das Alsenzthal vermittelt. Bei Speyer, der altberühmten Reichsstadt, mündet er. Je näher die Pfälzer Berge an den Rhein herantreten, desto unbedeutender werden die Zuflüsse, Rehbach, Isenach, Karlebach, Eis; und nur die Pfrim, die vom Donnersberg herkommt, entwickelt sich noch einmal zu längerem Laufe. Nach Norden hin entströmt der Pfalz der Salzbach, der bei Ober-Jungelheim den Rhein auf seiner Strecke zwischen Mainz und Bingen erreicht; und damit haben auch wir am linken Rheinufer den Abschnitt erreicht; den uns die Mainlinie am rechten bezeichnete.

Denken wir uns die Linie des Mains nach Westen fortgesetzt, so schneidet sie den Rheinlauf auf seiner nach Westen gerichteten Strecke

Mainz-Bingen und trifft auf die Rahemündung. Wir begrüßen hier den ersten Fluß der mittelhheinischen Gebirge, der bei St. Wendel entspringt und in vielfachen Windungen 105 km weit sich hinzieht bis Bingen zum Rhein. Namentlich die Porphyrklippen, Burgruinen und Waldberge ihres Oberlaufes haben ihr mit Recht hohes Lob landschaftlicher Schönheit eingetragen; der Rebhügel im untern Nahethal nicht zu vergessen, unter denen der Scharlachberg einen weitbekannten Namen hat. Auf ihrer rechten Seite nimmt sie den Glan, weiterhin bei der alten Ebernburg die Alsenz, weiter stromab die Appel und die Wies auf. Kürzer ist die Entwicklung ihrer linken Zuflüsse. Da empfängt sie von dem Hundsrück aus den Traun- und Simmerbach, den Gilden- und den Ellerbach. Mit ihnen vereinigt eilt sie der Stelle zu, wo Hundsrück und Taunus in ihren Ausläufern zusammen-treffen, zum Anfang des neuen Durchbruchsthales des Rheines selbst.

Es entspricht durchaus dem Charakter des Durchbruchsthales, daß dasselbe arm ist an Zuflüssen; wie sollten sich dieselben auch von den Wänden der Hochfläche, durch die sich der Rhein seine Stromrinne gefurcht hat, den Weg herab bahnen? Ein einziges Flüsslein, die Wisper, findet vom Taunus herab ein Thal, in dem sie sich bis Porch zum Rhein hin-schlängelt. Sonst heben sich die Wände des Rheinthals schroff und fest zusammenhängend; ihre Schluchten gestatten keine Flußentfaltung. Das sind die steilen Wege im engen Thal, auf denen bei Caub Blücher 1814 seine Kolonnen über den Rhein führte, dieselben Schluchten, aus denen vernich-tende Steinmassen, vom Wasser in Bewegung gesetzt, auf das Städtchen Caub herabrollten (1877). Erst am Ende dieses Durchbruchsthales kommt neuer Zufluß von beiden Seiten: Mosel und Lahn.

In weitem Bogen kommt die Mosel vom Südwestabhange der Vogesen aus einer Höhe von 735 m herab. Nordwestwärts in einem schönen romantischen Thale fließend, nimmt sie bei Remiremont die Moselotte auf, die von dem elsässischen Hoheneck ihr zuströmt. Ueber Spinal und Charmes nähert sie sich nach Westen hin bei Toul der Maas auf 15 km und biegt dann plötzlich nach Nordosten hin, um die Meurthe (deutsch Murte) aufzunehmen, die ebenfalls von den Vogesen herabkommt. Von hier aus schiffbar, betritt sie in einer Höhe von 180 m bei Novéant das deutsche Gebiet, das sie nur noch einmal verläßt, um zwischen Perl und Wasserbillig (34 km) die deutsch-luxemburgische Grenze zu bilden. Während sie von der Meurthemündung bei Frouard bis Diedenhofen rein nördliche Richtung parallel dem Westabhange der Ardennen beibehalten hat und im breiten Thal durch das lothringische Flachland geflossen ist, wendet sie sich jetzt nordwestlich und betritt unweit Trier eine Felsenpforte, wie der Rhein bei Bingen, die ihr den Eingang öffnet zu dem engen Thale, das durch ein wahres Labyrinth von Windungen den Strom bei Koblenz dem Rheine zuführt. Der Schiffer flucht über diese Windungen, die ihn in beinahe tagelangen Mähen, von Bernkastel nach Trarbach und Traben, nach Zell und Kochem, führen; aber wir segnen diese Biegungen, sie vermehren das Gebiet der köstlichen, duftigen Moselweine.

Für den Schiffer ist es freilich arg, einen Fluß vor sich zu haben, dessen Quelle von der Mündung 274 km entfernt ist und der doch durch seine Krümmungen 505 km Länge erreicht. Von Schifffahrt ist natürlich nur im beschränkten Maße die Rede, über 1000 Centner kann ein Moselschiff nicht laden. Auf deutschem Gebiete erhält der Fluß die Seille, die auf dem lothringischen Plateau aus mehreren gleichnamigen Bächen sich bildet und bei Metz den Hauptstrom erreicht, ihr folgt nördlich der lothringischen Festung der Ornefluß, aus den Ardennen her, dessen unterer Lauf den Nordrand des furchtbaren Schlachtfeldes vom 18. August bildet. Unbedeutendere Bäche folgen, bis bei Wasserbillig die Sure oder Sauer eintritt, die in Belgien nördlich Arlon ihre Quellen hat und aus Luxemburg die Alzette, Orens und Finster, und nahe ihrer Mündung die Sire mitbringt. Der größte Zufluß der Mosel ist die Saar, die uns in ihren Quellen wiederum an die Vogesen zurückführt. Als Weiße Saar entspringt sie am Fuße des Donon im Walde von St. Quirin und durchfließt das deutsche Lothringen in nahezu nördlicher Richtung. Bei Hermelange nimmt sie den zweiten Quellfluß, die Rothe Saar, auf und verfolgt von der Einmündung der Blies — bei Saargemünd an ihrem rechten Ufer — eine mehr nordwestliche Richtung, in der sie bei Konz nach einer Stromentwicklung von 213 km in die Mosel mündet. Sie hat aus Lothringen vorher die Albe aufgenommen, durch welche sie vermittels des Salinenkanals mit der Seille bei Dieuze und so mit der obern Mosel in Verbindung steht, und die Nied, welche ebenfalls als Doppelfluß, als deutsche und französische Nied, auf der nordöstlich geneigten lothringischen Fläche entspringt. Außer der Blies, die auf oldenburgischem Gebiet, dem Herzogthum Birkenfeld, unweit der Nahequellen im Hundsrück entspringt und pfälzer Zufluß zu der Saar hinführt, erhält die Saar auf ihrem rechten Ufer noch die Brens, die sich bei Saarlouis mit ihr vereinigt. Kein Fluß hat wol auf so kurzem Laufe so vielen Orten den Namen gegeben, wie dieser. Von Saarburg in Lothringen geht es stromab nach Saar-Union, dem alten Bückenheim, nach Saarlalben, Saargemünd, Saarbrücken, Saarlouis, und mit einem Saarburg nahe bei der Einmündung in die Mosel schließt die Reihe. Aber nicht diese Städte, auch nicht der schwere und materielle Saarwein macht den Ruf des Flusses und seines Thales; das thun die Steinkohlen, die in mächtigen Flötzen, von Porphyr und Melaphyr bedeckt, die Becken von Saarbrücken in einer Längenausdehnung von Luisenthal an der Saar bis Neunkirchen, etwa 35 km weit, ausfüllen. Sie haben auch die hydrographische Bedeutung des Saargebietes vermehren helfen, das wesentlich um der Kohlenabfuhr willen durch den Saarkanal von Saarbrücken nach dem lothringischen Saarburg mit dem Rhein-Marnekanal und so mit dem großen Wasserweg von der Seine zum Rhein in Verbindung gesetzt worden ist. Nach Nordwesten zu müssen die Bahnen des Nahethals und neuerdings auch die durch die Eifel und das Moseltal angelegten Eisenbahnen den Betrieb der Saarkohlen fördern. Doch zurück zur Mosel. Wir wollen wenigstens der größten unter den Bächen und Flüssen nicht vergessen.



Rochem an der Mosel.

Wir nennen unter ihnen die in dem Durchbruchsthal der Mosel von den Höhen der Eifel (Kyll, Salm, Lieser, Alf) und aus den Schluchten des Hundsrück (Ruwer, Thron) herabrinneuden, und eilen mit ihnen im Geiste noch einmal den fischreichen und weinreichen Moselstrom hinab, bis dahin, wo der ernste Fels der Festung Ehrenbreitstein am rechten Ufer auf die Vereinigung des gelben Moselwassers und der grünen Rheinflut hinabschaut, ein mächtiger Wächter am Thor des Moselthals.

Mit dem Blick von diesem Punkte fast zu erreichen, mündet ein wenig südlich von Koblenz-Ehrenbreitstein am rechten Rheinufer der liebevolle Fluß der Lahn. Verschließen wir einstweilen das Auge vor der Anmuth seiner Ufer und eilen wir an seine Quelle, so finden wir dort am Ederkopf ein hydrographisches Centrum für den rechtsrheinischen Theil der rheinischen Schiefergebirge. Nach Süden die Lahn, nach Osten zur Fulda hin die Eder, die dem Gebirgsstock den Namen gegeben hat, nach Westen die Sieg, nach Norden hin die Lenne, so strömen sie ab von diesem St. Gotthardt der deutschen Mittelgebirge. Die Lahn verändert ihre Richtung in einem weiten nach Südost geschlagenen Bogen in eine westliche; von Gießen ab und zwischen der Taunushöhe im Süden und dem Westerwald im Norden eilt sie zum Rheine hin. In ihrem obern Laufe empfängt sie aus dem Vogelsberge bei Marburg am linken Ufer die Ohm, in ihrem mittleren Theile bei Weklar die Dill, bei Weilburg die Weil und nunmehr, in scharfen Winkeln die Richtung wechselnd, bricht sie durch den Rand des Rheinthales zum Hauptstrome hin. Hier sammelt sie aus einer Fülle nicht unbedeutender Zuflüsse erst die rechte Kraft zur entscheidenden That. Sie nimmt in der Gegend von Limburg die Elb, die Nar und die Ems auf und vereinigt sich dann noch in der Nähe der Burg Nassau mit der Gehr vom rechten, dem Dörsbach und Mühlbach vom linken Ufer her. Dadurch wird sie zum schiffbaren Flusse; von Weilburg ab trägt sie Flöße und in Booten die Eisenerze und Mineralwasser des Nassauer Landes dem Rheine zu. Die obenerwähnte Sieg bleibt ihrer ersten Richtung getreu und gleitet an dem Nordrande des Westerwaldplateaus zum Rhein hin, den sie bei Bonn erreicht, gerade an der Stelle, wo am rechten Ufer die letzten Höhen vom Strome zurücktreten und ihn in die weite Tiefebene hinaus entlassen. Sie ist der kürzeste der Flüsse, die von dem Nordrande der mitteldeutschen Gebirge zum Rhein abfließen; kaum 11 Meilen sind ihre Quellen in gerader Linie vom Rhein entfernt. Von Süden her erhält sie bei dem Orte Wissen die Nister, von Norden her bei Siegburg nahe ihrer Mündung die Agger und Sulz aus den Höhen, welche nach Nordosten zu die Wasserscheide zwischen Ruhr, Wupper und Sieg bilden. Die Wupper ist räumlich der unbedeutendste jener drei und nur die mächtigen Sitze der Industrie, die in ihrem Thale gegründet worden sind, Barmen und Elberfeld, verleihen ihr ihren Werth. Aus der Gegend von Wipperfurth und Meinerzhagen geht sie in vielfachen Windungen zum Rhein, dem sie an Nebenflüssen nur die Rheine, kurz vor ihrer Mündung in den Rhein empfangen, zuführt. Eingeshoben zwischen die Flußgebiete der Sieg und der Ruhr, gleicht sie den

kleinen Flüsschen Wied und Sayn, die, zwischen dem Stromlauf der Lahn und der Sieg eingeklemt, von den Höhen des Westerwaldes bei Neuwied dem Hauptstrome sich zugesellen; und wiederum gleicht sie den nordwärts von ihr mündenden Flüsschen, der Düffel, der Schwarz und der Anger, die wol kaum außerhalb der strengen Hydrographie gekannt wären, wenn nicht dem einen von ihnen, der Düffel, die Düffeldorfer Künstlergesellschaft „Malkasten“ in ihren Festen zu einer poetischen Berühmtheit verholfen hätte.

Wir wenden uns zu den beiden letzten Nebenflüssen des Rheins, die er auf deutschem Boden von rechts her bekommt, der Ruhr und der Lippe. Da, wo sich im rheinisch-westfälischen Plateau das Flußgebiet der Weser und des Rheines berühren, auf den Höhen des Sauerlandes, südlich von Arnberg und Brilon, hat sie ihren Ursprung und nimmt einen ebenbürtigen Kameraden, die Wöhne, etwas unterhalb Arnberg auf. Im breiten Thale fließt sie, von den Haarstranghügeln an ihrem rechten Ufer begleitet, und empfängt von links her die Lenne, welche mit ihren Quellen bis tief in das Sauerland, bis zu den Höhen des Rothhaargebirges und in die Gegend des Ederkopfes zurückgreift. Vereinigt fließen sie unter dem Namen Ruhr an dem nördlichen Grenzwall des Haarstrangs durch das kohlen- und erzeiche Ruhrbecken dem Rheine zu, den der Fluß bei Ruhrort erreicht. — Jener Haarstrang oder Hardstrang trennt den Ruhrlauf von dem der Lippe, die dem nördlichen Rande des rheinisch-westfälischen Plateaus da entströmt, wo das Tiefland in einer dreieckförmig einspringenden Bucht von Westen her die Bergzüge des Osning im Norden, des Haarstrangs und Hellwegs im Süden trennt. Strahlenförmig gehen von dem Innern dieses Tieflandbusens, als dem Centrum, nach dem vorliegenden Tieflande eine Reihe Flüsse aus, deren Grenze auf der einen Seite durch die Ems, auf der andern durch die Lippe bezeichnet wird. Ihre Quellbäche sind weit verstreut auf dem Westabhange des Teutoburger Waldes und vereinigen sich bei Neuhaus und Baderborn. Unter diesen sind der bei Pipp Springs entstehende Fluß, die Lippe, hervorzuheben, die dem Ganzen Namen und Richtung gegeben, und die Alme mit der Na und Altenau, um ihrer Wasserfülle willen. Bei Pippstadt tritt dazu die Glenne mit dem Hauften und der Liesenz, die mit ihrem Wasserlauf im Norden die Grenze der unter dem Namen der Senne bekannten wilden Heide bildet. Erst bei Lünen weicht die Lippe wesentlich von ihrer westlichen Hauptrichtung ab; dort empfängt sie die Sejeke, welche wie die Ahse bei Hamm ihr die Wässer des Haarstrangs zuführt. Die nordwestliche Richtung behält der Fluß bis Haltern bei, wo er die Stever aufnimmt und mit ihr die Wasserläufe des Dülmener Hügellandes. Beinahe senkrecht trifft bei Wesel die Lippe auf den Rhein. Fügen wir dazu noch die Emscher, deren Mündung wie deren Lauf eingeschlossen liegt zwischen Ruhr und Lippe, so ist die Reihe der Flüsse beendet, die ihrer Richtung nach der Gestaltung dem rheinisch-westfälischen Schiefergebirge folgen. Nur mit ihren Quellen gehören noch auf den Boden des Deutschen Reichs die alte Yffel bei Bocholt, die

Berkel, die bei Koesfeld und Stadtlohn vorüberfließt, die Schipbecke nördlich derselben und endlich die Bechte mit der Dinkel und der Steinfurter Ahe, die einstmals selbständig in den Zuidersee mündeten, bis Drusus von dem Rhein in der Gegend des heutigen Arnheim ab den Kanal zur Yffel ziehen ließ, der allmählich sich zu einem Rheinarm umgestaltete und in den Zuidersee mündend die genannten Flüsse mit in das Stromgebiet des Rheins hereinzog.

Ehe wir uns aber den Mündungen des Rheins zuwenden, werfen wir noch einen Blick rückwärts am linken Ufer, das wir bei Koblenz verlassen haben. Wer je den Rhein von Koblenz bis Bonn befahren hat, würde es uns als grobe Verjämnniß anrechnen, der linksrheinischen Ufergelände und ihrer Flüsschen nicht erwähnt zu haben. Zwar alle jene zwölf Flüsschen, die sich nach einem Lauf von etwa 5—6 Stunden aus den Schluchten der Eifel hervor in den Rhein stürzen, können wir nicht aufführen; wol aber die Netze, die sich unweit Andernach im Neuwieder Becken mit dem Rhein vereinigt, und die Ahr, die aus einer Entfernung von 16 Stunden herkommt, sind um ihrer Größe willen zu nennen. In einem felsigen und ruinenreichen Thale, dessen Weine sich einen weiten Namen verschafft haben, kommt sie zwischen Sinzig und Remagen in den Rhein. Ihr folgen wiederum kleinere Bäche, bis die Erft, unweit Neuß mündend, wiederum einen größeren Abschnitt bildet. Auf dem Nordabhange der rheinischen Schiefergebirge entsteht sie aus mehreren Bächen unweit Lechenich und bringt als einzigen Genossen ihres Laufes die Naafel bei Kerpen mit. Die Richtung ihres Laufes läßt sie vielmehr mit Yffel, Berke und Bechte vergleichen, als mit den senkrecht auf den Rhein stoßenden Zuflüssen, wie Lahn, Sieg, Ruhr zc.; sie weist uns also schon auf das Mündungsgebiet des Rheines in Holland hin, und das Gleiche ist es mit den auf deutschem Gebiet mündenden kleinen Wasserfäden: der Mörs, welche aus mehreren Bächen entsteht, an deren Zusammenflusse die gleichnamige Stadt liegt und welche bei Drjoy mündet, und endlich der Erler, die sich unweit Rheinberg mit dem Hauptstrome vereinigt.

Unseren Nachbarn in Frankreich und Holland will es nicht recht gefallen, wenn wir Maas und Schelde mit in die Familie des Rheines rechnen. Aber wenn sie auch nicht als dienstbare Geister dazu gehören, als nächstverwandte Hausgenossen gehören sie dem Haushalte doch an, und zwar die Maas in engerem Verbande als die Schelde. Sie gehört demselben Mündungsgebiete an, sie vereinigt sich mit dem Rhein und führt einen großen Theil seiner Wasser in das Meer hinaus: Gründe genug, um ihr an dieser Stelle gebührende Beachtung zu schenken. Aus dem Innern von Frankreich bricht sie hervor. Bei dem Dorfe Meuse vereinigen sich auf dem Plateau von Langres zwei Bäche, die von jenem Dorfe den Namen haben. Das geschieht ungefähr auf gleicher Breite mit den Moselquellen in einer Höhe von 409 m über der See. In dem Kalkboden seiner Heimat verliert sich der Fluß bei Neuschateau in unterirdische Tiefen, aus denen er neugestärkt hervorbricht, um bei Domremy schiffbar zu werden

Die Nähe des Moselgebietes auf der einen, der Marne auf der andern Seite verbietet die Entfaltung großer Zuflüsse, und erst bei Sedan mündet von rechts her der Chiers aus den lothringischen Ardennen hervor. Ihm folgt auf derselben Seite noch auf französischem Gebiet der Semoy. Von der belgischen Grenze an hören die Krümmungen des Flusses auf, und in einer tiefen Spalte strömt die Maas in geradnördlicher Richtung bis Namur. Dort biegt sie nach Osten in einen neuen Spalt ein; sie folgt dabei der Richtung, welche ihr der erste von links her kommende Zufluß, die Sambre, giebt; durch diese letztere tritt sie in Berührung mit dem Quellgebiete der Schelde, die sie an ihrer Mündung wieder findet. Noch einmal ändert die Maas bei Lüttich ihre Richtung unter dem Druck, den ein rechter Zufluß, die Durthe, von Süden her ausübt und erreicht in nördlicher Richtung, bei Mastricht, das Tiefland. Die Durthe führt ihm die Amblève und aus der deutschen Eifel die Vesdre oder Weser zu, die durch die Wasserbauten des Thales von Berviers neuerdings bekannt geworden ist. Unbedeutende kleine Zuflüsse erreichen die Maas auf ihrem linken Ufer (die Jecker, bei Mastricht mündend, der bedeutendste), bis die Dommel bei Herzogenbusch in Holland als letzter Zufluß einen würdigeren Abschluß bildet. Reichlicher entwickelt ist das Flußsystem auf der rechten Seite; da kommen bei Reckem die Geule, bei Maaseyk der Geelen, bei Roermonde die Roer, die von Montjoye, Düren, Jülich her aus der preussischen Rheinprovinz von der Eifel herabkommt und von Aachen her die Worm erhält, und endlich bei Gennep die Niers, deren Hauptzufluß, die Bleuthe, von dem bekannten Wallfahrtsort Revelaar zufließt, und die auf ihrem Laufe Geldern und Krefeld berührt. Hier sind wir dem Rheine bis auf wenige Stunden wieder nahe gekommen, aber schon nicht mehr dem ungetheilten, sondern dem in viele Arme zerpaltenen: wir nähern uns dem Rheindelta.

Noch auf deutschem Boden wendet sich bei Emmerich der Rhein in westlicher Richtung und beginnt hier Spaltungen und Abzweigungen, ähnlich wie der Nil, nur mit dem Unterschiede, daß der Nil sein Delta sich erst selbst gebildet, während der Rhein aller Wahrscheinlichkeit nach ein breites Alluvialland vor der bei Bonn verlassenen Gebirgspforte schon vorgelagert fand, das er ungetrennt bis Emmerich durchströmt. Dort theilte er sich bei der Schenkenschanze — der Oberst Martin Schenk hat sie 1586 angelegt — in die Waal und den Rhein, die erstere südlich, der zweite nördlich. So blieb es bis 1701. Da baute man von der Waal aus bei dem Dorfe Panmerden den Kanal gleichen Namens nach dem Rhein, und dieser Kanal erweiterte sich bald zum Hauptarm, so daß das Stück des Rheins von hier bis zur Schwedenschanze versumpfte. Daher können wir jetzt erst von Panmerden aus die Trennung des Rheins und der Waal ansetzen. Nimwegen ist die der Deltaspitze zunächst gelegene größere Stadt an der Waal, Arnheim die nächste am Rhein, und zwischen ihnen dehnt sich die alte Insula Batavorum, die Landschaft Betuwe. Von Arnheim aus ließ Drusus, wie schon erzählt, dem alten Rhein ein neues Bett öffnen, indem er ihn durch die Fossa Drusiana in Verbindung setzte mit der

Yffel und so mit dem Flevo lacus, dem jetzigen Zuidersee. An Wasserkraft durch diese Abzäpfung bedeutend geschwächt, wendet sich der Rheinarm in westnordwestlicher Richtung über Wyf by Duurstede, einem hochberühmten Handelsplatz der Römer- und Merovingerzeit, gen Utrecht. Hier bei Wyf haben die Römer in direkt westlicher Richtung einen Kanal nach der Maas hinübergegraben, und aus dem Loch, das so entstand, haben wir die Bezeichnung Lek für den neuen von Wyf abgehenden Rheinarm entlehnt. Auf diese dritte Theilung des so verringerten alten Rheins folgt bald bei Utrecht die vierte. Unter dem Namen Bechte zweigt sich nach Norden hin ein neuer Arm zum Zuidersee ab und nach Südwesten der Krumme Rhein von dem der Westrichtung treu bleibenden alten Rhein. Der Krumme Rhein besaß bei manchen Krümmungen so wenig Tragkraft, daß man im Jahre 1373 bereits einen Kanal nach dem südlich parallel fließenden Lek durchlegte: die Vaart (auf der man fahren kann), so entstand der Vaartsche Rhijn. So haben wir jetzt drei nördliche Arme: Bechte nach Norden, alten Rhein nach Westen, Vaartsche Rhijn und Lek nach Südwesten. Der mittellste von diesen ist es, der von Utrecht über Leyden den Namen Rhein bis in das Meer trägt, in alter Zeit unstreitig der wasserreichste und bedeutendste Arm, jetzt längst überflügelt von den südlichen Geschwistern.

Von diesen steht die Waal, die wir bei Pannerden verlassen haben, durch den St. Andrieskanal unweit der größeren Stadt Bommel in Verbindung mit der Maas. Noch aber bleiben die Hauptflüsse getrennt, die sich erst bei Gorkum zu einem stattlichen, 325 m breiten Strom verbinden. Während nun ein Theil der vereinigten Maas und Waal sich bald darauf in den Meeresarm ergießt, der den Namen Biesbosch und Hollandsdiep führt, geht derjenige unter der Bezeichnung Maas bis nach Dordrecht, um sich hier aufs Neue in zwei Arme zu spalten, von denen der rechte sich mit dem Rheinarme Lek verbindet, die Merve oder Merwede, während die alte Maas direkt nach Westen zum Meere geht. Die aus Merve und Lek entstehende Wasserstraße nimmt wieder den Namen Maas an und bei ihr unterscheiden wir drei Mündungen, die nördliche, die neue Maas, die mittlere, die auch unter den Namen Hollandsdiep, Haringvliet, der Flakkeesluß bekannt ist; und endlich die südliche oder Krammermündung, die durch den Arm Keeten mit der Osterschelde in Verbindung steht. So zerlegt sich das verwirrte Netz der Rhein- und Maasmündungen in ein nördliches und ein südliches System, die unter einander durch den Lek in Verbindung gebracht sind. An seiner Mündung liegt Rotterdam, während der Handel der nördlichen Arme durch Utrecht und Amsterdam, der der südlichen durch Dordrecht beherrscht wird. Eine ganze Reihe kleiner Flüsse, die Linge, die holländische Yffel, die Gem, die Rotte, die Schie und Amstel, entsteht auf den Inseln, welche die Rheinarme umschließen, sie selbst ein sonderbares Gemisch von selbständigem Fluß, Kanal und Rheinarm. So ist reiche Kraft, beinahe überquellende Produktion bis zu der letzten Düne hin das Kennzeichen der rheinischen Hydrographie, und Niemand hatte mehr Unrecht

als die sentimentalen Leute, die vor einem Jahrzehnt klagten, es ginge der deutschen Geschichte wie dem deutschen Rhein, sie verlief sich im Sande. Weder die eine noch der andere thut es: beide rollen in prächtiger Kraft und in bunter Gestaltungsfülle dem großen Meere zu.

Noch ist aber das Bild unvollständig und würde es bleiben, wenn wir nicht von der reichen Zahl der Nebenflüsse den Blick noch einmal zurückwenden auf die große Stromrinne, um sie zu betrachten, nicht nach dem Umfang ihres Gebietes, sondern nach ihrer Bedeutung für den Verkehr der Menschen unter einander. Ein einziges Hinderniß, das bis jetzt noch nicht bezwungen ist, setzt der Strom selber der Schifffahrt entgegen, das ist der Rheinfall bei Neuhausen, unweit Schaffhausen. Wir haben den Ort, an dem der Rhein den Kiegel bricht, welchen ihm der Jura entgegengesetzte, schon an anderer Stelle kennen gelernt. Donnernd wie vor Jahrtausenden stürzen heute noch die Wogen in zweigetheilten Massen thalab. In der Mitte ragt ein Felsen, den man ohne allzu großes Wagniß im Rachen erreicht. Die Furchtsameren schauen von den Fenstern und Parkwegen des Schloßchens Laupen auf die wildschäumende Masse und lassen sich an dem Wasserstaube genug sein, der auch am heißesten Sommertage kühlend aufsteigt und in dem die Sonne einen ewigen Regenbogen malt. Inmitten der zerstörenden Kraft des Wassers hat sich der Mensch mit seiner friedlichen Arbeit eingenistet, und von der Stadt Schaffhausen bis zum eigentlichen Falle reiht sich Fabrik an Fabrik, deren Turbinen die unermüdlige Kraft des Stromes in Bewegung setzt. Dem Schiffsverkehr aber, der zwischen Konstanz und Schaffhausen bereits begonnen, ist der Fall ein unübersteigliches Hinderniß mit den 17 Metern seiner Höhe bei gewöhnlichem, 18 m bei höherem Wasserstande. Aber auch darunter machen ihn die Stromschnellen zwischen Zurzach, Laufenburg und Rheinfelden, wenn schon sie für den Rachen passirbar sind, untauglich für reichere Schifffahrt; und noch bis Mannheim sind die Masse des Rieses, die Veränderlichkeit der Strombahn, die Wildheit des Gefälles eben so viele Hindernisse für den ausgebreiteten Verkehr. Der Holzverkehr aus der Schweiz geht nur bis Hünningen und lenkt dort über die Kanäle der elsässischen Seite. Von Basel bis Mannheim dominirt wesentlich der Fischer, nicht der Schiffer, auf dem Rhein und findet reiche Ernte unter den Salmoniden, die den Strom bevölkern und die von der Fischzuchtanstalt in Hünningen aus immer ergänzt werden. Erst von Mannheim ab entwickelt sich ein reicher Handel auf dem Rhein, der hier die große Straße für Dampfer, Segelschiffe, Flüße aller Art wird. Für die Ausdehnung dieses Handels mag die Angabe ein Beweis sein, daß allein im Hafen von Mannheim-Ludwigshafen 1877 ein Jahresverkehr von 16,127,605 Ctr. in Zu- und Abfuhr stattfand. Das ehemals so gefürchtete Bingerloch bei Bingen, das zuerst Karl der Große für kleine Schiffe fahrbar machen ließ, das aber seit 1834 von der preußischen Regierung für Schiffe jeder Größe passirbar gemacht worden ist, das wilde Gefähr bei Bacharach, die Bank von St. Goar und der kleine Unkelstein bei Unkel können diesem ausgedehnten Verkehr keine

Hindernisse mehr in den Weg setzen. Die Befreiung des Verkehrs von den Zollschranken kam zuerst auf dem Rastatter Kongreß von 1797 zur Verhandlung; aber erst der Kaiser Napoleon I. räumte mit gewaltiger Faust jene Zollschranken hinweg, an die der Mause- (Mouths-) Thurm bei Bingen noch eine Erinnerung ist. Zwar versuchten die Holländer nach des Korsen Sturz durch sophistische Deutung den Rheinhandel frei bis an das Meer, aber nicht frei bis in das Meer zu machen; und es bedurfte erst langer Verhandlungen, bis zum 17. Juni 1831, um die Schifffahrt auf dem Rhein und seinen schiffbaren Nebenflüssen als frei von allen Uferstaaten anerkennen zu lassen. Erst in einer Reihe von Verträgen zwischen Preußen und Holland 1837, dem Zollverein und Holland 1839, einem neuen Vertrag derselben Parteien 1857 und endlich in dem letzten vom 17. Okt. 1868 wurde auch der letzte Rest der Rheinzölle beseitigt und einer von allen Uferstaaten beschickten Centralkommission für die Rheinschifffahrt die Sorge für Sicherheit und Freiheit derselben anvertraut. So hat das erste Dampfschiff, das 1817 in Koblenz ankam, zahlreiche Nachfolger gefunden, und mit den Dampfern der niederländischen und der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft arbeiten die Schleppdampfer von Ruhrort und Duisburg, die Segelschiffe der gewerbfleißigen Rheinstädte und die mächtigen Flöße aus den Schwarzwaldbergen um die Wette, um den schönen Strom zu beleben. Aus den Kanälen des Elsasses fließen Bruchtheile des französischen Verkehrs zum Rheine hin. Durch den Ludwigskanal steht er in Verbindung mit dem Donaugebiet. Seiner ganzen Länge nach begleitet ihn die Eisenbahn auf beiden Ufern und dringt in die Thäler seiner Nebenflüsse ein; so ist er heute noch die Lebensader, in der der westdeutsche Verkehr pulst, wie er vor Jahrhunderten die große Heerstraße und Handelsstraße des Mittelalters in seinem Thale öffnete. Manche stolze Brücke verbindet die Ufer: Von Basel anzufangen, hat das Deutsche Reich bei Hünningen-Leopoldshöhe, Mülhausen, Mülheim, Kolmar-Neubreisach den Strom überbrückt und so auf der kurzen Elsäßer Strecke zu der bestehenden Kehler Eisenbahnbrücke drei neue hinzugefügt. Bei Mainz, bei Koblenz, bei Köln und Düsseldorf wird der Strom ebenfalls von stehenden Brücken überspannt. Nicht immer hat der alte Rhein so friedliche Uebergänge gesehen: das oberrheinische Becken, das Becken von Koblenz und die niederrheinische Ebene sind von jeher der Lieblingstummelplatz der Eroberer gewesen. Von Cäsar an bis auf Gustav Adolf, dann wieder von den Feldherren Ludwig's XIV. bis zu den Söhnen der Französischen Revolution haben sie es nur zu oft mit Glück versucht bei Sinsheim, bei Kehl, bei Mannheim, bei Neuwied und bei Schräck. Hoffen wir denn, daß des Rheins gesegnete Gelände in stetem Frieden künftig bleiben. Wir hoffen es, nicht mehr in Demuth, sondern in dem getrosteten Gefühl der mannhafteu Sicherheit, die den Dichter singen ließ:

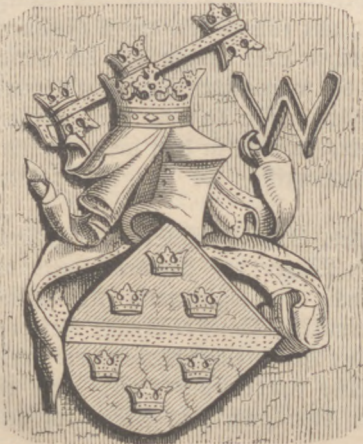
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!



Koralleninseln der Juraperiode.

Aus dem Wasgau.

Eine Wasgau-landschaft in der Juraperiode. Die Bällerscheide der Vogesen. Das Bällers-
thor bei Belfort. Vogesenfestungen und -Straßen.
Wanderungen in den Hochvogesen. Der Odi-
lienberg und seine Wunder. Ein Ausflug in
das Weinland.



Wasgau und Schwarzwald erheben sich im
Westen und Osten als Seitenwände der
oberrheinischen Tiefebene, beide in ihren
Bestandtheilen — Granit, Gneis und
Porphyr — in der abgerundeten Ge-
stalt ihrer Gipfel, der Bildung und
Lage der Thäler einander gleichend,
wie zwei Gebilde derselben Form,
aus gleichem Thon in einer Werkstatt
gemacht.

Demnach scheint die Annahme wohlbegründet, daß beide Gebirge während der Urgeschichte unseres Erdballs ein Ganzes waren, und daß sie bei einer jener gewaltigen Erschütterungen, welche der Gestaltung unserer Erdoberfläche vorausgingen, durch eine mächtige elementare Kraft von einander gespalten und gedrängt wurden. Die breite Spalte zwischen beiden Gebirgen füllte sich mit dem eindringenden Meerwasser und ward eine tief in das Festland einschneidende Bucht, der „Elsasser Golf“, zu dessen beiden Seiten sich zwei Landzungen, der „Wasgau“ und die „Schwarzwaldhalbinsel“, gegen Süden hin erstreckten. Der Wasgau hing also schon in jenem urweltlichen Zeitalter, der sogenannten Juraperiode, als noch fast ganz Frankreich, namentlich auch die Stelle seiner jetzigen Hauptstadt, unter salziger Meerflut begraben lag, und als von dem mittleren Europa etwa nur die Alpeninsel und als zusammenhängende Ländermasse die Gegenden des mittleren Deutschlands aus dem „Jurameere“ sich erhoben, jedenfalls mit dem deutschen Festlande zusammen.

Das Bild einer Wasgau Landschaft am Strande des Elsasser Golfs aus jener Urzeit würde freilich von dem einer Elsaßlandschaft der Gegenwart bedeutend abweichen. Mächtige Farnkräuter und Rohrgewächse umsäumen den Strand, die schlank und säulenartig emporsteigende Zapsenpalme breitet ihre grüne Blätterkrone weit über das Gefilde; hier und da schlüpft eine Beutelratte — das einzige damals vorkommende Säugethier — mit ihren Jungen in das Dickicht. An der Kante einer vorspringenden Felswand krault sich die gefiederte Eidechse (Pterodactylus), jenes seltsame Thier mit dem gewaltigen schnabelförmigen Rachen, mit dem Kopf und Hals des Vogels, den Flügeln der Fledermaus und dem Leib der Eidechse. Es ist die Schöpfungsperiode, von welcher der schwäbische Dichter Viktor Scheffel singt:

„Es rauscht in den Schachtelhalmen,
Verdächtig leuchtet das Meer,
Da schwimmt mit Thränen im Auge
Ein Ichthyosaurus daher.“

Der Ichthyosaurus, die riesige Fischeidechse, gegen welche das heutige Krokodil als niedliches Thierchen erscheint, und sein Vetter, der Plesiosaurus oder Drachenschwan, dessen schlangenförmiger Hals länger als der übrige Leib, gehören nämlich zu den Vornehmsten des sogenannten Sauriergeschlechts, der Ahnherren der Meerungeheuer. Mängstlich suchen die von ihnen gehegten Fische und anderen Proletarier der See eine Zuflucht in dem labyrinthischen Bau der den Küsten vorgelagerten Korallenriffe, wo wir ihre fossilen Ueberreste heute noch eingesargt finden.

Zahlreiche Muscheln und Meeresschnecken, Seeigel und Seelilien gehören zu den Bewohnern der Tiefe. Auf den Wogen des Urmeers segeln die verschiedensten Arten von Schiffbootmuscheln, die sogenannten Ammoniten oder Ammonshörner. Das zierlich gewundene schneckenförmige Gehäuse, bald in niedlicher kleiner Form, bald in der Größe eines Wagenrades, dient ihnen als Kahn, zwei beliebige aufzurichtende Lappen als Segel, und die nach unten gerichteten Arme als Ruder oder auch zum Gehen auf dem

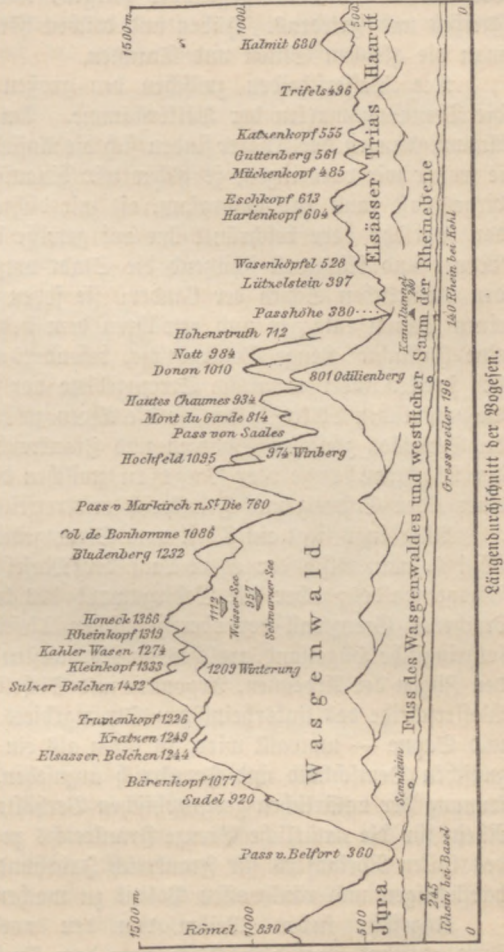
Meeresgrunde. Ihre Abdrücke in den Juraschichten gehören zu den am liebsten gesehenen Versteinerungen.

Ein großer Theil dieser Meeresbewohner baut sich aus Kalk und auch aus Kiesel-erde seine muschel- und schneckenartigen Gehäuse, wozu das Meer selbst ihnen das Material liefert. Nach dem Absterben der Organismen sinken jene Schalen auf den Grund des Meeres, bilden dort einen kalkigen Brei und erhärten allmählich zu einer steinigen Masse. An manchen solcher Stellen mischt sich der durch die Flüsse herbeigeführte Schlamm mit jenem Kalkbrei, wodurch die Mergel-lager von thonigem oder sandigem Kalkstein entstehen.

So bildet sich auf dem Grunde des Jurameers eine bis zu 300 m und darüber dicke Schicht aus Kalk- und Mergellagern, die sogenannte *Juraformation*, welche wir heute noch in allen Gegenden finden, die in jener Schöpfungsperiode von dem Jurameere umflutet waren; also auch im Elssasser Golf, der jetzigen Tiefebene des Oberrheins.

Besagter *Zithyosaurus*, dem Viktor Schefffel ein Denkmal setzte, war nämlich der Letzte seines Stammes. Neue Veränderungen und theilweise Hebungen der Erdoberfläche bewirkten ein allmähliches Verlaufen des Meerwassers und ein Austrocknen des Elssasser Golfes, neue Geschöpfe traten auf den Schauplatz der Schöpfung; durch die breite Fläche zog der Rhein seine Thalfurche und eine andere üppige Vegetation bedeckte das Erdreich.

Die Völkerschide der Vogesen. Die großen Ströme nennt Alexander von Humboldt das lebenerweckende, kulturfördernde, menschenverbindende Element, die eigentlichen Lebensadern der Länder. An ihren Mündungen erwachte die Weltgeschichte, ihr Lauf leitet aufwärts in das Innere der Länder.



An ihren Ufern entstehen die ersten gesicherten Ansiedelungen, freundliche Dörfer und blühende Städte. Den Strom hinab und hinauf gleiten die Schiffe, um die Erzeugnisse verschiedener Gegenden, die Früchte des Fleißes ihrer Bewohner auszutauschen. Von Ufer zu Ufer trägt die Fähre die Reisenden oder spannt sich die verbindende Brücke. Schwesterstädte, zu beiden Seiten des Stromes einander gegenüber gelegen, wetteifern in den Künsten des Fleißes und Friedens. Hüben und drüben hört man dieselbe Sprache, sieht man die gleichen Sitten und Trachten.

Die Wasserscheiden zwischen den großen Stromgebieten sind zugleich die Trennungsmarken der Völkerstämme. Am Fuße des Gebirges, an den Ausmündungen der Thäler finden sich die Ansiedelungen; sie werden seltener, je weiter wir vordringen, je höher wir hinaufsteigen. Der Kamm des Gebirges, oft rauh und unwegsam, oft mit dichten Waldungen besetzt, hindert den Verkehr oder beschränkt ihn auf gewisse Uebergänge und Pässe. Wie Mauer und Ringwall schützend die Stadt umgeben, so bilden die Gebirge den natürlichen Schutz der Länder; sie setzen dem eindringenden Eroberer einen Damm entgegen und gewähren dem bedrängten und besiegten Volke eine Zuflucht. Lange Gebirgszüge, besonders wenn sie von Meer zu Meer sich strecken, oder wenn sie Stromgebiete von einander trennen, sind daher die natürlichen Völkerscheiden, so die Alpen zwischen Deutschland und Italien, die Pyrenäen zwischen Spanien und Frankreich, so die Züge des Jura und der Wasgenberge oder Vogesen zwischen dem südwestlichen Deutschland einer-, der Schweiz und Frankreich andererseits.

Allerdings liegt ein Theil vom Stromgebiete des mittleren und unteren Rheins, namentlich der obere Lauf der Mosel und die Maas, westlich des Wasgenwaldes; aber die Gebirgswand des letzteren bildet einen ununterbrochenen Grenzwall der oberrheinischen Tiefebene gegen Westen, und das lothringische Hügelland, welches im Nordwesten vor demselben liegt und von den Zügen der Ardennen, Argonnen und Sichelberge — d. h. der eigentlichen Wasserscheide des linksrheinischen Stromgebiets gegen die Gebiete der Seine und Saone — umwallt wird, ist schon als ein Mittel- und Uebergangsland zwischen Deutschland und Frankreich anzusehen. Nur eine absichtliche Verkennung der natürlichen geographischen Verhältnisse konnte dazu führen, den Rhein für die natürliche Grenze Frankreichs zu erklären und die Erwerbung des linken Rheinufers für Frankreich Jahrhunderte hindurch zum Ziel einer habgüchigen und ränkevollen Politik zu machen.

Ungefähr sieben Meilen von den nordwestlichen Hochgipfeln des Jura entfernt, wenig nördlich von dem Breitengrade des Rheinknies bei Basel und etwa acht Meilen westlich von dem letzteren, hebt sich der Zug des Wasgenwaldes oder der Vogesen mit dem Elsasser Belchen steil aus der Ebene und begleitet in nördlicher Richtung, an einzelnen Stellen — wie zwischen Straßburg und Schlettstadt in der Obilienberggruppe — weiter in die Rheinebene vortretend, den Lauf des Flusses bis zum Thale der Lauter in einer Länge von 30 bis 35 Meilen und in einer Breite von 5 bis 6 Meilen, indem er vom Elsasser Belchen bis zum Berggipfel der Hohen Donne

(Mont Donon) die Grenze zwischen dem Elsaß und Französisch-Lothringen bildet. Die flacheren Hänge sind der westlichen (französischen) Seite zugekehrt, die steileren Abfälle nach der östlichen (deutschen) Seite gerichtet, nach welcher sich auch die zahlreichen Thäler, die durch Zuflüsse der Ill und andere Gewässer aus dem Wasgau gebildet werden, meistens in ostnord-östlicher Richtung öffnen. Die Höhen bedecken Tannenwälder, welche hin und wieder dunkle Bergseen umrahmen; an den sonnigen Hängen der unteren Terrassen gedeiht der Weinstock, der Nußbaum, die edle Kastanie.



Tempel auf der Hohen Donon.
Erbaut von der Alterthumsforschers-Gesellschaft des Departement de la Meurthe.

Hier liegen die Dörfer unter Obstbäumen versteckt, Spalierbäume und Reben ranken an den Siebeln empor und die Laube vor der Thür ladet zum Eintritt. Die niedrigeren Höhen, besonders im nördlichen Theile des Wasgau, sind mit schattigen Laubwäldern, Eichen, Buchen und Ahorn, umkränzt. In den Hügelgegenden und Thalsflächen wandelt man zwischen herrlichen Weizen- und Maisfeldern, die sich weit hinaus in die fruchtbare Rheinebene strecken.

An zwei Stellen gewährt der Zug der Wasgenberge einen breiten, fahrbaren Durchlaß, bei Markkirch und bei Zabern, so daß der ganze Zug sich durch diese Einsenkungen in drei Abtheilungen gliedern läßt.

Den höchsten, oft wildromantischen Theil bilden die (südlichen) oberen oder Hochvogesen, vom Elsassers Belchen bis zur Markkircher Senke, mit einer mittleren Kammhöhe von 1000 m. Hier bilden die Gipfel des eben genannten Belchen (Ballon d'Alsace — 1244 m) und das Groß-Winterung (Grand Ventron — 1350 m) die Marksteine gegen Westen.

Die größten Gipfel drängen sich aber so, wie beim Schwarzwald in der gegenüberliegenden Pflege des Markgräflerlandes, in der Gegend von Gebweiler, Münster und Thann in einen südlichen Schlußnoten zusammen. Bei Gebweiler erhebt sich der höchste Berg des Wasgau, der Sulzer Belchen (1426 m), ihm westlich gegenüber der Storkenkopf (tête du chien — 1362 m), zwischen Thann und Belfort der Bärenkopf, ferner nördlich vom Belchen der Kahlenwasen oder der Kleine Belchen (Petit Ballon — 1274 m) und nordwestlich von diesem der Hoheneck (1366 m), der zweithöchste Berg des Wasgau; nahe der Markkircher Senke an der französischen Grenze endlich der Bluttenberg (1231 m) mit der Quelle der Meurthe, und der Col de Bonhomme.

Die Markkircher Senke, in welcher ein Hauptpaß von Schlettstadt nach St. Diebel (St. Dié in Französisch-Lothringen) führt, hat nur eine Höhe von 775 m. In ihrer Mitte, am Endpunkte der Zweigbahn von Schlettstadt, liegt das Städtchen Markkirch, das früher zur einen Hälfte den Herren von Rappoltstein (Lothringen gehörte ja damals auch zum Deutschen Reich), zur andern den Herzögen von Lothringen gehörte; ein mitten durch die Stadt, ja an einzelnen Stellen sogar mitten durch die Höfe laufender Bach bildete die Grenze, so daß man das Sprüchwort hatte: „Man knetet in Elsaß und bäckt in Lothringen.“ Die Reformation verschärfte die Scheidung, die drüben blieben französisch und sprachen französisch, die diesseit des Baches wurden protestantisch und sprachen deutsch; beide Theile hielten in Tracht, Sitte, Sprache streng an ihrer Eigenthümlichkeit fest. Erst unter der französischen Herrschaft wurden in der Revolutionszeit die beiden Kommunen in eine zusammengeschmolzen, doch ist die alte Scheidung noch nicht ganz verwischt.

In den mittleren Vogesen, zwischen der Markkircher Senke und Zabern, sind die Hochfläche des Feuerfeldes (Champ du feu — 1054 m) und der Donon (1010 m), beide unmittelbar an der Grenze gelegen, die höchsten Erhebungen, jene in geognostischer Beziehung interessant, weil sie die Bausteine der Vogesen — Granit, Porphyr und rothen Sandstein — am deutlichsten erkennen läßt, dieser durch die Sage im Volke noch berühmter geworden. Die seltsam geformten Steinblöcke, welche man auf seinem breiten Rücken findet, haben der Einbildungskraft zu den verschiedensten Deutungen Spielraum gegeben. Nach den Einen sollen hier die Kelten ihre Opferstätten gehabt, nach den Anderen ein römischer Tempel hier gestanden haben. Noch heute spricht man von ungeheuren Schätzen im Innern des Berges, von Geistern, welche im Dickicht seiner Wälder wandeln, von einem gespenstischen Spielmann, der mit den Klängen seiner Fiedel eine ganze Gemeinde zu tanzen verführte, daß sie, Alt und Jung, die Töne der Kirchenglocke nicht hörten, bis der Boden unter ihren Füßen sich aufthat und der Berg sie Alle verschlang. Eine noch größere Bedeutung in den Augen des Volkes hat die Männelsteingruppe mit ihrem nordöstlichen Vorsprung, dem Odilienberg (700 m), dem wir später von dem nur vier Meilen entfernten Straßburg einen besonderen Besuch abzustatten gedenken.

Der eine Viertelstunde südwestlich von ihm gelegene Männelstein (833 m) gewährt eine weite Aussicht über die oberrheinische Tiefebene bis zur bayerischen Pfalz auf der einen, den Schweizer Bergen hinter Basel auf der andern Seite, während man die Kette des Schwarzwaldes in seiner ganzen Ausdehnung vor sich sieht. Zu der Zeit, als das Rheinthal noch vom Meere umflutet war, soll der Männelstein einer der Hauptlandungsplätze gewesen sein; die Sage erzählt von großen eisernen Ringen in den Felsenwänden, mittels deren die Schiffe festgelegt worden.

Die Einsenkung bei Zabern, welche das mittlere Wasgau von dem unteren trennt, hat eine Höhe von 414 m. Ueber sie führte die große Heerstraße von Germanien nach Gallien, von Deutschland nach Frankreich. Von hier zog Julian mit seinen römischen Heerscharen zum Kampfe gegen den Alemannenfürsten Chnodomar auf den Höhen bei Straßburg (351); hier brachen die räuberischen Haufen der „armen Gecken“ in das Land, wie Wölfe in die Hürde (1439); hier fand jenes Blutbad statt, bei dem wehrlose Bauern zu Tausenden von den lothringischen Reitern niedergemetzelt wurden (1525); von hier sah Ludwig XIV., nachdem er Herr des Elsaß geworden, auf das geraubte Land herab und brach beim Anblick der fruchtbaren Ebene in die Worte aus: „Voilà, quel bel jardin!“ (Seht an, welch ein schöner Garten!) Ludwig XV. ließ über den Paß eine bequeme Kunststraße, die „Zaberner Stiege“, bauen (1728—1737), welche zu ihrer Zeit so berühmt war, daß sogar seine Hofdamen eine Coiffure à la Saverne trugen, welche den modernen Haarthürmen unserer Damen nicht unähnlich gewesen sein soll. Die gegenwärtige Hauptstraße führt oberhalb der alten Zaberner Stiege im Thale der Zorn hinauf, außer ihr aber auch eine Eisenbahn und die künstliche Wasserstraße, welche den Rhein mit der Marne verbindet. Während das schraubende Dampfroß im engen Thale der Zorn dahineilt, gleitet noch höher auf dem Wasserpiegel des Kanals, welcher dem Auge durch seine erhöhte Lage und den deckenden Wald entzogen ist, das schwer belastete Schiff langsam, scheinbar zwischen den Buchenwipfeln, daher. Weiterhin zwischen Zabern und dem lothringischen Saarbürg läuft die Kunststraße in mehrfachen Windungen dem Gebirge entlang; Eisenbahn und Kanal aber nehmen ihren Weg mitten durch den ihnen vorgehörnten Berg hindurch. Neben dem Tunnel der Eisenbahn geht derjenige des Kanals in geringer Entfernung, aber immer in etwas größerer Höhe, ja er überschreitet denselben sogar an einer Stelle, so daß zu Häupten des Eisenbahnreisenden innerhalb des Berges die Schiffe dahingleiten. Wenn solche Kunstarbeiten dem menschlichen Verkehr Wasser- und Schienenwege mitten durch das Innere der Berge bahnen, dann mögen freilich die alten Helden einen etwas unruhigen Schlaf haben, die nach der Volksfrage in einem andern Berge bei Zabern „verzückt“ sitzen. Dort, unter den Burgtrümmern von Geroldseck, sollen nämlich Wittekind, Ariovist, Armin und der hörnene Siegfried ihre „Unterruhe“ halten; wann aber das Reich in höchsten Nöthen und am Untergange sein wird, dann werden sie erwachen, heraustreten und demselben Hülfе bringen.

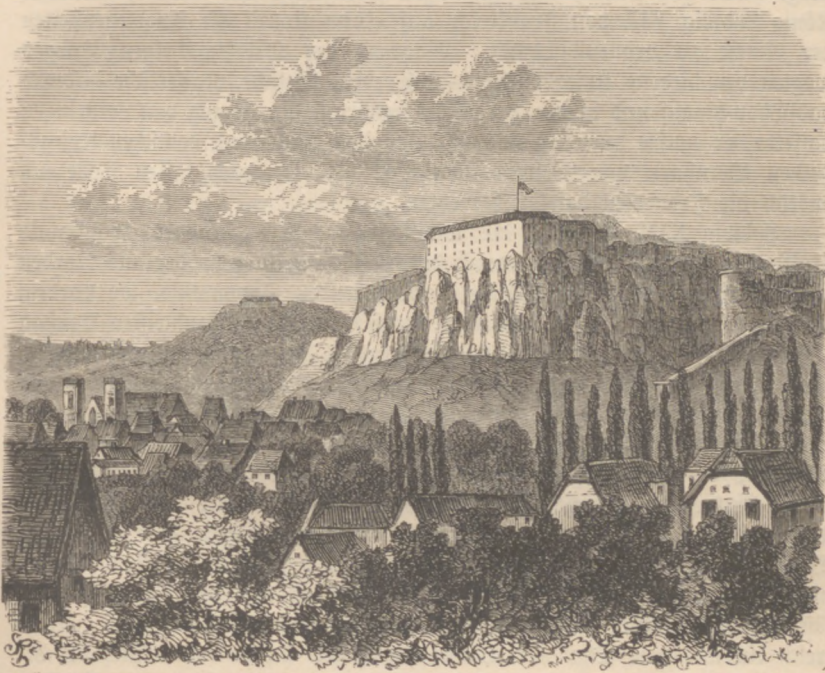
Nördlich von Zabern, in dem unteren oder Niederwasgau, verliert sich allmählich der ursprüngliche Charakter des Vogesenjuges und der Juraformation; die Terrassenländer der elsäß-lothringischen Buntsandsteingebilde treten als eine anmuthige Berg- und Hügellandschaft bis an das Rheinthal heran, im Norden, d. h. jenseit der Lauter und Queich, durch die Hochfläche der Hardt begrenzt. Rebengärten und Hopfenpflanzungen ziehen sich an den Berghängen hinauf, von deren Kuppen sich oft eine weite Aussicht auf die mit zahllosen Dörfern und Städten übersäete Rheinebene bis zum Schwarz- und Odenwalde und den aus der Ebene auftauchenden Thürmen des Straßburger Münsters, der Dome von Speyer und Worms darbietet. Zwischen Hagenua und Weisenburg ragen die Juragebilde bis ins Rheinthal. Hier liegen jene blutgetränkten Hügel, auf denen im Hochsommer 1870 die ersten Kämpfe zwischen Deutschen und Franzosen stattfanden; von hier sah mancher sterbende deutsche Krieger zum letzten Male hinüber nach den dunkeln Föhren seiner Schwarzwaldheimat. Sie haben mit ihrem Blute dem deutschen Vaterlande seine alten Grenzen zurückerkämpft, damit ihre Nachkommen, gesichert vor dem Einbruche feindlicher Nachbarn, sich den Aufgaben des Friedens und der Kultur widmen können.

Das Völkerthor von Belfort. Zwischen dem Süden der Wasgenberge, dieser westlichen Grenzmauer des Elsaß, und den nächsten Erhebungen des unwegsamem Schweizer Jura, welcher als Querriegel das Land im Süden schließt, bleibt eine Gebirgslücke, von den Franzosen „la trouée de Belfort“, das Loch von Belfort, genannt. Die südliche Bastion der Vogesen, der Elsaßer Belchen (1244 m), und die nordwestlichen Gipfel des Jura (1000 m) sind die gewaltigen Pfeiler dieses sieben Meilen breiten Völkerthores, in welchem germanische und romanische, deutsche und welsche Völker auf den Wegen friedlichen Verkehrs und auf blutiger Kriegerstraße von der ältesten Zeit bis zu den jüngsten Tagen einander begegneten.

Die Schwelle dieses Thors, welche an ihren höchsten Stellen noch etwa 300 m über dem Meerespiegel und 260 m über dem Spiegel des Rheinknies bei Basel erhaben liegt, bildet zugleich eine Wasserscheide. An ihr fließen im Osten die oberen Zuflüsse der Ill herab, die sich nordwärts nach Straßburg zum Rhein wendet, im Westen die Quellen eines Zuflusses des Doubs, der Allaine oder Halle. Letztere fließt, in der Schweiz entspringend, von Osten nach Westen der Länge nach gerade mitten durch das Thor in ungefähr gleichen Abständen von den Vogesen und vom Jura, vereinigt unterhalb Mömpelgard (Montbéliard) ihre Gewässer mit denen des aus dem inneren Jura kommenden Doubs und fließt, mit diesem in breitem Thale in südwestlicher Richtung der Saone-Rhone zu.

Dem Laufe dieser Flüsse folgt der Zug der Kultur, sie wanderte von den griechischen Ansiedelungen an der unteren Rhone weiter die Rhone hinauf durch die später von den Römern stattlich angebaute Provincia (Provence); hier theilte sich die Strömung, der breitere Zug ging das Saonethal aufwärts und dehnte sich über Frankreich und von da über den Kanal nach England aus, der andere ging das Thal des Doubs und der Allaine

hinauf durch das breite Bülkerthor zwischen Vogesen und Jura an der Ill und dem Rheinstrom entlang nach Deutschland. Denselben Weg nahmen auch die großen Heer- und Handelsstraßen, welche vom Rhone- zum Rheinthal und umgekehrt führten, von dem alten Römerwege des Kaisers Trajan, dessen Spuren noch im Thale des Doubs zu finden sind, bis zu der großen Eisenbahn von Lyon nach Straßburg und dem berühmten Schiffahrtskanal, dem „Elsasser Kanal“ oder Canal Monsieur, der die Rhone mit dem Rhein verbindet.



Belfort.

In dem Gebirgsthore begegnen sich auch die Luftströmungen. Während die Südwestwinde von der burgundischen Hochfläche ins Rheinthal hineinblasen, mögen auch die durch dasselbe Thor vom Schwarzwalde herabwehenden Nordostwinde für die Bewohner des Doubs- und Saonethals nicht angenehm sein. Auch die Gewitter, welche hinter dem Kamme der Wasgenberge entlang ziehen, finden hier Einlaß, um sich auf ihrem Wege über dem Sundgau und Breisgau zu entladen.

Wie im friedlichen Verkehr auf Landstraße, Eisenbahn und Kanal, so trafen sich in diesem Thore die Völker auch mit dem Schwerte. Hier hindurch zog von Besontio (Besançon) aus Cäsar und „sein Glück“ gegen die Scharen Ariovist's (58 v. Chr.); durch diese Felsenlücke brachen die Alemannen in das Römerland zur Zeit des Constantius Chlorus ein, um auf dem

Schlachtfelde von Andomatunum (Langres) sechzigtausend Männer zu verlieren (296); hier stürmte das Ungewitter der gelben Horden Attila's hindurch, um einen Streif- und Plünderungszug den Doubs hinab zu machen und das von Burgundern besetzte Besontio anzufallen (451); in diesen Gegenden fand vielleicht auch jene Mordschlacht zwischen Hunnen und Burgundern statt, von der das Nibelungenlied erzählt und von der sich dunkle Erinnerungen noch in der Volksfage jener Gegenden erhalten haben. Auch der Rothbart zog mit glänzendem Gefolge von Fürsten und Rittern auf diesem Wege hinab zur Saone, dem damaligen Grenzflusse des Reichs, um mit König Ludwig VII. von Frankreich auf einem Konzil die Angelegenheiten der Kirche zu ordnen (1162). Während des Dreißigjährigen Krieges wogten verschiedene Kriegsvölker — Schweden, Welsche, Kaiserliche — durch das Thor hinauf und hinab; vergebens bestürmte der Herzog von Lothringen dasselbe, er mußte den Paß und mit ihm das Elsaß dem deutschen Kriegshelden Bernhard von Weimar überlassen (1638), nach dessen Tode sich endlich die Franzosen daselbst festsetzten.

Ludwig XIV. erkannte die wichtige Lage der „*funeste trouée de Belfort*“; er ließ den Hauptpunkt des Passes, Belfort, an der aus Norden vom Elsass herabfließenden Savoureuse, wo vordem nur ein befestigtes Schloß gestanden, durch seinen Kriegsbaumeister Vauban in eine Festung, mit den Hauptwerken gegen Osten gerichtet, umwandeln. Das gleichfalls befestigte Hüningen unweit Basel am Rheinknie bildete das östliche Vorwerk des Passes, und als Rückhalt diente die bei Besançon auf einem unzugänglichen Felsen erbaute Citadelle, ein Meisterwerk Vauban's. Während der Raubkriege Ludwig's XIV. blieb indeß der Paß von Belfort unbehelligt; der Hauptschauplatz der Kämpfe lag damals — wie auch in den Kriegen, welche der Französischen Revolution folgten — nördlich des Wasgau, in der Pfalz und am Niederrhein. In den Befreiungskriegen nahmen die Oesterreicher (1814) erst Hüningen und dann Belfort; die österreichische Armee unter Schwarzenberg drang durch den Paß in Frankreich ein und vom Thal der Saone her gegen Paris vor. Auch bei der Wiedererneuerung des Krieges (1815) kam es zu Kämpfen in und bei dem Passe. Im zweiten Pariser Frieden wurde zwar das ganze Elsaß bei Frankreich gelassen, aber die Schleifung von Hüningen ausbedungen. Desto mehr Nachdruck legten die Franzosen auf die Verstärkung der Befestigung von Belfort. Dasselbe wurde in ein befestigtes Lager verwandelt und mit einem Gürtel schwer zu bewältigender Forts auf den benachbarten Vogesenhöhen umgeben. Auch wurden die Schienenwege so angelegt, daß sie unter den Kanonen der Festung vorüberführten.

Die blutigen Kämpfe, welche in neuester Zeit in diesem Passe stattfanden, sind noch in unser Aller lebhaften Erinnerung. Nachdem Straßburg genommen und Belfort durch Einschließung lahm gelegt war, zogen die Deutschen auf ihren uralten Kriegs- und Heerwegen längs des Doubs in die burgundische Freigräfschaft bis in die Nähe des alten Bisanz (Besançon). Da rafften im letzten Akte des Krieges die Franzosen noch einmal gewaltige

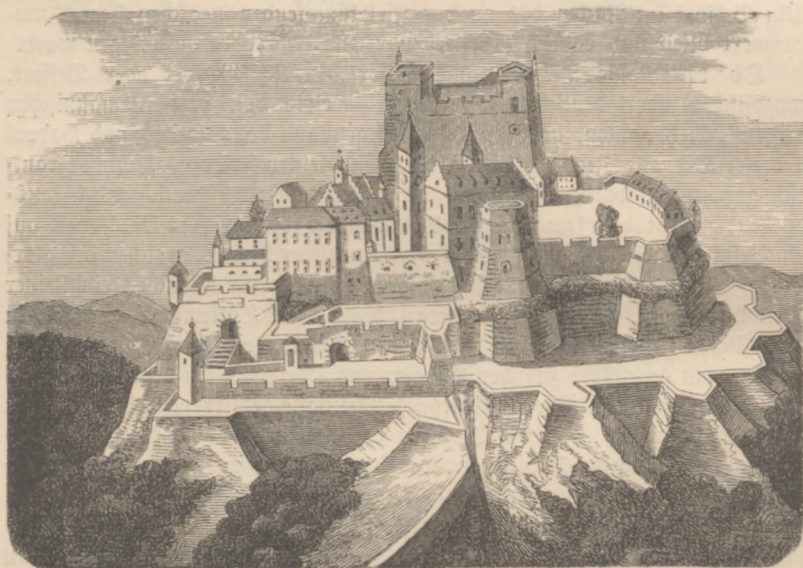
Heermassen zusammen, welche durch das Völkertbor von Belfort in das Elsaß eindringen und Süddeutschland überschwemmen sollten. Angesichts des alten Schlachtenweges, auf dem Cäsar wider Ariovist zog (der Ort der Schlacht ist aller Vermuthung nach Cernay, Sennheim, im Oberelsaß), da, wo die Isel (Risaine), von den Vogesen kommend, von Norden nach Süden quer durch das Thor fließt, um unterhalb der Savoureuse in den Doubs zu münden, haute der tapfere Werder mit seinen Süddeutschen und den preussischen und pommerischen Landwehren den übermächtigen Heeren Bourbaki's einen lebendigen Eisentwall entgegen, an welchem die dreitägigen stürmischen Angriffe (15. bis 17. Januar 1871) sich brachen, während gleichzeitig Belfort im Rücken des an der Isel kämpfenden deutschen Heeres unklammert blieb und endlich (16. Februar) zur Uebergabe gezwungen ward.

Ob der Name Belfort, auch Bëfort, deutsch Beffort oder Beffert, französischen oder deutschen Ursprungs — etwa von dem alemannischen „häffen“, d. h. zanken, hadern, — ein Gegenstand des Streites und Haders ist dieser Ort alle Zeit geblieben. Als beim letzten Friedensabschluß Frankreich gezwungen ward, den Raub aus früherer Zeit an Deutschland herauszugeben, legten die französischen Unterhändler den größten Nachdruck auf den Besitz von Belfort, und trotz des allgemeinen Jubels, welchen der glorreiche Friede in Deutschland erregte, war es doch für Manchen ein kleiner Dorn im Herzen, daß der Hauptriegel des großen Völkerthors, Belfort, in französischen Händen geblieben war. Der Gedanke, der französischen Festung im Sundgau gegenüber zwischen Vogesen und Oberrhein ein deutsches „Trutz-Belfort“ zu errichten, ist eine strategische Phantasie geblieben. Möge indessen der Gedanke trösten, daß die Stellung von Belfort zwar eine starke Vertheidigungsstellung für Frankreich, aber keine Angriffsstellung wider Deutschland ist. Sind wir nur sonst einig und auf unserer Hut, so soll uns wol dieses Schloß vor unseren Thoren nicht stören.

Vogesenfestungen und -Straßen. Als Ludwig XIV. das Elsaß an sich gerissen hatte, war er bedacht, das geraubte Gut durch die Mittel der Kriegskunst in Sicherheit zu bringen und die sogenannte Rheingrenze militärisch zu verbessern. Mit seinem Kriegsbaumeister Vauban entwarf er den Plan, nach welchem das Land mit einem Gürtel von Festungen gegen Deutschland umgeben ward, und scheute keine Kosten, um denselben ins Werk zu setzen. Besondere Kanäle wurden gegraben, um das Material zum Festungsbau vom Wasgau nach den Grenzplätzen herabzuführen; so der Breuschkanal für den Straßburger Festungsbau, der Kanal von Neu-Breisach für diese Festung, der Selzkanal für die Weißenburger Linien. Das Wasser leitete Vauban von dem circa 1000 m hoch gelegenen Belchensee auf dem Gebirge Weißen ab. Das ganze Elsaß ward zu einem Bollwerk gegen Deutschland umgeschaffen.

Am linken Rheinufer wurden Hüningen und Neu-Breisach besetzt, an der Einmündung der Moder in den Rhein das Fort Louis angelegt; die später in der Kriegsgeschichte so berühmt gewordenen Weißenburger Linien, am rechten Ufer der Lauter zwischen Weißenburg und Lauterburg,

schlossen im Norden die Grenze des Elsaß gegen die Pfalz. Straßburg, wo die wichtigsten Straßen aus dem Innern Frankreichs und Deutschlands sich vereinigen, ward zu einem Ausfallsthor gegen Deutschland eingerichtet und beherrschte mit seiner festgeschlossenen Citadelle die Ebene bis an den Rhein. Andere Festungen hatten die Straßen zu decken, welche über das Gebirge in das Elsaß führten; so Schlettstadt an der Ill vor der Markircher Gebirgslücke an der Kreuzung der Straßen von St. Diebel (in Lothringen), und von Kolmar nach Straßburg; Pfalzburg, nahe bei Zabern über dem wichtigen Vogesenpasse, in welchem die alte Straße von Straßburg nach Paris ins Lothringische hinübersteigt.

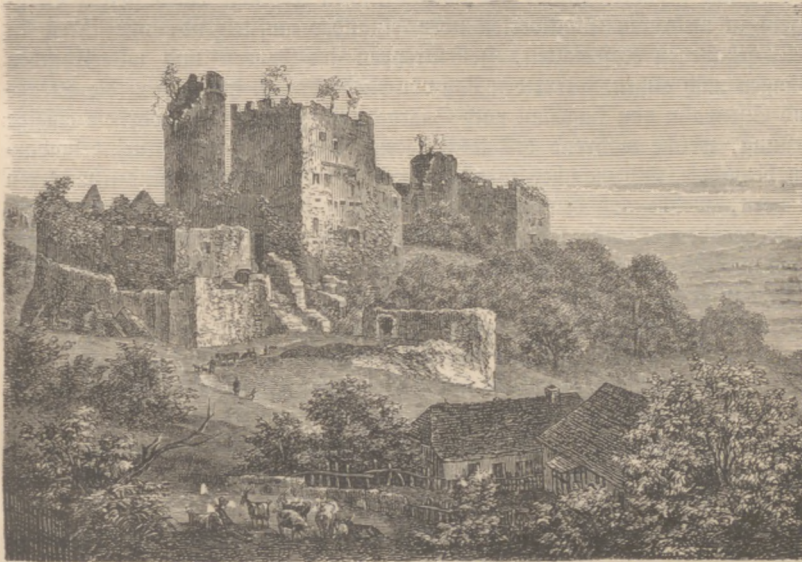


Richtenberg vom Jahre 1603.

Zahlreiche kleinere Festungen sperrten die Zugänge des niederen Wasgau, wie das Felsenest Bitsch an der pfälzer Grenze und die Bergfesten Lützelstein, Richtenberg und im flachen Seilenthal Marjal. Der Befestigung von Belfort haben wir oben gedacht.

Während die französische Regierung es sich angelegen sein ließ, sich durch dieses Befestigungssystem die militärische Beherrschung des Elsaß zu sichern und seine Grenzen gegen Deutschland zu schließen, suchte sie zugleich durch die Anlage des Straßennetzes das Land für Frankreich zu öffnen. „Alle Straßen führen nach Rom — das heißt in Frankreich: nach Paris.“ Der alte natürliche Straßenzug, welcher am Rhein und am Fuße der Vogesen entlang von Süden nach Norden geht, trat allmählich hinter jene Querstraßen zurück, welche über das Gebirge nach der Hauptstadt Frankreichs führten; in späterer Zeit mußten auch die Eisenbahnen demselben Zuge folgen. Noch bedeutungsvoller aber war die Anlage der Wasserstraßen im Elsaß.

Wir haben oben der Kanäle gedacht, welche ursprünglich für militärische Zwecke gebaut, später doch dem friedlichen Verkehr dienen mußten. Die kunstvollsten dieser Bauten neuerer Zeit waren aber die des unter Napoleon I. begonnenen Rhein-Rhone- und des bei Zabern das Gebirge überschreitenden Rhein-Marne-Kanals, durch welche das Elsaß in das großartige französische Kanalsystem verschlungen ward. Die Verbindung des Rheins mit zwei Hauptströmen Frankreichs war dadurch hergestellt, und die Franzosen sagten mit einer der ihnen eigenthümlichen Redefloskeln: „Rhein und Rhone münden jetzt in die Seine.“



Ruine von Lützelburg.

Das wird freilich noch einige Zeit dauern, ehe der Handel und Verkehr wieder die alten, naturgemäßen Straßen einschlägt, welche nicht über das Gebirge nach Westen, sondern aus den Gebirgsthälern zum Rhein und über den Rhein führen. Militärisch kehrt aber das Elsaß schon jetzt wieder die Stirn gegen Frankreich.

Die kleinen Festungen nach dem Vauban'schen System haben bei dem gegenwärtigen Stande der Kriegskunst theils ihre Bedeutung verloren, theils entspricht ihre Anlage, seitdem das Elsaß wieder deutsch geworden und seine Front verändert hat, nicht mehr dem Zwecke der Landesvertheidigung. Wir sehen daher jetzt die im letzten Kriege hart mitgenommenen Mauern von Schlettstadt und Pfalzburg völlig sinken, die alten Festungsgräben füllen sich mit Erde, und auf den früheren düsteren Wällen werden Bürger und Bürgerinnen in schattigen Anlagen lustwandeln. Dagegen wird Straßburg in deutschen Händen jetzt zu einem Waffenplatz ersten Ranges nach den Regeln der neueren Befestigungskunst eingerichtet und schiebt bereits

Eine weitherrschenden Forts in einem Umkreis von 10—12 Stunden auf 2 Stunden Entfernung von der Stadt, besonders an den Eisenbahnlınien, in das Feld hinaus vor, gleichsam als die äußersten Vorposten der Wacht am Rhein. Hinter ihnen erhebt sich schon jetzt eine neue Umwallung von so beträchtlichem Umfange, daß in ihrem Schutze die alte Reichsstadt sich nicht nur erweitern, sondern auch noch verdoppeln kann.

Von den elsässischen Festungen am linken Rheinufer hat außer Straßburg nur Neu-Breisach, von den Bergfestungen des niederen Wasgau nur Bitsch seinen Rang als Festung behauptet. Letztere Festung, über der engen und schmal gebauten Stadt am nordwestlichen Abhange eines steilen Bergfegels in mehreren Stockwerken über einander aufsteigend, mit ihren in Fels gehauenen Kasematten, Felsentrepfen im Innern und unterirdischen Gängen nach außen, sperrt den Paß von Niederbronn, in welchem die Straße und Eisenbahn von Hagenau nach Saargemünd führen. Sie war die einzige Festung, welche während des letzten Krieges den Ruf ihrer Uneinnehmbarkeit bewährte, und manches zornig deutsche Kraftwort mag von den wackeren Bayern, welche auf den anliegenden Bergen wochen- und monatelang in anstrengendem Dienste lagerten, gegen das trotzige Felsenest ausgestoßen worden sein. Uebrigens bildete Bitsch früher eine elsässische Grafschaft und war erst seit 1738 französisch geworden.

Von Lützelstein (La Petite-Pierre) und Lichtenberg, welche 1870 nach wenigen Kugeln der deutschen Feuerröhre die weiße Fahne aufzogen, wird die Kriegsgeschichte der Zukunft nichts mehr zu berichten haben. In früherer Zeit unter den rheinischen Pfalzgrafen hat das kleine Lützelstein an der alten Straße Hagenau-Saargemünd mancherlei Schicksale gehabt, unter denen des folgenden hier gedacht sei.

Franz von Sickingen lag in seiner Fehde mit dem Pfalzgrafen davor. Drinnen saßen die Landsknechte, becherten, tranken und erzählten Geschichten von Ueberfällen, wie Kinder und hier und da auch wol Erwachsene sich mit Gespenstergeschichten unterhalten, um neugierig zu sehen, „wer sich grauet“. Einer der Landsknechte aber, der sich nicht graulich machen ließ, hielt für besser, hinauszugehen und nachzuschauen, ob der Feste nicht auch vielleicht ein solcher Ueberfall drohe. Kaum hatte er den Wall erreicht, so sah er auch schon die Kriegskente Sickingen's, die soeben den Fels erstiegen hatten. Sogleich machte er Allarm, rief die Seinigen auf die Wälle; die Stürmenden wurden im richtigen Augenblick angegriffen und mit blutigen Köpfen abgewiesen; so wurde denn die Ueberrumpelung verhindert und die Feste gerettet. Solches geschah in der Nacht des 1. Oktober 1522.

Auch von der alten Bergfeste Lichtenberg, auf einem Gebirgsgipfel zwischen dem Moder- und dem Rothbachthale, wird Schauriges erzählt. Hier hausten einst zwei feindliche Brüder, welche in ihrem grausamen Haffe so weit gingen, daß der eine den andern verhungern, der andere den einen verdursten zu lassen schwor. Derjenige, welchem die letztere Todesart zugedacht war, gerieth in die Gefangenschaft des Bruders. Der unglückliche Gefangene aber mußte sein elendes Leben dadurch zu fristen, daß er die

trockene Brotrinde, die ihm als einzige Kost verabreicht wurde, mit der von den Kerkerwänden triefenden Feuchtigkeit benetzte. Dies verrieth der Burgkaplan dem Bruder, und nun ließ dieser den Gefangenen in eine sonnige Kammer hinausbringen, wo er verschmachtete. Der Mörder aber stürzte sich mit dem Burgkaplan aus Gewissensqual vom Felsen in den Abgrund. An der äußeren Mauerseite eines der Schloßthürme sah man ehemals einen in Stein gehauenen Kopf, welcher den Verschmachtenden vorstellen sollte; derselbe wurde jedoch bei der Beschießung 1870 (9. August) durch eine Granate fortgerissen. Der Thurm, in dem das Verließ war, führte den unheimlichen Namen „Thurm der Vergessenheit“. Wem aber die Geschichte, wie sie hier der Volks Sage nacherzählt ward, zu grausig dünkt, dem sagen wir zum Troste, daß sie sich in Wirklichkeit etwas anders verhalten zu haben scheint, wie wir weiter unten bei unseren „Wanderungen im Sagenlande“ erfahren werden.

So haben die alten Ritter- und Raubfesten der Vogesen ihr Interesse nur noch durch die Spuk- und Schauergeschichten, die daran haften. Auch unsere heutigen großen Festungen werden einst in Trümmer sinken, wie die Burgen der Ritter, die Mauern der Städte gefallen sind, wenn wir unsere Grenzen nicht mehr vor der Mißgunst und Habgucht der Nachbarn zu verwahren brauchen, und die Völker nur noch in friedlichem Wettkampfe, in den Fortschritten des Geistes und der Bildung, sich messen werden.

Wanderungen in den Hochvogesen. Komm mit mir, lieber Leser, aus der Stadt mit ihren engen Straßen und ihrem Häußergewirr in die freie Gottesnatur! Siehst du dort in dunkeln Wellenlinien die Umrisse der Wasgenberge auftauchen? Dorthin laß uns ziehen, laß uns Bergluft und Waldesduft athmen und von den hohen, gewölbten Gipfeln hinausschauen in die weite, weite Welt! — Von Straßburg aus — denn ich setze voraus, daß wir an der Kehler Rheinbrücke zuerst den Fuß auf elsässischen Boden gesetzt haben — führen uns die Schienenwege nach allen Richtungen, in wenigen Stunden bis unmittelbar an den Fuß des Gebirges, und weiter bis tief in die Thäler hinein.

Wir eilen mit dem Dampfzuge über Erstein und Benfeld, immer am linken Ufer der Ill hinauffahrend, während zu unserer Rechten das Gebirge allmählich näher herantritt, vorüber an der Karolingerstadt Schlettstadt bis zu den Bergen des oberen Wasgaaes. In St. Pilt (St. Hypolite; die Form St. Pölten kommt nirgends vor, weder in Literatur noch Dialekt), wo noch die Spuren alter Verschanzungen, der sogenannte „Landgraben“, die alte Grenze zwischen Nieder- und Oberelsaß, den Bis thümern Straßburg und Basel, erkennen lassen, scheiden wir von der Eisenbahn und verlassen uns von nun an auf unsere Füße und unsern Wanderstab. Freilich dürfen wir nicht jedes Kirchlein nach seiner Legende, nicht jede Burg nach ihrer Geschichte fragen; sonst müßten wir schon dort verweilen, wo über dem lustigen Städtchen Rappoltsweiler (Ribeauville) die drei Schlöffer von Rappoltsstein auf den Bergspitzen, das eine hochzackig über dem andern ragen, und ein elsässischer Spruch lautet:

„Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städt' in einem Thal
Hat ganz Elßaß überall.“

Aber zur Hohkönigsburg, der stattlichsten der Burgen des Wasgaaues, die dort auf einem Gebirgsvorsprung zwischen St. Pilt und dem Leber- oder Markkircher Thal sich erhebt, zieht es uns doch hinauf. Ein bequemer Fußsteig führt uns von St. Pilt zwischen Weinbergen und Kastanienwäldungen zu ihr hin; die Gegend ist durchaus ackerbautreibend, nur das Thal von Markkirch industriell; von diesem aber sieht man auf dem Wege von St. Pilt nichts; das Geschwirr der Räder, der Lärm der Fabriken aus den Thälern zu unseren Füßen verliert sich allmählich in dem Waldbesrauschen zu unseren Häupten, und durch die dunkeln Wölbungen des Waldes blicken wir in die Lichtung hinaus, wo die Königin der Burgen auf der Berghöhe vor uns liegt. Das verwitterte Gemäuer scheint aus dem rothen Sandsteinfelsen gleichsam herauszuwachsen, denn Mauern und Thürme schließen sich unmittelbar an die nackten Felsblöcke an. Die umgestürzten Quadern und das Steingetrimmer am Fuße der Burg überrankt der Ephen; grüne Sträucher und kleine Bäumchen drängen sich aus allen Ecken und Spalten des berstenden Mauerwerks hervor, und oben auf den Zinnen wiegt sich lustig ein grünes Tännchen, wie das aufgepflanzte Panier eines Helden. Die noch vorhandenen Grundmauern und Gewölbe im Innern rufen uns ein Bild des alten Schlosses mit seinen Thoren und Treppen, den weiten Hallen und Höfen, wie es im Mittelalter prangend stand, vor die Seele. Viele Herren und Ritter haben darin gehaust, von den Herren von Werd und den Grafen von Dettingen bis auf die Sickingen und Fugger. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte sich auch eine Bande von Raubrittern dort eingenistet, welche die zur Messe nach Frankfurt oder Basel ziehenden Kaufleute überfielen und ausplünderten. Während des Dreißigjährigen Krieges und der ersten Französischen Revolution wurde die Burg hart mitgenommen, später aber von der Gemeinde Schlettstadt erworben und durch diese sowie durch die Gesellschaft für Bewahrung elsässischer Alterthümer vor weiterer Zerstörung bewahrt.

Von der Hohkönigsburg steigen wir durch dunkle Waldeschatten hinab in das Markkircher Thal. Hier befinden wir uns recht im Herzen des Wasgaaues. Eine Eisenbahn führt von Schlettstadt im Thale der Leber, eines kleinen Zuflusses der Ill, hinauf bis nach dem Städtchen Markkirch (Ste. Marie aux Mines), welches das Thal schließt, rings umragt von waldigen Bergen, die ehemals der Stadt mit ihren Erzen — Silber, Kupfer und Blei — zinsbar waren; aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfiel plötzlich der Reichthum der Erze und der Bergbau mußte eingestellt werden. Die Sage hat ihre Erklärung dafür. Der Erdgeist, welcher die unterirdischen Schätze hütete — so erzählt sie — war den Bewohnern des Thales freundlich und willfährig und verkehrte gern mit ihnen. Einst erfreute ihn der Anblick einer schönen Bergmannstochter so sehr, daß er sie um ihre Liebe bat. Aber die stolze Maid verschmähte den kleinen Erdmann

und wies lachend auf seine mißgestalteten Füße. Seit jenem Tage verschloß er sich in das Innere des Berges und ließ die reichen Erzgänge auf einmal verschwinden. Doch, sagt man, sei der Geliebten noch durch unsichtbare Hand eine große goldene Rose als Liebesandenken von ihm überbracht worden — gewiß ein hübscher Zug von einem liebenden Zwerge. Die Markkircher aber fanden Ersatz für die Einstellung des Bergbaues durch die Wollenindustrie, welche ein Mülhaufener, Georg Reber, 1755 hier einführte.



Schloßruinen bei Rappoltsweiler. — St. Ulrich, Rappoltstein und Girsberg.

Die Stadt hat eine große Anzahl Fabriken für Webstoffe und beschäftigt mit den nächstliegenden Dörfern des Thales viele Tausende von Arbeitern.

Aus dem gewerbfleißigen, rührigen Thale steigen wir an der kleinen Leber oberhalb Markkirch zum Markkircher Berge oder Blutenberg (Bressoir) auf und überschauen von seiner Kuppe den ganzen, lang hingestreckten Bergzug der Vogesen, wie sich die ferneren Berge gegen Süden in immer höheren Umrissen über die vorderen heben, und über die letzten hochgewölbten Kuppen des Wasganes blicken wir zu den bleichen Gipfeln der Alpen hinüber.

In den Zwischenthälern wogt noch der Morgennebel, so daß die Berge wie Eilande aus dem wallenden Nebelmeere aufzutauhen scheinen. Zu unserer Rechten, gegen Westen, liegt das lothringische Bergland und, im breiten Thale gelagert, das Städtchen St. Diebel (St. Dié); zu unserer Linken schauen durch die Lücken zwischen den Bergkuppen von Osten her die dunkeln Schwarzwaldberge hinein, und durch die Ebene inmitten zieht sich als blasser, schimmernder Streifen der Rhein.

Vom Blutenberg nach Schnierlach (la Bontroye) niedersteigend, schauen wir in ein herrlich romantisches Thal, welches sich zwischen Fruchtbäumen und Weingärten in südöstlicher Richtung bis gegen Kolmar hinzieht. In ihm liegt Kaisersberg, das der Hohenstaufe Friedrich II. mit Wall und Mauern umgeben ließ und unter seinen unmittelbaren Schutz stellte. Die Feste hatte dieselbe Bestimmung, wie vordem ein altes Römerlager an derselben Stelle, nämlich die Gebirgsstraße über die Vogesen, von St. Diebel über das Joch des Bonhomme nach Kolmar, zu bewachen, aber der Ort verdankt seine Berühmtheit weniger der Kriegsgeschichte als dem friedlichen Wirken zweier Männer aus der Reformationszeit, dem berühmten Kanzelredner Geiler, welcher hier erzogen ward und von der Stadt den Namen „von Kaisersberg“ mitnahm, und dem Straßburger Reformator Matthias Zell, genannt „Meister Mathis“, der hier geboren. Der winkelige Bau mit Erkern, Altanen und allerlei Schnörkeln vergegenwärtigt uns das Bild einer mittelalterlichen kleinen Reichstadt. Damit auch die „drei Städte in einem Thal“ nicht fehlen, liegen noch Rienzheim und Ammersweier in demselben Thale neben Kaisersberg.

Wir wenden uns von Schnierlach wieder aufwärts zum Hauptkamme der Vogesen, schreiben eine Strecke auf dem Col de Bonhomme (es giebt keinen Berg, sondern nur einen Weiler und am Joch ein Gehöft von Bonhomme) der Reichsgrenze entlang fort, zur Linken das Elsaß, zur Rechten Welschlothringen, und nähern uns der Hochfläche, auf der die beiden Gebirgsseen, der Weiße und der Schwarze See, liegen. Das blühende Thal, der treibende Bach sind tief unter uns geblieben; auch die Fruchtbäume, die Buchen und Eichen haben uns verlassen, nur vereinzelt Tannen steigen noch am Berghange hinauf, auf der Hochfläche verschwinden auch diese; niederes Gestrüpp, Ginster und Heidekraut bedecken den Boden oder lassen auch zuweilen den nackten röthlichen Fels durchblicken. Das Geräusch des menschlichen Verkehrs, das beim Aufsteigen aus den Thälern uns so lange Zeit noch begleitete, ist verstummt; außer dem Hirten, der seine wollige Herde dort treibt, ist kaum noch menschliches Leben in dieser Wildniß zu entdecken.

Hier liegen die Felsenbecken der beiden Seen. Von schroffer Felswand blicken wir in den 250 m tief unter uns liegenden glatten Spiegel des Weißen Sees hinab. Ein rauher Luftzug streicht über die kahle Höhe — unten auf dem See kräuselt sich nicht eine Welle. Still und bewegungslos liegt er am Fuße des starren Geklapps. Wie kommt der See in diese Gebirgsöde, hier 1132 m über dem Spiegel des Ozeans? — Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß wir es mit den Ueberresten eines alten Gletschersees

zu thun haben. Von dem Kamme der Wasgenberge sahen einst ähnliche zackige Eisberge in die Thäler hinab, wie wir sie von hier aus drüben, jenseit der Schweizerberge, noch jetzt sehen. An dem Gerölle und Geschiebe, welches die von der Sohle der Gletscher herabrieselnden Gletscherbäche mit sich führten und als „Moränen“ abgelagerten, stauten sich die Wasserbecken der Seen an. Auch in der Nähe des Weißen Sees findet man noch die Spuren solcher Moränen. Der Schwarze See, in welchem sich düstere Föhrenwälder spiegeln, ist nur durch einen Bergkamm von dem Weißen geschieden.



Bauernhaus in den Vogesen.

In unserer Zeit hat man auch diese Gebirgsseen den Zwecken der Industrie dienstbar gemacht und ihren Abfluß je nach den Bedürfnissen der Fabriken in den Thälern durch einen Schlußendamm geregelt.

Von den Seen steigen wir entweder hinauf zu dem zweithöchsten Gipfel des Wasganes, dem Hoheneck, um die herrliche Aussicht zu genießen, welche von Vielen als die schönste des Elsaß gepriesen wird; oder wir schreiten in halber Höhe zwischen Gebirgskamm und Thal über Orbey und Sultzern dem Münsterthale zu. Die mit würzigen Weidefräutern übersäeten Bergänge, die grasenden Herden an den Triften und die weit über das Land verstreuten Sennhütten, alles dies vereinigt sich hier zu einem ähnlichen Bilde, wie wir es in den herrlichen Alpengegenden des bayerischen Hochlandes gesehen haben. Je nach der Witterung, dieses Jahr 28. Mai, ziehen die Herden unter Glockengeläut und Hirtengesang aus den Thälern hinauf nach den Höhen, um dort zu über Sommern. Die Sennhütten enthalten zugleich Hirtenwohnung, Stall und Käsemagazin; die kleineren oder sogenannten

„Melkerschuppen“ sind nur für 15—16 Kühe eingerichtet, die eigentlichen Sennereien nehmen ihrer bis zu fünfzig an. Hier werden die berühmten „Münsterkäse“ bereitet, seit unvordenklichen Zeiten ein Haupterwerbszweig der Bewohner dieser Gegenden. Jeden Morgen kommt ein Bube mit dem Esel auf den Berg und nimmt die fertigen Käse in hölzernen Büchsen, die zu beiden Seiten des Graurückens hängen, mit ins Thal, wo sie eingefalzen und monatelang im kühlen Keller verwahrt werden. An schönen Sommersonntagen aber geht es oft lustig her auf den Höhen. Dann kommen die Dirnen aus den Thälern herauf, die „Melkerschuppen“ werden zu Tanzböden umgewandelt, und weit über die Hochfläche hin schallen Musik, Gesang und Lachen. Am letzten Septembertage ziehen die Herden wieder in die Thäler hinab in die Winterställe. Doch stehen auch während dieser Zeit die Sennhütten nicht leer, denn die rüstigen Zwerge kommen dann aus den Bergwinkeln hervor, vertheilen sich in die Hütten, füllen die Ställe mit stattlichen Kühen und bereiten noch viel schmackhaftere Käse, als die besten Senner zu thun vermöchten. Oft steigen sie Nachts über den krachenden Schnee ins Thal hinab und suchen die Hütten der Armen auf, um ihnen heimlich frische Butter und treffliche Käsebrote auf den Tisch zu legen.

Die Stadt Münster, welche den Mittelpunkt dieser Alpenwirthschaft des Wasgaaues bildet, hat sich aus dem Reichthum ihrer Herden auf eigene Kosten eine Eisenbahn gebaut, welche in dem prächtigen, jetzt auch durch Industrie belebten Münster- oder Gregorienthale an dem Flußbette der Fecht entlang nach Kolmar führt. Wir aber kehren bei den schlichten, biederen Bewohnern des oberen Münsterthals ein, in dessen stiller Abgeschlossenheit sich alte Sitte und Tracht und mit ihnen deutsches Wesen am reinsten erhalten haben. Schöne deutsche Sprüche sind über den Hausthüren zu lesen, auf dem Tische der Hausfrau liegt die Lutherische Bibel. Die einfache Mahlzeit, an welcher auch das Hausgesinde Theil nimmt, wird mit einem Gebete eröffnet und geschlossen, und auch dem Gast gern ein Platz am Mittagstisch eingeräumt. Nur muß man sich mit Dem begnügen lassen, was die Kelle hergiebt, denn die Erzeugnisse der Milchwirthschaft bilden den Hauptbestandtheil der Mahlzeit.

Aus den grünen Matten des Münsterthals steigen wir an Berg- und Waldpfaden empor an den langgestreckten, südlichen Bergzügen des Wasgaaues, welche bis in die Nähe des höchsten Gipfels des Reichslandes, des Sulzer Belchens bei Gebweiler, führen. Abgebrochene Felsstücke und Granitblöcke, von Gesträuch und Tannen überwachsen, liegen häufig an den Berghängen seitwärts unseres Pfades; vielleicht daß auch sie durch Gletschereis von den hohen Berggruppen hierher geführt sind. Aus dem Walde schallt hier und da die Art eines Holzfällers; zuweilen begegnen wir auch diesen Männern in blauen Blusen, die dort im Schweiß des Angesichts dem mühsamen Tagewerk obliegen und ungeheure Lasten in ihren Holzschlitten auf den steilen Schlittwegen von den bewaldeten Gipfeln in die Thäler nach sich schleifen. Das einsame Försterhaus am Wege deutet indessen an, daß außer den wenigen menschlichen Bewohnern dieser Berge noch andere lebende Geschöpfe im

Innern dieser Wälder anzutreffen sind. Freilich die Thierwelt, die ehemals darin hauste, ist ausgestorben. Von Wisent, Elen, Ur (Auerochs) und Luchs wissen die Wälder des Wasgauer heute nicht mehr zu reden. Auch der Bär und Wolf sind in die Fabel verwiesen, und wo noch einer von den letzten Nachkommen aus der Sippe Siegrimm's in kalter Winternacht in die beschneiten Schluchten hinabsteigt, da genügt die drohend aufgehobene Heugabel des Bauern, um den Hungerleider in die Flucht zu schlagen. Zu beklagen ist, daß auch der Edelhirsch und Damhirsch, der ehemalige Schmuck der Wälder, seit der ersten Französischen Revolution und der infolge derselben eingeführten Jagdfreiheit fast verschwunden sind. Wer Glück hat, kann mal noch mitunter ein Rudel Damhirsche aus der Ferne erblicken; aber selbst das Reh wird immer seltener, und der Edelhirsch führt, wo er sich findet, nur ein Einsiedlerleben. Dagegen hält sich das Wildschwein noch im Dickicht der Wälder und bricht, von Hunger getrieben, auch daraus hervor, bis es zuletzt der Kugel des Jägers erliegt. Den Rebbauern namentlich ist dieses Schwarzwild eine wahre Landplage. Unter den gefiederten Bewohnern der Wasgenwälder nehmen der Auerhahn und das Birkhuhn den ersten Platz ein, und ihre lockenden Stimmen schallen dem stillen Wanderer auf einsamer Bergeshöhe oft aus dunklen, unsichtbaren Waldestiefen entgegen.

Mit dem Sulzer Belchen, den wir von Gebweiler aus besteigen, haben wir den höchsten Gipfel des Wasgauer (1426 m) erreicht. Die von Felsblöcken starrende Kuppe bietet uns die Aussicht auf das Elsaß, Lothringen, Burgund bis zu den am östlichen und südlichen Horizonte gelagerten dunkeln Massen des Schwarzwaldes, des Jura und zu den hohen Alpenfirnen. Hüten wir uns aber, daß wir nicht irre geführt werden; denn hier auf den Berg sind alle Feldmesser gebannt, die bei Lebzeiten die Leute um ihr Land betrogen haben. Sie messen immerfort und messen den Berg nicht aus; den Fremden aber führen sie irre und überlassen ihn an einem Sumpf oder sonst einem unheimlichen Orte seinem Schicksal.

Wir suchen den Weg abwärts in das reizende Amarinthal, durch welches die Thur ihren Lauf nach Thann und von da weiter zur Ill nimmt. Aus dem lieblichen, grünen Thalgrunde steigen wir wieder hinauf zur letzten südlichen Kammhöhe, schreiten auf den Focher und Einsattelungen des höchsten Bergzuges oft durch felsenstarrende Gebirgswildniß und stehen endlich auf der letzten Kuppe, dem Elsassier Belchen, dem Pfeiler des großen Bölkerthors.

Hier nur einige Schritte unterhalb des Gipfels windet sich die an Giromagny (Belfort) nach St. Maurice-Epinal führende Heerstraße vorbei.

Wir sind hier am Ende unserer Wanderung durch das hohe Wasgau. Nur ein flüchtiger Streifzug war uns vergönnt, und manches freundliche Thal, manches betriebfame Städtchen mußten wir unberührt zur Seite liegen lassen. Möchte auch, diese kurze Schilderung dazu beitragen, uns das Bild unserer wiedergewonnenen grünen Grenzmark im Westen vor die Seele zu rufen und sie unserm Herzen lieb zu machen!

Der Odilienberg und seine Wunder. Von den sieben Wundern des Elsaß — Hochfeld, Hohkönigsburg, Weißer See, Sulzer Belchen, Ruinen von Girsbaden, Heidenmauer und St. Odilienberg — haben wir die vier ersten bereits kennen gelernt. Zu den sagenreichen Ruinen von Girsbaden, welche auf einem felsenvorsprünge zwischen den Thälern der Breusch und Magel über einem rauschenden Meere grüner Wipfel sich heben, gelangt man von dem freundlichen Städtchen Rosheim, das mit der Eisenbahn in etwa einer Stunde von Straßburg erreicht wird, auf einem anmuthigen Wege durch das Grendelbruch, eine „Sommerfrische“ der Straßburger. Von der Heidenmauer haben wir später zu reden. Für jetzt zieht es uns nach jenem wunderreichen Berge selbst, um welchen die Legende von der lieblichsten Frauengestalt des Elsaß, der heiligen Odilie, ihren Zauber webt.

Dorthin ziehen wir, aber nicht mit jenen Zügen von Pilgern und Pilgerinnen, welche alljährlich, besonders in der „Oktave der heiligen Odilie“ (d. i. in der Woche vom 7. bis 15. Juli) mit Fahnen und Rosenkränzen gesenkten Hauptes und gläubigen Herzens zu dem Heiligthum hinauf wallfahrten, sondern wir fahren von Straßburg mit der Eisenbahn hellen, fröhlichen Muthes bis nach Oberehnheim, der nächsten Station nach dem ebengenannten Rosheim, also etwa drei Meilen südwestlich von Straßburg. Schon in dem mittelalterlich ausschauenden Städtchen am Fuße der Wasgenberge betreten wir klassischen Boden. Hier stand die Wiege der frommen Jungfrau, welche von der Legende als Schutzpatronin des Landes mit dem Heiligenschein gekrönt ward.

Herzog Eticho oder Athalrich, welcher (ca. 690) als Herzog des Elsaß zu Oberehnheim waltete, erhielt von seiner Gemahlin ein Töchterlein, das war blind und schwach. Der Herzog schwur, daß ihm der Wurm sein adeliges Geschlecht nicht schänden solle, und beschloß, es tödten zu lassen. Aber die liebende Mutter wußte das Kind zu retten und barg es in einem Kloster. Als das Wasser der heiligen Taufe seine Schläfe benetzte, schlug es die Augen auf und ward sehend. In klösterlicher Abgeschiedenheit wuchs das Kind zur blühenden Jungfrau heran — da erwachte in ihr die Sehnsucht nach dem Vaterhause. Sie entdeckte sich in einem Briefe, den sie in einem Scharlachknäuel einem Pilger mitgab, ihrem Bruder Hugo; dieser aber sandte alsbald einen Wagen, um die Jungfrau nach der Burg des Vaters abzuholen. Vater und Sohn standen oben auf der Hohenburg an der Stelle, wo jetzt das Kloster St. Odilien liegt; da sahen sie das Thal herauf den Wagen mit der Jungfrau kommen. Als der Herzog nun erfuhr, was der Sohn, ohne ihn zu befragen, gethan, schlug er ihn im Zorn nieder, daß er sterben mußte. Als er aber darauf die liebe Gestalt der Tochter erblickte, überkam ihn die Reue über die rasche That. Er bat sie fußfällig um Verzeihung und nahm sie an seinem Hofe auf. Der Ruf von Odiliens Schönheit und Liebreiz zog viele Bewerber von nah und fern nach der Hohenburg, sie aber wies alle Anträge zurück und wollte die reine Braut des Himmels bleiben. Der Vater wollte sie zwingen, sich mit einem deutschen Fürstensohne zu vermählen; da schlich sie sich im Pilgergewande aus einem

Pförtchen der Burg und floh, von dem ergrimnten Vater und ihrem Freier verfolgt, über den Rhein. Schon hörte sie nahe hinter sich den Hufschlag ihrer Kofse, schon sank sie erschöpft an einer Felsenwand nieder: da that sich der Berg auf und entrückte sie den Augen ihrer Verfolger. Betroffen von dem Wunder, rief der Herzog reuevoll den Namen seiner Tochter, und die Jungfrau trat im Glanze ihrer Schönheit vor die Reiter hin. Der reuige Vater aber überließ ihr sein Schloß, die Hohenburg, damit sie dort ein Kloster stifte und für seine Seele bete.



Das Odbilienkloster.

Das ist das Kloster St. Odbilien, weit berühmt als ein Wallfahrtsort für die Bewohner des Elsaß. An der Stelle der alten Hohenburg liegt es auf einem Vorsprung der Vogesen, nahe an 500 m über der Ebene.

Mannichfach waren die Schicksale des Klosters zu verschiedenen Zeiten. Oft vom Feuer zerstört, erstand es immer von Neuem aus Schutt und Trümmern. Nachdem es in den verschiedensten Händen gewesen, erwarb 1853 der Bischof Räß von Straßburg den Besitz desselben und rief die Schwestern von Rheinacker bei Zabern zur Bewirthing der Pilger und Fremden herbei. Das gegenwärtige Kloster besteht aus einem einstöckigen Mittelgebäude mit zwei zurücktretenden Flügeln und einem Hofe, der auf drei Seiten von einem Kreuzgang eingeschlossen ist. Mit der Klosterkirche stehen mehrere Kapellen in Verbindung. In der „Kapelle der heiligen Odbilie“, deren Wände mit eichenem Getäfel bekleidet und mit Darstellungen aus dem Leben der

wunderthätigen Jungfrau bemalt sind, werden ihre Gebeine in einem Reliquienschrein aufbewahrt. Im Klostergarten steht die „Thänenkapelle“, vor deren Altar sie nach dem Tode des Vaters unter Thränen und Gebet die Tage zubrachte, um seine Seele mit ihren Thränen aus dem Fegefeuer zu erretten. Lange Zeit zeigte man noch die Höhlungen, welche ihre Thränen in die harten Steine gewaschen. Auf der andern Seite der Klostergebäude sieht man am Rande eines Bergvorsprungs, wo die heilige Odilie mit den Sendboten des Himmels verkehrte, die „Engelskapelle“. Gläubige Pilger, welche dieselbe auf dem schmalen Fußsteig neunmal umwandeln, nehmen die Zuversicht mit, daß ihnen die Früchte ihrer Wallfahrt früher oder später in vollem Maße zutheil werden.

Die elssasser Mädchen aber glauben auch durch den neunmaligen Rundgang auf dem schwindeligen Pfade eine Bürgschaft dafür zu erhalten, daß sie noch in demselben Jahre heirathen. So verschieden sind die Wunderwirkungen, welche man von der Heiligen erwartet.

Auch am Berge finden wir noch Spuren ihres wunderthätigen Wirkens und Waltens. Wenig abwärts vom Kloster springt aus einem Felsengewölbe von rothem Sandstein ein frischer, klarer Quell hervor, welcher gleichfalls nach der Jungfrau der „Odilienquell“ benannt wird. Ein Greis war den Berg hinauf zu ihr gepilgert, um Hülfe bei ihr, der Blindgeborenen, für sein blindes Kind zu suchen; er war, erschöpft von dem beschwerlichen Bergsteigen, an einem Felsen in die Kniee gesunken und dem Verschmachten nahe. Da nahte die Jungfrau, schlug mit ihrem Stabe an den Felsen, daß Wasser hervorsprudelte, und sprach: „Deines Kindes Augen sind hell wie dieser Brunnen.“ Noch heute spricht man dem Wasser heilkräftige Wirkung zu für den gläubigen Pilger, der dort Hülfe für Augenleiden sucht.

Von einem Wiedererscheinen der heiligen Odilie ist nie gesprochen worden, wol aber von Marienerscheinungen in Krüth.

Unter den Nachfolgerinnen der heiligen Odilie müssen wir der Aebtissin Herrad von Landsberg (1167—1195) gedenken, welche unterhalb ihrer Stammburg Landsberg am Fuße des Männelsteins das jetzt in Trümmern liegende Augustinerkloster Truttenhausen gründete.

In der Stille dieser Klostermauern schrieb und malte die gelehrte Frau ein Werk, welches unter dem Titel „Hortus deliciarum“, d. i. „Garten der Wonne“, in Prosa und Dichtung, in Schrift und Bild so ziemlich Alles enthielt, was innerhalb des geistigen Gesichtskreises ihrer Zeitgenossen lag. Zierliche Bilder, von ihrer kunstfertigen Hand auf Goldgrund gemalt, waren auf sinnige Weise mit dem lateinisch geschriebenen Text versflochten. Es war, was man heutzutage ein illustriertes Konversationslexikon nennen würde, und für unsere Kenntniß des geistigen Lebens jener Zeit von unschätzbarem Werthe. Leider ist das kostbare Werk während des Brandes der Straßburger Bibliothek (23. August 1870) ein Raub der Flammen geworden — für die Kunstgeschichte ein unerfeglicher Verlust.

Wenden wir uns von dem Odilienkloster zu seinen Umgebungen, so finden wir, wohin wir auch die Schritte lenken, Ueberreste alter Klostermauern,

mittelalterliche Burgruinen, Spuren von Römerstraßen und Römerwerk. Was ist das für ein seltsames, bemoostes Gemäuer, das zwischen Farnkräutern und düstern Tannen am Rande der Berge entlang zieht? — Große rechteckige Quadern, ohne Mörtel über einander geschichtet, bilden eine Mauer von beinahe zwei Meter Dicke und jetzt noch anderthalb Meter Höhe, die sich am Odilienstein als Kranz um eine Fläche von mehr als einer Million Quadratmeter zieht. Das Volk nennt sie die Heidenmauer, und man legt ihren Ursprung in die Zeit des untergegangenen Keltenvolkes zurück, welches dort seine Opferstätten gehabt und dem sie zugleich als Kriegslager gedient haben soll. Für diese Annahme sprechen auch die „Opferstätte“ oder „Dolmen“, welche sich an zwei hervorragenden Stellen der Heidenmauer, dem Schaffstein und Wachstein, befinden. Der Schaffstein, in einer Schlucht wenige Schritte vor der Heidenmauer gelegen, besteht aus drei unbehauenen Felsblöcken, über welche ein vierter als Platte, ein wenig abwärts geneigt und, vielleicht zur Aufnahme des Blutes der Schlachtopfer mit einer Rinne versehen, gelegt ist.

Vom Wachstein scheint ein langer, schmaler und niedriger Gang zu ihm geführt zu haben. Indessen auch die späteren Völker, Römer und Germanen, haben sehr wahrscheinlich das alte Mauerwerk für ihre Befestigungen benutzt und erweitert; auch die Ritter haben an und mit demselben ihre zahlreichen Burgen und Schlösser in dieser Gegend erbaut, sowie denn auch aus den Steinen der Heidenmauer die Grundmauern der Hohenburg und des Klosters der heiligen Odile aufgeführt sein mögen. So wechselt mit der Zeit Sinn und Bedeutung der Gegenstände; aus altheidnischen Opferstätten sind christliche Wallfahrtsorte geworden, und von der Heidenmauer, die früher vom Volke als Teufelswerk verrufen war, sagt jetzt ein elsasser Dichter, G. Dürrbach:

„Wer in der Gegend bauet,
Der nimmt zu seinem Haus
Von der zerfall'nen Mauer
Sich einen Stein heraus
Und glaubt, der Stein ertheile
Dem Hause Festigkeit,
Und Allen, die's bewohnen,
Noch Heil zu jeder Zeit.“

Schreiten wir von dem verwitterten Gestein in die frische Natur, von den Stätten der Heiligen droben zu den Weltkindern im Thale zurück! Ein gar anmuthiger Weg führt uns durch den Hohwald nach dem Andlauthale und in diesem nach dem Eisenbahnstädtchen Barr. Wir wandern unter den grünen Kuppeln dichter Tannenwälder; aus den Zweigen tönt der Finkenschlag und aus dem Innern des Waldes das Glockengeläute der Herden. Muntere Bäche durchseilen den Wald — in den Richtungen blickt zuweilen noch eine der alten Burg- oder Klosterruinen durch das wogende Grün zu uns herüber. Das ist die beliebte „Sommerfrische“ der Straßburger, die dort in zierlichen Schweizerhäuschen, deren Mittelpunkt das Gasthaus der Frau Kunz bildet, sich niedergelassen haben. Von hier aus unternehmen sie ihre Ausflüge nach den benachbarten

berühmten Punkten des Wasgaaues, dem Hochfelde, dem Steinthal, den Wasserfällen und dem Neuntenstein. Wir aber sagen hier dem Burgen- und Bergland des Wasgaaues Lebewohl, hoffend, daß es uns noch vergönnt sein wird, das eine oder andere jener grauen Getrümmter, das wir nur flüchtig aus der Ferne sahen, bei unseren „Wanderungen im Sagenlande“ noch einmal zu streifen. In Barr, das wir durch das liebliche Andlauthal erreichen, sind wir an derselben Straßburger Zweigbahn angekommen, die wir in Oberehnheim zur Besteigung des Odilienberges verließen; und in kaum zwei Stunden führt uns der eisende Dampfzug nach dem Ausgangspunkt unserer Wanderungen im Wasgau, nach Straßburg, zurück.

Ein Ausflug in das Weinland. Ein schöner Sommerfeiertag lockt wol die lebensfrohen Leute von Straßburg auch zu den heiteren, sonnigen Hügeln des Wasgaaues, an denen unser liebes Gottesgewächs, die Rebe, gedeiht. Das Weinland hat auch ein Anrecht auf unseren Besuch, nimmt es doch nahezu den zwanzigsten Theil des bebauten Bodens im Elsaß ein. Der Dampfzug führt uns in kaum zwei Stunden von Straßburg nach Rappoltsweiler, recht an den Mittelpunkt des eigentlichen Weinlandes. Dort sitzt sich's gar schön mit lieben Genossen in der schattigen Sommerlaube; vor uns die Aussicht auf Burgen und Berge, während der Wirthin Töchterlein mit deutschem Willkommensgruß die Gläser füllt.

„Hohe, liebe Burgen blinken
Golden in der Sonne Schein,
Steil hinab die Wände sinken
Von zerbrochenem Gestein;
Doch darunter und daneben
Lachen üppig grüne Reben.“

Da steigen Heldengestalten der Vorzeit vor unserer Seele auf; wir denken so Mancher, welche dereinst über diesen Boden gewandelt, den Anbau der Rebe gepflegt und an ihrem Saft sich gelabt haben. Denn im lieben Elsaß ist von Alters her viel getrunken worden. Schon in der Pfalz der Merovinger zu Marlenheim stand der vaterländische Rebensaft auf der Königsstafel. Karl der Große gab in seinen „Kapitularien“ Verordnungen über den Weinbau im Wasgau, und im neunten Jahrhundert ging der Wein des Elsaß bis nach Köln, im Anfang des vierzehnten sogar bis nach England. Daß man auch in der Heimat seine Vorzüge zu schätzen wußte, dürfen wir nicht bezweifeln. Fürsten und Pfaffen, Ritter und fahrende Leute hatten ihre Freude daran.

Schon das Städtchen, welches wir zum Ausgangspunkte unserer Weinreise gewählt haben, erzählt von manchem lustigen Zechgelage, das in seinen Mauern gefeiert wurde; war doch Rappoltsweiler der Heimatsort der Spielmannszunft. Als nämlich im Mittelalter alle Stände — Geistlichkeit, Ritter, Gewerbetreibende — sich in festen Verbänden nach bestimmten Regeln und Formen zusammenthaten, da fühlten auch die „fahrenden Spielleute“, welche, ohne einen bestimmten Wohnsitz zu haben, auf der großen Völkerstraße am Rhein sich trafen, das Bedürfnis einer zunftmäßigen Verfassung. Der deutsche

Kaiser Friedrich III. verlieh den Herren von Rappoltstein das Recht, für diese Genossenschaft einen „Pfeiferkönig“ zu ernennen. „Unsere liebe Frau“ von Dusenbach ward zu ihrer Schutzpatronin erkoren. Alljährlich am Tage von Mariä Geburt (8. Sept.) versammelte der König sein lustiges Völkchen in der Herberge „Zur Sonne“, um mit ihm die Angelegenheiten zu ordnen, Recht sprechen zu lassen und die Abgaben zu erlegen. Dann zogen sie unter dem Schall der Glocken zur Kirche, das Banner, Trompeten und Trommeln voran. Hinter dem Banner ging der Pfeiferkönig mit der Krone, dem Symbol seiner Würde; nach ihm kamen die Mitglieder des Pfeifergerichts, voran der Weibel, dann die Spielleute je zwei und zwei. Jeder trug das Bundeszeichen mit dem Bildniß Unserer lieben Frau von Dusenbach und spielte sein Instrument. Die Messe wurde mit großer Musik gefeiert. Nach der Messe gingen alle Mitglieder, der König voran, zum Opfer und begaben sich dann auf das Schloß, wo dem Könige die schuldige Huldigung und ein Ständchen gebracht wurde. Ein Mahl und fröhliches Zechen im Zunfthaus beschloß die Feierlichkeit. Eine Erinnerung an dieses lustige Treiben ist uns mit dem alljährlich am Dienstag nach Mariä Geburt in Rappoltzweiler stattfindenden Jahrmarkt, welcher „der Pfeifertag“ genannt wird, noch bis auf den heutigen Tag überkommen. Auch ein nahe dem Marktplatz liegender Brunnen, dessen vier Wassergießer einen geharnischten Ritter, einen Knappen mit Eselsohren, einen Löwen mit Mönchskopf und einen Schalksnarren mit Schellenkappe vorstellen, ist bezeichnend für die ehemalige Hauptstadt des Pfeiferkönigthums.

Freilich, so üppig mag bei den Gelagen unserer „varenden Lüte“ der elsasser Wein nicht geflossen sein, als an der bischöflichen Tafel zu Zabern, wo das ungeheure Horn eines Auerochsen als Humpen, mit vier Pitern Wolzheimer Weines gefüllt, von den Zechern in einem Ansatz geleert wurde; lustiger aber ging es gewiß bei den Spielleuten her.

Die Weine des Elsaß sind gut. Es ist die Blut der burgunder Traube, gereift an deutschen Berghängen. Sie haben Feuer und Kraft, Blume und Gehalt, d. h. sie wollen getrunken sein — mit Verstand und mit Maßen; erzählt man doch selbst von dem Urbilde der Heldenkraft, dem Alkiden Herakles, einen Mythos, welcher beweist, daß der elsasser Wein nicht allein den stärksten Mann bewältigen, sondern sogar einen Halbgott umnebeln kann. Als nämlich Herakles für seinen König Eurystheus dem dreigestaltigen Riesen Geryon die herrlichen Herden entführte und die rothen Rinder über Gallien seiner Heimat zutrieb, kam er auch in die Gegend des heutigen Kolmar, war aber von seinen Herculesarbeiten so müde, daß er eines Trunkes bedurfte. Der starke Oberländer bewältigte den Halbgott, so daß er einnickte und am andern Morgen die Zeit verschlief. Beim raschen Aufbruch vergaß er seine Keule, welche von der Stadt Kolmar, die auf der Schlafstelle des Herakles später entstand, als Wahrzeichen in ihr Wappen aufgenommen wurde.

„Es muß Rangen oder Reichenweihrer gewesen sein, den der Alkide getrunken“, bemerkt der sachkundige Chronist, und was es mit diesen Weinen für eine Bewandniß hat, werden wir erfahren, wenn wir sie selbst gekostet haben werden. Ein bekannter elsasser Spruch sagt:

„Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.“

Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht anderswo im Elsaß auch guter Wein wachsen sollte, denn schon der Reichenweirer scheint dem Rangen den Rang streitig zu machen, und in seiner Heimat fügt man dem obigen Spruche noch hinzu:

„Aber gegen den Reichenweirer Sporen
Saben sie all' das Spiel verloren.“

Der elsasser Dichter Ehrenfried Stöber preist noch mehr gute Weine in den Verjen:

„Gellsesteiner Muschebeller,
Wolxemer und Kitterle,
Richewirer, Berker, Zeller,
Lutter guete Winele, —
Bivat's Elsaß, unser Ländel,
Diß so guete Winle het!“

Nun ist es zwar nicht unsere Absicht, diese ganze Weinkarte durchzuprobieren und die sämtlichen aufgeführten Weine „in der Ursprache von der Kelter“ zu trinken; aber wenn auch unser kurzer Ausflug uns auf das kleine Weinland, das wir von Rappoltsweiler aus an einem durstigen Sommertage durchwandern, beschränkt, so wollen wir uns doch die Hauptweine des Elsaß wenigstens aus der Ferne ansehen.

Der Rangen von Thann hat im ganzen Elsaß eine gewissermaßen diabolische Bedeutung. Der Ausruf: „Der Rangen soll dich umwerfen!“ hat hier dasselbe zu bedeuten, wie anderswo ein vielverbreiteter „frommer Wunsch“, in welchem der Böse die Stelle des Rangen vertritt. Man nennt ihn auch den „Wadenbrecher“; mit welchem Rechte, mag Jeder selbst ermessen, der seine Bekanntschaft gemacht hat. Ueber seine Wirkung sagt eine Thanner Chronik: „Ein Jeder, so dessen recht genossen, wird dieselbe (schlimme, bekannte und gemeine) Wirkung gespürt haben und bekennen müssen, daß ein Mann ohne Rausch und Bodenfallen mit einer guten Maß nicht wohl bestehen könne, er hüte sich denn wohl und fleißig vor dem Lust- und Spazierengehen;... er will halt feltener, höflicher, bescheidener und behutsamer als andere Wein' und — darf ich es sagen? — mäßig und daheim getrunken werden; aber wer weiß es allzeit, ob er unter anderem Wein nicht auch Rangwein bekomme?“ Den wortspielfischenden Fischart begeistert sein Landsmann, der heilige Rango, zu nachfolgenden Dithyramben: „Im Rangenwein zu Dann, da steckt der heilig St. Rango, der nimpt den Rang und ringt so lang, bis er Einen rängt und brängt unter die Bänk!“

Der zweite Wadenbrecher des Landes wächst zu Gebweiler in der Wannen. Seine berühmteste Sorte ist der sogenannte „Kitterle“. Er dankt diesen Namen dem Bauer, der ihn zuerst pflanzte und zog. Derselbe war „Kutter“ geheißen; weil er aber sehr klein war, so machte man aus Kutter

1870

1870

1870



Deutsches Land und Volk. III.

Ruinen des Schlosses Kinzheim im Elsaß.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

„Ritterle“ und übertrag den Namen von ihm auf seinen Wein. Auch er soll die Eigenschaft mit dem Rangen theilen, daß er „in die Waden geht“.

Endlich der Dritte im Bunde der Weine, so zu Türkheim im Brande reift, führt den Namen „Glässer Tokaier“ oder „Türkenblut“.

Du fragst, lieber Leser, was für eine Sorte es ist, die in unseren eigenen Gläsern perlt — denn ich setze voraus, daß wir noch immer zu Rappoltsweiler in der schattigen Laube weilen; kein anderer ist es, als der uns gegenüber am südlichen Abhange des Osterbergs wächst und hier zu Lande „Zahnacker“ getauft ist; nicht so feurig wie Türkenblut und nicht so mächtig wie Rangen, aber süßig und gut, namentlich für unsern Zweck, da wir noch andere Weinorte heute zu besuchen haben. Wir sagen also unserer freundlichen Wirthin in Rappoltsweiler Lebewohl und gelangen, immer zwischen Weinreben dahinwandelnd, zunächst nach Hunaweiler, das nach der reichen Edelfrau Huna genannt wird, die 1520 heilig gesprochen wurde. Ein reichlich fließender vierröhriger Brunnen ist ihr geweiht und heißt der Hunabrunnen. Da traf sich's einmal in einem weinarmen Jahre, daß Abends, als man die Pferde und Kühe tränken wollte, aus allen Röhren Wein floß. Man strömte herbei mit Zubern und Vogeln und Fässern, und Jeder versorgte sich für's ganze Jahr, und der Wein war besser als der beste, der noch je in der Gegend gewachsen war.

Von hier gelangen wir über den Schanenberg oder Schönberg, die geachteten Weinberge von Beblenheim und Zellenberg zur Linken lassend, nach dem berühmten Weinort Reichenweihler, und weiter, immer zwischen Nebengeländen und Fruchtgärten, die höher hinauf von schattigen Buchenwäldern umsäumt sind, dahinschreitend, vorüber an den Bergen, wo der feurige Sigolsheimer wächst, nach Kienzheim und Ammersweihler, die mit Kaisersberg zusammen die „drei Städt“ in einem Thal“ bilden. Zuweilen läutet aus dem Walde droben das Glöcklein einer Kapelle zu uns hernieder — von den Bergen blicken verwitterte Burgruinen, wie dort am Reichenweihrer Berge der alte winkelige Thurm von Windeck, oder wie am Ende unseres Thales über den Giebeln und Spitzdächern des Städtchens die Trümmer der stattlichen Feste, die der Hohenstaufe Friedrich II. dort aufrichten ließ und dem Bischofe zum Troß des „Kaisers Berg“ nannte. Daß wir noch im Weinlande sind, sagt uns auch hier die Inschrift über einem Brunnen im Städtchen:

„Drinks du Wasser in dein Krage
 Ueber Dich, erkält dein Magen;
 Drink mäßig alten, subtilen Wein,
 Rath' ich, und laß mich Wasser sein!“

Ein anderer Spruch an der Vorderseite des Stadthauses zeigt uns indessen auch, daß wir noch im alten Reichslande sind; da steht zu lesen:

Dem heiligen Reich ist dieses havss
 Zuo lob und ehr' gemachet avss,
 Dorin die wohr gerechtigkeit
 Gehalten wird zuo jeder Zeit.

Wir nehmen die beiden schönen Sprüche mit auf unsern Rückweg, den wir an den Weinbergen von Kitzenthal und Jungsheim vorüber nach Kolmar oder dem noch näher gelegenen Industriedorf und der Eisenbahnstation Logelbach antreten.

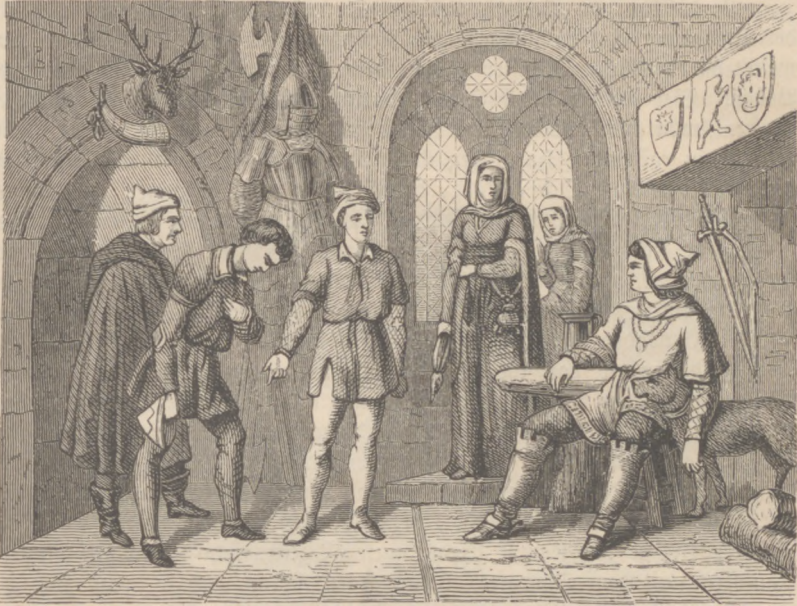
Zwei Wahrnehmungen sind es, die uns noch auf dem Rückwege beschäftigen. Ist es nicht ein merkwürdiger Zufall, daß die meisten Klöster des Elsaß gerade in der Nähe berühmter Weinberge liegen? — Die fromme Legende weiß dafür zwar die Erklärung mit einem christlichen Wunder; sie weiß z. B., daß das Kloster Drei Aehren bei Türkheim, wo das feurige „Türkenblut“ gepreßt wird, nur deshalb an dieser Stätte erbaut wurde, weil hier die von einem frechen Gesellen aus einer Dorfkirche gestohlene silberne Monstranz, die er im Felde zu bergen suchte, an „drei Aehren“ hängen blieb und alsbald darauf von einem wilden Bienenschwarm schützend umgeben ward. Dann bleibt es aber doch ein Zufall, daß die meisten frommen Wunder im Elsaß sich gerade in der Nähe der Weinberge ereigneten.

Eine andere Wahrnehmung ernsterer Art ist diese, daß die berühmten Rebenhügel sich in der Nähe geschichtlich denkwürdiger Stätten und Schlachtfelder befinden. An dem Berge des heiligen Sigwald bei dem Rügenfelde (833) von Kolmar wächst der feurige Sigolsheimer. Nicht weit von jener dürren, sagenberühmten Heidefläche, auf der Ariovist und Cäsar um das linke Rheinufer stritten, wächst der kräftige Rangenwein, dessen wir oben gedachten. Nahe dem Schlachtfelde von Türkheim, wo Turenne (1674) die Reichsarmee aufs Haupt schlug und das Elsaß für Ludwig XIV. behauptete, glüht an den Berghängen die elsasser Tokaiertraube. Will uns das edle Rebenblut in unseren Bechern an das Blut unserer Vorfahren mahnen, das einst auf demselben Boden für das Elsaß vergossen ward? —

Es ist Abend geworden; zwischen die Ruppen der Wasgenberge senkt sich das Abendroth — wie riesige Schatten heben sich drüben die bewaldeten Gipfel des Schwesergebirges, des Schwarzwaldes; inmitten zwischen beiden fließt leise rauschend der alte Rhein.

„Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone vom Golde schwer, —
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewaltiger Hand
Vor diesen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.“

Im Elsaßthal, da sinkt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldene Brücke über den grünen Rhein;
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.“



Eintritt in ein Vogesenſchloß im XIV. Jahrhundert.

Elſaſſer Geſchichtsbilder.

Römer und Germanen im Elſaß. Auf dem Boden des Elſaß finden wir die erſten Spuren deutſcher Geſchichte. Zahlreiche Hümngräber, weit über die Ebene verſtreut, reden von einem untergegangenen keltiſchen Volke, das einſt hier wohnte. Hier und da auf waldigen Bergeshöhen ſieht man noch die Opferſteine, an denen die Druiden ihren geheimnißvoll blutigen Opferdienſt übten. Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Stämmen dieſes Volkes lockten den germaniſchen Heerkönig Arioviſt vom rechten Rheinufer herüber, um hier ſeine Herrſchaft zu gründen. Aber drüben im römiſchen Gallien ſtand ſchon ein Mächtigerer bereit, ihm dieſelbe ſtreitig zu machen. Es war der römiſche Prokonſul Cäſar, welcher unter dem Vorwande, den unterdrückten keltiſchen Völkern Hülfе zu bringen, gegen den deutſchen Heerführer ins Feld zog.

Durch das weite, von der Natur zwiſchen den ſüdlichen Gipfeln der Waſgenberge und dem Jura bei dem heutigen Belfort gebildete Völkerthor führte Cäſar ſeine Legionen, um ſich auf der breiten Ebene, die ſich hier nach dem Rhein öffnet, den geſürchteten Germanen gegenüber zu lagern. Auf einem Hügel zwiſchen den beiden Heerlagern trafen Arioviſt und Cäſar zu einer Unterredung zuſammen; aber während noch die Führer unterhandelten, brach ſchon Zwiſt unter den Reitermannſchaften ihres Gefolges aus. Die Unterredung ward abgebrochen und die Entſcheidung allein den Waffen anheimgegeben.

Nordöstlich von Belfort, zwischen Sennheim und Thann, liegt in der Umgebung von wohlangebauten Nebengeländen und Weizenfeldern eine weite, dürre Fläche. Ginster und Heidekraut wächst auf dem unfruchtbaren Boden. Wer in nächtlicher Stunde darüber hingeht, den schreckt dumpfes Waffenkirren aus der Tiefe, und den verspäteten Wanderer begleiten einzelne Krieger in rasselnden Harnischen über die Heide. Das ist das historische und sagenberühmte Ohsenfeld, die Gegend, wo Germanen und Römer (58 v. Chr.) die erste blutige Schlacht „um die Rheingrenze“ auskämpften.

Cäsar selbst führte den rechten Flügel der Römer gegen den linken der Germanen, die, nach Völkerstämmen geordnet, in den Kampf zogen, die großen Schilde geschlossen vor sich hertragend, indem die vorderen Reihen faßt den Erdboden damit berührten, die folgenden sie wagerecht über den Köpfen hielten, so daß ihre Schlachtordnung einer vorrückenden eisernen Mauer glich. Im Rücken waren die Wagen und Karren zusammengeschoben. Von diesen herab feuerten die Frauen und Jungfrauen mit fliegenden Haaren und ausgestreckten Armen die abziehenden Krieger an, sie zu schützen vor der Knechtschaft der Römer. Der Anprall der im Sturmschritt heranrückenden Deutschen war so gewaltig, daß die Römer ihre Wurfspeeren, mit deren Abschleudern sie den Kampf zu beginnen pflegten, nicht gebrauchen konnten; man stritt mit dem Schwerte, Mann gegen Mann, und so groß war die Kampfwuth, daß die Römer auf die Schilddächer der Germanen sprangen und — sie auf die Seite reißend — den Feinden von oben herab Wunden zufügten. Schon waren die Römer auf ihrem linken Flügel durch Ariovist selbst so sehr ins Gedränge gerathen, daß sie zur Flucht gezwungen worden wären, wenn nicht der tapfere Publius Crassus im rechten Augenblicke die bis dahin zurückgehaltene dritte Schlachtreihe den Wankenden zu Hülfe gesendet hätte. Damit wurde das Schicksal des Tages entschieden. Nach tapferem Kampfe wichen die Deutschen zurück, und da sie nach ihrer Sitte Alles auf einen Wurf gesetzt und keine Nachhut gebildet hatten, so nahm ihre Flucht kein Ende, bis sie den Rhein erreichten, an dessen Ufern die meisten dem Schwerte der Römer erlagen. Ariovist selbst entkam mit wenigen seiner Waffengefährten auf einem kleinen Nachen nach seiner über-rheinischen Heimat, starb aber bald nachher an seinen Wunden. Auch seine beiden Frauen fanden den Tod, und von seinen beiden Töchtern kam die eine um, die andere wurde gefangen. Die deutschen Stämme, die Ariovist auf der linken Rheinseite angesiedelt hatte, ließ Cäsar in ihren bisherigen Wohnsitzen und übertrug ihnen die Wacht an der Rheingrenze.

Römische Kultur folgte den Adlern der Legionen. Die Kastelle wurden zugleich Mittelpunkte des städtischen Lebens, besonders Argentoratum, wo sich die wichtigsten Heerstraßen vereinigten und der Stadt ihren späteren, seit der Merowingerzeit vorkommenden Namen Stratoburgum oder Straßburg gaben. Eine dieser Straßen führte bei Tres Tabernae (Zabern) über den Mons Vosagus (Wasgenberg) und blieb lange Zeit hindurch die einzige Verbindung über das Gebirge zwischen dem römischen Gallien und der neueroberten Provinz. Auch der geheimnißvolle Priesterdienst ward

beseitigt; die stolze Pracht der römischen Götterwelt hielt ihren Einzug, und an den waldigen Ufern des Rheins erhoben sich die Säulenhallen ihrer Tempel. Sprache, Sitte und Religion unterlagen dem römischen Einfluß, und es mag nicht Vieles von den Ureigenthümlichkeiten der zuerst hier angesiedelten deutschen Stämme während der beinahe vierhundertjährigen Herrschaft der Römer übrig geblieben sein.



Aus dem Kampfe der Römer mit den Alemannen.

Immer mächtiger wurde seit dem dritten Jahrhundert das Andringen der germanischen Stämme gegen die mühsam behaupteten Grenzspalten des Römerreichs. Auf dem rechten Ufer des Oberrheins, den Römern benachbart, saßen die Alemannen, eine große Völkergruppe desselben suebischen oder swebischen (schwäbischen) Stammes, dem der thatendurstige Ariovist entsprossen war. Diese kriegslustigen Völker, in Tracht und Aussehen

ihren Vorfahren ähnlich, unternahmen gleich diesen Züge in das linksrheinische Gebiet und verheerten die römischen Wohnplätze. Vierhundert Jahre nach Ariovist ging der alemannische König Chnodomar mit einem Heere bei Argentoratum über den Rhein, während von dem Vogesenpasse bei Tres Tabernae der Neffe und Mitregent des römischen Kaisers Julian, den die Christen den „Abtrünnigen“ nannten, mit Heeresmacht herabzog, um die Alemannen zurückzutreiben. Auf dem Hügelzuge bei Straßburg kam es abermals zur Schlacht zwischen Deutschen und Römern (356).

Lange stand die Schlacht günstig für die Alemannen; da führte Julian die Hülfsvölker der Bataver und Franken — Deutsche gegen Deutsche — in den Kampf. Mit dichterischem Schwunge schildert Gustav Freytag (in seinem trefflichen Roman „Ingo und Ingraban“) den Fortgang der Schlacht: „Und der Cäsar rief die Bataver und Franken: „„Herauf, ihr Germanenhelden, nicht zwingen meine Welschen den Sturm der Feinde!““ Der Herold ritt, und die Franken hoben sich hellleuchtend vom Boden. . . Sie zogen heran in geraden Reihen, die weißen Schilde mit dem Stierbild geschmückt; hart war der Andrang; wie Feuerflammen den Heidegrund, so räumte ihr Schwert die Wahlstatt vom Sturm der Alemannen. Doch in neuem Keil sprangen die Alemannen herein, voran die Könige — und wieder wichen die Römer. Da mahnte der Cäsar seine letzte Schar, die im Römerheer der Dornhag des Feldherrn heißt. . . Sie stemmten das Knie im Boden fest, sie deckten den Leib mit dem Lindenschild und wehrten als dreifache Schildburg mit starrenden Speeren. Und wieder brachen die Alemannen heran, die Schilde krachten im Hiebe der Aexte, die Speere fuhren durch Rüstung und Leib, die Todten sanken in langen Reihen, und über die Leiber der Gefallenen drängte der Schwall, Schild an Schild und Brust an Brust, wie Kampf der Stiere im umhegten Pserch. Da schied sich das Schlachtenglück von den Alemannen, — sie fuhren rückwärts; ihnen graute vor dem Hauf der sterbenden Genossen. Die Sonne sank und das Kriegsheil schwand. Die gelbsten Scharen wälzten sich flüchtig zum Ufer des Stromes, und hinter ihnen her stürmten mit Messer und Speer die Römer, wie die Meute hinter dem Hirsch; in den Rhein hinab sprang das flüchtige Volk, die Sieger am Ufer warfen mit lautem Geschrei die Speere in ein wildes Gewühl von Männern und Rossen, von todten Leibern und ertrinkenden Helden. . .“

Nicht lange sollten die Römer sich ihres Sieges freuen; bald wußten sie das kriegerische Nachbarvolk nur noch durch jährliche Geschenke von der Wiederholung seiner Einfälle abzuhalten, und in der Mitte des fünften Jahrhunderts bildeten wieder die Wasgenberge die Grenze zwischen römischen und germanischen Völkern. Von nun an blieben die Alemannen im dauernden Besitz des Landes zwischen dem Rhein und dem Wasgenwald, saßen „trotzig auf römischem Ufer, tranken den Rhein, und stolz auf linkem und rechtem Gefilde waren sie Bürger hier, dort aber Sieger.“ Die auf das linksrheinische Gefilde Vordrungenen wurden von ihren Stammesbrüdern auf dem rechten Ufer Alisázas oder Alisassen, d. h. im andern Lande Sesshaften, genannt, woher ihr Land später den Namen Alisáza, noch später „Elsaß“, erhielt.

Das Lügenfeld bei Rosmar. Nicht von dem untergehenden Römerreiche drohte den Alemannen in der Folgezeit Gefahr; wol aber geriethen sie bei ihrem Vordringen in nordwestlicher Richtung in Streit um die Vorherrschaft mit dem mächtigen Stamme der Franken. Der große Sieg des Frankenkönigs Chlodwig in der Gegend von Zülpich (466), zwischen Bonn und Jülich, entschied für die Letzteren. (Zülpich wird nur in der Erzählung nach der Schlacht erwähnt.) Ihr Land wurde den Franken unterthan; wer nicht den Franken dienen wollte, wanderte nach der Schweiz in den Schutz Theoderich's des Großen.

Als Theil des großen Frankenreiches entwickelte sich das Elsaß unter der Verwaltung eigener Herzöge — zuerst aus dem Hause Athalrich's oder Eticho's — zu hoher Blüte und Bildung. Neue Wohnplätze erhoben sich an Stelle der durch die Kriegszüge verheerten Römerstädte. In dem weiten Thale vom Südennde des Wasgenwaldes bis an den Taunus entstanden eine Menge fester Herrensitze; der Wald über und neben ihnen bot ihnen außer der Jagd reiche Maßen, so weit Buche und Eiche reichten. Auch das Christenthum, von dem sich aus der Römerzeit nur geringe Keime erhalten hatten, fand wieder Aufnahme und Verbreitung; über den Trümmern alter heidnischer Tempel entstanden die Kreuzgewölbe christlicher Kapellen und Klöster; und fromme Frauen, wie die heilige Odilie, von deren Walten noch die Legende erzählt, trugen zur Pflege des neuen Glaubens bei.

Mannichfache Erinnerungen weisen im Elsaß auf den mächtigen Frankenkönig Karl den Großen zurück, der in Schlettstadt eine seiner Pfalzen hatte und hier (774) seinen Zug gegen die Lombarden vorzugsweise mit Alemannen und Schwaben rüstete. Die fruchtbaren Länder am Rhein waren aber auch der Schauplatz und Gegenstand der Kämpfe zwischen seinen Nachfolgern bei der Theilung des großen Frankenreiches. Karl's des Großen Sohn, Ludwig der Fromme, beschwor durch die voreilige Theilung unter seine drei Söhne Lothar, Pipin und Ludwig (817) eine Reihe von Kämpfen und Wirren herauf. Als sich nämlich Ludwig ein Jahr nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Irmengard mit der schönen Judith, der Tochter des bayrischen Grafen Welf, vermählt hatte, da verstand es die ehrgeizige und herrschsüchtige Frau, durch arglistige Künste das Herz des Vaters seinen Söhnen aus der ersten Ehe zu entfremden und ihm eine desto größere Zuneigung für ihren Sohn Karl einzulösen. Sie beredete ihn in einer schwachen Stunde, die früheren Theilungspläne aufzuheben und eine neue Theilung des Reiches zu Gunsten Karl's vorzunehmen. Das erregte den Unmuth des Erstgeborenen. Er verband sich mit seinen beiden Brüdern gegen den Vater und rief den Beistand des Papstes Gregor IV. an, welcher über die Alpen kam, um die Partei der Söhne zu ergreifen.

Auf dem rothen Felde (campus rubeus) bei dem Berge, Sigwald geheiß, trafen die Söhne mit ihrem Vater zusammen (24. Juni 833). Sie hatten geglaubt, daß er nur geringen Anhang finden werde, und sahen ihn jetzt an der Spitze eines stattlichen Heeres; die Bischöfe in seinem Lager drohten offen, sich vom Papste loszusagen, wenn dieser sich zum Schiedsrichter

zwischen Vater und Söhnen aufwerfen wollte. Niemand machte Miene, ihn bei seiner Ankunft zu begrüßen; der alte Kaiser hielt unbeweglich vor seinem Heere, als der Papst sich ihm näherte. Als er aber erklärte, er käme als Friedensstifter, um den gottlosen Kampf zu verhüten, war Ludwig schwach genug, ihm Gehör zu geben. Die Begleiter Gregor's aber benutzten die so gewonnene Zeit, um die Bischöfe im Lager des Kaisers auf ihre Seite zu ziehen, und die Söhne beredeten die Heerführer, den Kaiser zu verlassen. Beinahe das ganze Volk verlief sich wie ein Strom auf die Seite der Söhne des Kaisers. Nach drei Tagen sah sich dieser ganz verlassen und an seiner Seite nur noch seine Gemahlin mit dem kleinen Karl und eine kleine Schar von Getreuen. Am 30. Juni bedrohten die Auführer das kaiserliche Gezelt; die letzten treu gebliebenen Krieger machten sich zu seiner Verteidigung bereit. Da schickte der tiefgebeugte Kaiser, um fruchtloses Blutvergießen zu vermeiden, auch diese zu den Söhnen hinüber. Er selbst ritt mit seiner Gemahlin und mit seinem Sohne Karl, Versöhnung suchend, in das Lager derselben.

Der unglückliche Fürst aber sollte den Kelch bis auf die Hefe leeren. Den greisen Vater schleppte Lothar mit sich nach Soissons, wo er in der St. Medarduskirche vor allem Volke, im härenen Bußgewande vor dem Altar knieend, ein Verzeichniß seiner Sünden ablesen und beständige Buße geloben mußte. Die verhaßte Stiefmutter, welche der Zauberei angeklagt ward, schickte Lothar in ein Kloster nach Italien.

Das rothe Feld, wo die gottlosen Söhne den Verrath an ihrem Vater begangen hatten, wird bis auf den heutigen Tag das Lügenfeld genannt. Nach der geschichtlichen Forschung liegt dasselbe bei Sigolsheim zwischen Kolmar und Rappoltsweiler. Die Sage, welche Zeit und Schauplatz verschiedener Begebenheiten vermischt, verlegt indessen den Ort auf das schon genannte Ochsenfeld bei Sennheim und erzählt von einem großen schlafenden Heere, das dort in weithinlaufenden unterirdischen Höhlen gebannt sein soll. Der Oberste des schlafenden Heeres heißt Prinz Karl der Kahle, und wenn Jemand in jenen Gegenden stirbt, so sagt man, er ist unter die Soldaten des Prinzen Karl gegangen.

Die Lieblosigkeit der Söhne Ludwig's des Frommen zog eine Reihe von Kämpfen und Bruderkfehden nach sich. Zuerst verbanden sich Pipin und Ludwig, voll Scham und Reue über die unwürdige Behandlung ihres Vaters, gegen ihren älteren Bruder Lothar, der nach der Alleinherrschaft strebte, und bewirkten, daß Ludwig der Fromme auf einer Versammlung von fränkischen Bischöfen zu St. Denis von der Buße losgesprochen und in seinen kaiserlichen Ehren wiederhergestellt wurde. Bald darauf aber fand sich auch die herrschsüchtige Judith mit ihrem Sohne Karl wieder bei ihm ein und schürte von Neuem die Zwietracht. Durch einen neuen Theilungsplan (839), zu welchem Judith ihn nach dem Tode Pipin's bewog, verdarb es der Kaiser auch mit dem besten seiner Söhne, mit Ludwig. Schon griff auch dieser zu den Waffen gegen seinen Vater, als der Kaiser, voll Grames über seine Söhne, auf einer Rheininsel bei Ingelheim verschied (20. Juni 840).

Da Lothar den Gedanken einer kaiserlichen Oberherrschaft nicht aufgeben wollte, so mußte das „Gottesurtheil der Schlacht“ zwischen ihm und seinen Brüdern entscheiden. Am 25. Juni 841 trafen die Heere in der blutigen Schlacht bei Fontanetum (Fontenay) zusammen, wo eine schwere Niederlage Lothar's das Ende des Fränkischen Kaiserreichs entschied. Zwar suchte Lothar auch jetzt noch den Krieg fortzusetzen; als aber Ludwig und Karl mit ihren Kriegsvölkern auf einer Zusammenkunft in Straßburg (14. Febr. 842) ihren Bund durch feierliche, in deutscher und französischer Sprache abgelegte Eidschwüre bekräftigten, da erkannte Jener die Nothwendigkeit, nachzugeben.

Durch den Vertrag zu Wirten oder Verdun (11. Aug. 843) wurde das Elsaß zu Mittelfranken unter der Herrschaft des Kaisers Lothar geschlagen. Nachdem jedoch sowol dieser als seine beiden Söhne gestorben waren, theilten seine beiden überlebenden Brüder Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle durch den Vertrag zu Meerssen (870) sich in der Weise in das Reich Lothar's, daß der germanische Theil, d. h. Friesland und Lotharingen (nach Lothar II. so genannt), einschließlich des Elsaß, an Ludwig den Deutschen zum ostfränkischen oder deutschen Reiche, der romanische Theil, d. h. Burgund und Provence, an Karl den Kahlen zum westfränkischen oder Frankreich kamen. Seitdem verblieb das Elsaß fast ununterbrochen durch beinahe acht Jahrhunderte bis zum Westfälischen Frieden beim Deutschen Reich.

Die Armagnacs oder „Armen Becken“ im Elsaß. Mit starker Hand schirmten die Kaiser, die Sachsen wie die Salier, das deutsche Reichsland. Unter den Hohenstaufen, welche sich zugleich Herzöge von Schwaben und Elsaß nannten, entfaltete das Elsaß seine höchste Blüte. Es ward nicht als ein Nebenland des Reiches angesehen, sondern denjenigen Ländern beigezählt, von denen man vorzugsweise behauptete, daß in ihnen die „Kraft des Reiches“ läge. Nach dem Untergange der Hohenstaufen sollte aber die Reichstreue der Elsassler auf manche harte Probe gestellt werden. Zwar ging noch einmal ein Kaisergeschlecht aus diesen Gegenden hervor. Mit Hülfe Elsässischer Verbündeter namentlich schlug Rudolf von Habsburg am 26. August 1278 die Schlacht auf dem Marchfelde. Sie half seinem Geschlechte, das im Sundgau begütert war und von den alten alemannischen Herzögen des Elsaß abstammten glaubte, auf den Königsthron. Bis dahin waren die Habsburger nur Landgrafen des Kaisers im Ober-Elsaß gewesen, Rudolf selbst Feldhauptmann der Straßburger in ihrem Kampf mit Bischof Walther; bei Bürgern und Bauern war das Geschlecht der Habsburger wohl gelitten. Ihr glückliches Verhältniß zu den Bewohnern änderte sich aber, seitdem die Habsburger die Gründung einer großen Hausmacht im Osten als Ziel ihrer Politik verfolgten. Immer seltener weilten sie noch zu Ensisheim, dem alten Vorort ihrer Besitzungen, wo sie ehemals ihres Amtes gewaltet. Städte und Land entbehrten ihres kräftigen Schutzes und mußten bei Vertheidigung ihrer Rechte häufig zur Selbsthülfe schreiten. Während die blühenden Städte fortfuhren, den Schutz für ihre Rechte und ihre Freiheit in ihrer Reichsangehörigkeit zu suchen, sah der Adel des Landes mißgünstig auf das Emporkommen der

städtischen Macht und warf seine Blicke nicht selten nach dem Auslande hinüber, begann auch schon, in Tracht und Sitte dem welschen Nachbar nachzuahmen. So geschah es, daß die wichtigen Ereignisse in Frankreich häufig ihre Rückwirkung auf das Elsaß übten.

Schon Enguerrand von Coucy, Herzog von Bedford, der mächtige Schwiegersohn König Eduard's III. von England, suchte als Sohn einer österreichischen Herzogstochter Ansprüche auf sein mütterliches Erbtheil im Elsaß, das ihm von den Habsburgern vorenthalten wurde, mit den Waffen geltend zu machen. Da jedoch in dem langen Kriege zwischen Frankreich und England eine Waffenruhe eingetreten war (1360), so betrachteten die müßigen englischen Heerhaufen die reichen Städte des Elsaß als eine lockende Beute. Ein verwegenere Abenteurer, der Hauptmann Arnould von Servole, vom Volke gewöhnlich „der Erzpriester von Verny“ genannt, überzog (1365) mit nahezu 50,000 dieser Söldner Lothringen und das Elsaß, angeblich, um die Erbrechte seines Herrn, des Ritters von Coucy, zu vertreten, in Wahrheit aber, um zu plündern und Geld zu erpressen. Zu spät nahte Kaiser Karl IV. mit Reichshülfe, um die „Engländer“ zu vertreiben, nachdem diese das Land bereits nach allen Richtungen verheert und ausgeplündert hatten. Der Coucy gab aber seine Erbansprüche noch nicht auf; er erschien zehn Jahre später mit seinen Kriegsscharen im Oberelsaß und verließ das Land nicht eher, als bis sein Vetter Leopold von Oesterreich sich durch Abtretung einiger Herrschaften mit ihm verglichen hatte.

Noch schwerer waren die Heimsuchungen, welche das Elsaß im Laufe des folgenden Jahrhunderts erfuhr, und welche immer deutlicher die Gestalt von französischen Rheingelüsten annahmen. Unter dem vielen zucht- und herrenlosen Gesindel, welches während des hundertjährigen Krieges zwischen Frankreich und England sich auf französischem Boden herumtrieb, waren die Scharen der Armagnacs die gefürchtetsten. Sie nannten sich nach ihrem früheren Feldhauptmann, dem kühnen Grafen Bernhard von Armagnac, obgleich dieser längst erschlagen war, und betrieben den Krieg um keines andern Zweckes willen, als um ungestraft rauben und plündern zu können. Dennoch befand sich auch in diesen Scharen ein großer Theil der französischen Ritterschaft, mit welcher der elsässische Adel gute nachbarliche Beziehungen pflegte. Der Bischof, die Ritterschaft und neun Reichsstädte nebst Straßburg verbündeten sich am 5. Febr. 1439 gegen die „écorceurs“. In den Tagen Karl's VII. von Frankreich war es (23. Febr. 1439), als ein dichter Schwarm dieser ungebetenen Gäste von dem Zaberner Passe herabstieg, um sich wie eine Heuschreckenplage über die gesegneten Fluren des Elsaß zu verbreiten. Nur Wenige wagten es, den Räubern mit den Waffen entgegenzutreten. Diejenigen, „deren Wand kalt blieb“, verhielten sich still zu Hause. Nur eine muthige Schar Straßburger warf sich ihnen entgegen, mußte aber nach tapferer Gegenwehr das Feld räumen. Die abenteuerlichen Kriegshaufen boten einen seltsamen Anblick, wenn sie die offenen Orte durchzogen. Einige ritten im blanken Harnisch mit Stahlhaube, Andere in Wamms und Gugelhut, noch Andere schleppten sich auf magern Mähren oder zerlumpt und

barfüßig hinterdrein. Etliche hundert Frauen ritten dem Zuge zur Seite und brachten den ganzen Plunder ihrer Weiberröcke und Hauswirthschaft mit in das Feldlager, so daß dieses einem Trödelmarkt oder einem Komödiantenaufzuge glich. Sie nannten sich selbst auch écorcheurs, d. i. Schinder, und sie verstanden es trefflich, die Bauern zu schinden und den Sparpfennig der Städte zu erpressen; der Volkswitz aber taufte dieses arme prahlerische Raubgefindel unter Verkehrung ihres ursprünglichen Namens Armagnac mit dem Spottnamen der „Armen Gecken“.



Gerumziehende Banden der Armagnacs.

Als der Pfalzgraf vom Rhein sich anschickte, den Städten des Elsaß zu Hülfe zu kommen, verließen die „Armen Gecken“ schnell das Land, aber nur, um ihren räuberischen Einfall fünf Jahre später in noch schlimmerer Weise zu wiederholen.

Dieses Mal war es Kaiser Friedrich III. selbst, welcher die Gefahr für das Reichsland heraufbeschwor. Die Streitigkeiten zwischen den Städten der Eidgenossenschaft erregten in ihm den Wunsch, die alte Machtstellung des Hauses Habsburg in der Schweiz so, wie sie vor den Tagen von Sempach und Näfels bestanden, wieder aufzurichten. Er wandte sich (1443) an König

Karl VII. von Frankreich mit der Bitte, ihm zu diesem Zwecke einige tausend Mann seiner Kriegsvölker zur Bekämpfung der Schweizer zu überlassen. Karl VII. aber legte die Aufforderung auf seine Art aus. Er sandte ein Heer von 40,000 Armagnacs unter dem Dauphin, welcher den erstaunten Elsässern ankündigte, daß er ihr Land durchziehen werde, um die Schweizer für ihre freche Auflehnung gegen die Obrigkeit zu strafen; gleichzeitig spielte er auf die Rheingrenze als „die natürliche, aber leider seit Jahren entfremdete Grenze Frankreichs“ an.

Da war Schrecken und Bestürzung im Elsaß; allgemein fürchtete man, daß die Greuel des Armengeckenzuges sich erneuern würden. Die Bauern zerstörten selbst ihre Feldfrüchte, damit die fremden Scharen keinen Unterhalt finden sollten. Die Bürger wollten „schlagen und frei sein“. Die Straßburger erklärten, „des fremden Volkes Uebelthat und böse Sachen müßten mit dem Schwerte gerichtet werden“, und wandten sich um Hülfe an den Kaiser, „damit sie nicht, wo Gott für sei, vom Reiche abgedrängt würden.“ Ja, die Frauen sangen Kriegslieder und rüsteten sich an manchen Orten zum Widerstande. Nur der österreichische Adel hielt es größtentheils mit den Eindringlingen und öffnete ihnen seine Burgen.

Unterdessen war der Dauphin mit seinen Heerhaufen über Mömpelgard und Belfort durch den Sundgau bis in die Nähe von Basel vorgedrungen. Von dem Schlachtfelde an der Birz, wo eine kleine Schar Schweizer dem wohlbewaffneten und gerüsteten Heere des Dauphins heldenmüthigen Widerstand entgegensetzte und endlich, auf dem Kirchhofe von St. Jakob von der zehnfachen Uebermacht umzingelt, den Tod im Kampfgewühl fand (26. August 1444), wandte der Dauphin seine Waffen wieder rückwärts nach dem eigentlichen Ziele seiner Kriegsfahrt, dem Elsaß. Monatelang trieben sich die fremden Söldnerhaufen brandschatzend und raubend in dem deutschen Lande umher, bis endlich das Reich den Hülfschrei hörte und auf dem Reichstage zu Speyer (Oktober 1444) der Reichskrieg gegen die „Armen Becken“ beschlossen wurde. Da räumten sie unter den Verwünschungen der Bevölkerung das verwüstete Land; aber das von den Welschen arglistig ausgestreute Gift, das Mißtrauen zwischen Adel und Städten, zwischen Kaiser und Reichsständen, wucherte fort und erleichterte den Franzosen ihre Erfolge für die Zukunft.

Peter von Hagenbach, ein elsässischer Geblor. Zu den merkwürdigsten Länderbildungen während des Mittelalters gehört das noch in seinem letzten Zeitraum, während des englisch-französischen Krieges, aus deutschen und französischen Lehen und Erbländern unter einer Seitenlinie des französischen Königshauses Valois gegründete neuburgundische Reich, welches unter der Regierung des ritterlichen und gewalthätigen Herzogs Karl des Kühnen schnell zu hohem Glanze und Ansehen gelangte, von den Alpen bis zu den friesischen Marschen sich erstreckte und dann, kurz vor dem Schlusse des Mittelalters, bei dem Tode des wilden, heißblütigen Herzogs selbst zusammenbrach. Das Streben dieses ehrgeizigen Fürsten ging darauf hinaus, sein schönes Herzogthum zum Königreich zu erheben und ihm den Rhein als Ostgrenze zu gewinnen. Für diesen Plan war es ihm sehr erwünscht,

daß die habsburgische Landgraffschaft im Elsaß in den Händen des Herzogs Sigmund von Tirol war, der durch seine unglücklichen Kriege gegen die Eidgenossen in fortwährende Geldverlegenheiten gerieth und daher gern einwilligte, ihm die habsburgischen Besitzungen im Elsaß, Sundgau und Breisgau für eine Summe Geldes (80,000 Gulden) zu verpfänden. Der Handel kam am 21. März 1469 zum Abschluß.

Kaiser Friedrich III. war wol davon unterrichtet, aber er ließ es geschehen. Er betrieb damals selbst den Plan einer Verbindung seines Sohnes Maximilian mit der viel umworbenen Erbtöchter Karl's des Kühnen, der edlen und anmuthigen Maria von Burgund, und hoffte seinem Hause so durch Heirath und Erbschaft reichlich wieder zu gewinnen, was ihm jetzt durch Verpfändung zeitweilig entfremdet wurde. Anders dachten die Elsässer darüber; sie sahen in dem Vertrage nur eine neue Form, das Elsaß vom Reiche abzubringen, und erklärten fest und entschlossen, daß sie sich nicht verhandeln ließen. Ihre Unzufriedenheit ward noch gesteigert, als der Herzog ihnen einen harten und tyrannischen Landvogt setzte, der die Pläne seines Herrn, die habsburgische Landgraffschaft im Elsaß für immer an Burgund zu bringen, mit List und Gewalt auszuführen trachtete. Peter von Hagenbach — so hieß dieser elsässische Gefesler — war ein Deutscher von Geburt, aber ein Haßer deutschen bürgerlichen Wesens und städtischer Freiheit. Mit rücksichtsloser Härte schrieb er im Lande Steuern für seinen Herzog aus und quälte die Bewohner mit Erpressungen aller Art. Bei seiner Hochzeit, die er (1470) zu Thann feierte, bestimmte er selbst die Geschenke, welche ihm von den Einwohnern gemacht werden sollten. Den Straßburgern ließ er höhniß sagen, sie würden nächstens keinen Rath und Ammeister mehr zu wählen brauchen; er würde ihnen einen setzen, der weder Schneider noch Schuster sei — den Herzog von Burgund; aber die Straßburger antworteten, „nimmer reiße man das Elsaß von Kaiser und Reich ab.“

In Mülhausen wollte er die Verschuldung der Bürger benutzen, um die Stadt für den Herzog zu kaufen. Er versprach den Mülhausenern, ihre Schulden zu bezahlen, wenn sie dem Herzog huldigen wollten; im Weigerungsfalle drohte er mit Gewalt. Die Mülhausener wandten sich in ihrer Bedrängniß an die Schwesterstädte im Reiche, und diese standen ihnen nicht allein mit Vorschüssen bei, sondern sie brachten die Pfandsumme auf, um die Herzog Sigmund Land und Leute dem Burgunder Herzog überlassen hatte.

Kaum war diese Nachricht im Elsaß bekannt geworden, so erhob sich allerorten das Volk, um die burgundischen Beamten aus dem Lande zu jagen (1474). Zu Ensisheim, wo der Landvogt seinen Sitz hatte, schlossen ihm die Bürger bei seiner Rückkunft die Thore. Da kam er in der Osterwoche bei Nacht und lagerte mit fünfhundert Gewaffneten vor der Stadt, um, während die Glocken zur Frühmesse läuteten, die Sturmleitern an die Mauern zu legen. „Da“ — so erzählt die Sage — „warf sich ihm ein weißgekleidetes Weib zu Füßen und flehte ihn um Erbarmen für die Stadt an. „Schone wenigstens der Weiber und der Kinder“, bat sie, „entehre das Heiligthum nicht! Dein Becher ist voll von Blut, man muß Dir Halt

zurufen oder Du bist verloren!" Während dieser Verzögerung hatten die Wächter das Kriegsvolk bemerkt, und statt der Mettenglocken begannen die Sturmglocken zu läuten. Rasend über den vereitelten Anschlag riß der Landvogt sein Schwert heraus und durchbohrte das Weib, das ihn aufgehalten, — es war seine eigene Schwester.

Die Herrschaft des Vogtes ging einem schnellen Ende entgegen. Von Ensisheim vertrieben, warf er sich nach Breisach, um sich dort zu verschanzen. Am Charfreitag erschien er plötzlich mit seinen Kriegsknechten in der Kirche, gebot dem Pfarrer von der Kanzel zu steigen, und dem Volke, hinauszugehen und Schanzen zu bauen. Aber der Verräther war unter seinen eigenen Leuten. Einer seiner Hauptleute knüpfte insgeheim Einverständniß mit den Bürgern an, um sich seiner Person zu bemächtigen. Unter dem Vorwande, den rückständigen Sold zu fordern, drang er mit einem Haufen Kriegsknechte in das Schloß ein. Gleichzeitig strömten auf ein verabredetes Zeichen aus den Gassen und Häusern die Bürger herbei und umstellten das Schloß von allen Seiten, so daß der Vogt nicht entweichen konnte. Am Ostermorgen sangen die Kinder auf den Gassen von Breisach das spöttische Osterlied:

„Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen;
Deß sollen wir froh sein.
Sigmund soll unser Trost sein.
Kyrie eleison!"

Peter von Hagenbach wurde zum Tode verurtheilt. Acht Henker stritten um das Vorrecht, wer ihm den Kopf abschlagen dürfe, und noch lange betrachtete man zu Kolmar mit Grauen den Schädel des einst so gefürchteten Mannes.

Herzog Karl der Kühne trug sich damals mit hochfliegenden Plänen, um seinen Landvogt rächen und die burgundische Herrschaft in Elsaß herstellen zu können. Er stand im Begriffe, sich Lothringens zu bemächtigen, und rüstete bald darauf seinen Kriegszug gegen die Eidgenossen, dessen unglücklicher Ausgang zugleich das Ende der burgundischen Macht war. In den Schlachten bei Granson und Murten (1476), sowie bei Nancy (1477), fochten auch Elsasser an der Seite der Schweizer und Lothringer gegen die kampfgewöhnten Scharen des Herzogs, dessen mit Blut und Wunden bedeckter Leichnam mehrere Tage nach der letztgenannten Schlacht in einem zugefrorenen Sumpfe gefunden ward. Karl's des Kühnen Erbtöchter, die hochherzige Maria, reichte dem „letzten Ritter“, Maximilian, dem Sohne des deutschen Kaisers Friedrich III., die Hand und brachte ihm als Brautchatz die reichen Niederlande mit. Im Elsaß hatte die burgundische Zwischenherrschaft mit dem Sturze Hagenbach's ihr Ende gefunden.

Ansang und Ende des Bauernkrieges. Zwei Stunden nordwestlich von Schlettstadt erhebt sich, die Vorberge des Wasgau's gewaltig überragend und in der Ebene weithin sichtbar, ein Berg, welcher nach den ungarischen Raubhorden, die auch hierher vorgedrungen, den Namen „Ungerberg“ erhalten soll. Auf diesem Berge versammelten sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts bei nächtlicher Weile vermunnte Männer, meistens breitstämmige Gesellen mit finster blickenden Mienen. Die Wege und Stege, welche vom

Berge herab in die Thäler und nach den benachbarten Ortschaften führten, waren von Burfschen in blauen Kitteln überwacht, damit Niemand in die Versammlung dort oben sich einschleichen könnte. Die Teilnehmer derselben aber hatten sich unter furchtbaren Eidschwüren Verschwiegenheit und Treue gelobt. Da wurden heftige Flüche und Verwünschungen gegen den Adel und die Reichen ausgestoßen, von der Gleichberechtigung der Stände gesprochen und verabredet, wie man mit Gewalt die Befreiung der Bauern von Lasten und Frohdiensten, die Aufhebung der Leibeigenschaft herbeiführen wolle.



Anführerische Bauernhaufen im Elsaß.

Der Bürgermeister von Schlettstadt, Hans Ullmann, stand an der Spitze der geheimen Verbindung. Ihr später so gefürchtetes Wahrzeichen war der Bundschuh, d. h. der Schuh des elsasser Bauern, den sie im Gegensatz zu dem Goldsprenstiesel des Ritters und Patriziers in den Fahnen führten. Unter diesem Namen verbreitete sich die Verbindung insgeheim vom Elsaß aus über Schwaben und einen Theil der österreichischen Lande, auch nachdem die Schlettstadter Verschwörung bereits entdeckt und ihr Haupt, Hans Ullmann, gefangen und zu Basel geviertheilt war.

Dies war das Vorpiel des blutigen Bauernkrieges, welcher ein Vierteljahrhundert später Greuel und Verwüstung über einen großen Theil von Deutschland brachte. In der That befand sich der Bauernstand während

des Mittelalters in der traurigsten Lage. In harter Leibeigenschaft gehalten, von Frohndiensten, Zehnten und Abgaben gedrückt, in allen Kriegen hart mitgenommen, galt der Bauer als das eigentliche Lastthier der Gesellschaft. Dabei war er ohne Schutz und Vertretung im Reiche und bei den Gerichten, der Willkür des Adels und den Uebervortheilungen habgieriger Rechtsbeamten und Schreiber ausgesetzt. Es lag daher ein sittlicher Grundzug in dieser Bauernbewegung; sie wollten nichts Anderes, als was ihnen in einem späteren Zeitalter als menschlich berechtigt allgemein zugestanden wurde, aber durch die wüsten Gesellen, welche die Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung in die Hand nehmen und mit Feuer und Schwert, mit Blut und Greuelthaten zum Ziele schreiten wollten, wurde die Bewegung zu einem Verbrechen an der Menschheit. Auch in anderen Gegenden Deutschlands fehlte es nicht an Verschwörungen; so die Bauernverbindung des „armen Konrad“ in Schwaben. Wurden die vereinzeltten Aufstände auch niedergeworfen, so konnten sie doch als Vorboten einer allgemeinen Erhebung gelten.

In die vorhandene Gährung trug die Reformation neuen Zündstoff. Der allgemeine Ruf nach evangelischer Freiheit und Gleichheit wurde von den gedrückten Bauern in handgreiflicher Weise auf ihre eigenen Verhältnisse gedeutet. Sie glaubten die Stunde gekommen, um allen Vorrechten der Stände ein Ende zu machen, die Klöster und Kirchengüter zu plündern, die Güter der Reichen zu theilen. Mit diesen Ideen vermischten sich unklare religiöse Vorstellungen von der Aufrichtung eines himmlischen Reiches auf Erden, in dem alle Menschen gleich seien und jeder Unterschied zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering verschwinden sollte. Am Oberrhein, wo der Druck des österreichischen Adels besonders fühlbar war, und wo der benachbarte freie Schweizer in seinen Kämpfen gegen die österreichische und burgundische Ritterschaft ein ermuthigendes Beispiel gegeben hatte, brach der Aufstand zuerst aus und verbreitete sich schnell über ganz Oberdeutschland bis nach Franken und Thüringen (1525). Auf dem rechten Ufer des Oberrheins sammelte Hans Müller von Bulgenbach seinen Anhang. Mit rothem Mantel und rothem Barett zog er an der Spitze der aufgeregten Haufen von Flecken zu Flecken; auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen ward die Haupt- und Sturmflagge hinter ihm hergeführt; in allen größeren Orten, die sie durchzogen, wurden die „zwölf Artikel“ verlesen, welche ihre Forderungen — Aufhebung der Leibeigenschaft, der Frohndienste und der Zehnten, Freiheit der Jagd, der Holzung, des Fischfangs u. s. w. — enthielten. Durch das Obereisaß zogen an zwanzigtausend bewaffnete Bauern unter ihrem Obersten Wolf Wagner von Rhinau, von einem wiedertäuferischen Priester Clemens Seich entflammt, und umlagerten unter kühnen Hauptleuten — Erasmus Gerber, Jttel Jörg, Peter von Nordheim u. A. — die Schlösser und Städte. Vergebens versuchten der Bischof und der Stadtrath von Straßburg sowie der Landvogt, zu vermitteln; endlich zog der Herzog Anton von Lothringen gegen die Bauern heran.

Der Herzog kam mit seinen Brüdern Claudius von Guise, Ludwig von Baudemont und einer zahlreichen Ritterschaft in das Elsaß. In der Nähe

des alten Römerlagers bei Zabern hatten sich gegen dreißigtausend Bauern verschanzt. Die Lothringer rückten über die Zaberner Steige her gegen sie vor. Am 16. Mai fand ein Kampf bei dem Dorfe Lupstein statt. Die Bauern wurden aus ihrem Lager vertrieben und flohen nach Zabern. Hier sahen sie, daß jeder weitere Widerstand fruchtlos sei, und boten ihre Unterwerfung unter der Bedingung freien Abzugs und völliger Vergebung an. Drei Tage darauf sollten sie unbewaffnet vor dem lothringischen Kriegsvolk vorüberziehen, um in ihre Heimat entlassen zu werden. Da fing einer der lothringischen Reiter Händel mit einem Bauern an, und alsbald fielen die Lothringer von allen Seiten über das wehrlose Volk her. Ein furchtbares Gemetzel entstand, und am Abend deckten achtzehntausend erschlagene Bauern das Feld von Zabern bis zur Mühle von Lupstein.

Das „Blutbad von Zabern“ ist als das Ende des Bauernkrieges anzusehen. Das oberelsässische Bauernheer wurde bei Scherweiler unweit Schlettstadt (25. Mai 1525) vollständig aufgerieben. Ungefähr um dieselbe Zeit (15. Mai 1525) waren auch die Bauern in Thüringen unter ihrem „Propheten“ Thomas Münzer bei Frankenhäusen den Kriegsheeren der deutschen Fürsten erlegen. Ein blutiges Strafgericht über die Besiegten folgte hier wie dort dem unheilvollen Aufstande.

Herzog Bernhard von Weimar. Das schöne, fruchtbare Land zwischen Rhein und Vogesen hatte von jeher die Begierde des französischen Nachbarvolkes erregt. Schon bei dem Einfall der „Armen Gecken“, dem Raubzuge des Dauphin und der burgundischen Zwischenregierung war dieselbe mehr oder weniger offen hervorgetreten, aber die reichstreue Gesinnung der Elssasser und der Schutz, welcher ihnen — allerdings in immer geringerem Umfange — vom Reiche zutheil ward, hatten den französischen Rheingelüsten immer noch einen Damm entgegengesetzt. Anders ward es, als in Folge der Reformation und der aus ihr hervorgehenden Kämpfe der alte Reichsverband gelockert ward, und als deutsche Reichsfürsten und Stände die Waffen sowohl gegen einander, als auch gegen das Oberhaupt des Reichs führten. Für seine Unterstützung der protestantischen Fürsten im Kriege gegen Kaiser Karl V. hatte König Heinrich II. von Frankreich den Besitz der deutschen Bisthümer in Lothringen, Metz, Tull und Verdun erlangt (1552); für seine Einmischung in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges sollte Frankreich als Preis einer habfüchtigen und ränkevollen Politik ein schöner Theil des alten deutschen Reichslandes Elsaß zufallen.

Die Regierung Frankreichs leitete damals der mächtige und gewaltthätige Kardinal Richelieu, der die Schwächung der habsburgisch-österreichischen Macht und die Erwerbung der Rheingrenze für Frankreich als Ziel seiner auswärtigen Politik unverrückbar im Auge behielt. So lange der Schwedenkönig Gustav Adolf die leitende Hand in den deutschen Angelegenheiten hatte, vermochte Richelieu nicht mit seinen Plänen hervorzutreten. Gustav Adolf nahm die französischen Hilfspgelder, duldet aber keine Einreden in seine Beschlüsse. Als aber der heldenmüthige König auf dem Schlachtfelde bei Lützen gefallen (16. Nov. 1632); als nach der schweren Niederlage bei

Nördlingen (6. Sept. 1634) auch der Kern seines Heeres gebrochen war; als Schweden sowie die protestantischen Fürsten Deutschlands sich selbst um französische Hülfe bewarben, — da glaubte Richelieu den günstigen Augenblick gekommen, um seine Pläne ins Werk zu setzen.

Die Zustände des Elsaß selbst schienen dazu aufzufordern. Erzherzog Leopold von Oesterreich, welcher (1625) das Oberelsaß nebst Tirol und den österreichischen Vorlanden als abgesondertes Besitzthum erhalten hatte, war (1632) gestorben; seine beiden Söhne waren minderjährig. Im Niederelsaß bestand noch eine vielgliederige Herrschaft von reichsunmittelbaren fürstlichen, städtischen und geistlichen Gebieten, welche das Emporkommen einer landesherrlichen Gewalt erschwerte. Die alte Reichstreue des Elsaß war infolge des fehlenden Reichsschutzes und der Schärfe der kaiserlichen Edikte, insbesondere des Restitutionsediktes von 1629, schwer erschüttert. Mansfeld's und Tilly's Scharen, kaiserliche und schwedische Kriegsvölker hatten abwechselnd im Elsaß gelegen; viele blühende Dörfer und Städte waren in Schutt und Asche verwandelt worden, und das Bedürfniß des Friedens und des Schutzes gegen die Landverwüster überwog Alles.

Um diese Zeit knüpften sich die Schicksale des Elsaß an das Leben eines Mannes, der als eine der glänzendsten Erscheinungen in der zweiten Hälfte des Krieges hervortritt. Herzog Bernhard von Weimar, der ritterliche und tapfere Urenkel jenes unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der für seine Theilnahme am Schmalkaldischen Kriege Land und Freiheit verlor, hatte sich in der Schule Gustav Adolf's zum Helden und Feldherrn gebildet; er war es, der in der Schlacht bei Lützen nach dem Tode des Heldenkönigs den Sieg an die schwedischen Fahnen gefesselt hatte. Von aufrichtiger protestantischer Gesinnung, unbeugsamem Muthe und voll hochherzigen Strebens, steht er in der neueren Geschichte „als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.“

Der Haß gegen das Haus Habsburg, durch welches seine Vorfahren ihres schönen Erblandes in der Mitte Deutschlands verlustig erklärt worden, war in ihm Fleisch und Blut geworden. Der Hoffnung, aus den Bisthümern am Main ein neues Herzogthum Franken für sich und seine Nachkommen zu errichten, hatte er nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht entsagen müssen. Jetzt faßte er den Plan, Oesterreich am Oberrhein zu bekriegen und aus den altösterreichischen Besitzungen im Elsaß und Breisgau ein deutsches protestantisches Reichsfürstenthum Alemannien aufzurichten. Aber so groß war die Verwirrung jener Zeit, so sehr hatten religiöse Erbitterung und Leidenschaften aller Art das nationale Interesse zurückgedrängt, daß der eifrig protestantische Fürst es nicht verschmähte, den Beistand des katholischen Frankreich um eines politischen Zweckes willen anzurufen. Bernhard von Weimar erschien selbst in Paris, um mit Ludwig XIII. und mit Richelieu zu verhandeln. Die edle Haltung des deutschen Fürsten, welcher vor dem Könige beim Empfange gleich diesem sein Haupt bedeckte und allen Verführungskünsten mit üppigen Gelagen und schönen Frauen mannhast widerstand, verfehlte nicht ihren Eindruck am französischen Hofe.

Der kluge Kardinal verstand es, hinter einem bereitwilligen Entgegenkommen und Eingehen auf die Wünsche des Herzogs seine eigenen Pläne arglistig zu verbergen. — Zu St. Germain wurde ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, in welchem Frankreich die Unterhaltungskosten für sein Heer zu zahlen übernahm und selbst Hilfstruppen zu stellen versprach (27. Okt. 1635). Bernhard von Weimar dachte mit französischer Hülfe sich ein deutsches Reichsfürstenthum zu erobern; Richelieu aber wünschte ihn als General in französischem Solde zu gebrauchen, um ihn gelegentlich — fallen zu lassen.

Das Heer, welches Bernhard von Weimar im Elsaß binnen kurzer Zeit unter seine Fahne sammelte, gehörte zu den besten und tüchtigsten auf dem Kriegsschauplatz. In ihm herrschte noch Mannszucht und Achtung vor dem Kriegsgezet; in seinem Lager ward noch regelmäßig der protestantische Feldgottesdienst gehalten, wie zu Gustav Adolfs Zeiten. Bernhard von Weimar selbst galt seinen Soldaten als das Muster aller kriegerischen Tugenden; aber er hatte auch tüchtige Generale sich gegenüber, wie Savelli, Sperreuter, Hofani



Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar.

und vor Allen seinen persönlichen Gegner, den tapfern bayerischen Reiterführer Jan von Werth, welcher stolz darauf war, hier auf der gesonderten Kriegsbühne am Oberrhein sich — gleichsam im Zweikampf — mit dem berühmtesten Heerführer im protestantischen Lager zu messen.

Der Sommer (1636) ging ohne entscheidende Schläge vorüber. Nach einem vergeblichen Versuche, auf das rechte Rheinufer vorzudringen, verlegte Bernhard seine Truppen in Winterquartiere nach dem Bisthum Basel. Plötzlich brach er mitten im Winter (27. Jan. 1637) in tiefstem Geheimniß auf, ging (30. Jan.) auf Fiskerfähen über den Rhein, überfiel die zerstreut liegenden kaiserlichen Truppen und erschien (2. Febr.) vor dem festen Rheinfelden. Jetzt ward es lebendig im Lager der Kaiserlichen, die Schwarzwaldbauern wurden aufgeboten, und als Rheinfelden bereits nahe daran war, zu kapituliren, erschienen Savelli und Jan von Werth mit ihrer ganzen Macht zum Entsatz. Bernhard mußte nach heftigem Kampfe die Belagerung

aufheben (28. Febr.); aber während die Kaiserlichen im Vertrauen auf den errungenen Erfolg sich der Sorglosigkeit überließen, sammelte Bernhard rasch sein Heer und griff die überraschten Feinde (3. März) abermals bei Rheinfelden an. Diesmal erfocht er einen entscheidenden Sieg; das ganze feindliche Heer stob in wilder Auflösung aus einander, die überlebenden Führer, auch Jan von Werth, wurden gefangen. Letzterer nannte den Tag den unglücklichsten seines Lebens, an dem er dem gefaßtesten seiner Feinde in die Hände gefallen. Infolge des Sieges gingen Rheinfelden und die benachbarten Plätze, bald auch Freiburg im Breisgau, an Bernhard von Weimar über.

Zu Ensisheim, dem alten Landgrafensitz, schlug der Sieger sein Hauptquartier auf und bereitete hier den Hauptschlag gegen den letzten festen Platz der Kaiserlichen am Oberrhein, gegen Breisach, vor. Von beiden Seiten wurden jetzt die lebhaftesten Anstrengungen zur Eroberung und Behauptung dieses wichtigen Bollwerks gemacht. Endlich, nachdem der Herzog alle Verstärkungen, die Oesterreich zu seinem Entsatz aufgeboten, bei Wittenweier und in den Linien von Breisach zurückgeworfen und auch den Herzog von Lothringen auf dem Ochsenfelde bei Thann besiegt und zur Umkehr gezwungen hatte, fiel auch diese Feste. Am 19. Dezember 1638 hielt der Sieger seinen Einzug in die durch Hunger und die Leiden der langen Belagerung hart mitgenommene Stadt.

Bernhard von Weimar stand auf der Höhe seines Ruhmes. Der Glanz seiner Waffenthaten reichte an den Kriegsrühm des Schwedenkönigs und überstrahlte den seiner berühmtesten Zeitgenossen. Der Herzog sah sich der Verwirklichung seines Traumes näher als je.

Ein tapferes, siegreiches Heer galt zu jener Zeit mehr als geerbte Macht und fürstliches Ansehen; und wer hätte Bernhard, so lange er sich an der Spitze eines solchen befand, den Besitz der eroberten Plätze und Gebiete streitig machen wollen?

In dem eroberten Lande schaltete er wie ein geborener Landesherr. Er wehrte den Uebergreifen der Beamten und des Adels, hielt die katholische Geistlichkeit in Schranken und sorgte für die Hebung des Ackerbaues; schon fing seine gemäßigte und gerechte Regierung an, in der Bevölkerung des Elsaß Wurzeln zu fassen.

Das war mehr, als der staatskluge Kardinal von Frankreich von dem kleinen deutschen Fürsten ohne Land und Hülfsmittel je erwartet hatte. Jetzt bemühte er sich, die Anführer in Bernhard's Heer durch reichlich ausgestreutes Gold für französisches Interesse zu gewinnen. Er bestach den Kommandanten von Breisach, einen Schweizer, Namens Erlach, den gefährlichen Fürsten zu überwachen und geheimen Bericht über ihn nach Paris zu erstatten; ja, er war so vorsichtig, denselben für ein Jahrgeld zu verpflichten, daß er Breisach den Franzosen überliefere, wenn der Herzog plötzlich mit Tode abgehen sollte. Endlich hielt er es an der Zeit, die Maske fallen zu lassen. Er sandte den General Guebriant als Unterhändler, welcher den Herzog in hochfahrender Sprache aufforderte, das von ihm eroberte Land nebst den festen Plätzen an Frankreich herauszugeben. Aber der Herzog

war fest entschlossen, es eher zum offenen Bruch mit Frankreich kommen zu lassen, als das Elsaß preiszugeben. Die letzten Hoffnungen, daß das Elsaß dem Reiche erhalten bleiben möchte, hingen an dem Leben eines deutschen Helden! —

Da wurde der Herzog, von der Zusammenkunft mit dem französischen Unterhändler zurückkehrend, zu Hünningen plötzlich krank (14. Juli); er ließ sich nach Neuenburg bringen und starb daselbst bereits drei Tage darauf am Morgen des 18. Juli 1639. Sein Tod kam dem Cardinal Richelieu ganz außerordentlich erwünscht. —



Einzeltheil der alten Straßburger Festungswerke und Wälle (aus dem Jahre 1630).

Als bald nach dem Tode des Herzogs fanden sich die Sendlinge der französischen Regierung mit gefüllten Geldsäcken bei seinem Heere ein, um die Führer und die Kommandanten der festen Plätze zu erkaufen; einzelne Obersten erhielten hohe Summen, Herr von Erlach ließ sich für die Uebergabe von Breisach ein Jahrgeld von 20,000 Livres zahlen. Nicht im Waffengange, sondern durch Bestechungen und unwürdige Ränkespinnereien gerieth das Elsaß in französische Hände! Ein halbes Jahr nach Bernhard's Tode hatten sich die Franzosen in den Besitz von Breisach, Ensisheim, Kolmar und fast aller Städte — Straßburg ausgenommen — gesetzt. Mit der Uebernahme des Heeres betraute Frankreich seine besten Generale. Turenne, Condé u. A. machten hier die Kriegsschule durch und verwerteten die gemachten Erfahrungen in den späteren Raubkriegen Ludwig's XIV. zum Schaden Deutschlands. Das linke Ufer des Oberrheins ward den Franzosen in den letzten Kriegsjahren kaum noch streitig gemacht.

Das Werk Richelieu's setzte sein Nachfolger, der schlaue Cardinal Mazarin, bei den Friedensverhandlungen zu Münster fort, wo die französischen Unterhändler die diplomatische Welt mit dem Ausspruch überraschten, daß

ihr König Verhandlungen über Gebiete, die seine Truppen bereits besetzt hätten, nicht mehr gestatten könne. Ihre Ansprüche stießen kaum noch auf erheblichen Widerspruch. Im Westfälischen Frieden (24. Okt. 1648) trat der deutsche Kaiser Ferdinand III. für die Söhne des Erzherzogs Leopold und das ganze Haus Oesterreich alle österreichischen Besitzungen im Elsaß, nämlich die Landgraffschaft Oberelsaß, die Stadt Breisach, die Grafschaft Pfirt sowie die Landvogtei in den zehn Reichsstädten Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Rosheim, Oberehnheim, Türheim und Münster mit ihren 42 Dörfern gegen 3 Millionen Livres Entschädigung an Frankreich ab. Straßburg und die anderen Reichsstädte, sowie alle übrigen geistlichen und weltlichen Stände des Elsaß blieben in ihrer Freiheit und Unmittelbarkeit beim Reich. (Mülhausen gehörte — seit 1506 — zur schweizerischen Eidgenossenschaft und wurde erst zur Zeit der Revolution [1798] der Französischen Republik einverleibt.)

In der nun folgenden Zeit bietet die Geschichte des Elsaß ein trübes Bild. Frankreich strengt sich an, die deutschen Elemente des Elsaß auszutilgen und auch die im Westfälischen Frieden noch beim Reiche gebliebenen Gebiete mit List und Gewalt an sich zu reißen. Das Reich in der Ohnmacht und Zersplitterung, wie es aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorgegangen, duldet die schändlichen Anmaßungen der geschlossenen Königsmacht im Westen und sieht zu, wie seine schöne grüne Westmark ihm allmählich ganz entfremdet wird. Wir kommen an anderer Stelle auch auf diese traurige Periode zu reden; für jetzt aber wenden wir uns einem erfreulicherem Bilde zu, der Entwicklung des ältesten Gemeinwesens im Elsaß, Straßburgs, welches in deutscher Reichsunmittelbarkeit auch über die Stürme des Dreißigjährigen Krieges hinaus noch kurze Zeit beim Reiche verblieb.



Der kranke Herzog Bernhard bei Breisach.



Das alte Straßburger Stadtbanner.

Straßburg, die Königin des Oberrheins.

Alle Stadtgeschichten. Bischof und Stadtherren. Der Tag von Hausbergen. An der Stelle, wo der Rhein nach der Aufnahme der Ill eine ungehinderte Schifffahrt zu gestatten anfängt, wo seine Ufer nicht mehr sumpftig und leicht zu überbrücken sind und die Nähe des Hauptpasses der Vogesen bei Zabern die bequemste Verbindung zwischen dem Innern Deutschlands und Frankreichs gewährt, entstanden bereits in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts die alemannischen Ansiedelungen um den alten keltischen Kern, aus welchen sich die spätere freie Reichsstadt Straßburg entwickelte.

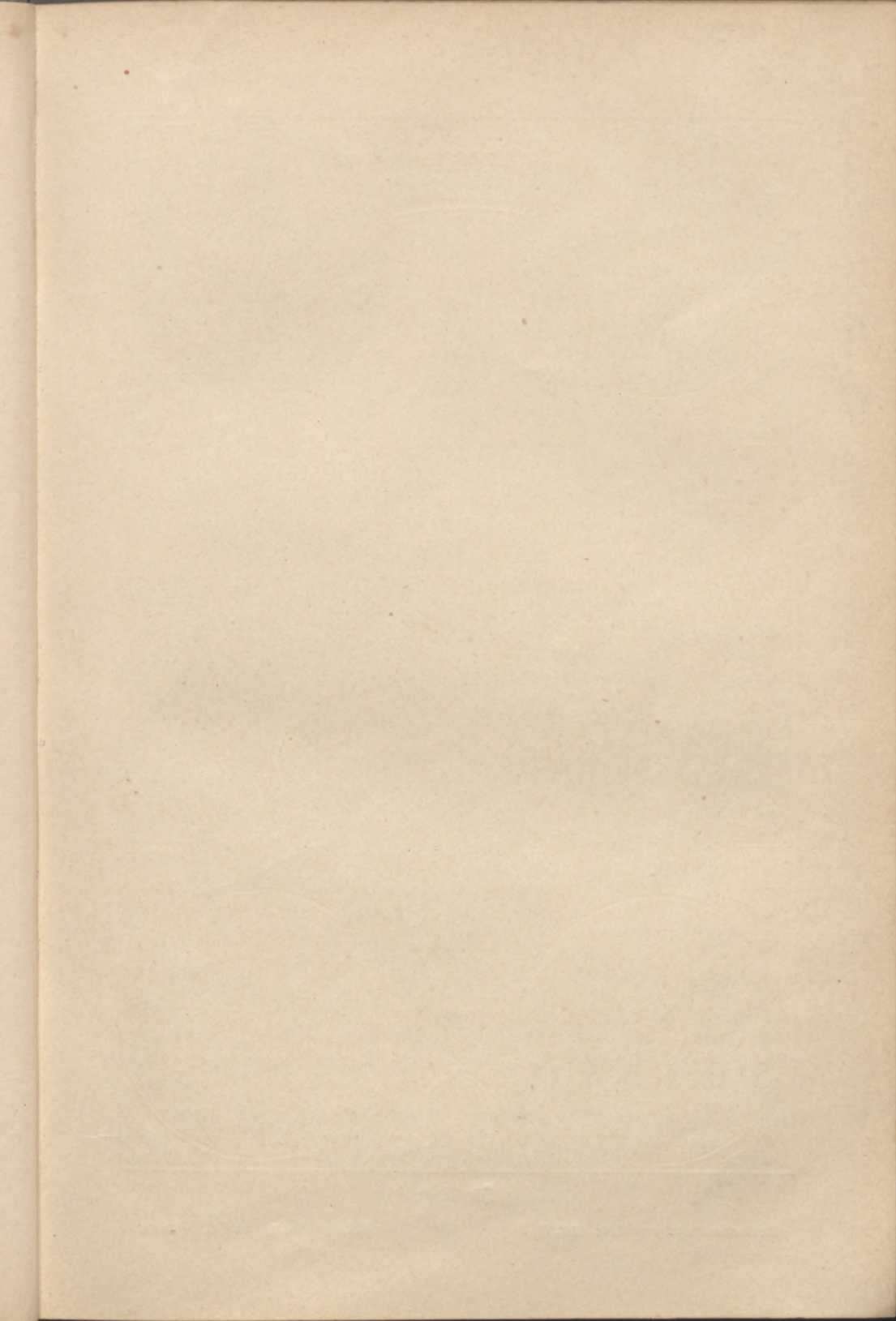
Der Name „Straßburg“ — von *via strata*, d. h. Kunststraße, daher *Stratoborgum* — als Ortsbezeichnung für die an der großen Heerstraße von der Donau zur Seine, von Wien nach Paris, gelegene Stadt, von der die Straßen den Rhein hinauf und hinab sowie vom Rheinübergang westwärts über das Gebirge nach Frankreich führen, bedarf keiner weiteren Erklärung. Die Sage aber führt denselben auf den Hunnenkönig Attila zurück und bringt ihn in Zusammenhang mit dem alten Wappen Straßburgs, in dem der silberne Schild der Römerstadt *Argentoratus*, d. h. der „Silberstadt“, von einem breiten rothen Querstreifen durchzogen wird.

„Als Attila der groß Tyran
 Diese Stadt mit Sturm gewan,
 Ließ er ein Kreuzstraß dardurch brennen
 Und befahl, sie Straßburg zu nennen —“

heißt es in einer alten Chronik. Ob Attila mit seinen Horden wirklich die Römerstadt zerstört und durchzogen, ob er sie überhaupt jemals gesehen, bleibt in der Geschichte ebenso unbewiesen, wie die Erklärung des Schlettstadter Humanisten Jakob Wimpfeling: „Die Stadt hat in ihrem Streitbanner eine rothe Straße, die ein weiß schimmerndes Feld durchzieht und zertheilt, was ein großes Blutvergießen bedeutet, so vor Zeiten durch Todtschlagen der Menschen in dieser Stadt, entweder um des Glaubens oder um des römischen Reichs willen geschehen, vergossen und durch die Straßen der Stadt als ein Bach oder Wasser geflossen.“ Die rothe Straße oder die „Blutstraße“, wie sie auch genannt wird, ist aber oft beschritten worden, von Chnodomar, dem Herrkönig der Alemannen, bis zu den deutschen Kriegsheeren unserer Tage.

Das alte Aussehen der Stadt wich freilich von dem heutigen wesentlich ab. Ueber den Steintrümmern des alten Römerkastells Argentoratus erhoben sich die burgähnlichen Höfe der zuerst sesshaften ritterbürtigen Leute, meistens mit Hofräumen und Ziergärten, nach der Straße hin mit zierlichen Erkern und Thürmen versehen; hier und da standen schattige Linden vor dem Eingang, und über der Thür sah man als Wahrzeichen das in Stein gehauene Bild eines Drachens, Lindwurms, Riesens oder wilden Mannes, nach dem auch das Haus benannt wurde. An diese stattlichen Gebäude schlossen sich die Häuser der Klosterherren und großen Kaufleute an. Weiter hinaus lagen die bescheidenen Wohnstätten der Handwerker; hier waren Steinhäuser selten, Stroh und Schilf die gewöhnliche Bedachung. Die Gassen waren schmal und der Verkehr auf denselben durch die sogenannten Lauben oder Rauben, d. h. die dem ersten Stockwerk entlang hinlaufenden Galerien, in denen die Verkaufsbuden und Werkstätten lagen, noch mehr beschränkt. Auf dem ungepflasterten Damme trieben sich beliebte Hausthiere umher und trugen eben nicht zur Reinlichkeit bei. Viele Gassen entlehnten ihre Namen von den Gewerken; da gab es einen Schneidergraben, eine Seilergasse, Kuttlergasse, eine Gasse der Kardewener, vom Korduanleder der Schuster genannt, ferner eine Metzsig (Metzgerplatz) mit der dazu gehörigen Brühgasse, Lungengasse und Rindsfußgasse, endlich eine große Anzahl Almendenschlupfe, d. h. schmale Durchgänge, die im Winkel verliefen. Mitunter kamen auch spöttische Bezeichnungen für die Häuser vor, wie „Zum rothen Juden“ und „Zur kalten Wittwe“, wogegen die Bedeutung von „Zum Bulm“ und „Zum Zullefuß“ von den Sprachgelehrten noch nicht ergründet ist. In den vornehmeren Stadttheilen wurden die Gassen auch nach den dort ansässigen Geschlechtern benannt.

Der Schutz des Gemeinwezens war in ältester Zeit dem Bischof übertragen. Derselbe setzte den Schultheißen ein, verwaltete die Gerichtsbarkeit und besaß das Münzrecht; dafür war die Mehrzahl der Zünfte zu Lieferungen und Arbeiten für ihn verpflichtet. Die Beamten des bischöflichen Stuhles





Strassburg.

bildeten neben den Geschlechtern einen bevorrechteten Stand. Mit dem Wohlstande und der Bedeutung, zu denen sich die in der Mitte des Weltverkehrs gelegene Stadt allmählich entwickelte, wuchs das Verlangen der Bürger nach eigenen städtischen Rechten und selbständiger Verwaltung; aber nicht viele unter den geistlichen Herren waren so freigebig und bürgerfreundlich gesinnt, wie Bischof Otto, der Oheim des Hohenstaufenkaisers Barbarossa.



Der Ferkelmarkt im alten Straßburg.

Dieser begab sich freiwillig eines Theiles seiner Hoheitsrechte zu Gunsten der Stadt und verlieh ihr eine Art von Verfassungsurkunde (1089), nach der jährlich zwölf ehrsame und biedere Leute aus den bischöflichen Beamten und den Stadtbürgern (d. h. den Geschlechtern) zu Rathslenten erwählt werden sollten. Diese sollten einen Ammeister wählen und schwören, „daß sie des Bischofes, des Stiftes und der Stadt Ehre in jeder Hinsicht mit Fleiß fördern und die Bürger, es seien hohe oder geringe, reiche oder arme, vor allem Uebel, so viel sie nur vermögen, beschirmen und alle Dinge der Wahrheit gemäß recht richten wollten.“ Diese Urkunde bildete die

erste Grundlage, auf welcher sich dann allmählich der stolze Bau der freien städtischen Selbstverwaltung erhoben hat.

In der folgenden Zeit strebte die Stadt unter Anlehnung an die kaiserliche Macht nach Erweiterung ihrer Rechte und Freiheiten gegenüber der bischöflichen Gewalt, und sowohl die Salischen als insbesondere die Hohenstaufischen Kaiser waren ihr darin förderlich. Die höchste Anerkennung ihrer Selbständigkeit und Freiheit, die Stellung unter den unmittelbaren Schutz von Kaiser und Reich, erlangte Straßburg unter König Philipp von Schwaben. Derselbe erhob durch einen Erlass aus der Pfalz zu Hagenau (1205) Straßburg zur freien Reichsstadt. Ein späterer Grundvertrag zwischen Bischof und Stadt (1249) zog noch scharfer die Grenze der beiderseitigen Rechte.

Die freie Reichsstadt mußte aber für ihre Unabhängigkeit noch manche Kämpfe bestehen. Nur widerwillig verzichteten die Bischöfe auf die Ausübung ihrer alten Hoheitsrechte, und als die Zeit der Zwischenregierung hereinbrach, in welcher die Stadt des schützenden Arms mächtiger Kaiser entbehrte, da glaubte der Bischof den Augenblick gekommen, um seine Macht wieder herzustellen und vielleicht auch hier am Oberrhein ein geistliches Fürstenthum mit weltlicher Macht zu begründen, wie solche weiter abwärts am Rhein und an der Mosel, in Mainz, Köln und Trier, bereits bestanden. Da galt es für Straßburg, auf der Hut zu sein und seine Reichsfreiheit gegen die Anmaßungen des Bischofs zu vertheidigen.

Herr Walter von Geroldseck war um diese Zeit (seit 1260) auf den bischöflichen Stuhl gekommen, ein hochmüthiger, prunkliebender Herr, von dem die Bürger sich nichts Gutes zu versehen hatten. Kaum saß er im Amte, so begann der Streit um Bischofsrecht und Stadtrecht. Jeder der beiden Theile blieb hartnäckig bei seiner Auslegung. „Herr im Münster und in seiner Pfalz ist der Bischof, in unserer Stadt sind wir allein Meister“, sagten die Straßburger, und als sie endlich des Worthaders müde waren, da zogen sie am Pfingstfest in hellen Haufen zum Thore hinaus und kühlten ihr Müthchen mit Zerstörung des vom Bischofe kürzlich begonnenen Baues der Haldenburg bei Mundolsheim.

Darüber wallte der stolze geistliche Herr im Zorn auf; er belegte die Stadt mit dem Kirchenbann, so daß kein Gottesdienst gehalten, keine kirchliche Handlung vorgenommen, keine Glocke gerührt werden durfte, und verließ mit allen Domherren, Pfaffen und Dienern die arge Stadt, um mit Truppen zurückzukehren. Die offene Fehde war damit erklärt.

Bischof Walter lagerte mit seinen Reissigen auf den Höhen westlich Straßburgs. Der größte Theil des Landadels leistete ihm Zuzug, auch der Erzbischof von Trier kam ihm mit 1700 Mann zu Hülfe. Die Städte des Elsaß aber, welche ohnehin (1255) mit Straßburg im Bunde waren, sahen durch das Auftreten des Bischofs ihre eigene Freiheit bedroht und schickten sich an, den Straßburgern Hülfe zu leisten. In Mülhausen wurde der bischöfliche Vogt zur Flucht genöthigt. In Kolmar leitete das berühmte Geschlecht der Rösse Imann den Widerstand gegen die Bischöflichen; zwar

gelang es den Letzteren, den Schultheiß Johannes Köffelmann aus der Stadt zu vertreiben; aber bald darauf wurde dieser, in einer Tonne versteckt, zurückgeführt und öffnete nun seinen Helfern die Thore. Von Wichtigkeit war es, daß auch der Landgraf Rudolf von Habsburg, der nachmalige Kaiser, den Städten beistand.

Unterdessen hatte der Bischof mit seinen Leuten die Stadt berannt und umschlossen, und ließ während des Herbstes nicht einen Tropfen Wein hineinkommen. Das war nun für die Stadtherren sehr peinlich, als sie merkten, daß die Fässer leer wurden und nicht wieder gefüllt werden konnten, während doch die Weinernte so reichlich ausgefallen war, daß die Bischöflichen draußen den Wein von den Bauern billiger kaufen konnten als das Faß, darin er war; aber sie wollten doch lieber dursten als nachgeben. Zu Weihnachten zogen die Bürger aus, um die Burg Wickersheim anzugreifen, von wo aus ihnen viel Schaden zugesügt worden. Als sie in das Dorf kamen, fanden sie selbiges voll Weines und tranken sehr viel, dieweil sie während des Jahres nicht genug getrunken hatten. Dies gewahrte der Bischof und ließ die große Glocke von Molsheim läuten; denn er hatte befohlen, daß, wenn diese Glocke anstimme, auch das nächste Dorf läuten solle und also ein Dorf nach dem andern bis gegen Schlettstadt und Rheinau und gegen Zabern und Hagenau. So läutete er all sein Volk zusammen und hätte gern mit den Bürgern gefochten, aber er konnte nicht schnell genug über das Wasser; dadurch gewannen die Bürger Zeit zum Abzug. Etliche blieben jedoch bei dem Wein sitzen und wollten nicht mit den Andern heimfahren; über diese kamen die Feinde und hieben sie nieder.

Alle Ränke, die der Bischof anspann, um die ärmeren Bürger der Stadt gegen die wohlhabenden, die Handwerker gegen die Geschlechter aufzureizen, blieben erfolglos. So nahte das Frühjahr und mit ihm die Entscheidung.

Das war ein rechter Ehrentag für die Straßburger, der Tag von Hausbergen (8. März 1262), an dem sie ihre Unabhängigkeit von den bischöflichen Herren durch eigene Kraft ein- für allemal siegreich begründeten. Die Bischöflichen hatten einen festen Thurm bei Mundolsheim erbaut, der die Straßen nach Zabern und Hagenau sperrte; da beschloßen die Straßburger, die soeben Zuzug von den Städten erhalten hatten, durch einen Ausfall sich wieder Luft zu schaffen. Sie zogen aus mit der Hälfte ihrer Fußleute und berittenem Volke, so viel sie haben mochten, mit Steinmeßen und anderen Werkleuten, vertrieben die geringe Besatzung und rissen unter Schimpf und Scherz das Bollwerk nieder. Aber hinter dem Berge lauerte der Bischof, um ihnen die Freude zu verderben. In der Meinung, daß durch den Ausfall die Besatzung von Straßburg bedeutend geschwächt sei, und daß es ihm daher gelingen möchte, die Stadt zu überrumpeln, sammelte er in der Eile sein Heer und rückte von Dachstein gegen Straßburg an. Als die ausgefallenen Bürger die Absicht des Bischofs erkannten, besetzten sie schnell den Höhenzug bei Hausbergen, um sich ihm dort entgegenzuwerfen. In der Stadt läuteten die Sturmglocken; was die Waffen tragen konnte, stürmte hinaus zu den Thoren in den männerverheerenden Kampf.

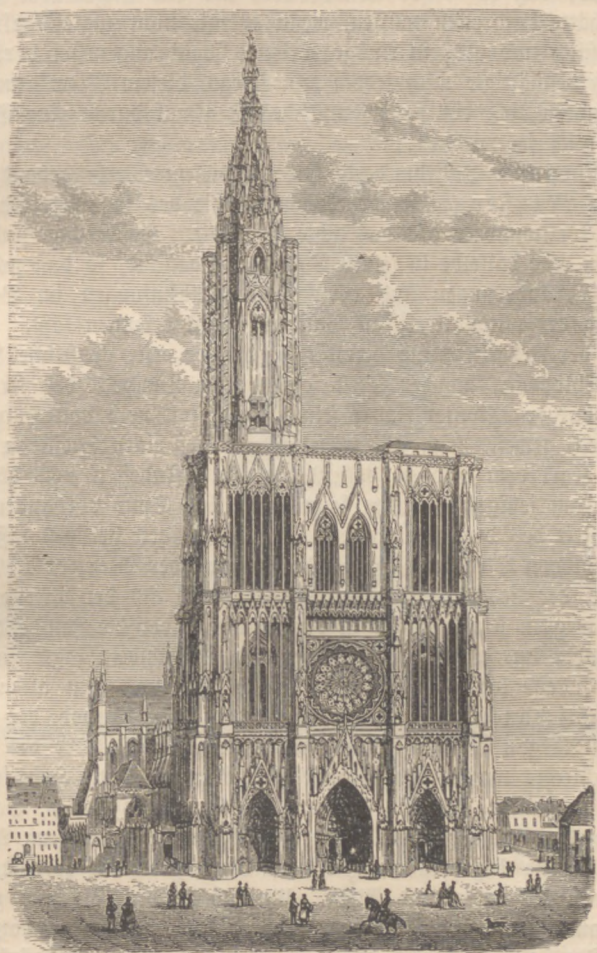
Auf denselben Feldern, wo neunhundert Jahre früher Römer und Alemannen in blutiger Schlacht sich maßen, ordnete jetzt Herr Nikolaus Zorn sein Heer unter dem Stadtbanner zum Kampfe gegen Bischofs- und Adelsmacht. Der Hochwürdige führte 300 schwer bewaffnete Ritter und 5000 Mann Fußvolk. Als die Seinen die große Uebersahl städtischen Volkes sahen, riethen sie, von dem Kampfe abzustehen; aber der Bischof schalt sie zage, denn sein Stolz ließ nicht zu, daß er mit Rittern und Reifigen vor dem bürgerlichen Heere, das fast nur aus Fußvolk bestand, ohne Schwertsreich das Feld räume. Er selbst ermunthigte seine Truppen und führte sie zum Angriff. Die ersten Reihen der Straßburger vermochten dem Anprall der schwer gepanzerten Reiter nicht zu widerstehen, aber die folgenden Glieder leisteten um so tapferern Widerstand. Bald drangen die Fußkämpfer von allen Seiten gegen die Reiter vor und stachen mit Spießen und Hellebarden die Hengste der Ritter nieder. Der Bischof selbst kämpfte zornigen Muthes unter den Vordersten; zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe niedergestossen worden, auf dem dritten wandte er sich, als er überall die Niederlage der Seinen sah, knirschend zur Flucht. An Siebzig aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern deckten als Leichen den Kampfplatz, darunter des Bischofs Bruder, Hermann von Geroldseck, und sein Oheim, der Junker von Tiersberg. Größer noch war die Zahl Derer, die gefangen in die Hände der Straßburger fielen.

Die Fehde schleppte sich noch bis in das nächste Frühjahr hinein, ohne daß die Bischöflichen ihre Scharte auszuweken oder auch nur einen Vortheil zu erringen vermochten. Der stolze Walter von Geroldseck konnte den Schmerz der erlittenen Niederlage nicht überwinden, er starb schon am Aschermittwoch des folgenden Jahres. Erst sein Nachfolger schloß Frieden, nachdem er der Stadt alle Freiheiten bestätigt und neue Vorrechte eingeräumt hatte.

Von dem Tage von Hausbergen schreibt sich das Ansehen, welches Straßburg auch nach außen genoß. Ritter, Edle und Städte bewarben sich um das Bündniß mit der Reichsstadt. Vom Kaiser ward sie hoch geehrt und im Reiche den vornehmsten Städten gleichgestellt. Im Innern aber entfaltete sich jetzt ein blühendes Leben in Bau- und Dichtkunst, in Gewerbseiß und Handel. Edle Meister zogen aus ihren Thoren, um die Bürgertugenden der Vaterstadt weit im Reiche zu verbreiten; andere kehrten ein, um sich das Bürgerrecht in der hochgefeierten Stadt des Oberrheins zu erwerben. Um diese Zeit begann Meister Erwin seinen Wunderbau, welcher als das herrlichste Denkmal deutscher Baukunst die Jahrhunderte überdauern sollte.

Erwin und das Münster. Von welcher Seite wir uns auch der elsässischen Hauptstadt nähern, überall winkt schon aus der Ferne, über Dächer und Mauern fort, der Riesenbau des Münsters. Ernst und ehrwürdig, erhebend und mahnend blickt er auf uns herab, ein Zeugniß deutscher Kraft, ein Bild des unermülich aufwärts strebenden deutschen Geistes. Ueber den schwer gelagerten Massen steigt leicht und lustig die schlanke Steinpyramide

des Thurmbaues himmelwärts empor, als wolle sie den müden Erdenpilger aufrichten und erheben aus der Welt voll Täuschungen und Irrungen zum Urquell des Lichts und der Wahrheit.



Das Strasburger Münster.

Ein kunstvolles Netz von Säulen und Stäben, von Bildwerken und Baldachinen überspannt die breiten Flächen der Hauptfagade und umrankt den Thurm, wie heitere Legenden den heiligen Ernst des christlichen Glaubens.

Mit den Gefühlen der Ehrfurcht und Bewunderung sahen die Geschlechter vor uns, sahen auch unsere Lehrer und Meister zu dem herrlichen Bau hinauf. Hören wir, in welcher Weise Goethe, der das Münster vor nun mehr als hundert Jahren sah, den empfangenen Eindrücken Worte leiht.

„Herabgestiegen von der Höhe“ — sagt er — „verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angesicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erste Mal, noch in der nächsten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erschrecken müssen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geordnetes faßlich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beschäftigte mich jedoch keineswegs, diesem Widerspruch nachzudenken, sondern ließ ein so erstaunliches Denkmal durch seine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken“

Die Kunst der Jahrhunderte hat an diesem Werke gebaut, welches Sebastian Münster (in seiner Kosmographie des Elsass, Basel 1533) den sieben Weltwundern als das achte beigezählt. Geschlechter sind darüber hingegangen, ehe dasselbe in seiner Vollendung da stand, so daß sich an ihm nach den Veränderungen und verschiedenen Abstufungen im Baustil die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst selbst erkennen läßt.

Nach der Ueberlieferung gründete schon der erste christliche König der Franken, Chlodwig, an der Stelle eines alten Tempels des Kriegsgottes das Straßburger Münster, aber seine Kirche soll noch von Holz und mit Stroh gedeckt gewesen sein. Pipin der Kleine ließ einen Steinbau beginnen, der unter Karl dem Großen vollendet ward. Indessen von allen diesen Bauten ist am jetzigen Münster kaum noch eine Spur vorhanden.

Zur Zeit des deutschen Kaisers Heinrich II. des Heiligen saß auf dem Bischofsstuhl von Straßburg Herr Werinhar oder Werner I., ein streitbarer Herr, der lieber den blanken Stahlharnisch als den Priesterrock trug und eben so gern seinen Kaiser in den Kampf wider die Feinde des Reichs begleitete oder im Dickicht der Wälder das Wildschwein jagte, als in der Kirche die Messe las. Er leitete seinen Stamm von dem alten Herzogshause der Etichonen ab und war der Bruder jenes Rathob, der auf einem Berge des Nargau die Habsburg erbaute und der Ahnherr des mächtigen Königsgeschlechts ward. Der Freundschaft Werner's hatte Heinrich es vorzugsweise zu danken, daß die Stämme der Bayern, Franken, Sachsen und Lothringer ihm ihre Stimmen bei der Königswahl gaben zum Kerger des nach der Krone begehrenden Heriman oder Hermann II., des stolzen Herzogs von Schwaben und Elsaß. Um sich an dem Bischofe zu rächen, fiel Hermann (1002) in Straßburg ein, raubte den Kirchenschatz und ließ das Münster in Asche legen. Kaum war das Gebäude nothdürftig wieder unter Dach gebracht, da schlug (am Johannisstage 1007) der Blitz in die Kirche und zerstörte dieselbe fast gänzlich. Bischof Werner aber wußte den frommen König Heinrich II. zu bereden, daß er ihm bedeutende Mittel zum Neubau bewilligte, und betrieb diesen (seit 1015) mit solchem Eifer, daß er als der eigentliche Begründer des jetzigen Münsters angesehen werden kann.

Schon die Herstellung der Grundmauern erforderte außerordentliche Mühe. Bis auf eine Tiefe von fünfzehn Ellen — so wird erzählt — mußte man die Erlenpfähle eintreiben, auf welche die Grundlage des

gewaltigen Bauwerks, von einem unterirdischen See umspült, zu ruhen kam. Berühmte Baumeister aus fernen Gegenden wurden zu Rathe gezogen, die rothen Sandsteinblöcke und schweren Granitquadern aus der „Frauenhausgrube“ in den Steinbrüchen von Wassenheim herbeigeschafft und Arbeiter in zehn Meilen weitem Umkreis aufgeboden, um die Steine zu behauen.

Auch nach Werner's Tode (1029) — der übrigens unter Heinrich's II. Nachfolger, dem älteren Konrad, in Ungnade gefallen war und lange Zeit im Kerker schmachten mußte — wurde der Bau mit Beharrlichkeit fortgesetzt. So entstanden im elften Jahrhundert und im Anfange des zwölften die tiefgebaute Krypta (Unterkirche), darüber der Chor mit dem erhöhten Hauptaltar, die zwei Kapellen zu beiden Seiten desselben und das Querschiff der Kirche.



Erwin von Steinbach. — Nach dem Kopfe am Münster zu Straßburg.

Im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts kam das Langschiff hinzu, und bei dem Regierungsantritt König Rudolf's (1273) war der Hauptbau des Münsters fertig bis auf die Fagade und die beiden Thürme.

Jetzt aber trat der Meister hervor, der den Bau der Vollendung entgegenführen sollte. In einer Versammlung von Baumeistern (1275) ward beschlossen, die Fortführung des Münsterbaues dem Meister Erwin, vermuthlich aus dem badischen Städtchen Steinbach, zu übertragen. So sehr hat derselbe sich dieser Aufgabe hingeeben, so völlig ist sein Leben in seinem gotterfüllten Schaffen aufgegangen, daß von seinen äußeren Lebensverhältnissen uns fast nichts überliefert ist, als das Jahr des Anfanges und des Aufhörens seiner Werthätigkeit (1277 und 1318). Nur das Denkmal, welches er — der Zeit zum Troze — aufgerichtet hat, redet von seiner Ehre.

An den Theilen des Münsterbaues, die Erwin fertig vorfand, war der romanische Baustil mit den halbkreisförmigen Rundbogen und den

kuppelartig überwölbten Säulenhallen — wenn auch in verschiedenen Uebergängen — vorherrschend. Nur in dem während des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen Baue des Langschiffes zeigte sich bereits der Einfluß der gothischen Baukunst, welche um diese Zeit zuerst im nördlichen Frankreich zur Anwendung gekommen war. Der Erbauer des Langschiffes hatte sich indessen damit begnügt, die Höhenmaße im Verhältniß zur Breite zu heben, weil auch er durch die bereits fertigen Formen des Querschiffes gebunden war. Dadurch hatte das Innere des Baues etwas Gedrücktes behalten. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren auch die deutschen Baumeister mit den Erfordernissen des gothischen Stils vertraut geworden.

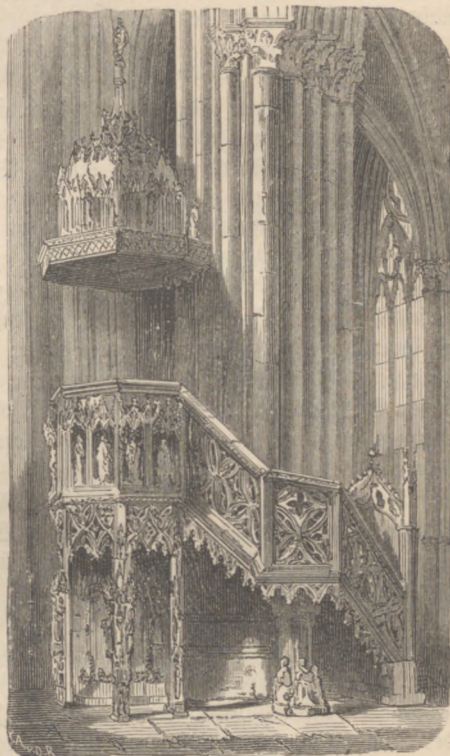
Die gothische Baukunst entsprach dem religiösen Sinne jener glaubensvollen Zeit. Die lebensvolle Form der Säulen, deren Kapitäle durch eine Blätterkrone gebildet werden, die kühn geschwungenen Spitzbogen und die aufstrebenden schlanken Thürme, die oben in einer offenen Blume mit kreuzförmigen Himmel entfalteteten Blättern endigen — dies Alles führte eine Beseelung des Baues herbei, gleich der Erhebung des Gemüthes von dem Drucke der Weltorgen zu dem Reiche des Lichtes und Friedens; und das geheimnißvolle Dämmerlicht im Innern, welches durch die Glasmalereien oder durch das durchbrochene Rund des Fensters gedämpft einfällt, erfüllte die Seele des Betenden mit ahnungsvollem Schauer.

Erwin hatte nun die Wahl, ob er den Uebergangsstil des Langschiffes auch auf die Hauptfacade übertragen, oder ob er diese, dem Geschmace seiner Zeit entsprechend, im gothischen Stile ausführen und dadurch ein neues Element in den Bau hineintragen wolle. Sein künstlerischer Genius entschied für das Letztere, und sein Plan zur Vollendung des Münsters unter Anschluß an die gegebenen Formen hat die Bewunderung der Kunstkenner zu allen Zeiten erregt.

Danach wurde die Hauptfacade in zwei Geschossen aufgeführt. Das untere Geschoß enthält die drei Portale, den drei Theilen des Langschiffes der Kirche entsprechend, mit reichen Bildwerken aus der Geschichte der Heiligen geziert. Ueber dem Giebel des Hauptportals erblickt man den Thron Salomonis, wie er im Buche der Könige (I. 10, 19) beschrieben ist; er steht unter einem Baldachin, welcher der Jungfrau Maria mit dem Kinde als Fußschemel dient. In dem mittleren Felde des zweiten Geschosses über demselben Portale befindet sich das berühmte, in durchbrochener Arbeit in der Form der Marienblume ausgeführte Radfenster, die Rose, welches durch gemalte Glasscheiben gedämpfte Lichtstrahlen in das Innere der Kirche leitet. Die beiden Seitenfelder zeigen je eine langgestreckte Fensteröffnung. Darüber sollten die beiden Thürme sich heben. Ein schlankes Stab- und Maßwerk legt sich in mannichfchem Formenspiel auf eine Entfernung von etwa einem halben Meter als durchsichtige Verkleidung vor die ganze Facade bis hinauf zu den Thürmen und fügt zu dem Ernsten und Feierlichen des ruhenden Steinbaues ein anmuthendes, lebensvolles Element. „Es ist, als ob Epheuranen das Gebäude überzogen hätten und dann weit, weit darüber hinausgewachsen wären“ . . .

Ganz Deutschland nahm Theil an dem Baue; aus fernen Gegenden wurde demselben durch Arbeitskräfte und Geldbeiträge Förderung und Unterstützung, so daß das Münster — wie der Bischof Konrad von Pichtenberg schrieb — „in seinem mannichfaltigen Schmucke zum Entzücken des Beschauers immer lieblicher gleich den Blumen des Maies empornwuchs.“ Da wurde inmitten seiner Werththätigkeit der Meister selbst von der Welt abberufen; seine Nachfolger aber setzten das Werk nicht in seinem Geiste, nicht nach dem ursprünglichen Plane fort.

Nach Erwin's Tode wurde auch der Raum zwischen den beiden Seitentheilen, die den Unterbau für die Thürme bilden sollten, durch eine Steinwand ausgefüllt und auf diese Weise ein Massiv gebildet, über dem sich ein drittes Stockwerk erhob. Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurde der Bau eines Thurmes auf dem nördlichen Seitentheile nach dem Plane zweier Brüder Juncker aus Prag in Angriff genommen und im Jahre 1439 durch Johannes Hülz aus Köln vollendet. Auf den von Erwin erbauten untern Theil wurde ein achtseitiger Bau mit vier schlanken Schneckenthürmchen aufgesetzt, welcher die in achtmaliger stufenförmiger Verjüngung aufsteigende, völlig durchsichtige Thurm-
pyramide trägt. Dieselbe erreicht die Höhe von 142 m (452 $\frac{3}{4}$ rheinische Fuß); kein zweiter Thurm der Erde steigt zu solcher Höhe empor.



Die Kanzel im Münster.

„Seit den Werken orientalischer Despoten“ — heißt es, die Kolosse Aegyptens dem Münster gegenüberstellend, in Lorenz' und Scherer's „Geschichte des Elsaß“ — „seit den riesigen Hügeln, welche ägyptische Könige als Pyramiden über ihren Gräbern aufführten, hat man so vermessen nicht mehr in die Lüfte gestrebt. Auch dort eine Art Mittelalter, die Wissenschaft in den Händen der Priester, der Unterschied der Stände bis zur schroffsten Trennung gediehen. Aber dort der Uebermuth eines Despoten, den die Herrschaft über Knechte trunken macht; hier das Selbstgefühl eines Bürgerstandes, der die Macht des Fleißes und der Hingebung an sich selbst kennen gelernt hat. Dort der grossend geleistete Dienst

eingeschüchterter Sklaven; hier die begeisterte Arbeit freier Männer, die trotzig in schwindelnde Höhe klimmen mit einem heiligen, kühnen Glauben.

Unter den Bildnern, welche „mit heiligem Schmuck zierten den Erwinbau“ nimmt eine Künstlerin, Namens Sabina, den ersten Rang ein. So sehr hatte sich der Name des Meisters mit dem Bau verwoben, daß man sie lange Zeit hindurch für eine Tochter Erwin's hielt. Die Worte auf einer Schriftrolle, welche der von ihr geschaffene Apostel Johannes am südlichen Eingange des Querschiffs in der Hand hielt, schienen diese Annahme zu bestätigen; sie lauteten:

„Gratia divinae
Pietatis adesto Sabinae

De petra dura
Per quam sum facta figura.“

Man übersetzte, indem man *petra dura* mit Sabina verband: „Die Gnade der göttlichen Barmherzigkeit sei mit Sabina von Steinbach, von der ich, diese Gestalt, gemacht bin.“ Richtiger beziehen wir aber *petra dura* auf *facta* und übersetzen:

„Göttlicher Gnade Heil
Werde Sabina zutheil,

Von der aus Steinen hart
Ich, Bild, gefüget ward.“

Wir wissen, daß der südliche Kreuzarm des Münsters, an welchem dieses Bildniß steht, schon vor Erwin's Zeit fertig war; auch tragen die Bildwerke die Züge einer früheren Zeit; daraus folgt, daß Sabina vor Erwin gelebt haben muß und nicht seine Tochter sein kann. — Die meisten dieser Bildwerke haben durch die barbarischen Verwüstungen der Schreckensmänner während der Revolutionszeit schwer gelitten, so auch die Reiterbilder der Könige Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg am Münsterportal, welche — wie das Volk sagt — über dem Baue des Münsters arm geworden sind. Was das Bildniß Ludwig's XIV., in späterer Zeit noch zu den drei anderen hinzugefügt, an dieser Stelle zu bedeuten hat, ist schwer zu sagen.

Im Innern des Münsters sind es vor Allem zwei Kunstwerke, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln. Das eine ist die berühmte astronomische Uhr, von Jsaak Habrecht (1571—1574) ausgeführt, welche zu dem Kölner Chor, der Ulmer Orgel, der Frankfurter Messe, der Nürnberger Industrie, der Augsburger Baukunst und dem Straßburger Münsterthurm als das siebente Wunder Deutschlands gezählt wurde. Lange Jahre stand das Volk um die Mittagszeit bewundernd davor, wenn der Hahn auf der Spitze krächte, der Tod die Zahl der Stunden schlug und der Heiland segnend die Arme ausbreitete, während die zwölf Apostel mit andachtsvoller Verbeugung an ihm vorüberschritten. Als aber im vorigen Jahrhundert das Uhrwerk allmählich schadhast geworden war und die Apostel in Folge dessen ihre Wanderung einstellten, da knüpfte die Sage an das erstorbene Werk an. Sie erzählt, der Stadtrath habe den Meister Habrecht aus Besorgniß, daß er anderswo ein zweites ähnliches Wunderwerk ausführen könne, der Zauberei beschuldigt und, nachdem er auf der Folter geständig worden, zur Blendung verurtheilt; da sei der alte Meister noch einmal zu der Uhr getreten, angeblich um am Räderwerke noch etwas zu richten, und habe einige Zeit daran gefeilt.

Ein Prachtstück anderer Art im Innern des Münsters ist die im spätgothischen Geschmack in Gestalt eines Kelches mit reichen Verzierungen gebaute Steinkanzel, berühmt durch die kunstvolle Ausführung von Meister Johannes Hammerer (1486), mehr noch berühmt durch den Mann, für den sie errichtet ward und der unter ihr sein Grab gefunden hat, den kernigen Vorläufer der Reformation, Geiler von Kaisersberg.

Wir werden von dem gefeierten Münsterprediger in einem späteren Kapitel Näheres hören; für jetzt zieht es uns, an der Wendeltreppe des Glockenthurmes hinauf bis auf die Plattform des Münsters zu steigen. Die Namen, welche wir in dem rothen Sandstein der innern Wand eingegraben lesen, gehören zu den besten der Nation — wie die beiden Stolberg, Schloffer, Herder und Goethe. Auch Goethe sah als einundzwanzigjähriger Jüngling von dieser Stätte auf die blühende Landschaft tief unter sich herab, und wie könnten wir anschaulicher die Reize derselben schildern als mit den Worten, in denen der große Dichter noch an seinem spätem Lebensabend des Genusses gedenkt, den ihm ihr Anblick damals gewährte.

„So sah ich denn“ — schreibt Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ — „die schöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und haufen durfte, die ansehnliche Stadt, die weit umherliegenden, mit herrlichen, dichten Bäumen besetzten und durchflochtenen Auen, diesen auffallenden Reichthum der Vegetation, der, dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inseln und Werder bezeichnet; nicht weniger mit mannichfaltigem Grün geschmückt ist der von Süden herab sich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewässert. Selbst westwärts nach dem Gebirge zu finden sich manche Niederungen, die einen ebenso reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs gewähren, sowie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlich vielen kleinen Bächen durchschnitten ist, die überall ein schnelles Wachsthum begünstigen. Denkt man sich nun zwischen diesen üppig ausgestreuten Matten, zwischen diesen fröhlich ausgesäeten Hainen alles zum Fruchtbau schickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die besten und reichsten Stellen desselben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet und eine solche große und unübersehbliche, wie ein neues Paradies für den Menschen recht vorbereitete Fläche näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachsenen Bergen begrenzt — so wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schicksal segnete, das mir für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte“

Ob sich in dieses Entzücken des Jünglings auch ein leiser Ton vaterländischen Schmerzes gemischt, daß er als Deutscher dieses gottgesegnete Land — ehemals eins der besten Reichsländer — nur als Fremder betreten durfte, daß das ehrwürdige Münster, das herrlichste Denkmal deutscher Baukunst, nicht mehr auf deutschem Boden stand? — Wir zweifeln daran. Die Ahnung, daß das in seiner Kraft und Einheit wiedererstehende Reich noch einmal zurückfordern werde, was es in einer Zeit der Zersplitterung und Erniedrigung rauben ließ, lebte damals freilich nur in wenigen Seelen. Gott sei Dank! die Zeit ist anders geworden, und mit

der Freude, die uns heute bei der Betrachtung der landschaftlichen Reize von dieser Stätte aus erfüllt, verbindet sich das Hochgefühl: So weit das Auge reicht rheinaufwärts und rheinabwärts, von den dunklen Umriffen des Schwarzwaldes bis zu den in blauem Duft verschwimmenden Bergen des Wasganes, das ist wieder deutsches Land und soll deutsch bleiben! Wie prophetisch klingt uns jetzt jenes vor einem Vierteljahrhundert gesprochene Wort eines elsasser Dichters, Daniel Hirz:

„Nun steht schon manch Jahrhundert
Das hohe Felsenhaus;
Gepriesen und bewundert,
Schaut's kühn und stolz hinaus;
Grüßt Badens schöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz
Und grüßt Afatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz.
Nicht Grenzen sollten scheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Bei Gott, 's wär' zu beneiden,
Umfläng's ein festes Band!
Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwin's Ehrenmal!“

Schwere Tage und „Schwörtag“. Stolz und prächtig wie der Münsterbau erhob sich in Straßburg das Gebäude seiner reichsstädtischen Verfassung. In einer uralten Aufzeichnung des Stadtrechtes lautet der erste Satz, „daß die Stadt frei sei und ein jeglicher Mensch, er sei fremde oder von der Stadt, zu allen Zeiten Friede habe.“ Wohl steht es um die Stadt, in der Freiheit und Frieden die Grundlage allen Rechtes bilden! Die Stadt war frei, das heißt, sie war keinem Fürsten, keinem Bischof gehörig, sondern sie regierte sich selbst, und jeder Einheimische und Fremde stand unter dem Schutze des Stadtfriedens, so daß Keiner sich eigenmächtig Recht nehmen durfte, und daß kein höriger Mann, der hierher flüchtete, von seinem Verfolger bedrängt werden durfte.

Trotzdem hatte auch Straßburg in der Entwicklung seiner Verfassung ähnliche innere Kämpfe durchzumachen, wie sie sich während des Mittelalters in allen größeren Städten des Reichs, ja fast ganz Europa's, vollzogen. Mit dem Aufblühen und der Gewerthätigkeit der Städte wuchs auch die Wohlhabenheit und das Selbstgefühl des zahlreichen Handwerkerstandes, der nach den alten Stadtverfassungen nicht allein von der Besetzung der Aemter und der Vertretung im Rathe ausgeschlossen war, sondern auch in mancher andern Beziehung sich dem ansässigen Stadttadel und den großen Kaufherren gegenüber in einer gedrückten und abhängigen Lage befand, obgleich mancher Zunftmeister an Vermögen nicht hinter den Geschlechtern zurückstand. So durfte z. B. in Straßburg der Handwerksmann von dem Patrizier nicht einmal seine verdiente Bezahlung verlangen,

es sei denn, daß er sich durch schweres Geld das Patronat eines Adligen erworben hatte. Diese Ungerechtigkeiten mußten auf friedlichem oder gewaltthätigem Wege eine Abänderung der Verfassung zu Gunsten des Handwerkerstandes nach sich ziehen.

Zu den inneren Schwierigkeiten kam der Streit zwischen den regierenden Adelsgeschlechtern selbst. In Straßburg waren es die Familien der Zorn und Mülnheim, welche sich lange Jahre hindurch auf das Heftigste befehdeten. In den Trinkstuben, wo ihre Angelegenheiten besprochen wurden, kam es oft zu blutigen Austritten unter ihrem Anhang; in der städtischen Pfalz hatte jede der beiden Adelskörperschaften ihre besondere Treppe, damit es nicht schon beim Aufgange zu Streitigkeiten käme, und im Rathe vermochte die Stimme des Schultheißen nicht immer durchzudringen und den haberdenden Parteien Ruhe zu gebieten.

Der Streit zwischen den Zorn und Mülnheim kam der Handwerkerbewegung zu statten. Es war nach einem Turniergelage, vier Wochen nach Ostern (20. Mai 1332), an dem Mittwoch, welcher die „Rundtafel“ oder die „Martsche“ genannt wurde, im Ochsenstein'schen Hofe in der Brandgasse, dem heutigen Rathhause. Tanz und Mahl waren bereits vorüber, die Frauen hatten sich entfernt und ein Theil der Edelleute sich in die Trinkstuben begeben; da entspann sich Wortwechsel und Streit unter den Zurückgebliebenen. Die „Zornen“ hatten sich dessen schon vorher versehen, denn sie waren in Gugelhüten und dicken Wämsern, zum Theil mit Waffen erschienen; aber die „Mülnheimer“ erwiderten mit Stößen und Schlägen die Angriffe der Zornen. Die Knechte liefen hin und her und trugen Waffen zu. Bald schlugen alle im wilden Handgemenge auf einander. Vergebens ließ der Schultheiß Ruhe gebieten und drohte, die Theilnehmer für den gebrochenen Stadtfrieden mit schwerer Geldbuße und Verbannung zu strafen. In der Wuth des Kampfes achtete Niemand auf sein Geheiß. Das nächtliche Getümmel verbreitete sich vom Ochsenstein'schen Hof aus über die Gassen bis auf den anstoßenden Markt, überall regneten Faustschlag und Steinwurf, Hieb und Stich. Heftige Schimpfreden und Flüche schürten auf beiden Seiten die Zwietracht. Eine Anzahl Todter und Schwerverwundeter bedeckte den Kampfplatz; von den Edelleuten waren neun erschlagen, zwei von den Mülnheimern, sieben von den Zornen.

Während der Kampf der Adelsparteien noch in den Gassen wogte, nahmen die Zünfte die Herstellung der Ruhe und die Aenderung der Verfassung in die Hand. Sie besetzten die Stadthore, damit den Kämpfenden kein Zuzug von außen geleistet werde, zogen in großem Andrang nach dem Stadthause, bewogen den gesammten Rath abzudanken und setzten unter Abänderung der früheren Verfassungsbestimmungen einen neuen Rath ein. Fortan sollten auch die sämmtlichen (25) Zünfte — je durch ein Mitglied — im Rathe vertreten sein. Neben den vier vierteljährlich wechselnden Städtemeistern trat der Ammeister, welcher bisher den Vorsitz im Schöffengericht geführt hatte, in den Vorstand der Bürgerschaft. Die ersten Maßregeln des neuen Rathes waren gegen die Friedensstörer gerichtet;

viele derselben wurden mit Verbannung gestraft und die Trinkstuben der Zorn und Müllnheim abgebrochen.

Die Grundzüge der damals (1332) beschlossenen Verfassung haben sich durch viele Jahrhunderte erhalten. Wol hat sie im Laufe der Zeit noch manche Abänderungen erfahren, zu welchen die gesellschaftlichen Zustände und schwere Heimsuchungen während des Mittelalters — wie die Judenverfolgung und „das große Sterben“ oder der schwarze Tod — häufig die äußere Veranlassung gaben; aber der urdeutsche Geist des Verfassungswerkes, wonach jedem Bürger die berechnigte Mitwirkung an einem großen freien städtischen Gemeindeleben gesichert war, blieb unangefochten bis zu den Zeiten der Französischen Revolution.

Die letzte wichtige Verfassungsänderung stammt aus dem Jahre 1482. Durch dieselbe wurde die Zahl der Zünfte auf 20, die Zahl der Mitglieder des Rathes auf 30 — nämlich 20 aus den Zünften, 10 aus den Geschlechtern — festgestellt. Neben diesem allgemeinen oder großen Rathe bestanden zur Leitung der Geschäfte die sogenannten Kammern oder Heimstuben für Polizei und Gerichtsbarkeit, die Beziehungen zu Kaiser und Reich, das Militär- und Festungswesen, die Ueberwachung der Verfassung u. s. w. Vor allen letzten Entscheidungen in wichtigen Angelegenheiten mußte die gesammte Bürgerschaft in der Schöffenversammlung, je 15 erwählte Schöffen aus jeder Zunft, befragt werden.

An jedem ersten Donnerstag im Jahre, dem sogenannten Kürtage, wurde der neue Rath gewählt. Der nächste Dienstag war der Schwörtag, an welchem die neuen Väter der Stadt den Eid auf die Verfassung leisteten, während alle mehr als achtzehnjährigen Bürger ihnen Treue und Gehorsam gelobten. Der Schwörtag war ein hoher städtischer Festtag und wurde mit großer Feierlichkeit begangen.

Auf dem Platze vor dem Münster sind die Innungen mit ihren Bannern aufgestellt. Vor dem Dome selbst hat man eine breite Tribüne errichtet, von welcher ein Damastteppich in den Farben der Stadt, weiß und roth, herabhängt; auf ihm liegt entrollt ein würdiges Pergament mit den Siegeln der Stadt, der Adelsvereine und der Zünfte — es ist die Verfassungsurkunde.

Jede neu erscheinende Gruppe wird auf dem Platze mit einer Fanfare der Stadtpfeifer begrüßt. Nachdem alle Festtheilnehmer ihre Plätze eingenommen haben, schlägt es vom Münsterthurm neun Uhr, d. h. der Thurmwächter läßt auf ein gegebenes Zeichen die Glocke neun schlagen; denn eher nicht, als bis die Versammlung ordnungsmäßig erschienen, darf die Vollendung der neunten Stunde verkündet werden. Jetzt erheben die Stadtpedelle ihre Stimmen und rufen dreimal durch die rundum herrschende Stille: „Ihr Herren, tretet vor und höret in Gottes Namen!“ Darauf wird die Verfassung vorgelesen, wie dieselbe im Jahre 1482 vervollständig und zum letzten Abschluß gebracht worden ist.

Zuerst schwören die neuwählten Städtemeister in die Hände des Ammeisters, alsdann umgekehrt dieser Letztere in die Hände der Ersteren,

endlich, je nach ihrem Range im Gemeinwesen, Rathsherren, Schöffen, Adel und Beamte, sammt und sonders mit entblößten Häuptern.

Ueberaus feierlich ist der Augenblick, wenn nun der erste Städte-
meister sich erhebt, zum Volke herabbeugt, ihm ein glückliches Jahr wünscht
und den Schwur vorsagt, welchen es mit aufgehobenen Fingern der rechten
Hand zu leisten hat. „Als der Brief steht, der mir gelesen ist, und ich
wohl verstanden hab', das will ich thun, festhalten, ohne alle Gefahrde, als mir
Gott helfe!“ „Wir schwören, wir schwören!“ ruft die Versammlung unten
auf dem Platze, während sie ehrfurchtsvoll ihre Kopfbedeckung abzieht. Noch
einmal tritt der Städtemeister vor. „Glück, Heil, Segen, langes Leben
woll' Gott Euch und uns Allen geben!“ spricht er, und die feierliche
Handlung ist beendet.

Die Männer erlustiren sich darauf in ihren Zunft- und Trinkstuben,
und die Frauen thun sich gütlich bei Wein und Pasteten, von denen zur
Feier des Festes eine eigenthümliche Art gebacken wird. Unter allgemeiner
Fröhlichkeit wird der Tag beschlossen.

Das Bewußtsein der Freiheit und Kraft, jene verbürgt durch die Ver-
fassung, diese genährt durch die Gewohnheit der Waffenehre, durchströmte
und stählte die Herzen der Straßburger Bürger und erfüllte sie mit Froh-
sinn und stolzem Selbstgefühl. So mancher feste Zug ist uns überliefert,
in welchem der trotzigige Muth bis zum Uebermuth gesteigert erscheint. Als
Herr Walter von Thann (1448) von seinem weitgefürchteten fünfstümmigen
Schlosse zu Wasselnheim aus den Straßburgern an Land und Leuten
Schaden zufügte und Dörfer in Brand steckte, da zogen die Zünfte aus,
eroberten mit stürmender Hand die feste Burg und rissen unter Sang und
Klang die festen Mauern nieder. Dann schrieben die Bäcker, welche dem
Herrn wol besonders heiß gemacht haben mochten, über die Thür ihrer
Zunftstube zu Straßburg die stolzen Worte:

„Schießen und Werfen
Laßt Euch nicht dauern;

Wir wollen brechen
Thürme und Mauern!“

Dieser kernige, tüchtige Bürgerfinn vererbte sich auf Kind und Kindes-
kind und verbürgte die Wohlfahrt und Freiheit der Stadt.

Aus der Reformationszeit. In den blühenden Reichsstädten regte sich wäh-
rend des Mittelalters am lebendigsten die Volkskraft. Während ein Theil
des Volkes in den Fesseln der Hörigkeit und Leibeigenschaft lag, Ritterthum
und Geistlichkeit mehr und mehr entarteten, gab es in den Städten eine
durch das Gesetz geordnete, durch die Verfassung verbürgte Freiheit und
einen unabhängigen, thätigen Bürgerstand. Von ihnen ging eine Reihe von
Erfindungen aus, welche zunächst dem Gewerbe und Verkehr, weiterhin der
ganzen Menschheit zum Nutzen und Fortschritt gereichten. In ihnen fand
sogar die Dichtkunst, als der Gesang auf den Burgen und im Volke
verstummt war, bei den ehrbaren Meisterjüngern Schutz und Pflege.
Aber auch von den Schattenseiten des sinkenden Mittelalters blieben die
Städte nicht unberührt. Es war eine Welt, voll der Widersprüche und
Gegensätze, in der man sich beim Uebergange aus dem Mittelalter in die

Neuzeit bewegte. Ritterthum und Raubweſen, Heiligenverehrung und Hexenprozeſſe, Wallfahrten und Mummenschanz gingen neben einander her. Prieſter ritten im Streitharniſch und Schalksnarren tanzten in der Mönchskutte, der Weiſe zog die Schellenkappe über die Ohren und die Dummheit ſchritt auf Stelzen; in demſelben Münſter wurden Hochamt und Meſſe celebrirt und — bei der Straßburger Kirchweih — ausſchweifende Bacchusfeſte gefeiert. Am tollſten ging es in den Trink- und Schenkſtuben her.



Haus in der Domstraße, wo Kaiser Karl V. im Jahre 1552 wohnte, jetzt Café Bauer.

Da sitzen im bunten Durcheinander die Gäste hinter Krügen und Bechern, die Küſer mit ledderner Schürze und aufgekrämpften Aermeln eilen hin und her, die leergetrunkenen Krüge wieder durch volle zu erſetzen. Da wird gezecht, geſcherzt, gelacht und haarſträubend geſucht, man ſpottet Gottes und des Teufels; ſtimmt Einer ein Trink- oder Buhlenlied an, ſo brüllt der ganze Chorus mit. Am meiſten müſſen die Kirche und „das liebe heilige Römische Reich“ herhalten. Die Ehrfurcht vor der Kirche iſt eben dahin, ſeitdem ihre vornehmſten Diener ſich einem Leben voll der Eitelkeit und Weltluſt überlaſſen und, anſtatt das reine Wort Gottes zu lehren, dem Volke nur die Wahl laſſen zwiſchen Aberglauben und Unglauben.

Auch die Achtung vor dem Reich ist stark im Sinken begriffen, seitdem dasselbe seine Glieder nicht mehr kräftig zu schirmen und Jedermanns Rechte zu wahren weiß.

In dieser trüben Gährung sind aber doch die Vorzeichen einer neuen Zeit erkennbar. In den Gesichtskreis der Menschen dämmert immer heller hinein jene neu entdeckte Welt des Westens mit ihren Schätzen und Wundern. Auch die geistigen Schätze der vorchristlichen Vergangenheit, welche während des Mittelalters vergraben und fast in Vergessenheit gerathen zu sein schienen, sind wieder entdeckt; mit dem zunehmenden Verständniß für die klassische Bildung des Alterthums werden manche veraltete Vorurtheile beseitigt, neue Wissenszweige gepflanzt, und vor dem immer weiter sich verbreitenden Lichte der Wissenschaft fliehen die Gebilde des Aberglaubens. Im tiefsten Volksbewußtsein endlich regt sich das Bedürfniß einer Reinigung der Kirche von den herrschenden Mißbräuchen und der Herstellung des Christenthums in seiner ursprünglichen Reinheit.

Drei Männer waren es, welche im Elsaß der großen geistigen Bewegung die Wege bereiteten — ein humanistischer Schriftsteller und Lehrer der Jugend, Jakob Wimpheling (geb. 1450, gest. 1528), ein geistvoller Satiriker, Sebastian Brand (geb. 1458, gest. 1521), und ein eifriger Kanzelredner, Johannes Geiler von Kaisersberg (geb. 1445, gest. 1510).

Jakob Wimpheling wurde in demselben Jahre zu Schlettstadt geboren, in welchem der Westfale Ludwig Dringenberg daselbst eine Schule begründete, von der die verjüngte wissenschaftliche Bildung im Elsaß ihren Ausgang nahm. Seine dort gesammelten Kenntnisse erweiterte Wimpheling durch den Besuch der Hochschulen zu Freiburg und Heidelberg und durch den Verkehr mit den ersten Vertretern der neuen wissenschaftlichen (humanistischen) Richtung, insbesondere mit Erasmus von Rotterdam, der in seinen späteren Lebensjahren in dem benachbarten Basel seinen Wohnsitz nahm. Wimpheling wollte das Studium der alten Klassiker an den Schulen als Mittel zur geistigen und sittlichen Veredelung der Jugend zur Hebung der Willensstärke, Vaterlandsliebe und Bürgertugend betrieben wissen. In diesem echt menschenfreundlichen Sinne wirkte er durch Wort und Schrift während einer Reihe von Jahren als Prediger am Dome zu Speyer, später als Professor in Heidelberg. Die fruchtbarste Zeit seiner schriftstellerischen Thätigkeit war die seines Aufenthalts in Straßburg (1501—1520). Was uns mit besonderer Achtung und Liebe für den Mann erfüllt, ist seine kernige deutsch-vaterländische Gesinnung. Mit Enttäuschung beklagt er sich in seiner Schrift „Germania“ über die zunehmende Halbheit unter einem Theile seiner Landsleute, über Diejenigen unter ihnen, welche den Franzosen zu Munde redeten, um „bei einer künftigen französischen Eroberung Titel und Würden zu erlangen.“ — „Lassen wir nicht die übermüthigen Gallier sich anmaßen, was unser ist!“ — so mahnt er, „das wollen wir haß verhüten!“ Hätten nur seine Landsleute die Mahnung beherzigt, nimmer wäre das Elsaß vom Reiche gekommen! Wimpheling war zu einer praktischen reformatorischen Thätigkeit

nicht berufen; er scheute sich bei seinem sanften, milden Sinne, aus seinen Lehren die natürlichen Schlußfolgerungen zu ziehen. Als die humanistische Bewegung auch auf kirchliches Gebiet übergrieff, als er das Ungewitter von Wittenberg gegen Kirche und Papstthum heraufziehen sah, trat er von der öffentlichen Thätigkeit zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens (1521—1528) still für sich in seiner Vaterstadt Schlettstadt; aber schon hatte er in dem heranwachsenden Geschlechte manches Körnlein ausgestreut, das reifen und Früchte tragen sollte.



Sebastian Brand, geb. 1458, gest. 1521. Nach einem Bildniß in Reusner's „Icones“.

Nicht durch milde Belehrung wie Wimpfeling suchte Sebastian Brand auf die Besserung der Sitten und des Lebenswandels hinzuwirken, sondern er trat als scharfer Geißler der Sittenverderbniß seiner Zeit auf; und indem er in seinem „Narrenschiff“ (Basel 1494) seinen Zeitgenossen den Spiegel ihrer Narrheit vorhielt, wies er sie auf Das hin, was ihnen noththat und fehlte. Ein Jeder mußte sich in diesem Narrenspiegel abgebildet schauen; Jedem hatte er seine Narrenkappe zugeschnitten und lange Schellenohren daran gesetzt. Ein ganzes Schiff hat er zur Fahrt nach Narragonien ausgerüstet, denn alle Straßen und Gassen sind so voll von

Narren, daß alle Wagen und Karren sie nicht zu fassen vermögen, und doch laufen und rennen ihrer immer mehr herbei oder waten und schwimmen noch durchs Wasser, so daß er Mühe hat, sie alle unterzubringen. Da kommen Geiznarren, Fußnarren, Ehrnarren, alte Narren, Zanfnarren, gelehrte Narren —

„Die Studenten laß ich hier nicht aus,
Sie haben die Kappe schon voraus,
Sie zieh'n sie nur sich über'n Kopf,
Der Zipfel hängt am Schopf als Zopf“;

ferner Tanznarren, Bettelnarren — darunter die Mönche — abergläubische Narren, die Verächter der Armuth, Wucherer, Verschwender, Modenarren, die Entweiher des Gottesdienstes, welche Hunde in die Kirche mitbringen, gaffen und schwatzen, statt auf die Messe zu achten; auch die Pfaffen kommen nicht glimpflich davon, weil sie

„Die heilige Schrift krümmen und biegen
Und nach eigenem Belieben
Auslegen, was in der Schrift geschrieben,
Anderß Gottes Wort versteh'n,
Als da lehrt des heiligen Geistes Weh'n.“

Sich selbst zählt er zu den Büchernarren:

„Der Vortanz wird von mir gethan,
Auf Bücher hab' ich mich verla'n,
Von Büchern hab' ich großen Hört,
Versteh' doch drin gar wenig Wort.“

Sebastian Brand war Stadtschreiber (d. h. Kanzler oder Syndikus) zu Straßburg und hat seiner Vaterstadt auch in ihren besonderen Verhältnissen durch Führung von Verhandlungen mit Kaiser und Reich manchen guten Dienst geleistet. Daß sie ihn als ihren Bürger zu ehren wußte, geht unter Andern daraus hervor, daß sie eins ihrer trefflichen Geschütze „Der Narr“ taufte.

Die Stätte, von der zu damaliger Zeit die unmittelbarste Einwirkung auf das Volk ausgehen konnte, war die Kanzel; aber nicht Vieles von Dem, was dort geredet ward, war erhebend und erbaulich. Ein Theil der Priester suchte seine Unwissenheit unter einem Wust von gelehrt klingenden (scholastischen) Redensarten zu verbergen und durch die Länge der Predigten zu ersetzen, was ihnen an innerem Gehalt fehlte; ein anderer Theil ließ sich herab, die Zuhörer durch abgeschmackte Späße und Possen zu ergötzen; Mönche und Weltpriester schimpften und schmähten einander von der Kanzel herab und zogen dadurch ihre eigene Würde in den Staub. Diesem Unfug ein Ende zu machen, stiftete der Ammeister Peter Schott eine Predigerstelle am Münster, welche nur mit Männern von sittlichem Wandel und tüchtigen Kenntnissen besetzt und zu der nur Doktoren, aber keine Mönche zugelassen werden sollten. Der Erste, der in die neugeschaffene Stelle (1478) berufen ward, war Johannes Geiler von Kaisersberg, vom Volke gewöhnlich „Der Kaisersberger Doktor“ geheißten.

Johannes war (16. März 1445) zu Schaffhausen geboren, wurde nach dem früh erfolgten Tode seines Vaters — derselbe starb an einer Fleischwunde, die ihm von einem Bären gerissen war — in das Haus seines Großvaters in der freien Reichsstadt Kaisersberg aufgenommen, machte in Freiburg und Basel seine theologischen Studien und wurde in der ersteren Stadt (1476) als Professor der Theologie an der Hochschule angestellt.



Das Narrenschiff auf der Fahrt nach Narragomien.
(Holzschnitt nach Angaben von Seb. Brand; s. vorige Seite.)

Zwei Jahre später erging von zwei Städten — Würzburg und Straßburg — zugleich der Ruf zur Uebernahme einer Predigerstelle an ihn. Er entschied sich für Straßburg und hat sich während seiner dreißigjährigen Amtswaltung daselbst die allgemeine Liebe und Verehrung seiner Mitbürger erworben. Geiler predigte dem Volke in seiner derben kräftigen Weise, unterließ es auch nicht, wirksame Bilder aus den alltäglichen Lebenskreisen von Markt und Gasse, Haus und Herd in seinen Vortrag einzuflechten. Wollte er z. B. darthun, wie der Mensch von Stufe zu Stufe

zu immer größerer Vollkommenheit gelangen sollte, so wählte er das Gleichniß „Von der geistlichen Bedeutung des Häsleins“, welches durch Abhäuten, Spicken, Rösten, Braten zubereitet würde und endlich als „Has' im Pfeffer“ mit allen Eigenschaften der Vollkommenheit auf den Tisch käme. Sprach er über die Ungerechtigkeit der Richter, so zeigte er dieselbe an der Geschichte von der armen Wittfrau, die dem Richter einen Topf voll Sauermilch schenkt, damit er zu ihren Gunsten spreche. Da kommt aber auch ihr Gegenpart und schenkt dem Richter ein Ferkel, und der Spruch fällt für ihn aus. „Aber wo ist mein Topf mit Sauermilch geblieben?“ fragt die betrogene Wittfrau den Mann des Gesetzes. „Ei nun“, versetzt der Richter, „das Ferkel hat ihn umgestoßen!“

Die Vergleiche waren, wie wir sehen, ziemlich nüchtern und platt; aber das Volk verstand ihn, weil er seine Sprache redete, und hörte ihn gern. Von allen Dörfern der Umgegend und selbst aus den Nachbarstädten strömten die Leute zum Münster, wenn der Kaisersberger Doktor predigte. Bald konnte die Lorenzkapelle die Menge der Zuhörer nicht mehr fassen, und es mußte eine Kanzel im Hauptschiffe für ihn errichtet werden, die sogenannte „Doktorkanzeln“. Dort stand er, der blass, hagere Mann mit der hohen Stirn, den feurigen Augen, und redete freimüthig vor allem Volke, vor Kaiser und Bischof, von der Ungerechtigkeit der weltlichen Behörden, den Lasten der Geistlichen, dem leichtfertigen Treiben in den Klöstern und den Gebrechen der Kirche. „O seliger Bischof und Meister, wach auf!“ rief er mit gewaltiger Stimme, „reformire deine Kirche nach dem heiligen Evangelium, seinen Aposteln und bewährten Kirchenseignern! — Um Gottes willen, mache eine wahre und ernstliche Reformation!“ — Bischof und Papst hörten den Weckruf Geiler's nicht, und Kaiser Maximilian, der gern seine Predigten besuchte und auch über die Schäden der Kirche mit ihm sprach, that nichts, um sie zu heilen.

Dem Kaisersberger Doktor aber fehlte bei aller Liebe zur Wahrheit und Lauterkeit des Wandels doch die Kühnheit und Geisteskraft, um selbst Hand an das Reformationswerk zu legen. So schied auch er nach einem langen und segensreichen Wirken aus seiner Gemeinde und aus dem Leben (10. März 1510), die große Bewegung, die er wider seinen Willen selbst vorbereiten geholfen, wohl ahnend, aber noch nicht völlig hingegeben an die Ideen und Forderungen einer neuen Zeit.

„Weil Papst, Kaiser, König und Bischof nicht reformiren wollen unser geistlos, vernunft- und gottlos Leben, so wird Gott Einen senden, der es thun muß und die gefallene Religion aufrichten“, hatte Johannes Geiler in prophetischer Ahnung kurz vor seinem Tode gesprochen. Dieser Eine aber, der schlichte Augustinermönch von Wittenberg, befand sich in dem letzten Lebensjahre des Kaisersberger Doktors auf der Pilgerfahrt nach Rom, wo er die Weltlichkeit des Papstes und der Cardinäle, den Hochmuth und Unglauben der Priester, die Unwissenheit und den Aberglauben der Laien mit eigenen Augen wahrnahm. Sieben Jahre später schlug Doktor Martin Luther die 95 Thesen an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg.

Wie ein Lauffeuer gingen die Streifsätze des Thüringer Mönchs durch ganz Elsaß. Sowie einstmals die deutsche Kraft der römischen Kriegskunst obgesiegt, so galt es jetzt, den deutschen Geist von den Fesseln zu befreien, welche die römische Priesterherrschaft ihm aufgelegt hatte. Es fragte sich, auf wessen Seite das Elsaß, die grüne Westmark des Reiches, in diesem neuen Kampfe sich schlagen werde.

Die Reformation fand den Boden im Elsaß bereits vorbereitet. Vergebens eiferten Bischof und Kapitel durch den Mund ihrer Priester gegen den Erzkezer von Wittenberg; vergebens schrieb der unstete und freundlose Thomas Murner (geb. 1475 zu Straßburg) — der Mann von heißem Witz, hämischer Gesinnung und leerem Herzen, der auf dem Titel eines seiner Bücher als Mönch in Franziskanerkutte mit Kopf und Krallen des Katers treffend konterseit ist — seine boshafte und bedeutendste Satire „Von dem großen Lutherischen Narren“; vergebens erging von Worms (1521) das Verbot des Drucks und der Verbreitung Lutherischer Schriften; — schon hatte Luther's Wort im Herzen der Elsässer eine gute Stätte gefunden, schon weilte im Weichbilde von Straßburg der Mann, der berufen war, das Evangelium im Sinne der Wittenberger Reformatoren auch hier dem Volke zu verkündigen. Dieser Mann war Matthias Zell, im Munde des Volkes nur „Meister Matthis“ genannt, mit dem Herzen voll Frömmigkeit und Nächstenliebe, voll Demuth und Wahrhaftigkeit.



Johannes Geiler von Kaisersberg
(geb. 1445, gest. 1510).
(S. S. 148.)

Meister Matthis (geb. 1477) stammte aus derselben Stadt wie sein Vorgänger, Doktor Johannes Geiler. Einst war der Kaisersberger Doktor bei einem Besuche in der Vaterstadt mit freudigem Staunen Zeuge, wie der Knabe an einem Sonntagnachmittag im Kreise seiner Schulkameraden dieselbe Predigt wiederholte, die er am Morgen in der Kirche gehört hatte. Da legte er segnend die Hand auf den blonden Lockenkopf mit den Worten: „Wachse, kleiner Mann, auch du wirst groß werden!“ Acht Jahre nach dem Tode Geiler's war Matthias Zell, der inzwischen in Erfurt und Freiburg seine theologischen Studien gemacht hatte und an der letztern Hochschule als Rektor thätig gewesen war, in die Predigerstelle am Straßburger Münster berufen (1518). Es war die Zeit, als man dort am begierigsten nach den Schriften Luther's und seiner Genossen griff. Auch Meister Matthis war bald mit ihrem Inhalte vertraut und erkannte,

daß sie „wahrhaftig Gottes Lehr“ seien und ihn immer tiefer in das Verständniß der heiligen Schrift einführten. So begann er selbst, im Münster das Evangelium zu predigen. Wieder strömte das Volk von Stadt und Land scharenweise zum Münster, wieder war die St. Lorenzkapelle zu klein für die Menge der Hörer. Man verlangte die „Doktorskanzel“ im Hauptschiffe für Meister Matthis, aber der Bischof verweigerte die Schlüssel. Da bewegt sich an einem Adventssonntage, als Meister Matthis predigen soll, von der Kurbengasse her in feierlichem Aufzuge die Schreinerinnung unter Führung ihres Zunftmeisters dem Münster zu. Hoch über ihren Häuptern ragt aus der Mitte des Zuges ein hölzernes Gerüst, von einem hochgewachsenen Gesellen auf den breiten Schultern getragen; — es ist die Kanzel, welche die wackeren Schreiner aus eigenem Antriebe gezimmert haben und die nun sonntäglich im Hauptschiffe neben der verschlossenen Doktorkanzel aufgestellt wird, damit Jeder, der da will, das Evangelium aus dem Munde des Meisters Matthis hören kann.

Der Bischof, Wilhelm von Hohenstein, ein leichtlebiger, sehr weltlich gesinnter Herr, glaubte gegen dieses kezerische Treiben einschreiten zu müssen; aber der Stadtrath nahm den Pfarrer unter seinen Schutz und ermahnte ihn, furchtlos und tapfer wie bisher Gottes Wort zu predigen. Sein Häuschen in Freiburg nebst dem kleinen Nebengarten hat der österrreichische Landgraf, Erzherzog Ferdinand, mit Beschlag belegen lassen; das schreckt den muthigen Mann nicht ab. Bündig und klar vertheidigt er sich in einer Art Bekenntnißschrift gegen die Anklagen des Bischofs. „Wohl hin in Gottes Namen“, ruft er glaubensfreudig darin aus; „nehmen sie mir mein Haus, so hoff ich, mir sei ein anderes bereit im Himmel, das nicht mit Händen gemacht ist; nehmen sie mir meinen Nebacker, so ist dennoch das ganze Erdreich und Alles, was darinnen ist, des Herrn!“

Der wackere Mann sollte nicht allein stehen in dem begonnenen Kampfe der Geister. Schon im ersten Jahre seines Wirkens traf er in Straßburg mit einem ehemaligen Schulkameraden zusammen, Wolfgang Köpfel, genannt Capito, eines Hufschmieds Sohn aus Hagenau (geb. 1477), der es inzwischen zum Kanzler des Kurfürsten von Mainz gebracht, insolge der reformatorischen Bewegung aber aus dessen Diensten geschieden war und sich in Straßburg niedergelassen hatte. Von sanftmüthigem, duldsamem Wesen, suchte Capito Meister Matthis zu bewegen, daß er um des lieben Friedens willen die Predigt einstelle; aber dem gelehrten Manne entgegnete der schlechte Leutpriester mit einer solchen Glaubenszuversicht, daß jener nicht nur seine Vermittlung aufgab, sondern sich von dem Augenblick an entschieden auf seine Seite stellte.

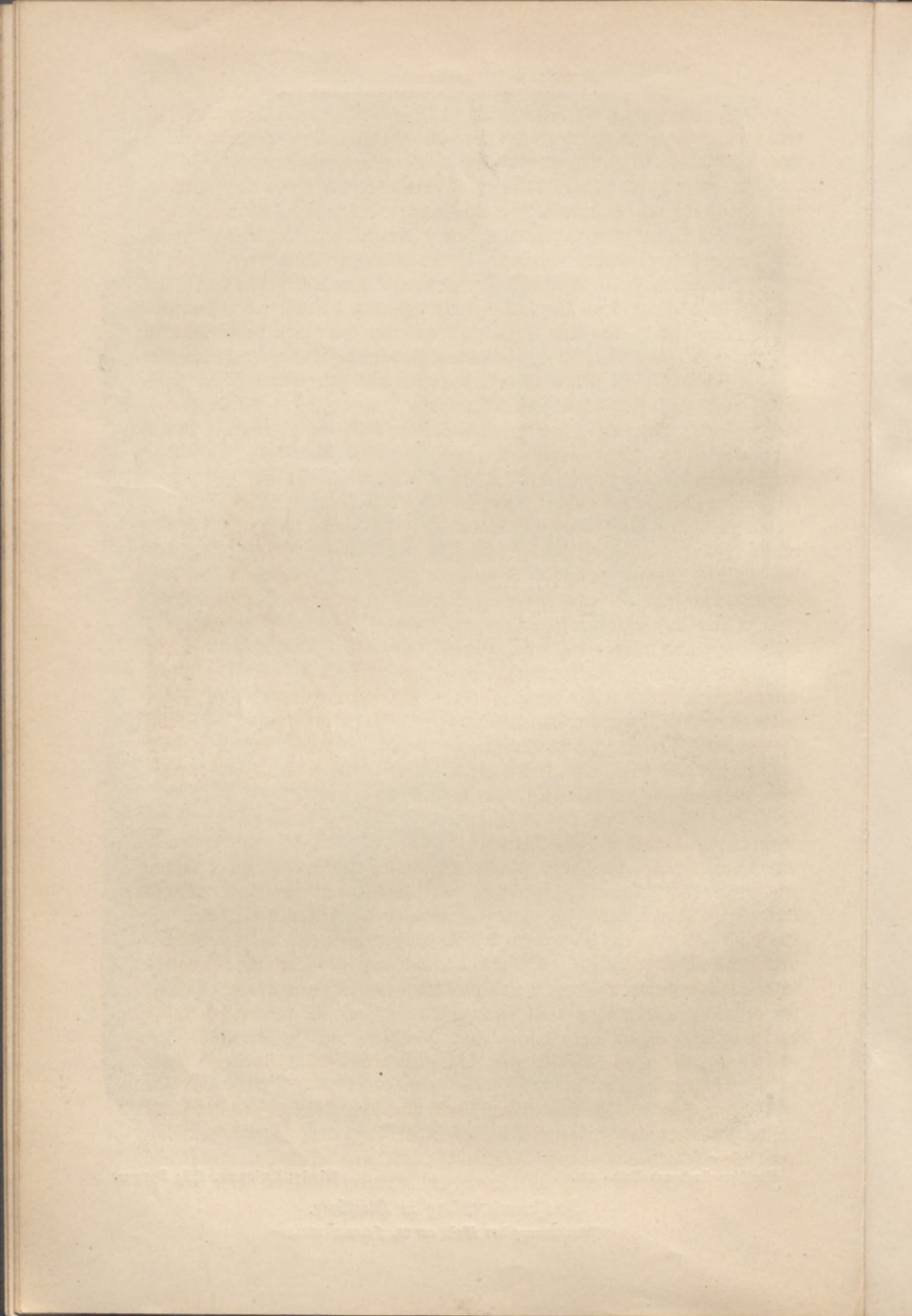
Auch Kaspar Hedio (geb. 1494 zu Ettlingen in Baden), der in Mainz Hofprediger und erzbischöflicher Vikar gewesen und vom Straßburger Kapitel hierher berufen worden war, gewissermaßen als Gegengewicht, um den Einfluß von Matthis und Capito nach Möglichkeit abzuschwächen, schloß sich an diese an und wirkte mit ihnen gemeinschaftlich für die Sache der Reformation.



Deutsches Land und Volk. III.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Schöffenversammlung in Straßburg.
(Aberkennung der Messe am 20. Februar 1529.)



Die bedeutendste Förderung wurde aber dem Reformationswerk im Elsaß durch einen Mann zutheil, der als Flüchtiger und Verbannter (im Mai 1523) mit seinem kranken Weibe in Straßburg einwanderte.

Martin Buzer (geb. 1491 zu Schlettstadt), der Sohn eines Küfers, war gleich Martin Luther aus der ihm wenig behagenden Dominikanerkirche getreten und später durch Verwendung seiner Freunde bei Franz von Sickingen als Prediger in Landstuhl angestellt, wo er mit einer ehemaligen Nonne in die Ehe trat. Als sein Beschützer in Fehde mit dem Kurfürsten von Trier gerieth, ging Buzer nach Weißenburg und gründete daselbst die erste evangelische Gemeinde. Der Tod Sickingen's und der Sieg von dessen Feinden ließ indessen seinen längern Aufenthalt auch dort gefährlich erscheinen; er wandte sich daher an seinen Glaubensgenossen Meister Matthys in Straßburg, und sein Vertrauen sollte ihn nicht täuschen. Die Doktorkanzeln, welche Jenem mittlerweile geöffnet worden war, durfte der abtrünnige, wegen seiner Ehe in den Bann gethane Priester nicht besteigen; da mußte wieder die hölzerne Kanzel für ihn aufgeschlagen werden. Seine Predigten waren nicht so anheimelnd und für alles Volk verständlich, wie die des Meister Matthys, vielmehr gedankenreich und — wie Luther sagte — „zu hoch in den Lüften schwebend, im Gaijcht“; aber Buzer ward bei seinem umfassenden Blick, seinem friedfertigen und maßvollen Auftreten nach allen Seiten, seiner unverwüsthlichen Arbeitskraft bald die Seele der Reformation in Straßburg.

Unter dem vereinten Wirken dieser vier Männer — Matthias Zell, Capito, Hedio und Martin Buzer — machte die Reformation immer größere Fortschritte.

Der freien Predigt des Evangeliums folgten die Einführung des deutschen Kirchengesanges, dann die Priesterehen. Nach dem Vorgange Buzer's traten (1523) Matthias Zell, bald darauf auch die beiden Anderen in den Ehestand. Gleichzeitig fand auch die Aufnahme derselben in den Bürgerverband statt. Zwar that der Bischof die abtrünnigen Geistlichen sämmtlich in den Kirchenbann, aber der Bannstrahl hatte bereits seine Macht verloren. In demselben Jahre, als man die päpstliche Bannbulle an der Hauptthür des Münsters angeschlagen lesen konnte, bildeten sich in Straßburg die ersten evangelischen Gemeinden, und die gebannten Priester wurden von diesen zu Seelsorgern gewählt.

Es war eine glückliche Fügung, daß in dieser Bewegungszeit an der Spitze des städtischen Gemeinwesens ein Mann stand, der durch seine Welt- und Menschenkenntniß, seine Liebe für Recht und Wahrheit und seine gewandte Geschäftsführung wie kaum ein Anderer geeignet war, in so



Martin Buzer
(geb. 1491, gest. 1551).

schwierigen Verhältnissen der treue Berather seiner Stadt zu sein. Herr Jakob Sturm von Sturmeck (geb. 1489), aus einem alten städtischen Geschlechte, genoß bereits die allgemeine Achtung seiner Mitbürger, als er (1524) in den Rath der Stadt gewählt ward, und hat seitdem als langjähriger Ammeister durch den Schutz der evangelischen Predigt und die Förderung des Schulwesens, mehr noch durch seine Sorge für den Frieden der Stadt und die Wahrung ihres Ansehens im Reiche sich für alle Zeit ein gesegnetes Andenken gestiftet. Während die Einführung der Reformation in manchen anderen Städten des Elsaß Religionszwist und Parteinungen hervorrief, ging in Straßburg dieselbe auf völlig gesetzmäßigem Wege ohne alle Störung des Friedens von statten.

Es ist der Abend des 20. Februar 1529. Auf dem Plage vor der städtischen Pfalz harret eine ungeheure Volksmenge. Oben im Saale des hohen Rathes ist eine feierliche Versammlung der Schöffen berufen, um über Beibehaltung oder Abschaffung der Messe beim Gottesdienst im Münster endgiltig Beschluß zu fassen. Kaiser und Bischof haben dringende Vorstellungen erhoben, noch im letzten Augenblicke ist ein kaiserlicher Bote von Speyer mit einem Abmahnungsschreiben eingetroffen. Von den 300 erwählten Schöffen sind 279 erschienen und haben an den langen Wänden des Saales ihre Sitze eingenommen. Auf dem hohen Lehstuhl unter dem großen Fenster sitzt der regierende Ammeister, Herr Jakob Sturm, und überwacht die Stimmenzählung, die unter lautloser Stille vor sich geht. Endlich verliest der Rathschreiber das Ergebnis. 184 Stimmen haben sich für die Abschaffung erklärt, 94 verlangen Aufschub bis nach Schluß des Reichstags, nur eine Stimme ist für die Beibehaltung der Messe. Die ganze Versammlung erhebt sich entblößten Hauptes von den Sigen; zuletzt steht der Ammeister auf, küßt das Barett und spricht: „Bei Schöffen und Amman einer löblichen und freien Stadt Straßburg, die Messe ist aberkannt!“ Damit ist die Versammlung geschlossen. Lauter, endloser Jubelruf von außen folgt auf die feierliche Stille im Saale. Es war ein großer geschichtlicher Augenblick. Die Brücke des Rückzuges ist abgebrochen; Straßburg, die mächtige freie Reichsstadt, hat sich offen gegen die Messe und damit für die Reformation erklärt.

Bald darauf wurde die neue Staatskirche von Straßburg gegründet. Die Rechte des Bischofs gingen auf den Stadtrath über. Die Geistlichen der sieben Pfarrkirchen der Stadt bildeten, unter Zuziehung von 21 Kirchspielsplegern, den Kirchenkonvent, zu dessen Vorsitzendem Martin Butzer ernannt wird.

Lange Zeit hindurch galt Straßburg als Hort des evangelischen Glaubens am Oberrhein und als Zufluchtsstätte der um ihres Glaubens willen Verfolgten, aber so blieb es nicht. Die erste Trübung erfuhr das Reformationswerk durch den unseligen Abendmahlsstreit. Vergebens suchten Butzer und Capito zwischen den Wittenberger und Schweizer Reformatoren zu vermitteln, Luther wies zürnend die dargebotene Friedenshand zurück. So geschah es, daß Straßburg und noch drei andere oberdeutsche Städte

(Konstanz, Lindau und Memmingen) sich dem von den evangelischen Ständen auf dem Reichstag zu Augsburg (1530) überreichten Glaubensbekenntniß, der Augsburger Konfession, nicht anschlossen, sondern eine besondere Schrift, die „Tetrapolitana“ oder das Vierstädtebekenntniß, aufsetzen ließen. Unwillig lehnte Kaiser Karl V. die Annahme dieses Schriftstücks und den Empfang der Straßburger Abgeordneten ab, und der harte Reichstagsabschied schien darauf vorzubereiten, daß er mit Feuer und Schwert die kezerische Lehre ausrotten wolle. Da erklärte der Rath von Straßburg, „daß er lieber Weib und Kind vor seinen Augen ermordet sehen wolle, ja die Stadt lieber zerstören lassen und selbst das Leben daran setzen, als solche Bedingungen annehmen, durch die dem Evangelium der Weg für immer versperrt würde.“

Nach vielen Bemühungen Butzer's und Capito's, und nachdem beide Theile des Streits um Worte und Silben überdrüssig geworden, kam endlich (21. Mai 1536) eine Vereinbarung zwischen den Straßburger und Wittenberger Reformatoren, die sogenannte „Wittenberger Concordie“, zu Stande. Alle Anstrengungen, auch die Schweizer in die Veröhnung mit aufzunehmen, blieben erfolglos.

Eine schwere Prüfung stand Straßburg bevor, als der Kaiser, nachdem er seinen Frieden mit den Franzosen und Türken gemacht und mit dem Papst ein Bündniß geschlossen hatte, sich anschickte, die protestantischen Stände zu bekriegen. Auch Straßburg, das dem Bunde von Schmalkalden zum Schutze der Reformation (1532) beigetreten war, stellte 2000 Mann und 12 Kanonen zum Bundesheere, das sich unter Sebastian Schärtlein von Burtenbach bei Augsburg sammelte (1546). Der Krieg nahm infolge der ehrgeizigen und selbstüchtigen Rolle, welche der protestantische Herzog Moritz von Sachsen auf Seiten des Kaisers spielte, einen schnellen und für die Sache der Protestanten unglücklichen Verlauf. Nachdem der Kaiser mit den spanischen Hilfstruppen unter Alba auf der Lothauer Heide gesiegt und die mächtigsten Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gefangen in seine Gewalt gebracht hatte, mußte auch Straßburg den Zorn des Kaisers fürchten. In diesem Augenblicke der Noth schwankte die alte treue Reichsstadt, ob sie sich dem spanischen Habsburger und seinem blutigen Alba unterwerfen oder den Schutz des Franzosenkönigs suchen sollte. Vielleicht war es auch nur ein Scheinzug, daß Jakob Sturm Unterhandlungen mit König Heinrich II. von Frankreich anknüpfte, der alsbald einen Boten mit süßen Versprechungen und lockenden Verheißungen nach Straßburg abschickte. Die Stadt aber ward infolge dieses Rückhaltes an Frankreich vom Kaiser ziemlich glimpflich mit einer Geldbuße bestraft. Dagegen mußte sie sich dem verhassten „Augsburger Interim“ (1548), jenem Reichsgeſetz unterwerfen, durch welches die Reformation zu einem tödlichen Stillstand verurtheilt wurde. Vergebens begaben sich die angesehensten Männer Straßburgs, Jakob Sturm und Martin Butzer, nach Augsburg, um eine Milderung zu erwirken; der kaiserliche Rath Granvella suchte sie mit der Drohung zu schrecken, daß man die Abtrünnigen erbarmungslos mit Feuer zwingen werde.

„Wohl!“ erwiderte der muthige Ammeister, „mit Feuer zwingen kann man die Leute, aber selbst durch Feuer sie nicht zum Glauben zwingen.“

Das Unvermeidliche geschah. Das Münster wurde wieder dem katholischen Gottesdienst übergeben (2. Febr. 1550); aber während Messe und Hochamt dort mit allem Prunk in fast leeren Räumen gefeiert wurden, waren die wenigen Gotteshäuser, in denen protestantisch gepredigt werden durfte, jedesmal überfüllt. Die Männer, welche am thätigsten für die Reformation gewirkt, überlebten diese traurige Wendung nicht lange. Meister Matthiis starb schon wenige Monate nach jenem verhängnißvollen Reichstagsbeschuß (9. Jan. 1548); sein Freund Capito war ihm schon mehrere Jahre früher (2. Febr. 1541) vorgegangen. Martin Buzer sollte sein Grab nicht in der lieben Heimaterde finden. In Straßburg, wo er bis zum letzten Augenblick heftig gegen das Interim gesprochen, war seines Bleibens nicht mehr. Mit schwerem Herzen griff der fast sechzigjährige Mann abermals zum Wanderstabe, um seine Zuflucht in der Fremde, im fernen England, zu suchen, wo ihm an der Hochschule zu Cambridge eine Stelle als Professor angetragen war. Aber die Sehnsucht nach der Heimat verließ ihn nicht mehr, er starb schon ein Jahr nach seiner Uebersiedelung (28. Febr. 1551). Auch im Grabe war seinem Leibe keine Ruhe beschieden; die blutige Maria, Königin von England, ließ in ihrem Ketzerifer die Gebeine des deutschen Protestanten aus dem Sarge reißen und auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Erst ihre Nachfolgerin, die große Elisabeth, sühnte das Unrecht, indem sie den Nachkommen Buzer's das britische Bürgerrecht verlieh.

Ein Jahr nach Buzer starb Kaspar Hedio (17. Okt. 1552); noch ein Jahr später beschloß auch Jakob Sturm (30. Okt. 1553) sein arbeits- und mühevoll, dem Dienste seiner Vaterstadt gewidmetes Leben. So war von den Urhebern und Förderern des Reformationswerkes keiner mehr am Leben, als der Augsburger Religionsfriede (1555) die Gleichberechtigung der beiden Bekenntnisse aussprach und die Religionsfreiheit in Deutschland wieder herstellte. Aber auch der Geist der Milde und der Versöhnung, welcher die ersten Reformatoren beseelte, war von ihren Nachfolgern gewichen. Die Saat der Liebe und christlichen Duldung, die jene ausgestreut, war zertreten, Unduldsamkeit und starre Buchstabengläubigkeit traten an die Stelle des lebendigen Herzensglaubens.

Noch ein anderes arges Unkraut war in Folge der religiösen Spaltung im Reiche, der Kämpfe zwischen den protestantischen Ständen und dem Reichsoberhaupt, im Elsaß aufgegangen. Die alte Reichstreue war tief erschüttert. Was Wunder, wenn die deutsche Westmark bei dem zunehmenden Verfall des Reichs ihre Blicke immer mehr auf den mächtigen Nachbar richtete, der nicht aufhörte, sie mit gleichnerischen Worten und allerlei Verföhrungskünsten zu umstricken! Als König Heinrich II. von Frankreich, welchem Kurfürst Moritz von Sachsen für die zugesagte Unterstützung seines Zuges gegen Kaiser Karl V. nach Tirol (1552) die deutschen Bisthümer Metz, Toul und Verdun verschachert hatte, vor Straßburg lagerte und die

Stadt durch einen Handstreich zu gewinnen trachtete, da waren deutscher Bürgermuth und Bürgertreue in der alten Reichsstadt noch lebendig. Die Konstabler auf der Schanze standen auf der Hut und die Geschütze waren geladen. Der alte Sebastian Schärtlein von Burtenbach, der, vom Kaiser geächtet, nun in Diensten des Königs von Frankreich stand, sagte zu diesem, auf die Bastionen weisend: „So wir hineinkämen, mit Liebe kämen wir nimmer hinaus!“ — Eine Kugel, vom Straßburger Stadtwall aus dem altberühmten Geschütz „die Meise“ gesandt, flog — so erzählt man — gerade mitten durch das Zelt des Königs beim Hausberger Brunnlein und nahm diesem vollends die Lust zu dem beabsichtigten Ueberfall. Die Straßburger aber, die durch dieses rauhe Lied ihres besten Singvogels den König von der Stadt wegeloct hatten, erhielten seitdem den Spitz- und Ehrennamen der „Meisenlocker“. Als 130 Jahre später König Ludwig XIV. nach Straßburg zog, hatte die Meise das Locken verlernt und ward in eine französische Kanone umgegossen.

1648.

Die Reunionen und der Raub von Straßburg. Das ist das trübste Blatt in der deutschen Geschichte, auf dem der Raub von Straßburg verzeichnet steht! Im hohen Saale der städtischen Pfalz sitzen wieder Ammeister und Rathsherrn, dieses Mal rathlos in der schwersten Stunde der Vaterstadt. Ein unerhörtes Ansinnen ist der deutschen freien Reichsstadt vom Franzosenkönig Ludwig XIV. durch seinen Abgesandten gestellt worden. Er fordert, sie solle ihn als ihren Oberherrn anerkennen, eine französische Besatzung aufnehmen und ihm den Huldigungseid leisten. Zugleich hat der Gesandte hinzugefügt, wenn die Stadt widerstreben und irgend einen Akt der Feindseligkeit begehen sollte, so halte der König eine hinlängliche Anzahl von Truppen mit Artillerie, Munition und Feuerwerken bereit, um sie zur „raison“ zu bringen.

Das klang anders als die honigsüßen Worte, mit denen die früheren Machthaber Frankreichs die Stadt zu fördern suchten. Es war nur ein neues Glied in der Kette von schnöden Anmaßungen, Ränken und Gewaltthätigkeiten, mit denen die französische Staatskunst seit Jahrhunderten ihr Ziel, die Erwerbung der Rheingrenze, verfolgte. Bereits hat der von dem ländergierigen König eingesetzte, unter dem Namen „Reunionskammer“ berüchtigt gewordene Gerichtshof zu Breisach (1680) den Machtpruch gefällt, daß alle im Elsaß ansässigen Reichsunmittelbaren — Fürsten, Stände und Ritterschaft — sich als Vasallen des Königs von Frankreich zu betrachten und ihm den Unterthaneneid zu leisten haben; eine große Zahl von Städten, Flecken, Dörfern, Burgen, Mühlen u. s. w. sind durch diese Alles verschlingenden Zauberprüche, weil sie nach den Angaben irgend eines aus dem Staube der Archive mühsam hervorgefundenen vergilbten Pergaments zu den im Westfälischen Frieden abgetretenen Gebietstheilen einmal im Lehnsverbande gestanden haben sollen, für französisches Eigenthum erklärt und in Frankreich einverleibt worden. Jetzt sollte die Reihe auch an Straßburg kommen.

In der Nacht vom 27. auf den 28. September 1681 hatte sich eine französische Truppenabtheilung durch Ueberrumpelung der alten Zollschanze am Rhein bemächtigt, und wer am folgenden Morgen von der Höhe des Münsterthurms die Umgegend um Straßburg überblickte, der sah im weiten Umkreis die französischen Bajonnete blitzen und die französischen Dragoner ihre Rosse im Rhein tränken.

Wo sind nun die Männer, unter deren Leitung und Rath die Stadt ehemals so wohlverwahrt war vor Pfaffentrug und welscher Raubsucht, die Schott und Brand, die Sturm und Zorn? — Wol giebt es auch jetzt im Rathe noch Männer von deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe, denen die Zumuthung des fremden Königs die Zornröthe in die Wangen treibt; aber es fehlt jener stolze, zuversichtliche Muth, der ihre Vorgänger beselte, es fehlt das Vertrauen auch die schützenden Schwingen des Reichsaars. Ein finsterner Geist ist in die alte Reichsstadt eingezogen, seitdem die frommen Jünger Loyola's drüben in Molsheim ihre Befehrungsschule begründet haben (1580), und beschleicht sogar in Gestalt von Einschüchterung und Verlockung die Gewissen der Rathsherren. Im Bunde mit den Jesuiten wirkt der verrätherische Bischof Egon von Fürstenberg, um die Kinder seines Bisthums unter die Herrschaft Frankreichs zu führen. Der deutsche Kaiser Leopold aber denkt nur darauf, die seinen Erbstaaten durch die Türken drohende Gefahr abzuwehren, und versäumt darüber die Bewachung der Westmark des Reichs vor dem weit gefährlicheren Feinde. Boten auf Boten werden von Straßburg abgesandt, um auf dem Reichstage zu Regensburg die Hülfe von Kaiser und Reich anzurufen, aber der französische Truppenbefehlshaber hat Vorkehrungen getroffen, daß alle Bottschaften aufgefangen werden und in seine Hände gelangen. So bleibt die Stadt in der Stunde der Noth sich selbst überlassen.

Wo ist nun jenes weltberühmte „Straßburger Geschütz“, das mit „Venedigs Macht und Augsburgs Pracht den Teufel und seine Kunst verlacht?“ — Wol rasseln auch jetzt Geschütze durch die Straßen nach den Stadtwällen, aber es geschieht mehr, um den Schein zu wahren und der aufgeregten Stimmung Genüge zu thun, als weil man ernstlich an Vertheidigung denkt, denn man hat ihnen nicht einmal Munitio n mitgegeben. Wie soll auch die kaum 800 Mann starke Truppe der Stadtmiliz einen Widerstand gegen die kriegskundigen Heere wagen, die in der Stärke von 30,000 Mann die Stadt umlagern!

In dieser Bedrängniß beschließt die Rathsversammlung, eine Abordnung in das französische Lager zu entsenden und Unterhandlungen mit dem daselbst zu Illkirch, eine kleine Stunde von der Stadt, bereits eingetroffenen Minister des Königs, dem Marquis von Louvois, anzuknüpfen. Mit beklommenem Herzen begeben sich die würdigen Männer nach dem Zelte des Mannes, dessen Name durch die auf seine Anstiftung in deutschen Landen verübten Kriegsgreuel und Verwüstungen mit einem unauslöschlichen Brandmal besetzt ist. Sie berufen sich auf die deutsche Geschichte ihrer Vaterstadt, auf die Friedensschlüsse von Münster und Nimwegen, durch welche

ihre Freiheit und Zugehörigkeit zum Reiche ihr ausdrücklich gewährleistet, auf die Vorgänge, durch welche der König von Frankreich selbst ihre Unabhängigkeit wiederholentlich anerkannt habe; sie heben hervor, „daß in jedem Fall es eine sichere Sache sei, wie die Stadt Straßburg von Alters her mit eidlicher Treue an Kaiser und Reich gebunden, daß sie daher nicht allein über sich verfügen könne.“ Der Minister erklärte ihnen kurz und fest, nicht zu berathen sei er gekommen, sondern um den Willen seines Königs und Herrn zu vollziehen; er bewillige ihnen Bedenkzeit bis zum Abend — verstreiche der Tag ohne Entscheidung, so werde er fernere Rücksichten nicht nehmen, vielmehr den morgenden Tag (30. Sept.) bis zum Letzten gehen.



Das Haus in Illkirch, wo die Kapitulation vom Jahre 1681 unterzeichnet ward.

„Die Stadt hat die Wahl“, fügt der rauhe Kriegsmann hinzu, „sich freiwillig zu unterwerfen oder als rebellisch traktirt, mit wirklicher Belagerung von 35,000 Mann angegriffen und der äußersten Verfolgung und des Ruins, so durch Feuer und Schwert geschehen kann, gewärtig zu sein.“

Während die Abgeordneten die Drohungen des französischen Kriegsministers in seinem Zelte über sich ergehen lassen müssen, steigt die Aufregung in der Stadt bis auf das Aeußerste. In der Pfalz ist der Rath beständig versammelt, in ihren Zunftstuben berathen die Handwerker. Sechzig Bürger haben die Wacht vor dem städtischen Rathhaus übernommen, andere spähen von den Wällen hinab ins Freie.

In allen Kirchen werden öffentliche Gebete gehalten; im alten Münster hört man wieder wie zur Reformationszeit den Nothruf:

„Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort,
Steure des Papstes und Türken Mord!“

Man dachte statt des Türken wol einen Andern, aber man wagte nicht, ihn zu nennen, aus Furcht, daß ein Späher sich eingeschlichen haben könnte.

Endlich kehrt die städtische Gesandtschaft aus dem französischen Hauptquartier zurück, bang erwartet von der Volksmenge am Thore und von der Versammlung im Rathhause. In ihren ernstern Mienen liest man den Erfolg ihrer Botschaft — kein Ausweg mehr, als freiwillige Unterwerfung unter die französische Gewalt oder hoffnungsloser Widerstand bis auf das Letzte! Ob die Franzosen es auf diesen wirklich ankommen lassen, ob sie vor einer solchen Vergewaltigung und schweren Verletzung des Völkerfriedens nicht im letzten Augenblicke noch zurückschrecken würden, wenn die gesammte Bürgerschaft ihnen einmüthig und entschlossen entgegenrät, das überlegt man nicht mehr. Die zur Entscheidung bewilligte Frist naht dem Ablauf. Es ist fünf Uhr Nachmittags. Die Stimmen im Rathe werden gesammelt, — die Mehrzahl erklärt sich für Unterwerfung. Nach der Verfassung ist noch die Zustimmung der Bürgerschaft einzuholen, aber der französische Vertreter wird bereits von dem erwünschten Stande der Dinge benachrichtigt, um die angedrohten Gewaltmaßregeln von der Stadt abzuwenden. Andern Tags wird die Bürgerschaft befragt. Von aller Hülfe und Leitung verlassen, glaubt auch diese, sich in das Unabänderliche schicken zu müssen. Allein die Schneiderinnung stimmt für Vertheidigung bis auf den letzten Mann.

Noch ehe die Bürgerschaft sich erklärt hatte, besetzte schon der französische General Montclar mit 15,000 Mann die Stadt, und einige Tage später wurden Richter, Konsuln und Senatoren der „königlichen Stadt“, bevor sie von Kaiser und Reich ihres Eides entbunden, für den neuen Gebieter in Eid genommen. Gleichzeitig begann Bauban seinen Festungsbau, um die geraubte Stadt in sichern Verwahrsam zu bringen und ihre Hörner gegen Deutschland zu kehren. Der Kriegsminister aber berichtete an den König: „Eure Majestät darf darauf zählen, daß, wenn die Citadelle vollendet und am Ende der Brücke nach der Breisgauer Seite zu ein Fort mit vier Bastionen errichtet ist, keine Macht in Europa es wagen wird, Eure Majestät mit Gewalt von diesem Posten zu vertreiben.“

Der Raub von Straßburg mitten im Frieden war vollzogen. Nunmehr begann die französische Fremdherrschaft, ihren Einfluß zu entfalten. Unter den Bestimmungen der Kapitulationsurkunde befand sich auch der Zusatz von dem französischen Minister, daß die Kirche „Notre Dame“, sonst „Münster“ genannt, dem katholischen Gottesdienst übergeben werden solle. Infolge dessen hielt am 20. Oktober der Bischof Egon von Fürstenberg von Zabern aus, wohin seit der Reformation der Bischofssitz verlegt war, mit Pauken und Fahnen in feierlicher Prozession seinen Einzug in die Stadt und das Münster. Drei Tage später erschien König Ludwig XIV. selbst in Begleitung seiner Familie und eines glänzenden Hofstaates unter triumphirendem Schaugepränge in Straßburg. An dem Haupteingang des Münsters empfing ihn der gleißnerische Bischof, der bereits seit anderthalb Jahren ein Jahrgehalt von 60,000 Livres vom Könige von Frankreich bezog, reichte dem Allerchristlichsten Könige das Kreuzifix zum Kusse und

begrüßte ihn darauf mit der gotteslästerlichen Aneide: „Nachdem ich durch den Arm Eurer Majestät in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher die Gewaltthätigkeit der Ketzer meine Vorfahren vertrieben hat, kann ich wol mit dem alten Simeon sagen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!“ — Um die Andacht dieses mit dem Heiland verglichenen Königs nicht durch den Anblick eines Ketzers zu stören, war Befehl gegeben, daß bei schwerer Buße kein Protestant während der Anwesenheit Ludwig's in Straßburg seinen Fuß in das Münster setzen dürfe.

Ganz Europa war betroffen von der Gewaltthat des französischen Machthabers. „Alle Welt kann sich gar nicht von der Bestürzung erholen“ — so schrieb in jener Zeit ein Franzose selbst aus Würzburg an den General Montclar — „daß die Franzosen Straßburg ohne einen einzigen Kanonenschuß eingenommen haben, und alle Welt sagt, dies sei das Wagenrad, mittels dessen man in das Reich rollen werde, und jetzt sei die Thür zum Elsaß geschlossen.“ —

Der Kaiser aber befand sich auf dem Reichstage zu Regensburg und ließ sich in langwierige und schleppende Verhandlungen mit dem französischen Gesandten ein, anstatt auf die dem Reiche angethane Schmach die allein würdige Antwort mit dem Schwerte zu geben. Seine Augen blieben mehr auf Wien gerichtet, das die Türken bedrohten, als auf Straßburg, wo die Franzosen bereits standen. Je größer aber die Türkengefahr, desto hochfahrender wurde der Ton der französischen Unterhändler. Endlich (15. Aug. 1684) schloß der Kaiser für das Reich den schmachvollen zwanzigjährigen Waffenstillstand von Regensburg, nach welchem alle bis zum 1. August 1680 gefällten Machtprüche der Reunionskammern nachträglich gutgeheißen und Straßburg in französischen Händen belassen wurde. Der spätere Friede zu Rijswijf (1697) bestätigte den unglücklichen Vertrag.

Mit der Einverleibung in Frankreich schließt die ruhmvolle Geschichte der freien Reichsstadt Straßburg. Die städtische Verfassung wurde zwar dem Scheine nach unverändert beibehalten, aber ein königlicher Prätor hatte die Oberaufsicht über das ganze Stadtwesen zu führen, und die französische Regierung sorgte dafür, daß diese Stelle nur mit solchen Menschen besetzt wurde, die sich zu willigen Werkzeugen für ihre Pläne und Absichten erniedrigten. Die Rechte und Privilegien der Stadt sanken zu einer leeren Förmlichkeit herab. Die französische Sprache wurde (1685) als Amtssprache eingeführt; ja, es erging sogar der Befehl an alle Einwohner, sich französisch zu kleiden. Die Jesuiten von Molsheim siedelten nach dem Bruderhof in Straßburg über und betrieben die Bekehrung der Elsässer. Wer zum katholischen Glauben übertrat, erhielt für drei Jahre Befreiung von den Abgaben. Die Protestanten aber mußten an allen Orten, wo sie nur den dritten Theil der Bevölkerung bildeten, ihren Gottesdienst einstellen und blieben außerdem der Verfolgungswuth und den Quälereien durch sogenannte Dragonerbekehrungen ausgesetzt. So verstand der Allchristlichste König die dem Elsaß von ihm ausdrücklich verbürgte Religionsfreiheit.

In dieser Zeit der mit Bruch der Verträge, Verlockung zum Meineid und Gewaltthätigkeiten aller Art sich ankündenden Fremdherrschaft ist es erhebend, Männer zu finden, welche die Freiheit des Glaubens und Gewissens höher achteten, als die mit dem Opfer ihrer persönlichen Unabhängigkeit erkaufte Gunst eines Despoten. In die Reihe dieser Männer gehört Herr Dominik von Dietrich, Ammeister von Straßburg, dessen Name leider auch unter der Urkunde der Uebergabe von Straßburg steht. Am Versailler Hofe verdächtigt, daß er in seiner einflussreichen Stellung den Befehrungsversuchen der französisch-jesuitischen Partei entgegenwirke, wurde Dietrich nach der französischen Hauptstadt beschieden, dort monatelang unter nichtigen Vorwänden festgehalten und mit Listen, Ränken, Verlockungen, endlich Drohungen aller Art berückt, damit er seinen evangelischen Glauben abschwöre und dadurch seinen Mitbürgern ein löbliches Beispiel ihrer neuen christlichen Unterthanenpflicht gebe. Als alle Versuche erfolglos blieben, ward er durch einen Federzug des unumschränkten Machthabers seines Amtes entsetzt und nach einem kleinen Städtchen im Innern Frankreichs — Gueret in der Marche — fern von der Vaterstadt und den Seinigen, verwiesen. Hier legte jedoch der muthige Mann in die Hände seines scheidenden treuen Dieners eine Bekenntnißschrift nieder, welche als Zeugniß seiner Glaubens-treue dienen sollte, wenn im Falle seines Todes von anderer Seite das Gegentheil ausgesprengt würde und kein anderer Mund sich aufsthum könnte, um die Wahrheit zu bezeugen. Nachdem sein Lebensmuth durch unausgesetzte Quälereien während einer Reihe von Jahren gebrochen war, erhielt er die Erlaubniß, in seine Vaterstadt zurückzukehren, wurde aber auch hier von den französischen Spähern überwacht und mußte jedem Verkehr mit der Außenwelt und seinen Mitbürgern entsagen. Am 9. März 1694 starb der vielgeprüfte, glaubensfeste Greis, der letzte Ammeister der freien Reichsstadt Straßburg. Ehre seinem Andenken! —

Die Jakobiner von Straßburg. Ein Jahrhundert der Fremdherrschaft hat den deutschen Charakter der Stadt noch nicht zu verwischen vermocht. Hier und da sind an Stelle der alten hölzernen Häuser neue stattliche Gebäude im neu-modischen französischen Geschmack entstanden; die engen, krummen Gassen sind großentheils geschwunden und neue freie Plätze angelegt worden, aber das alte reichsstädtische Aussehen ist dennoch geblieben. Die bunten Uniformen des französischen Militärs machen ebenso wie die dunkeln Trachten der Jesuiten, Kapuziner und Franziskaner, die sich allmählich wieder eingemischt haben, immer noch den Eindruck des Fremdartigen; dagegen haben sich die altalemannische Kleidung, die altreichsstädtischen goldenen und silbernen Schnepphauben der Bürgerfrauen, die zierlich um den Kopf gewundenen, durch eine Nadel festgehaltenen Zöpfe der Mädchen immer noch heimisch erhalten. Nach dem lockern politischen Zusammenhange mit dem immer mehr in Verfall gerathenen Deutschen Reiche ist nirgends Sehnsucht vorhanden; aber durch das innerste Leben des Volkes, durch sein Dichten und Denken, seine Sprache und Sitte klingt der deutsche Grundton hindurch. Nur der Boden ist französisch geworden, die Herzen sind deutsch geblieben!

Da machten sich die ersten Schwingungen der Französischen Revolution auch im Elsaß bemerkbar. Die Notablenversammlung hatte die Berufung der Provinzialstände vorbereitet; darauf erfolgte die Einberufung der Reichsstände nach Paris (Mai 1789). Zum ersten Male trafen die Abgeordneten des Elsaß in der französischen Hauptstadt mit den Vertretern des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes aus dem gesammten Königreich zusammen, um mit ihnen gemeinschaftlich über das Wohl des Landes zu berathen, in dem ihre Heimat, das Elsaß, trotz der mehr denn einhundertjährigen französischen Herrschaft immer die Stellung einer fremden Provinz eingenommen hatte.



Blick auf die Pfalz, das alte Stadthaus von Straßburg. (Von den Arkaden aus.)

Auf die Erhaltung dieser Stellung und ihrer verbürgten Privilegien legten auch die elsässer Abgeordneten in der französischen Nationalversammlung das größte Gewicht. Ja, in jener denkwürdigen Nacht Sitzung des 4. August, als alle Stände mit fieberhafter Hast sich beeilten, ihre Sonderrechte dem Gemeinwohl zum Opfer zu bringen und den Bruch mit einer tausendjährigen Vergangenheit ganz plötzlich zu vollziehen, wagten die Straßburger Abgeordneten, aus deutschem Gewissen heraus für die Heiligkeit der beschworenen Verträge einzutreten, durch welche die Rechte und Privilegien ihrer Heimat unter den Schutz des Völkerrechts gestellt seien.

Anders sah es freilich damals schon in Straßburg aus. An der Spitze der Stadtverwaltung stand als königlicher Kommissar an Stelle des erkrankten Prätor Gérard (seit 6. Juli 1789) Herr Friedrich von Dietrich (geb. 1748), ein Mann von lauterster Gesinnung und wohlwollendem Charakter. Er hatte seine Studien größtentheils in Paris gemacht und war unter den verführerischen Ideen gereift, welche vor dem Ausbruche der Revolution dort mit Vorliebe gepflegt wurden.

Büßig hingegeben an die großen Gedanken des neuen Zeitalters, wünschte er auch Straßburg der Segnungen der Revolution theilhaftig zu machen. Das aber war die tragische Schuld dieses rechtschaffenen, edel denkenden Mannes, daß er um der neuen Aera willen mit der alten deutschen Vergangenheit seiner Vaterstadt brechen zu müssen glaubte.

Ein solcher Mann war den damaligen Leitern der französischen Regierung sehr willkommen. Die altehrwürdige reichsstädtische Verfassung Straßburgs war ihnen längst ein Dorn im Auge. Schon vor dem Bastillesturm sah man auf den Gassen Straßburgs unheimliche Gesellen, welche durch wilde Freiheitsreden und gelegentliche Weinspenden auf die Menge zu wirken, auch die ärmeren Volksklassen gegen die Patrizier im Rath und in den Ausschüssen aufzuregen suchten. Die Nachricht von der Erstürmung der Bastille, der alten Zwingburg der französischen Könige, wurde von ihnen aufs Neue zur Erregung der Massen benutzt. Aufrührerische Volkshaufen zogen (21. Juli 1789) nach dem Rathhause, drangen in die Säle, plünderten die Urkunden und rissen das alte Streitbanner der Stadt in Stücke, ohne daß die Stadtbehörden oder der französische Truppenkommandant gegen die Aufrührer einzuschreiten wagten. Kurze Zeit darauf (11. August) legten sämmtliche Rathsherren und die dreihundert Schöffen ihre Stellen nieder. Das war das Ende einer mehr als vierhundertjährigen Verfassung.

Von der französischen Nationalversammlung in Paris erhielt die ehemals freie Reichsstadt gleich den übrigen Städten Frankreichs ihre Kommunalverfassung zugeschnitten. Neben dem Maire bildeten fortan 17 Municipalitätsräthe und 36 Notablen, die aus unmittelbaren Volkswahlen hervorgingen, die neue Stadtbehörde. Zum ersten Maire von Straßburg wurde Friedrich von Dietrich gewählt. Im Hotel de ville — so hieß nämlich jetzt die städtische Pfalz — empfing der neugewählte Maire (18. März 1790) aus den Händen des letzten Städtemeisters das Siegel der Stadt, und auf einer festlich geschmückten Tribüne, an der Place d'armes, d. h. dem Paradeplatz, errichtet, leistete die Municipalität vor der versammelten Menge den Bürgereid; aber trotz aller Theatereffekte, trotz Glockenläuten und Geschützsalven stand doch das Schauspiel weit zurück hinter der einfachen Würde des alten Straßburger Schwörtags.

Damit war der Bruch mit der deutschen Vergangenheit vollzogen, der Uebergang in die französische Staatsordnung verwirklicht.

Friedrich von Dietrich fühlte wol die tiefe Abneigung, die in der Seele des Volkes gegen die neuen französischen Einrichtungen vorherrschte; er sah, daß seine eifrigsten Bestrebungen, Straßburg und das Elsaß in die neue

Ordnung der Dinge hinüberzuführen, unter den Straßburgern selbst auf Widerstand stießen, und suchte daher seine Stütze unter den zahlreichen Einwanderern — Franzosen und Deutschen, welche sich in der Hauptstadt des Elsaß niederließen — jene, um die Bürgerschaft im revolutionären Sinne zu bearbeiten, diese, weil sie für die Freiheitsideen, denen sie huldigten, in ihrem Lande keinen Boden fanden. Unter den Letzteren befand sich ein Mann, dessen Name in der Geschichte Straßburgs eine verhängnißvolle Bedeutung erlangt hat. Eulogius Schneider (geb. 20. Okt. 1756), der entlaufene Würzburger Franziskanermönch und entlassene Bonner Professor, glaubte hier in der ehemaligen freien Reichsstadt den geeigneten Platz zu finden, um den Traum von einer großen, alle Menschen als Brüder umfassenden Republik, in der es keinen Unterschied der Nationen und Stände geben sollte, der Verwirklichung näher zu führen.

Durch den Schutz des Maire Dietrich und des konstitutionellen Bischofs Brendel erhielt Schneider die Stelle eines Generalvikars am Münster und Lehrers in Straßburg. Hier gab er seine Zeitschrift „Argus“ heraus und gründete nach französischem Muster einen Jakobinerklub, in welchem damals noch deutsche und französische Jakobiner, der Schuhlicker Jung, Butenschön, Cotta, sowie Monet, Teterel, Laveau u. A. neben einander saßen. Bald wurde Schneider hier der heftigste Stürmer; der Maire Dietrich dächte ihm langsam und mattherzig und wurde von ihm in seiner Zeitschrift als ränkevoll und doppelzünftig verdächtigt. Eine Zuschrift des Maire an die Nationalversammlung zur Vertheidigung des bereits im Temple gefangenen unglücklichen Königs (August 1792) genügte, um den Verdacht begründet erscheinen zu lassen.

Friedrich von Dietrich, welcher das Meiste dazu gethan, um den revolutionären Ideen des jungen Frankreich im Elsaß Eingang und Verbreitung zu schaffen und in dessen Salons der französische Ingenieurkapitän Rouget de l'Isle das Kriegslied der Revolution, die Marseillaise, in Musik gesetzt hatte, ward als „geheimer Aristokrat“ vor das Revolutionstribunal zu Paris beschieden.

Das Rad war ins Rollen gekommen. Bald nach den Septembemorden und der Erklärung der Republik (22. Sept. 1792) fanden sich zwei Volksvertreter aus der gesetzgebenden Versammlung, Couturier und Denzel, in Straßburg ein, um das revolutionäre Feuer zu schüren. Von ihnen ward der französische Jakobiner Monet zum Maire von Straßburg, der deutsche, Schneider, zum öffentlichen Ankläger des Gerichtshofes ernannt. Nun begann die Schreckensherrschaft in Straßburg, die Reihe der Verhaftungen, Verurtheilungen und Verbannungen, durch welche alle Gegner der Republik vernichtet werden sollten. Täglich ward die Guillotine in den Straßen umhergeführt und endlich ständig auf dem Paradeplatz aufgeschlagen. Zu seiner Unterstützung rief Monet eine Anzahl brotloser „Patrioten“ aus den französischen Nachbarstädten herbei, um „das Departement des Niederrheins auf die Höhe der revolutionären Bewegung zu erheben“. In ihren langen blauen Röcken, mit rothen Jakobinermützen, rasselnden Schleppeäbeln,

meistens mit dicken Schnurrbärten, drangen diese „Apostel der Freiheit und Gleichheit“ in alle Vereine und Gesellschaften und suchten die gemäßigeren deutschen Jakobiner zu überschreien und durch Drohungen mundtot zu machen, wofür sie täglich 15 Francs aus Staatskassen erhielten. Niemand war in seinem Hause vor Angebern und Späbern sicher. Die Kirchen wurden geschlossen und das ehrwürdige Münster zu einem Tempel der Vernunft entweiht. Ja, der Wahnsinn der französischen Revolutionsmänner ging so weit, die mächtige Thurmpyramide abtragen zu wollen, weniger, weil sie gegen das Gesetz der Gleichheit verstieß, als weil sie von deutschen Händen gebaut war und auf französischem Boden nicht ihresgleichen hatte. Als sich der Ausführung große Schwierigkeiten entgegenstellten, begnügte man sich, die Bildwerke an den Portalen verstümmeln zu lassen.

Entrüstet über das ekle Treiben der Fremden in ihren Mauern, wandten sich die Straßburger Sektionen an den Nationalkonvent zu Paris mit der dringenden Bitte, demselben ein Ende zu machen. „Gesetzgeber!“ hieß es am Schlusse des Bittschreibens, „wir verbinden unsere Stimmen mit denen, welche am Ufer der Gironde und der Rhone erschallt sind; verbannt aus Eurer Mitte alle Uneinigkeit, gebietet Stillschweigen den Volksbühnen, denn sie drücken den Wunsch des Volkes nicht aus!“ — Das Schreiben traf gerade am Vorabend des Tages in Paris ein (31. Mai 1793), an welchem die Partei der Gironde im Konvent gestürzt wurde, und die jetzt aus Ruher kamen, waren gerade ihre erbittertsten Gegner. Abermals erschienen zwei Abgeordnete des Konvents, Saint-Just und Le Bas, in Straßburg, Menschen ohne Herz und Gewissen, denen die Guillotine unter den Deutschen in Straßburg noch nicht genug gearbeitet hatte und welche durch Massentötungen die Stimme der Gerechtigkeit schweigen zu machen wähnten. „Wir wissen, daß in Eurer einzigen Stadt mehrere tausend verdächtige Personen sich befinden“ — hieß es in ihrem ersten Erlaß an die städtischen Behörden — „eilet, sie auszuforschen; wir verlangen noch heute die Namen aller Verdächtigen!“ — In allen Häusern wurden Nachsuchungen angestellt, die Offiziere der Nationalgarde abgesetzt, alle Beamten, die einen deutschen Namen führten, in Anklagestand versetzt; die Gefängnisse füllten sich und die Guillotine trat von Neuem in Thätigkeit. Die meisten der deutschen Jakobiner wurden nach Dijon in Haft gebracht.

Eulogius Schneider befand sich zu der Zeit, als die Sendlinge Robespierre's in Straßburg erschienen, auf einer sogenannten Justizfahrt mit der Guillotine durch das Land. „Elf Köpfe fielen in zehn Tagen“, berichtet er in seiner spätern Vertheidigungsschrift darüber; die Furcht vor der Guillotine lieferte ihm bei diesem Schreckenszuge auch das Mädchen — Sara Stamm aus Barr — in die Arme, das er zu seiner Gattin auserkoren hatte. Unter Vortragung der Revolutionsfahne, der ein Ehrengelaitreitender Nationalgardien mit gezogenem Säbel folgte, zog er darauf am 24. Frimaire (15. Dez. 1792) im sechsspännigen Wagen mit seiner jungen Gattin in Straßburg ein. Aber schon in derselben Nacht ward er aus dem Schlafe gepocht und in Haft gebracht. Nicht die Ueberschreitung der

Befugnisse, nicht die Unthaten, die er in revolutionärem Wahnsinn begangen, waren ihm zur Last gelegt worden — er war vielmehr nach Ansicht der Konventskommissare zu milde und nachsichtig gegen die Deutschen verfahren — sondern die „öffentliche Verhöhnung republikanischer Sitten“ bei seinem Einzuge war das Vergehen, dessen er beschuldigt war.

Am folgenden Morgen sahen die Bewohner Straßburgs ihren Quäler am Schandpfahl der Guillotine ausgestellt, und bald darauf ward er mit geschlossenen Füßen nach Paris abgeführt und in demselben Gefängniß untergebracht, in welchem der auf seinen Antriebe verhaftete ehemalige Maire von Straßburg, Friedrich von Dietrich, noch des Urtheils harrete. „Woher kommt es, daß Dietrich und sein heftigster Gegner sich in demselben Gefängniß wiederfinden?“ — schrieb Schneider aus seiner Zelle in der Abtei an die Pariser Jakobiner. Vielleicht, daß ihm bei dieser Frage denn doch einmal die Ahnung dämmerte von dem gerechten Walten der Vorsehung und von einem ewigen Sittengesetze!

Am 29. Dezember beschrift Friedrich von Dietrich das Blutgerüst zu Paris; er war der Enkel jenes letzten Ammeisters der freien Reichsstadt, der die Urkunde der Uebergabe seiner Vaterstadt unterschrieben. Drei Monate später (1. April 1793) fiel das Haupt von Eulogius Schneider unter demselben Fallbeil.

Zu Straßburg wütheten die französischen Jakobiner noch wilder als vorher. Unter dem Vorsitze Monet's berieth man über die Maßregeln, um den nationalen Geist im Departement des Niederrheins umzuschaffen. Zu den darauf zielenden Vorschlägen gehörte auch der einer Massenüberführung der im Elsaß ansässigen Deutschen nach dem Innern Frankreichs und einer Vertheilung ihrer Güter an die französischen Patrioten. In den Klubs drang man auf eine Wiederholung der Pariser Septembermordscenen in den Straßburger Gefängnissen, und es wurde der Antrag berathen, 6000 Mann der elsässer Bürgerschaft auf Schiffen zum Angriff gegen Kehl zu befehlen, um sie mitten auf dem Rhein den Geschützen der Deutschen preiszugeben und zugleich von den französischen Batterien aus in Grund bohren zu lassen. Aber der Blutbecher war bereits bis zum Uberschäumen voll. Am 9. Thermidor (27. Juli 1794) wurde die Herrschaft der Schreckensmänner in Paris gestürzt; in Folge dessen wurden der Maire Monet seines Amtes entsetzt, die Gefangenen und Verdächtigen freigegeben, das Münster wieder dem Gottesdienste geweiht. Auch den deutschen Jakobinern im Gefängniß zu Dijon, deren Verurtheilung sich bis dahin verschleppt hatte, brachte der Sturz Robespierre's die Freiheit.

Ein schwerer Alp war den Straßburgern vom Herzen genommen. Aber die Folgen der Revolution zitterten noch lange nach. Furcht und Schrecken hatten manches deutsche Gewissen eingeschüchtert, manche Familie aus ihrer Heimat verschendt. Das Elsaß hatte seine Stellung als besondere Provinz verloren. Die beiden Departements Ober- und Niederrhein, welche aus demselben gebildet worden waren, standen den übrigen französischen Departements in Einrichtung, Verwaltung und dergl. völlig gleich.

Für das jüngere kriegerische Geschlecht gab es indessen bald noch ein stärkeres Bindemittel mit Frankreich — es war der Kriegsrühm der Napoleonischen Zeit. Das Elsaß stellte Napoleon I. seine besten Soldaten und einen Theil seiner ausgezeichnetsten Generale, von Kellermann, den Sieger bei Valmy, und Lesèbvre, den Ruffacher Müllerssohn und späteren Herzog von Danzig, bis auf Kleber und Kapp, den Vertheidiger von Straßburg, als Napoleon schon bei Waterloo unterlegen war.

Aber diese kriegerische Blutsverbrüderung mit Frankreich hat das heiligere Band der Blutsgemeinschaft mit Deutschland nicht zu lösen vermocht. Trotz aller Verwelschungs- und Befehrungsversuche, trotz Revolution und Kriegsfahrten blieb der Grundzug im Charakter der Elsässer ein deutscher.

Am 7. Thermidor 1794 erließ der Verwalter des Niederrheins noch eine Verordnung, in der es hieß: „Gebt sogleich Befehl, Bürger-Repräsentanten, daß alle Glocken- und anderen Thürme niedergedrissen werden nebst demjenigen, der zu Straßburg auf dem Tempel des höchsten Wesens steht!“ . . . Zwei Tage darauf am 9. Thermidor, war die französische Schreckensherrschaft gestürzt, und der alte deutsche Münsterthurm stand ernst und ehrwürdig wie zuvor und sah auf das wechselnde Treiben der Menschen unter sich herab.

Die Hochschule. Wehende Fahnen, Jubelklänge, festliches Gewoge die Straßen auf und ab! Grüne Gewinde schlingen sich um die aufgepflanzten Masten vor dem alten Schloßgebäude, und hoch vom Münsterthurm herab weht die Fahne des Deutschen Reichs. Waren zweihundert Jahre der Fremdherrschaft nur ein banger böser Traum, und ist die deutsche Reichsstadt wie Dornröschen aus dem Schlummer erwacht? — Eine neue Freistadt soll dem geistigen Streben geöffnet, eine Warte des deutschen Geistes hier an der Westmark des Reichs errichtet werden.

War doch die Hochschule zu Straßburg ehemals so reich an edlen Geisteskräften, von den Pflanzern und Pflegern der ersten Keime, dem vielgenannten Ammeister Jakob von Sturm und seinem Stammesgenossen, dem treuen Lehrer der Jugend Johannes Sturm (geb. 1507 zu Sleida an der Eifel, gest. 1589 zu Nordheim) bis auf den begeisterten Musensohn, der hier die durch sein ganzes Leben nachwirkenden Eindrücke für die herrlichsten Schöpfungen seines Dichtergenies empfing, bis auf Wolfgang Goethe! —

Schon in der Reformationszeit entwickelte sich die von den beiden Sturm (22. März 1538) ins Leben gerufene Schulanstalt zu hoher Blüte. Kaiser Ferdinand II. verlieh derselben (1621) die Gerechtsame einer deutschen Hochschule. Zu derselben Zeit, als in Böhmen der blutige Glaubenskrieg entbrannte, der in seinen Folgen so verhängnißvoll für das Schicksal des Elsaß wurde, fand hier die Eröffnung der Hochschule statt (14. Aug. 1621). Sie verknüpfte noch lange als geistiges Band das verlorene Grenzgebiet mit dem Mutterlande, nachdem die politische Verbindung längst gelöst war.

Den ergößlichsten Theil der damaligen Einweihungsfeierlichkeiten bildete die Aufführung einer „Tragico-Comoedia, von Ausföhrung der Kinder Israels aus Egypten, darbey sich mehr als 10,000 Zuseher befanden, so daß auch das Volk auf dem großen Plan und den aufgeschlagenen Staketen nicht sitzen können, sondern im Collegio oben allenthalben die Dächer durchbrochen. Zu Eingang der Comödi hat sich, nachdem zuvor etliche Trompeten tapffer ertönen lassen, auch Kesseltrommeln darbey geschlagen, erstlich der Rhein mit seinen drei Mägden, deren eine den Jllstrom, die andere die Rintzig, die dritte die Preusch (Breusch) gewesen, präsentirt und den Zuhörern angezeigt, daß diese Comödi Gott, dem römischen Kaiser, Churfürsten von Mainz und Landgrafen Ludwigen von Hessen-Darmstadt zu Ehren gehalten werde. Hernach ist bei dieser Action sehr lustig zu sehen gewesen die Ertränkung der israelitischen Kinder in Egypten, die starken Frondienst in Egypten, der brennende Busch, die Verwandlung des Stabs Moses in eine Schlange, die Verwandlung des Wassers in Blut, die Frösch, die Läuß, die Finsterniß, der Hagel und Ungewitter, die Wolkenseul und feurige Seul, wie auch das rothe Meer, durch welches die Kinder Israels trockenen Fußes hindurchgegangen, Pharao aber und seine Zugehörigen sampt Pferden und anderen verschlucket worden.“

Eine Reihe berühmter Männer sind aus der alten Hochschule hervorgegangen. An ihr wurde „unter vierundzwanzig gelehrten Magistern“ Johann Michael Moscherosch (geb. 1601 zu Wilstädt bei Straßburg, gest. 4. April 1669) einstimmig mit dem ersten Preise gekrönt, später berühmt als Sittenschilderer aus der grausamen Kriegszeit und als zürnender Strafprediger gegen alle Fremdthümelei zur Zeit, als die Fremdherrschaft bereits an die Thore pochte („Straßchriften von Philander von Sittewald“). Von hier ging Philipp Jakob Spener aus (geb. 1635 zu Rappoltsweiler, gest. 1705 zu Berlin), der mit dem Geiste christlicher Liebe und Duldsamkeit den reformatorischen Grundgedanken gegenüber der starren Rechtgläubigkeit wiederbelebte. Hier wirkten in allen Fächern der Wissenschaft tüchtige Kräfte, so als Rechtsgelehrte Schilter (1632—1705) und Scherz (1678—1754) und später der Lehrer des Staatsrechts Koch; in den Naturwissenschaften Spielmann, Ehrmann und Lobstein; als Alterthums- und Sprachforscher der treffliche Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806) und Johann Schweighäuser (1742—1830); endlich der rastlose Urkundensammler und Geschichtschreiber seines Heimatslandes Johann Daniel Schöppflin (geb. 24. Dez. 1694 zu Sulzburg, gest. 7. Aug. 1771), der Verfasser der „Alsatia illustrata“. Aus allen Gegenden Deutschlands und auch aus dem Auslande kamen Fürsten- und Bürgersöhne nach Straßburg zu seinen Vorlesungen, und als der Nestor der Wissenschaft nach fünfzigjähriger Wirksamkeit an der Hochschule sein Jubelfest feierte und die akademische Jugend mit Fackeln vor sein Haus zog (24. Nov. 1770), da befand sich unter den Feiernden ein Jüngling, der später als Dichter mit dem ersten Lorber gekrönt ward.

Lange Zeit hindurch erhielt sich die Universität in so hohem Ansehen; aber, was den unablässigen Anfeindungen der Jesuiten nicht gelungen war, das brachten die französischen Revolutionsmänner in wenigen Tagen zu Stande. Die Universität galt den französischen Jakobinern als Haupthinderniß in ihrem Plane, das deutsche Element im Elsaß zu vertilgen. Auf den Vorschlag des Maire Monet wurden die meisten deutschen Professoren in die Gefängnisse geschickt, die deutsche Hochschule aufgelöst und an ihrer Statt eine Akademie nach französischem Zuschnitt errichtet. Die verschiedenen Fakultäten bestanden in dieser Einrichtung als von einander völlig getrennte Lehrzweige unter der alleinigen Oberleitung der Verwaltungsstelle zu Paris, welche den Unterricht für alle höheren Schulen Frankreichs innerhalb bestimmter Vorschriften gleichmäßig regelt und einschränkt.

Seit einem Jahre war das Elsaß mit dem Deutschen Reiche wieder vereinigt worden; da sollte die Hochschule auf den Grundsätzen der Lehrfreiheit neu begründet und der deutschen Jugend zurückgegeben werden. Daher das lebendige Treiben in den Straßen, die frohen Gesichter der von nah und fern herbeigeströmten Festgenossen, denn aus allen Ländern sind sie gekommen, „so weit die deutsche Zunge klingt“. Die Männer vom Fuße der Alpen und vom Gestade des Baltischen Meeres haben sich mit den Stammesbrüdern aus Deutsch-Oesterreich und aus der freien Schweiz auf dem Boden des wiedererrungenen Landes zu einem Feste der edelsten geistigen Verbrüderung zusammengefunden. Die ehemalige bischöfliche Pfalz, gegenüber der Südseite des Münsters, die zum Universitätsgebäude bestimmt und eingerichtet ist, prangt im Schmucke der Flaggen und Festgewinde; der „Ehrenhof“, in den man durch das Portal vom Münsterplatz aus eintritt, ist mit einem weiten Zeltdach überwölbt, mit Tannenreisern und Gewandungen ausge schlagen und in einen großen Prachtsaal zur Eröffnungsfeier verwandelt worden. Die Brustbilder der ausgezeichnetsten Lehrer, die an der alten Hochschule gewirkt, unter denen des kaiserlichen Stifters und des Neube-gründers, wecken freudig erhebende Erinnerungen an die frühere Hochblüte derselben. Unter den Klängen deutscher Weisen und der Vortragung ihrer Fahnen erscheinen die verschiedenen studentischen Abordnungen, darauf der lange Zug der jungen Musesöhne in Samtröcken und Barett, mit Landesvätern und Waffen. Nachdem die Bannerträger ihre Fahnen um die Rednertribüne aufgepflanzt, schreitet unter feierlichen Klängen, unter Vortritt der Pedelle mit ihren silbernen Stäben, der Zug der Professoren aus einem Seiteneingange den vor der Tribüne bereitgehaltenen Sitzen zu. Der Oberpräsident von Elsaß-Lothringen, von Möller, verliest von der Rednertribüne die Stiftungsurkunde der neuen Straßburger Hochschule (vom 28. April 1871), erklärt dieselbe für eröffnet und bringt ein Hoch dem kaiserlichen Gründer. Darauf folgen die begeisterten Einweihungsworte des würdigen und hochgelehrten ersten Rektors Johann Friedrich Bruch, die Festrede des Professors Springer, endlich die Begrüßungen im Namen der Schwesteruniversitäten durch drei Abgeordnete aus dem Reich, Deutsch-Oesterreich und der Schweiz.

Den ganzen Tag über lag Majonnenglanz über die Stadt ausgegossen, und am Abend, nachdem das Festmahl der Behörden, Professoren und Ehrengäste sowie das Banket der zuerst aufgenommenen Söhne der jungen alma mater Argentinensis beendigt, erstrahlte der Münsterthurm im Zauberglanz zahlloser Lampen und abwechselnd aufgehender Buntfeuer weit in die Nacht hinaus.



Einzug der Studenten in das neue Universitätsgebäude zu Straßburg.

Ein Ausflug nach dem Odilienberge vereinigt am folgenden Tage noch einmal die Festgäste. Staunend blicken die frommen Schwestern von St. Odilien auf das bunte Gewühl in ihrem Klosterhofe und tragen immer neue Schüsseln mit kalten Speisen aus den Küchen, immer neue Körbe voll Ottrotter Weines aus den Kellergewölben den durstigen Gästen zu. Dann geht es unter Vortritt der Musikchöre und den Klängen der „Wacht am Rhein“ an den Berghöhen entlang nach dem Felsvorsprung des Männelfstein. Hier, an der alten Opferstätte der Druiden, ist unter dem freien frühlingsblauen Himmel, von Reichsflaggen umweht und von Tannenreisern umflochten, eine Tribüne aufgerichtet. Während die Festgenossen sich dort

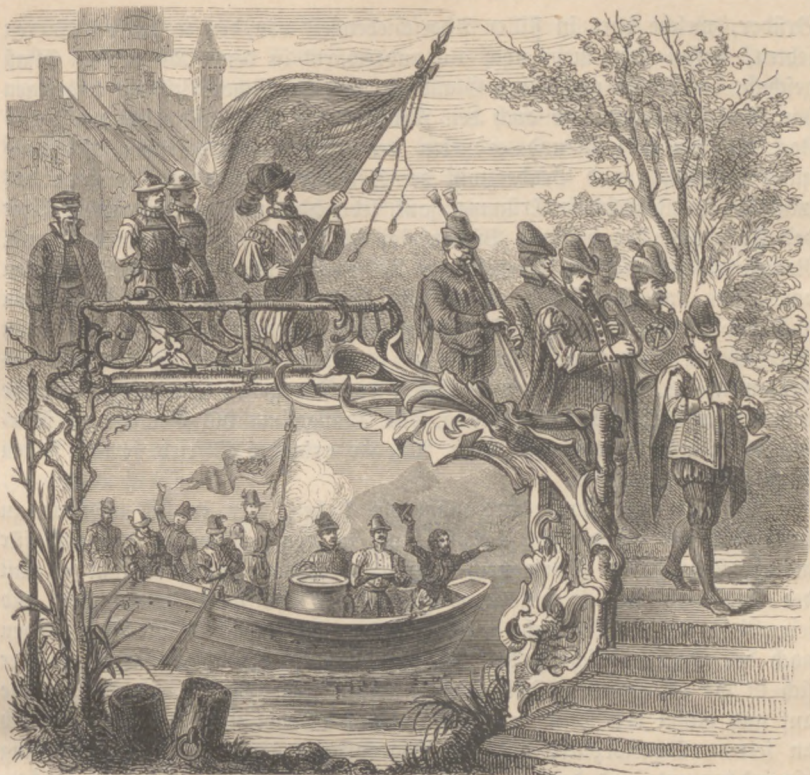
Angefihts des herrlichen Landschaftsbildes auf den Steinen der alten Heidenmauer oder in den Schründen der Felsplatte niedersezen und lagern, besteigt der Redner, Generaladvokat Bacano aus Kolmar, die Tribüne. Wie fallen da seine Worte zündend in die Herzen der Hörer, wie hebt sich jede Brust, als er spricht: „Heute stehen die germanischen Stämme fest im erprobten Bewußtsein, daß nur im Anschluß ans Ganze der Einzelne sich hebt, hohe Empfindung und männliche Kraft gewinnt; und in dieser, wahrlich nicht leicht, nicht ohne Kampf und Opfer erworbenen Sicherheit mögen wir alle Nachsicht und Geduld haben mit dem Sondergeist eines lange Verbannten, der nur allmählich des gemeinsamen Ursprungs sich bewußt wird. Ueber so manche Aussaat seiner Kindheit ist achtlos die fremde Pflugchar hinweggegangen, und ihr Eisen hat die jungen Halme zerrissen, um exotischer Pflanzung Raum zu schaffen. Wol ist dabei echt Nationales und alt Ehrwürdiges zertreten worden, fränkische Kultur hat hier und da in leicht empfänglicher Scholle tiefere Wurzeln getrieben und zumal das städtische Leben zerlegt; doch im eigentlichen kernhaften Volksthum sind die alten Saatkörner unverloren, da wächst des deutschen Weizens noch genug; auch der geeignete Boden ist da, es braucht nur Licht und Wärme, um die herrliche Ernte zu reifen!“

Den Schluß der Festtage bildete am Abend des 2. Mai ein allgemeiner Studentenkommers. Da wurde mancher kräftige Salamander gerieben, mancher vollstimmige Cantus gesungen. Dichter von beiden Ufern des Rheins und aus der Dichterstadt an der Isar hatten ihre Festgaben dazu eingesandt. Ernst und feierlich erklang das „Weihelied“ von Emanuel Geibel vor dem Trinkspruch auf den Kaiser Wilhelm; fröhlich zu Herzen tönte „Asiatia's Gruß“ von dem Straßburger Dichter Gustav Mühl, und den sprudelnden Humor entfesselte Viktor Scheffel's burleskisches „Festlied der Straßburger Studenten“:

„Wir gründen ein kerngesund Wesen
Und scheiden erst, wenn uns zum Trost
Das sämmtliche Moos der Vogesen
Die eigenen Häupter bemoost.
Stoßt an drum, Neustraßburg soll leben,
Soll wachsen und kraftvoll gebeih'n,
Als **Straße** für geistfrisches Streben,
Als **Burg** der Weisheit am Rhein!“

Dazwischen hörte man auch wieder die alte Weise, die lange Zeit hindurch nicht ohne Beimischung von Wehmuth von deutschen Lippen klang, heute so voll und freudig in die Welt hinausschallen: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!“

Ja, wunderschön ist die Stadt durch ihre alten reichsstädtischen Erinnerungen, durch ihr Münster, ihre Hochschule, durch die tausend Bande, mit denen sie dem deutschen Herzen verwoben ist, und sie wird immer schöner werden, je reiner und voller der Odem deutschen Geistes sie durchweht. Schon ist manches neue Saatkorn in den Boden gelegt, „es braucht nur Licht und Wärme“; sorgen wir für Beides, Gott wird als Drittes den Segen dazu geben!



Die Bierfestfahrt der Züricher nach Straßburg.



Elßässer Lebensbilder.

Der Mönch von Weißenburg. Meister Gottfried von Straßburg. Johann Fischart und das glückhafte Schiff. Vater Oberlin und sein Wirken in Steinthal. Ein Besuch in Seßenheim. Elßässer Dichter der Neuzeit.

Der Mönch von Weißenburg.

An der Stätte, wo vor wenigen Jahren die deutschen Waffen den ersten glänzenden Sieg über die französischen erfochten, stand in ältester christlicher Zeit eine Benediktinerabtei in Verbindung mit einer Klosterschule, um die sich in der von der Natur mit mannichfachen Reizen und Reichtümern ausgestatteten Landschaft die ersten Ansiedelungen des späteren Städtchens Wizzunburg oder Weißenburg erhoben. Die geistlichen

Brüder, welche dort in stiller Abgeschlossenheit von den weltlichen Wirren lebten, ließen sich, mehr noch als anderwärts in den Klöstern des Elsaß geschah, die Pflege christlichen Glaubens und christlicher Bildung angelegen sein; daneben lehrten sie auch den Anbau der Thäler, pflanzten den Weinstock an den Hügeln und ordneten den Betrieb der Forsten. Während unter Empörung und Bruderzwist der Söhne Ludwig's des Frommen das mächtige Frankenreich in Trümmer sank, lebte hier, mit unermüdlichem Eifer der Forschung der heiligen Bücher sich hingebend, ein frommer Mönch, Namens Otfried, der sein gelehrtes Wissen bereits aus den Klosterschulen von Fulda und St. Gallen mitgebracht hatte, wo neben der lateinischen auch die deutsche Sprache besonders gepflegt wurde. An ihn erging „von einer ehrwürdigen Frau, Judith“ — vielleicht der Wittve Ludwig's des Frommen — „die sich an der Süßigkeit der Evangelien in deutscher Sprache erfreuen wollte“, die Aufforderung, das Evangelium ins Deutsche zu übertragen. In der Erfüllung dieser Aufgabe erkannte Otfried fortan seinen wichtigsten Lebenszweck.

Es war eine schwere und mühevolle Arbeit, der er sich widmete, zu einer Zeit, als die deutsche Sprache noch so wenig entwickelt war und für manche Begriffe die Worte noch vollständig fehlten, aber er that es mit der Ausdauer und Begeisterung, zu welcher ihn seine Frömmigkeit und seine Liebe zur Muttersprache befehlten. Wenn die Andachts- und Bußübungen nach der Ordensvorschrift des heiligen Benedikt verrichtet waren, zog er sich in die Stille seiner Zelle zurück, schlug seine Bücher und Pergamente auf und nahm den Stift zur Hand; da saß er wol manche Nacht hindurch an seinem Schreibepult, bis das Tagesgrauen durch die Fensterwölbung hineindämmerte und das matte Licht seiner Thonlampe erbleichen machte; mühte sich, die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilands, seine Weisheitssprüche und Lehren in saubere deutsche Verse zu bringen und für jedes Verspaar den passenden Endreim zu finden, denn auch dadurch strebte er seiner christlichen Dichtung einen Vorzug vor den altheidnischen Volksliedern zu geben, daß er die dort angewandte Alliteration verschmähte und an ihrer Statt den Endreim einführte.

Armer Mönch! Deine Mühe und Ausdauer war eines bessern Lohnes würdig! — Wer liest heute deine „Evangelienharmonie“, den „Kriß“? — Wie Wenigen ist sie überhaupt jemals bekannt geworden! — Dein gelehrtes Deutsch blieb trotz deines Strebens dem Volke eine fremde Sprache, weil du das Volk nur von den Fenstern deiner Klosterzelle aus sahst und kanntest. So fehlt es deiner Dichtung am erquickenden, lebendigen Hauche, an der eigentlichen Lebenswärme. Anstatt uns an dem Walten des Meisters, dem Wandel seiner Jünger in frischen, lebensvollen Zügen zu erbauen, hören wir gleich Kirchenpredigten deine eigenen frommen Betrachtungen, in denen du dich mühest, „das Lob Gottes in der eigenen Zunge zu singen.“ Dein verdienstvolles Werk reicht in volkmäßiger Darstellung und lebensvoller Gestaltung nicht hinan an jene, dir selbst unbekannt, etwa dreißig Jahre früher entstandene „Evangelienharmonie“, den

„Heliand“, des sächsischen Bauern, in welcher Christus als der hehre, waltende König und weise Volksfürst, seine Jünger als die getreuen Dienermannen und die heiligen Stätten als Burgen der Heimat erscheinen! —

Dennoch darf uns dieser Vergleich nicht verleiten, von dem Werke des Weißenburger Mönchs, welches er (868) dem ersten deutschen Könige, Ludwig dem Deutschen, widmete, gering zu denken. Sein hohes Verdienst beruht eben darin, daß es das älteste Zeugniß der deutschen Muttersprache des Elsaß, daß es aus Liebe zur deutschen Sprache, zum deutschen Wesen entstanden ist, und daß es uns die Grundregeln der deutschen Verkunst erkennen läßt. Aber noch mehr! Es klingt aus jener nun mehr denn tausend Jahre alten Dichtung hier und da ein inniger und herzlicher Ton deutschen Gemüthes zu uns herüber, der heute noch in der Tiefe der deutschen Herzen wiederklingt. Wie könnten Mutterliebe und Mutterglück in der deutschen Dichtung schöner gefeiert werden als in den Worten, mit welchen der Dichter des „Kriß“ die inbrünstige Liebe der „Himmelskönigin“ zum Jesuskinde preist:

„O Seligkeit der Mutterbrust,
Die Christus selber hat geküßt;
O Seligkeit der Mutter auch,
Die ihn bedeckt, mit ihm gekost!
O selig, die ihn hat geherzt,
Die ihn gesetzt auf ihren Schoß,
Die ihn in Schlummer hat gewiegt,
Die neben sich ihn hat gelegt;
Ja selig, die gekleidet ihn,
Die mit den Windeln ihn umwand,
Und die auf einem Lager schläft
Mit einem solchen theuern Kind!
Ja selig die, die ihn umhüllt,
Wenn ihm der Frost zu schaden sucht,
Die mit den Händen und dem Arm
Umschlinget seinen theuern Leib!“

Schon um solcher Worte willen möchten wir dem deutschen Landsmann, der dort im Kloster Weißenburg mehr als tausend Jahre vor uns gelebt und gestrebt, ein dankbares Andenken bewahren. Ehre dem ersten treuen Pfleger deutscher Sprache und deutschen Sinnes im Elsaß! —

Meister Gottfried von Straßburg. Es war eine herrliche, hochherzige Zeit, als die Ruhmesthaten der mächtigen Hohenstaufenkaiser die Welt erfüllten, als Könige und Fürsten, Ritter und fahrendes Volk, von einer großen Idee fortgerissen, das Kreuz auf ihre Schultern hefteten und nach dem Morgenlande zogen, um die heiligen Stätten den Händen der Ungläubigen zu entreißen; als die Sagen der Vorzeit im Volksmunde lebten und in Burgen und Städten, von Rittern und fahrenden Sängern die Lieder ertönten zum Preise des Heldenthums und der Frauenminne. Auch an diesem reichbewegten Leben nahm das Elsaß hervorragenden Antheil; nannten sich doch die Hohenstaufischen Kaiser zugleich Herzöge des Elsaß, und wurde doch

gerade dieses Reichsland schon durch seine Lage von den großen Ereignissen der Zeit nahe berührt! Den Rhein entlang durch das Elsaß nahmen die Kaiser mit ihrem schimmernden Rittergefolge den Weg auf ihren Römerrügen; durch das Elsaß zogen die Heere der Kreuzfahrer aus dem Innern des Reichs, aus Frankreich und England nach den italienischen Häfen — ein buntes, bewegtes Leben voll Poesie und Romantik zog an den Augen der Elsässer vorüber.

Im Elsaß pflegten die Hohenstaufen auch länger und lieber zu verweilen als in anderen Gegenden des Reiches. Auf einem Eiland der Moder bei Hagenau hatten sie ihre prächtige Pfalz, zu der Friedrich Rothbart das Jagdschloß seines kaiserlichen Oheims Konrad II. erweitert hatte. Weit über die Wipfel des Reichswaldes hinaus blickte vom Haupt- und Mittelthürme der kaiserliche Adler; vier gewaltige Thürme ragten an den Ecken des Baues empor. Ueber dem mit dem Reichswappen geschmückten Haupteingang erhoben sich die in dreifacher Wölbung über einander erbauten drei Kapellen, in welchen die Reichskleinodien und verschiedene Reliquien aufbewahrt wurden. In dieser Pfalz versammelte der Rothbart Fürsten und Bischöfe zu mehreren Reichstagen. Hier beugte der aus seiner Gefangenschaft auf dem Trifels entlassene Löwenherz das Knie vor dem herrscherstolzen Heinrich VI. Hierher führte Kaiser Friedrich II. seine junge Gemahlin, die schöne Isabella von England, nach jener glänzenden Rheinfahrt, bei welcher die Bürger der rheinischen Städte Ehrendienste thaten. Hier vereinigten sich Fürsten und Gesandte aus allen Gegenden der Welt, um dem jungen Kaiserpaare Huldigungen und Geschenke darzubringen; hier in den glänzenden Hallen des freidenkenden Fürsten fanden Kunst und Wissenschaft, Dichtung und Musik Pflege und Ehre.

Bei so mannichfaltiger Anregung war es erklärlich, daß in der Hochblütezeit der deutschen Dichtkunst auch die Harfe der deutschen Sänger des Elsaß voll und kräftig in den Dichterchor einstimmte. Aus dem Elsaß, wahrscheinlich aus Hagenau, stammt Heinrich der Glichejäre — d. h. der Gleißner, weil er mit einem falschen Namen gleißte — der Wiedereroberer der alten deutschen Thiersage (ca. 1150), die, durch Franken auf französischen Boden verpflanzt und ihrer eigentlichen Heimat entfremdet, seitdem in immer neuen Bearbeitungen zu des Volkes Ergötzen in unserer Literatur wiederkehrt.

Den Reigen der Minnesänger eröffnet (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) Reinmar der Alte von Hagenau, wegen seiner anmuthigen, süßen Weisen von der Liebe Glück und Leid von seinen Zeitgenossen „Die Hagenauer Nachtigall“ genannt.

„Der aller Töne höchsten Flug
Versegelt auf der Zunge trug,
Daß wol des Orpheus süßer Sang
Von seinem Munde widerklang.“

(Gottfried von Straßburg.)

neuer Abriss von hohenstauffer
 Burgschloß zu Hagenau auch
 HAGENAW wie selbige von
 St. Georgen Kirchth
 Josephin ist
 anno 1614

Verfassetes Camb und Gott. III.



Die Kaiserburg zu Hagenau. Nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1614.

Zu Bensfelden an der Ill hatte Friedrich von Hausen, der ritterliche Sänger, seine Burg, der den Rothbart auf seinem Kreuzzuge nach dem Morgenlande begleitete und bei Philomelium unter den Vordersten im Kreuzheere kämpfte; aber voll Kampflust den Sarazenen nachsturmend, stürzte der Held im Kampfgewuhle und ward von der Wucht des auf ihn fallenden gepanzerten Rosses erdrückt. Das ganze Kreuzheer erhob statt des Siegesgeschreies Klage um den gefallenen Helden (1190, am Montag nach Himmelfahrt).

Am glänzendsten aber war das Elsaß in der Sangerschar vertreten durch den Meister Gottfried von Straßburg, den Dichter des Ritterepos von „Tristan und Isolde“. Aus dem Leben des Dichters an sich ist uns wenig, fast gar nichts überliefert worden. Bürgerlicher Herkunft, entstammte er einer angesehenen Straßburger Familie. Der stolze Unabhängigkeits Sinn seiner Vaterstadt hatte sich auch auf ihn übertragen; nirgends finden wir in seinen Dichtungen eine Andeutung, daß er nach der Gunst und dem Schutze der Großen getrachtet, wie dies bei manchen seiner Zeitgenossen der Fall war; dennoch weilte auch er gewiß ofers an dem Hofe der kunstpflegenden Hohenstaufischen Kaiser, eines Heinrich VI. und Friedrich II., und fand in der Pfalz zu Hagenau unter den Rittern und Frauen vielleicht die Vorbilder zu dem „ritterlichen Helden Tristan“ und der „schönen, wonnereichen Isolde“, welche Gedanken und Herzen nach sich zog, „als der Sirenen eine, die mit den Wundersteinen die Kiele nach sich ziehen.“ Von seiner reichen Welterfahrung und Menschenkenntniß sind Gottfried's Dichtungen das beste Zeugniß.

„Ich seh' und habe nun geseh'n
So manchen redekundigen Mann,
Daß Alles, was ich reden kann,
Mich ein Nichts dünkt im Vergleich
Mit diesen, die so redereich —“

heißt es an einer andern Stelle. Wen aber konnte er anders mit jenen redekundigen Männern meinen als die Geistesfursten seiner Zeit, die Meister in der Kunst der Rede und des Gesanges — einen Walter von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Reinmar, die Hagenauer Nachtigall, vielleicht auch Wolfram von Eschenbach, den fränkischen Ritter! — Im Umgange mit diesen Meistern entfaltete sich seine eigene Kunst zur höchsten Blüte in der Dichtung „Tristan und Isolde“, die an menschlicher Seelen- und Herzenskenntni, an Glanz und Farbenpracht der Schilderung, an Anmuth der Form von keiner andern übertroffen wird.

Meister Gottfried von Straßburg und der fränkische Ritter Wolfram von Eschenbach haben Beide mit dem romantischen Kunstepos die Höhen des Dichterthums ihrer Zeit erreicht, aber, von ganz verschiedenen Weltanschauungen ausgehend, gelangen auch Beide zu ganz verschiedenen Standpunkten und vertreten in ihren glänzendsten Leistungen — jener in „Tristan und Isolde“, dieser in seinem „Parzival“ — die beiden Hauptrichtungen

der mittelalterlichen Kunstdichtung, ja die beiden Pole des geistigen Lebens im Mittelalter überhaupt. Beide entnehmen die Stoffe zu ihren Dichtwerken dem Auslande, jener einer britischen Erzählung, dieser dem bretonischen Sagenkreise in Verbindung mit der Sage vom Heiligen Gral — aber wie verschieden ergreifen und behandeln sie dieselben. Der Meister von Straßburg, voll heiterer Weltlust, zeigt uns die Gewalt der irdischen Leidenschaft an dem durch einen Liebestrank unauflöslich verbundenen Liebespaar; der fränkische Ritter, voll tiefen sittlichen Ernstes, zeigt den suchenden, irrenden, strebenden Menschen, versenkt in die Geheimnisse des christlichen Wunderglaubens. Jener verherrlicht in Tristan die Pracht des weltlichen Ritterthums, dieser feiert in Parzival ein Ritterthum, das allein dem Dienste und der Minne Gottes geweiht ist.

Meister Gottfried's letzte Lebensjahre sind ebenso dunkel wie die früheren. Sei es, daß seine Lebensanschauungen in späteren Jahren eine Wandlung erfuhren, und daß er sich entschloß, auf einem Kreuzzuge für sein früheres weltliches Leben Buße zu thun, sei es, daß der Tod ihn in seinem Schaffen unterbrach — seine große Schöpfung blieb unvollendet. Spätere Dichter, welche dieselbe fortzusetzen versuchten, vermochten nicht auf den Geist und Ideengang des Meisters einzugehen.

Die trübe Zeit, welche dem Niedergange der Hohenstaufen folgte, ließ die stolzen Erinnerungen an die großen Kaiser im Herzen des Elsaß nicht erlöschen. Sie klangen noch fort in Lied und Sage des Volkes. Vornehmlich knüpft auch hier die Sage an die Heldengestalt Barbarossa's an. Die Einen meinten, er säße verzückt unter dem mächtigen Felsblocke, dem Babelstein, auf dem Ochsenfelde bei Thann, und wer Nachts sein Ohr an das Gestein lege, der höre das Knistern seines wachsenden Bartes; nach Anderen waltet er noch insgeheim in der Kaiserburg zu Hagenau, wo ihm nächtlich die Lagerstätte bereitet ist, aber einst wird er hervortreten mit Scepter und Krone, um ein neues goldenes Zeitalter für das ganze Reich und namentlich auch für das Elsaß herbeizuführen.



Johann Fischart.

Johann Fischart und das glückhafte Schiff. Mit dem Augsburger Religionsfrieden war im Reiche eine lange Waffenruhe eingetreten, aber die Luft war noch nicht erquickend und rein. Die Feinde der Geistesfreiheit und Aufklärung, die Jesuiten, nisteten sich in protestantischen Ländern ein und begannen das Werk der Gegenreformation; der erbitterte Streit zwischen Lutheranern und Reformirten, zwischen Rechtgläubigen und Freidenkenden erleichterte ihnen die Arbeit. Auch in der freien Reichsstadt des Oberrheins eiferten die streng lutherischen Priester, die Pappus und Marbach, von der Kanzel herab gegen die Andersgläubigen, jede freiere geistige Regung als Ketzeri, jede irdische Freude als Teufelswerk verdammend. — Trotz Alledem ließ sich das leichtlebige, sinnenfrohe Volk des Elsaß die Lust an äußeren Lebensgenüssen vernünftigerweise nicht im Geringsten verkümmern; ja, es wurden in den Freuden des Weines und der Tafel, in Kleidertracht und Putz die Grenzen des Guten und Erlaubten nicht selten überschritten. Mummereien und Volksbelustigungen hörten trotz des Pfaffengezänkes nicht auf, und an den Volksfesten der großen Städte nahmen Hoch und Niedrig, Fürsten und geistliche Herren sammt den Bürgern fröhlichen Antheil.

Ein solches Fest war das im Sommer 1576 in Straßburg ausgeschriebene große Freischießen für Armbrust und Feuerrohr. Von nah und fern waren Abordnungen dazu eingetroffen, so daß Rath und Bürgerschaft Mühe hatten, für all die lieben Gäste Unterkommen in den Herbergen zu schaffen. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen! — Vom Rhein- und Main- und Donaustrand, von Schweizer Höh'n, aus Schwabenland, von allen Städten kamen sie.“

Auf dem Schützenrain vor dem Judenthore war das Schießhaus in mehreren Stockwerken errichtet, weiß und roth mit den Farben der Stadt getüncht und mit allerlei Bildwerk geziert. Rings herum auf dem Platz erhoben sich Zelte und Verkaufsbuden, in denen meistentheils anmuthige und gepuzte Frauen werthvolle Gegenstände, Gefäße und Schmucksachen zum Verkauf ausgelegt hielten. Zwischen den Buden ergöten verschiedene Hanswürste mit ihren Sprüngen und — oft ziemlich unflätigen — Wizen die Volksmenge; nebenher tragen Spießfechter, Ringkämpfer, Wettläufer, Kraftmänner und Feuerchlucker zur Befriedigung der Schaulust bei. Lustige Jugend klettert an hohen Stangen und hascht nach oben hängenden Kleidern, bunten Tüchern und Gewaaren. Auch die Wagalust der Alten wird herausgefordert durch den großen Glückstopf inmitten des Platzes, nach dessen Losen vornehme und geringe Hände ohne Unterlaß gleich begierig greifen.

Vom Schießhause her tönen die schmetternden Klänge der Musik, da hört man das Schwirren der Armbrustbogen, das Knallen der Musketen, dazwischen die unermüdlche Stimme des Pritschmeisters, der die schlechten Schützen mit stechenden Spottversen und Schimpfgewinnen höhnt und die Verstöße gegen die Schießordnung mit der Pritsche straft. Die besten Schützen erhalten hohe Preise in blankem Geld ausgezahlt, andere werden

mit Schaumünzen oder mit roth und weißen Preisfährlein belohnt. Mit der Muskete thut ein geringer Mann aus Schwaben, mit der Armbrust ein Straßburger Bürger den Meisterschuß.

Der Ruf vom Straßburger Schützenfest lockt, je länger es dauert, desto mehr Gäste herbei. Aus der Schweiz ist schon bei der Eröffnung des Schießens eine amtliche Abordnung eingetroffen. Da wandelt noch eine Anzahl Züricher Bürger die Lust an, dem Feste beizuwohnen; sie beschließen, auf eigene Kosten die Fahrt zu rüsten. Einer unter ihnen, Herr Hans im Wöhrd, erinnert daran, wie schon vor hundert Jahren ihre Alvordern an einem Tage zu Wasser die Fahrt von Zürich nach Straßburg gemacht und einen Hirsebrei noch dampfend ans Ziel gebracht, um den Straßburgern zu zeigen, daß die Entfernung sie nicht hindere, ihnen bei einem Bündniß rechtzeitig Beistand zu bringen. Dieses Beispiel ihrer Vorfahren beschließen die Züricher Schützen nachzuahmen. — Heutzutage, wo uns das Dampfrad im Fluge von einem Orte zum andern trägt, vergift man leicht, was vor dreihundert Jahren eine solche Reise auf dem schwer schiffbaren obern Rhein in so kurzer Zeit, während man gewöhnlich drei Tage dazu gebrauchte, für Anstrengung kostete. Damals galt sie allgemein für ein kühnes Wagemuth; sie wurde noch mehr berühmt durch die Dichtung, in welcher ein Straßburger Dichter, Johann Fischart (geb. 1530 zu Mainz), dieselbe verherrlicht. Sein Ehrengedicht für die Züricher ist zugleich ein Loblied, welches der Willenskraft, dem mannhaften Ringen nach einem bewußten Ziele, dem treuen und einmüthigen Zusammenwirken der Bürger gilt. Die Festfahrt der Züricher Schützen wird dadurch zu einem bedeutamen Beispiel für das ganze deutsche Volk erhoben.

„Wer wird fortkin noch können sagen,
Daß Arbeit nicht könn't All's erjagen!“ —

Das ist der durchgehende rothe Faden des Gedichts.

Noch ist die kurze Juniusnacht (20. Juni 1576) nicht vorüber, noch funkeln die Sterne am Himmel, da besteigen vierundfünfzig fröhliche Bürger, mit ihnen sechs Spielleute — drei Trompeter, zwei Trommler und ein Pfeiffer — das am Ufer der Limmat bereitliegende Boot. In der Mitte des Schiffleins dampft im gewaltigen ehernen Topfe der Hirsebrei, den ein mit heißem Sande angefülltes Faß vor dem Erfalten schützt. Auch mit frisch gebackenen Semmelringen haben sich die Reisenden versehen, um sie unterwegs an verschiedenen Haltepunkten unter die Jugend auszustreuen. Unter jubelndem „Glückauf!“ der Volksmenge an den Ufern und den fröhlichen Klängen der Musik gleitet das Schifflein den reißenden Bergstrom, die Limmat, hinab in die Aar. Mit Sonnenaufgang ist der Rhein erreicht.

„Da freuten sich die Reif'gefährten,
Als sie den Rhein da rauschen hörten,
Und grüßten laut ihn mit Trommeten:
„Run han wir deiner Hülf' vonnöthen! —
Du Rhein mit deiner hellen Flut

Magst unser Wagschiff fördern gut,
 Leit' es gen Straßburg, deine Zier,
 Strömst du doch gern vorüber ihr,
 Weil sie dich frenet und entzückt,
 Gleich wie der Stein den Goldbring schmückt!“ —

Der Rhein aber wand sich traulich um das Schiff, schlug vor Freuden ans Gestade und sagte mit rauschender Stimme:

„So recht, ihr lieben Eidgenossen,
 Nur frisch gewagt! Seid unverdroffen,
 Wie eure tapfern Vordern waren,
 Die das gethan vor hundert Jahren;
 Die Arbeit hilft gewiß zum Siege
 Und schafft, daß hoch daher man fliege!“

Die Reisenden aber hörten seine Stimme, wie wenn der Wind ins Segel bläst, oder wie des Muthes Wehen in ihrer Brust; da zogen sie kräftig die Ruder an, die sechzehn Ruder mit einem Zug; der Steuer- mann stand an seinem Pflug und schnitt tiefe Furchen in den Rhein. Die liebe Sonne mit ihrem Schein vergoldete die Ufer. Geschwätzig plaudernd tanzten die Wellen rings um das Schiff, das Gestade warf scherzend die Wasser zurück. In Laufenburg, wo neidische Felsblöcke dem Strome den Weg zu sperren suchen und der Rhein mit gewaltigem Wogensturz sich zwischen Felsen eine Gasse bahnt, müssen unsere Schiffer das Boot verlassen und den Hirsebrei in ein anderes hinübertragen, das jenseit der Stromschnelle bereit liegt. Unterhalb Säckingen, der Sequanerstadt, wo St. Fridolin's Kloster auf der Insel steht, fahren sie im „Gewilde“ des Rheins zwischen starrenden Felsklippen an dem dritten Strudel, dem Höllen- haken, glücklich vorüber nach Rheinfelden. Von hier an nimmt der Fluß reiner und sanfter den Lauf; er thut es der lieben Stadt Basel zu Liebe, der er gar wohlgewogen ist wegen der Tapferkeit der Männer an ihrem Gestade und wegen des Fleißes, mit der sie sein Thalgelände anbauen. Um zehn Uhr gewahrten sie die Thürme von Basel. Von der dicht be- setzten Rheinbrücke inmitten der Stadt jauchzt die Volksmenge den wag- haften Gefellen Gruß und Beifall zu. Die unten antworten mit Trom- metenschall, und das Schifflein schoß unter der Brücke hindurch, „als ob ein flügger Pfeil vom Bogen oder ein Sperber wär' entfliegen“. Im An- gesicht von Dreifach ward eine kurze Mittagsrast gemacht, dann ging es mit frischen Kräften weiter. „Je heißer brant' der Sonne Glut, je mehr entzündet ward ihr Muth“, so daß die Sonne erschrak und schneller ihren Weg fortsetzte, damit die Schiffer ihr nicht zuvorkommen möchten. Das spornte wieder diese zu neuer Thatkraft an. Kurz vor Sonnenuntergang erblickten sie die Pyramide des Straßburger Münsters, und gegen acht Uhr fuhren sie aus dem Rheinarm in die Ill hinauf. Jetzt ward die Züricher Flagge, blau und silbern, am Mast aufgehißt, und unter Jubel und Trommetentusch läuft das „glückhafte Schiff“ auf dem Straßburger Staden ein. Dort wartet die Menge, Kopf an Kopf gedrängt; ihre Will- kommensgrüße übertäuben den Trommelwirbel, und schon tummelt sich die

Jugend, um das von den angekommenen Gästen ausgestreute berühmte Züricher Gebäck aufzufangen. Zwei Rathsherrn bewillkommen Namens der Stadt die Züricher Gastfreunde; dann tritt aus den Reihen der Letzteren der Obmann, Statthalter Kaspar Thomann, hervor und spricht:

„Das soll euch weisen, wie den Jungen
Noch nicht der Alten Muth gebricht,
Daß wir den stolzen Rhein bezwungen,
Und unsern Lauf anher gericht't,
Soll weisen, daß am Rheingestade
Auf etlich' dreißig Meilen g'schwind,
Droht euch vom Feind Gefahr und Schad',
Die Helfer treu zu finden sind,
Eh' daß ein Brei nur mög' erkalten,
Bevor ein Semmelring wird hart,
Dem stolzen Feind die Glatz' zu spalten
Recht nach der tapfern Vordern Art!“ —

Dann setzt sich der Zug in Bewegung. Vorauf die Spielleute, die Straßburger Rathsherrn und Festdamen, geschmückte Knaben mit Fähnchen, darauf die Züricher, in ihrer Mitte den dampfenden Hirsebrei, von stämmigen Schultern getragen, umgeben von Straßburger Bürgern zu Fuß und zu Pferde. So geht's unter dem brausenden Jubel des Volkes bis in die Judengasse nach der Junfstube der Maurer, wo Ammeister und Stadtrath die Gäste beim lecker bereiteten Mahl erwarten. Als erstes Gericht wird der Hirsebrei aufgetragen, und siehe da, er ist noch so warm und frisch, „daß Mancher sich gewundert hat, wenn er am Mund ihn brennen that!“

Nun folgen zwei Tage, reich an Festlichkeiten und Ehrenerweisungen für die Gastfreunde; darauf (23. Juni) unter einem Ehrengelait der Straßburger die Heimfahrt zu Wagen durch die Elsäßer Städte nach Zürich, wo sie (28. Juni) unter dem Jubel ihrer Mitbürger eintreffen.

Es ist ein frischer Zug aus dem deutschen Volksleben, diese Hirsebreifahrt der Züricher Schützen, und der Mann, der sie durch seine Dichtung verherrlicht hat, verdient wol schon allein um dieser willen einen der ersten Ehrenplätze unter den Dichtern des Elsaß. Er hat sich aber auch noch durch andere Werke ein ruhmvolles Andenken gestiftet. Ein Freund des Lichts und der Wahrheit, schwingt er in Poesie und Prosa, in Scherz und Ernst, oft unbarmherzig die Geißel des Wortes und versteht es meisterhaft, in seiner wortspielenden, witzsprudelnden Rede die Thorheiten zu verspotten, die Laster zu bekämpfen, die Heuchler zu entlarven, der Wahrheit Bahn zu brechen. Der Roman „Gargantua“ des französischen Satirikers Rabelais wird in seiner Bearbeitung als „Affenteuerliche Geschichtsklitterung“ ein lebensvolles Zeitgemälde voll bitterer Anspielungen auf die Schwelgerei der Höfe, die Roheit und Unwissenheit der Geistlichen. Am schärfsten geht er den Jesuiten oder „Jesuwidern“ zu Leibe, deren „jesuwidriges“ Treiben in dem nahen Molsheim, wo sie gerade um diese Zeit (1580) sich häuslich niederließen, er aus eigenem Augenschein hinreichend kennen gelernt haben mochte, um in seinem „Jesuitenhüttlein“ prophetisch auszurufen:

„Seht, also habt ihr, lieben Leut',
Den Ursprung alles Uebels hent',
Und wer Solches nicht glauben will,
Der wird's bald fühlen nur zu viel!“ —

Johann Fischart führte ein vielbewegtes, unruhiges Leben. Seiner Geburt nach aus Mainz stammend, gehört er doch durch seinen längern Aufenthalt in Straßburg und durch die meisten seiner Werke dem Elsaß an. In seinen späteren Jahren finden wir ihn als Advokaten am Reichsgericht zu Speyer, 1586 als Amtmann in Forbach; auch über sein Todesjahr sind die Angaben schwankend, wahrscheinlich starb er 1590 zu Augsburg.

Als kurz vor seinem Tode die Hirsebreisfahrt der Züricher eine ernstere Bedeutung erhielt und die drei Städte Straßburg, Zürich und Bern wirklich ein Bündniß zum Schutz ihrer Freiheit und ihres Glaubens gegen die Uebergriffe der Habsburger abschlossen (1588), da feierte der Dichter des „glückhaften Schiffes“ das Straßburger Bündniß mit neuen Versen, und die Schlußworte derselben klingen wie ein Segenswunsch an das deutsche Volk:

„Freiheitsblum' ist die schönste Blüt';
Gott lasse diese werthe Blum'
In Deutschland blühen um und um,
So wächst dann Fried', Freund', Ruh' und Ruhm!“ —

Oberlin, der Vater des Steintals. Tief versteckt in den Bergen des Wasgauer, von dem Flußthale der Breusch nach der Hochfläche des Feuerfeldes hinauf, zieht sich ein enges Seitenthal, welches nach dem auf einem hohen Granitfelsen erbauten Steinschloß (la Roche) den Namen „Steintal“ (Ban de la Roche) führt. Dasselbe gehört — namentlich in seinem obern Theile — zu den unwirthlichsten Gegenden des Wasgauer. Das rauhe Gebirgsklima, welches durch heftige Schneestürme noch verschärft wird, gestattete lange Zeit hindurch nur an vereinzelt Stellen dürftigen Anbau. Der größte Theil des Bodens lag mit Schutt und Steingeröll bedeckt und wurde zur Zeit der Schneeschmelze oder nach Regenschauern von wilden Bächen zerrissen und durchwühlt. Zu dieser Ungunst der natürlichen Verhältnisse kamen eine Reihe von Jahren hindurch schwere Heimsuchungen der Ortschaften des Thales durch Kriegsleiden, Seuchen und Hungersnoth. Es war, als ob ein Fluch auf diesen Gegenden ruhte, und eine solche Empfindung hatte sich auch den Bewohnern mitgetheilt und ihre Sinne für alles Edlere abgestumpft. In dumpfer Robeit lebten sie dahin. Das struppige Strohdach ihrer erbärmlichen Hütte theilten sie gewöhnlich mit den Schweinen, den einzigen Hausthieren, die gehalten wurden. Gefochte Kräuter und Wurzeln bildeten ihre gewöhnliche Nahrung, denn auch die Kartoffel, deren Anbau früher hier betrieben wurde, wollte nicht mehr gerathen. Die Kleidung der Männer bestand in zerlumpten Kitteln. Selbst ihre Sprache war ein rauhes Gemisch verschiedener Mundarten, das nicht einmal in der Nachbarschaft verstanden wurde.

Der Abgeschlossenheit von allem Verkehre hatten die Bewohner des Thales — es waren fünf Ortschaften, Waldersbach, Schönberg (Belmont), Bellefosse, Urbach (Fouday) und Vollbach, die nebst einigen Einödhöfen zusammen

eine protestantische Pfarrgemeinde bildeten — es zu danken, daß sie von den französischen Zwangsbekehrungen verschont blieben; dafür hatte aber die französische Regierung auch im Uebrigen nichts für die Besserung der wahrhaft bejammernswerthen Zustände dasselbst gethan. Da nahm sich ein menschenfreundlicher Pfarrer, Johann Georg Stuber (seit 1750), der geistigen und leiblichen Noth seiner Gemeinde an. Er führte wieder den Schulunterricht ein, ertheilte selbst den Erwachsenen Unterricht im Lesen und Schreiben, weckte das religiöse Bedürfniß durch seine Predigten und vertheilte Bibeln unter seine Pfarrkinder. Aber sein Körper vermochte die Rauheit des Klimas auf die Dauer nicht zu ertragen. Nachdem er schon sein Weib zu Waldersbach begraben, sah er sich genöthigt, die Pfarrerstelle im Steinthal mit einer andern in Straßburg zu vertauschen. Lebhaft war er bestrebt, für seine frühere Gemeinde einen Nachfolger zu suchen, der das Liebeswerk fortsetzen und seinen Lebensberuf darin erblicken möchte, die unglücklichen und verkommenen Bewohner dieser Wildniß wieder zu einem menschenwürdigen Dasein zu erheben. Aber wo einen solchen finden, der — wenn er auch Zeug und Herz dazu besaß —



Johann Friedrich Oberlin.

das Wirken in dieser Weltabgeschiedenheit unter Entbehrungen aller Art den einträglichen Pfarrerstellen an freundlicheren Orten vorgezogen hätte!

Da fielen seine Augen auf einen Kandidaten der Gottesgelehrtheit, der in dem leichtlebigen Straßburg bei stiller Zurückgezogenheit allein seinen Studien lebte, von wenigen leiblichen Bedürfnissen, aber von warmer Nächstenliebe und aufrichtiger Herzensfrömmigkeit. Er hieß Johann Friedrich Oberlin (geb. 31. Aug. 1740 zu Straßburg) und war der Bruder jenes Jeremias Jakob Oberlin, von dessen Verdiensten als Alterthums- und Sprachforscher an der Straßburger Hochschule wir schon an anderer Stelle gesprochen haben. Zu ihm lenkte Stuber seine Schritte. Er fand den jungen Gelehrten in seinem Dachkämmerchen, wie er über seiner

Studirlampe in einem eisernen Pfännchen sein Abendessen, nämlich ein Stück Brot mit Salz und Wasser, kochte. Aufmerksam hörte Oberlin von jenem das Anliegen vortragen, das ihn zu ihm geführt hatte. Je erbarmenswerther Stuber ihm die Zustände der Gemeinde im Steinthal schilderte, desto mehr wuchs Oberlin's Theilnahme und sein Wunsch, dort Hülfe zu bringen. Er glaubte in dem Rufe einen Wink des Himmels zu erkennen, der ihn für diese Pfarrstelle ersehen habe, und erklärte sich zur Uebernahme bereit.

Es war zu Frühlingsanfang (30. März 1767), als der neue Pfarrer bei seiner Gemeinde zu Waldersbach eintraf. Ach, wie trostlos der Freund ihm auch die Dinge daselbst geschildert hatte — was er hier sah, war noch viel trauriger als er erwartet! Das Thal lag noch in tiefem Schnee begraben. Die Hütten, welche dort in der engen Schlucht eingeklemmt lagen, halb an rauhe Felsblöcke gelehnt, halb von schlammigen Weibern umgeben, schienen von den Schneelasten auf den Dächern fast erdrückt zu werden; kaum vermochte ein Sonnenstrahl durch die niederen Fensteröffnungen einzudringen. Die wenigen Menschen, welche in zerlumpten Kleidern hier Reifig zur Hütte schleppten, dort Holzäpfel zum Abendessen sammelten, blickten scheu und mißtrauisch auf den Fremden. Selbst das kleine Pfarrhaus, das er nun beziehen sollte, unterschied sich in seinem Aeußern nur wenig von den ärmlichen Bauernhütten; dem Zuge des Windes nach allen Richtungen offen, bot es kaum Schutz vor Kälte und Regen. Glend überall, wohin er sah! — Und was er von dem Treiben der Menschen vernahm, von ihren Lastern und Roheiten, war noch viel schlimmer.

Unverzagt ging Oberlin ans Werk. Mit Eifer predigte er schon an den nächsten Sonntagen gegen die Unsitten, die ihm am meisten aufgefallen waren, aber seine Ermahnungen fanden keinen Eingang bei den rohen Menschen; ja, sie hegten einen wahren Groll gegen den jungen Pfarrer, der sich mehr um ihr Leben kümmerte, als er nöthig habe, und als sie leider auch wol von den meisten früheren Pfarrern gewohnt waren. Eine Anzahl solcher unzufriedener Menschen hatte sich verbunden, ihm aufzulauern und ihn mit einer Tracht Prügel heimzuschicken. Oberlin hatte davon erfahren und begab sich furchtlos in die Gesellschaft der Männer, als diese soeben über die Ausföhrung ihres Planes beriethen. „Ich weiß, was ihr vorhabt“, sagte er, „und ich komme, um euch die Mühe und Schlechtigkeit des Aufschauerns zu ersparen. Habe ich euch etwas zu Leide gethan, so sagt es mir gerade heraus, und bin ich straffällig, so will ich dafür büßen.“ Die Bauern sahen ihn erst stutzig an, dann trat einer nach dem andern an ihn heran, bot ihm die Hand und bat um Verzeihung.

Ein anderes Mal begegnete Oberlin, als er, mit einem Buch in der Hand, auf einem einsamen Gebirgsstege ging, einem wild und trotzig aussehenden Arbeiter, der einen Balken trug und ihn statt jeden Grußes mit den schmählichen Worten anredete: „Wo hinaus, Hans Hornvieh?“ — „Du irrst dich, Freund“, versetzte der Pfarrer mit würdiger Ruhe, „ich heiße Hans Oberlin.“ Und der Bauer ging beschämt weiter.

Oberlin begnügte sich nicht damit, den Bauern ihre Laster vorzuhalten, sondern er zeigte ihnen auch, in welcher Weise sie ihr Leben zum Bessern zu ändern hätten, und wie sie auch ihrer leiblichen Noth abhelfen könnten. Er wies sie vor Allem auf Arbeit und Thätigkeit hin und zeigte, wie man auch dem kargsten Boden noch einen Ertrag abringen könne. Als die bessere Jahreszeit begann, lehrte er sie bestimmte Rinnale graben, um den Abfluß der Gebirgswasser, welche alljährlich das Erdreich zerrissen und die dünne Schicht des Pflanzenbodens hinwegschwemmt, zu regeln.



Das Pfarrhaus zu Walderbach.

Er hieß das Gerölle und Gestein von den Feldern entfernen und die thierischen und Pflanzenabfälle, die sonst unreinlich vor den Hütten ausgeworfen umherlagen, zusammentragen, um sie zur Düngung zu benutzen.

Ungläubig schüttelten die Bauern zu den Rathschlägen des Pfarrers die Köpfe; sie meinten, daß er es wol verstehen möchte, eine Predigt zu halten, in der Landwirthschaft aber werde das Stadtkind sie nicht belehren. „Bei uns wächst doch nichts Rechtes“, war die gewöhnliche Redensart, mit der sie seine Aufforderungen zur Arbeit ablehnten. Aber Oberlin predigte auch durch die That. Er fing mit seinem Diener allein an zu graben und zu arbeiten, und als er so einen kleinen gedeihlichen Acker an seinem Pfarrhause geschaffen, da wunderten sich die Bauern und weigerten sich nicht mehr, seinem Rathe zu folgen. „Aber wo nehmen wir die Ackergeräthe her?“ fragten sie nun, denn in der Gemeinde gab es weder diese noch Handwerker. Auch dafür schaffte Oberlin Rath; er ließ solche aus Straßburg kommen und

lieh sie den Bauern, wofür er ihnen die Bezahlung so lange stundete, bis sie dieselbe schon aus dem Nutzen, den sie ihnen gebracht, berichtigen konnten. Da fernerhin der Kartoffelsamen durch mehrjährige Missernten untauglich geworden war, so verschrieb er Saatkartoffeln aus Lothringen und Deutschland und vertheilte sie. Er ließ auch Flachssamen von den fernen Gestaden der Ostsee kommen, wo er unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen so vortrefflich gedieh, und säete ihn hier mit gleichem Erfolge. Bald sah man an Stelle der früheren kahlen und steinigen Hänge jetzt freundliche Wiesenflächen, wechselnd mit einträglischen Ackerstücken. Auch den Obstbau führte er ein, und wenn auch Walnuß und Kirche nicht gedeihen wollten, so sah man doch allmählich an den meisten Hütten einige junge Bäumchen emporschwächen. Das Aussehen der Hütten selbst ward freundlicher, und schon von ferne hörte man das Sausen der Webstühle, das Schnurren der Spinnräder aus dem Steinthal.

Das waren alles die Verdienste des treuen Pfarrers, dessen segensreiche Thätigkeit mit jedem Tage sichtharer vor Augen trat. Wer möchte alle die wohlthätigen Einrichtungen aufzählen, mit welchen er den redlichen Arbeiter förderte, dem Nothleidenden aufhalf, den Müßiggänger zum ehrenhaften Broterwerbe nöthigte, wie die von ihm ins Leben gerufene Darlehnskasse, die Spar- und Armenkassen, die Anweisung zur Erlernung von Handwerken, die er jungen Leuten seiner Gemeinde in Straßburg ertheilen ließ, und des Guten mehr.

Bald machte sich das Bedürfniß eines Verkehrs mit der Außenwelt fühlbar. Die einzige Straße, auf welcher ein Fuhrwerk aus dem Steinthal nach Schirmeck gelangen und dort die Landstraße nach Straßburg erreichen konnte, war das Flußbett des wilden Hochgebirgswassers, der Breusch. Die Bauern sahen die Nothwendigkeit einer Fahrstraße wol ein, als aber Oberlin ihnen zumuthete, auch hierfür selbst Sorge zu tragen, meinten sie, daß ein solches Unternehmen doch über ihre Kräfte hinausginge. Da nahm der Pfarrer eines Morgens Spate und Pickelhaue zur Hand, ging in Begleitung seines einzigen Dieners hinaus und begann zu arbeiten; und siehe, das Beispiel des Pfarrers wirkte, viele Bauern ergriffen ihr Arbeitszeug, Schaufel, Hacke, Brecheisen, und folgten ihm! Jeder ward an einem bestimmten Platz angestellt; für sich selbst nahm Oberlin die beschwerlichste Arbeit in Anspruch. So ward geschaufelt und gegraben bis gegen Mittag und dann nach einer kurzen Pause wieder weiter bis zum Abend. Am folgenden Tage war das Arbeiterhäuflein schon gewachsen, und bald stellten sich ihrer so viele, daß Oberlin schon neue Werkzeuge aus Straßburg beschaffen mußte. Nach einigen Monaten zog sich über den sonst unzugänglichen Felsboden eine bequeme Fahrstraße; ja, selbst eine feste Brücke ward über die Breusch gebaut, von der sich der Name der „Liebesbrücke“ (pont de charité) auch auf die später an ihrer Stelle neuerbaute übertragen hat. Nunmehr konnten die Bauern ihre Landeserzeugnisse in andere Gegenden zum Verkauf ausführen, und die Kartoffel des Steinthals ward auf dem Straßburger Markte besonders gern gekauft.

Wie er aus dem Saatkorn auf dürrem Boden Früchte zu ziehen gewußt, so verstand es Oberlin auch, edlere Triebe in der Menschen Herzen zu pflanzen und für die geistige und sittliche Hebung seiner Pfarrkinder Sorge zu tragen. Er überwachte den Unterricht, veranlaßte die Anstellung guter Schulmeister und nahm nicht eher ein neues Pfarrhaus an, als bis alle Dörfer seiner Pfarrgemeinde mit neuen, guten Schulhäusern versehen waren. Er wendete auch den Kleinsten seine Fürsorge zu und sorgte, daß die noch nicht für die Schule reifen Kinder, wenn die Eltern durch die Feldarbeit oder durch häusliche Geschäfte in Anspruch genommen waren, Beaufsichtigung und Anleitung zum ersten Unterricht fanden, wobei ihm seine treue Dienstmagd, Luise Schöppler, als Helferin zur Seite stand.

In manchem stillen Liebesdienste bei Kranken und Unglücklichen fand Oberlin die beste Stütze in seiner treuen Lebensgefährtin, Magdalene Salome Witter, der „Mutter des Steinthals“, mit der er sich ein Jahr nach dem Antritt seines Berufs verbunden und in glücklichster Ehe lebte.

Durch beinahe zwei Menschenalter wirkte Oberlin mit unablässigem Eifer als treuester Seelsorger seiner Gemeinde. Sein langes, glatt gestrichenes Haar war schneeweiß geworden, und auf seinem Antlitz lag die stille Verklärung, welche der Friede des Gewissens, das Bewußtsein eines gottbefreundeten Gemüthes im hohen Alter den Zügen geben. Da war unter seinen Pfarrkindern wol keines, das sich nicht einmal Rath bei ihm geholt, und das sich nicht von Herzen dankbar zu ihm hingezogen gefühlt hätte. Er hatte sie alle lieb, die guten wie die schlimmen; ja er schloß die letzteren wol ganz besonders in sein Gebet, weil sie ja seiner Fürbitte noch mehr bedurften als die anderen, und schrieb die Namen solcher, deren er in seinem abendlichen Gebete vorzugsweise gedenken wollte, mit Kreide auf eine Tafel, die an seiner Thür hing. Wenn die Bauern in später Abendstunde am Pfarrhause vorübergingen und in seinem Bettkammerlein das Fenster noch erleuchtet sahen, dann sprachen sie leise: „Laßt uns still sein, unser Papa betet für uns!“ — Wenn aber der würdige Herr selbst durch das Dorf schritt, wie grüßten ihn dann Alle so ehrfurchtsvoll und treuherzig, wie streckten selbst die Kleinen die Hand ihm entgegen, dem lieben Papa Oberlin; ja das ganze Steinthal schien freundlich ihn grüßen zu wollen — die Bäume, die auf seinen Antrieß gepflanzt worden und jetzt Schatten gaben; die Felsen, die er mit Grün bedeckt; die Bäche, denen er Betten gegraben.

Manche schwere Prüfung war auch über ihn gekommen. Sein geliebtes Weib war schon nach fünfzehnjähriger Ehe gestorben (Januar 1783). Während der Schreckenszeit der Revolution hatte sein Pfarrhaus zuweilen den unglücklichen Verfolgten Obdach gewährt; dafür ward er in das Gefängniß nach Schlettstadt geschleppt und dankte seine Rettung nur dem Sturze der Schreckensherrschaft. In seinem hohen Alter sah er noch seinen Sohn Heinrich sterben, der ihn bei seinen Liebeswerken treulich unterstützt hatte.

Am fünften Junimorgen 1826 war das ganze Thal in tiefe Trauer versenkt, der Himmel selbst mit dichten Wolken überzogen, welche heftige Regenschauer herabsendeten. Dennoch war eine große Volksmenge aus allen

Ständen, Lebensaltern und Konfessionen von nah und fern herbeigeströmt, um dem treuen Papa Oberlin, dem „Vater des Steinhals“, das letzte Geleit zu geben. Ein langer Zug von Leidtragenden folgte unter dem Geläute aller Glocken des Steinhales dem Sarge des theuren Dahingegangenen von dem Pfarrhause zu Waldersbach nach dem Friedhofe zu Urbach; hier ward der Sarg unter Thränen und Klagen hinabgesenkt an demselben Orte, wo schon seine Gattin, sein Sohn Heinrich und seine Dienstmagd ihre Ruhestätte gefunden hatten. Nur ein schlichter Stein bezeichnet Oberlin's Grab; aber ist nicht das ganze blühende Thal mit seinen freundlichen, reinlichen Ortschaften, seinen angebauten Feldern, seinen fleißigen Bewohnern ein Denkmal des treuen Pfarrers im Wasgenwalde! Was er hier gethan, das steht nicht geschrieben in den Spalten der Weltgeschichte, davon reden nicht Erz und Marmor, aber im Herzen der Elsässer wird es unvergessen bleiben, wie er hier mit einem Herzen voll Nächstenliebe dem Trotz oblagte und den Finsternissen, daß keine Spur von alter Trübsal bliebe.

„Wol mochten Manche weit dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen;
Wo aber kam dir Einer gleich an Liebe?“ —

Ein Besuch in Sesenheim. Ungefähr acht Wegestunden nördlich von Straßburg liegt eine Stätte, welche das Ziel von vielen deutschen Pilgern ist. Nahe dem Rheinufer blickt hier aus einer Thalmwelle das friedliche Dörfchen Sesenheim. Wir sehen der Kirche gegenüber das bescheidene alte Pfarrhaus, den heitern Garten mit der Fliederlaube und weiterhin die kleine Erderhöhung mit einem Wäldchen gekrönt. „Hier das Dorf und der Kirchturm, hier Drusenheim und dahinter die waldigen Rheininseln, gegenüber die Vogesischen Gebirge und zuletzt das Straßburger Münster!“ Ueber einer der Bänke befindet sich an dem stärksten Baume ein kleines längliches Bret mit der Inschrift „Friederikens Ruhe.“ Es ist das Lieblingsplätzchen, das Friederike Brion, die Tochter des Pfarrers von Sesenheim, sich für ihre Mußestunden erkoren hatte, und das Wäldchen, wo der glücklichste aller deutschen Musenöhne, der junge Wolfgang Goethe, einst eindrang, selbst nicht ahnend, daß er gekommen wäre, ihr Leben für kurze Zeit mit Wonne zu erfüllen, deren Entschwinden ihr unsagbaren Schmerz bereiten mußte.

Wolfgang Goethe weilte seit dem 2. April 1770 in den Mauern von Straßburg, um an der berühmten Hochschule dajelbst die letzten Semester seiner Studienzeit zuzubringen. An der heitern Tafelrunde (bei zwei alten Fräuleins Lauth, Krämergasse Nr. 13), wo der würdige Aktuaris Salzmänn, jener lebenswürdige alte Junggeselle von „Sokratischer Weisheit“ und feinem Takte, zugleich der Mentor und väterliche Rathgeber unsers Dichters, den Vorsitz führte, fand Wolfgang seine ersten Straßburger Freunde. Hier sah er den frommen Schwärmer Jung, genannt Stilling, dem er ein herzliches Wohlwollen zuwandte, hier den treuherzigen Franz Perse, das Urbild des wackern Burschen in seinem „Göt“, hier den unfteten, später so unglücklichen Stürmer und Dränger Reinhold Lenz, hier den trockenen Leopold Wagner, nach welchem er den Famulus in seinem „Faust“ nannte;

hier auch die Elsäßer Studienfreunde Engelbach und Weyland. Auch Herder gesellte sich mitunter als Gast zu den Tischgenossen und wies dem jungen Dichterfreunde die ewig frischen Quellen, welche der Dichtkunst im innersten Leben des Volkes fließen.

Oft stiegen die Freunde an schönen Sommerabenden auf die Plattform des Münsters hinauf, saßen dort stundenlang im lebhaftesten Gespräch, und wenn die Sonne hinter den Wasgaubergen unterging, riefen sie mit gefüllten Kömern ihr jubelnd den Scheidegruß nach. Hier nannte Weyland seinem Freunde Goethe vielleicht zum ersten Male die Stätte, wo dieser bald das reinste Glück genießen sollte — Sesenheim.

Weyland kannte bereits das gastliche Pfarrhaus in Sesenheim; er redete öfters zu Goethe von dem trefflichen Landgeistlichen, der verständigen Hausfrau und den beiden anmuthigen Töchtern, so daß Goethe sich lebhaft angeregt fühlte, ihn zu begleiten. So sehen wir denn eines schönen Sommertages die beiden Freunde in heiterster Stimmung auf der Landstraße am Rheinufer in der Richtung auf Sesenheim dahintraben.

Goethe war mit Weyland übereingekommen, daß dieser ihn als einen armen Kandidaten der Theologie in der Pfarrersfamilie zu Sesenheim einführen solle, und hatte sich demgemäß durch seine Haarfrisur und geborgte Kleider so wunderbar zugestutzt, daß Weyland sich des Lachens nicht erwehren konnte. In Sesenheim hieß sie der freundliche Pfarrer und bald darauf auch seine vom Felde heimkehrende Gattin herzlich willkommen. Als dann auch die zweite Tochter, die junge Friederike, eintrat in dem kurzen weißen runden Röckchen mit einer Falbel, dem knappen weißen Nieder und einer schwarzen Taffetschürze, den Strohhut am Arme hängend, als sie aus den heiteren blauen Augen so klar umherblickte, und als Goethe sie so schon beim ersten Blick in ihrer ganzen Anmuth, „all in ihrer Munterkeit“, vor sich sah, da schämte er sich seiner Verkleidung und des Betruges, dessen er sich schuldig gemacht, und hatte große Mühe, im Gespräch mit ihr nicht aus der Rolle zu fallen.

Heiter verging der erste Tag. Als aber Goethe am andern Morgen sich im Spiegel sah, erschrak er selbst über seinen Anzug und entschloß sich kurz, nach Straßburg zu reiten, dort die Kleider zu wechseln und schnell wieder nach Sesenheim zurückzukehren. Aber schon in Drusenheim kam ihm ein anderer Gedanke. Er ließ sich von einem dortigen Wirthssohn, der seine Gestalt und Größe hatte, dessen saubere Sonntagskleider und erschien als schmucker Elsäßer Bauer wieder im Pfarrhaus, um einen abzugehenden Rindtauskuchen zu überbringen.

Die Frau Pastorin, die er allein im Hause antraf, ging lachend auf den Scherz ein und bedeutete ihn, daß er sich im Garten verborgen halten möchte, bis die Töchter von ihrem Spaziergange zurückkehren würden. Goethe folgte dem Rathe, lenkte aber von dem Saume des Gartens nach dem Wäldchen, wo er sich einstweilen süßen Träumereien überließ. Da weckte ihn eine fröhliche Stimme. „Georg, was machst Du hier?“ rief Friederike Brion dem vermeintlichen Wirthssohn aus Drusenheim zu. Und der

Jüngling stand beschämt vor dem lieblichen Mädchen. „Nicht Georg“, rief er, „aber Einer, der tausendmal um Verzeihung bittet; die erste Maske hat mich in die zweite getrieben.“ — Der Scherz wird unter herzlichem Lachen vergeben.

So der Dichter, welcher diesen Scherz als Dichtung in seine eigene Biographie aufgenommen hat. Ist er auch als unechter Zug erkannt worden, so freuen wir uns doch des anmuthigen Scherzes noch heute und begleiten den Dichter weiter in seiner Erzählung, mag sie nun Wahrheit, mag sie Dichtung sein.

Und nun sehen wir am Nachmittage fröhliche Menschen dort im Schatten der duftigen Fliederlaube. Dort sitzt das liebe Schwesternpaar, zwischen Beiden der schöne Dichteryüngling mit der leuchtenden Stirn, den kühnen, freien Zügen, noch in den Elsässer Bauerkleidern, und erzählt mit der ihm eigenen Gabe der Erfindung und schnellen Gestaltung sein „Märchen von der neuen Melusine“.

Die Tage von Sesenheim wirkten eine merkwürdige Wandlung in Goethe. Straßburg war ihm nie so leer, die Juristerei und Medizin nie so trocken vorgekommen als jetzt nach seiner Rückkehr von Sesenheim. In jener Zeit sprossen alle jene duftigen Liebeslieder, die er wie „kleine Blumen, kleine Blätter“, selbst gleich einem jener „guten jungen Frühlingsgötter“ tänzelnd auf ihren Pfad streute.

Als wieder einige Ferientage gekommen waren, da bedurfte es für ihn kaum der Mahnung, mit welcher der würdige Mediziner Lobstein seine Vorlesungen schloß: „Meine Herren, benutzen sie diese Zeit, sich aufzumuntern! Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen!“ — Goethe's Entschluß war bereits gefaßt, sein Pferd bereits gefastelt; Freund Weyland war nicht sogleich zu finden, aber die Reise duldete keinen Aufschub:

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan, fast eh' gedacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht,
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit tausend schwarzen Augen sah.

— — — — —
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer,
Doch frisch und fröhlich war mein Muth,
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Stut!“ —

Die Studienzeit ging unterdessen zu Ende, Goethe legte sein Examen als Doktor der Rechte ab; es kam die Zeit, daß er sich von dem Straßburger Kreise trennen mußte. Noch einmal ritt er nach Sesenheim, — um Lebenswohl zu sagen. Es war ein schmerzlicher Abschied.

„Ich ging, du standst und saßst zur Erden
Und saßst mir nach mit nassem Blick.“ —



Goethehaus in Straßburg.

Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis
legimus hujus N. Joffay, auf dem Fischmarkt
d. 19. Aprilis.

„Nun ritt ich“, schreibt Goethe, „auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegengelommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen.“

Acht Jahre waren seit dem Abschiede von Eesenheim vorübergegangen. Goethe's Dichterruf war unterdessen in weite Kreise gedrungen. Schon hatte sein „Götz mit der eisernen Hand“ manches tapfere Herz erquickt, sein „Werther“ ihm auch die empfindsamen Seelen gewonnen, während die Gebilde seiner Faustdichtung noch als „schwankende Gestalten“ ihm vor der Seele schwebten. Die Sturm- und Drangperiode seines Lebens war vorüber und Goethe als glänzender Stern am Dichterhose zu Weimar aufgegangen. Bei einer Reise, auf welcher der nunmehrige Geheime Legationsrath von Goethe seinen fürstlichen Freund, den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar (im September 1779), nach der Schweiz begleitete, wurde auch Straßburg berührt. Während der Herzog von hier aus einstweilen die Reise fortsetzte, zog jenen die Erinnerung noch einmal nach dem Pfarrhause in Eesenheim. Er sah Friederike wieder, die er in einem Augenblicke hatte verlassen müssen, „als es ihr fast das Leben kostete.“ Sie ging leise darüber hinweg, ihm zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch übrig geblieben, und war voll herzlicher Freundlichkeit. Da saß er wieder bei Vollmondschein in der Fliederlaube, fand seine alten Pieder und sein Andenken in der Pfarrersfamilie noch so lebhaft, als ob kaum ein halbes Jahr vergangen sei. Er blieb die Nacht über und schied am andern Morgen von freundlichen Gesichtern, so daß er jetzt wieder mit Zufriedenheit an jenes „Eckchen der Welt“ denken konnte.

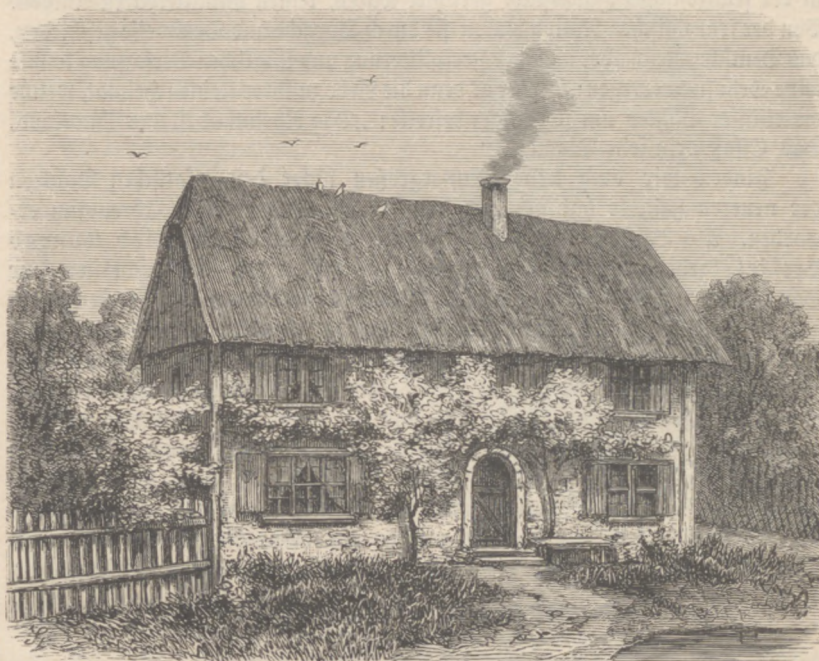
Friederike Brion hatte alle Anträge Anderer — darunter auch den von Goethe's Jugendgenossen Reinhold Venz — abgelehnt. „Das Herz, das Goethe geliebt hat“, sagte sie, „kann keinem Andern gehören.“

Als Goethe in viel späteren Tagen die herrlichen Zueignungsstrophen zu seinem größten Dichtwerke, dem „Faust“, niederschrieb, umschwebten ihn noch die Erinnerungen, die er aus seiner Jugend von Straßburg mitgenommen:

„Ihr bringt mit euch die Bitter froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf,
Gleich einer alten halbverkung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.“ —

Sowie er zu manchen Gestalten seiner Dichtungen gewisse Züge der Straßburger Jugendgenossen entlieh, wie er mit den frommen Zügen und dem Namen der Heiligen auf dem Odilienberge, deren Legende er bei einem Ausfluge dorthin kennen gelernt hatte, eine seiner „späteren, aber nicht minder geliebten Töchter“ ausstattete, so mag auch Friederike von Eesenheim ihm als Vorbild vorge schwebt haben zu mancher der edelsten Frauenerscheinungen, die sein Dichtergenius belebte.

Für uns aber soll jenes Fleckchen Erde im Elsaß eine Stätte bleiben, geweiht und verklärt durch ein edles deutsches Frauenbild und durch die Liebe unseres größten deutschen Dichters.



Das Pfarrhaus zu Seisenheim.

Die Hüter der Muttersprache. Vergeblich bemühte sich die französische Regierung, den Bewohnern des Elsaß mit den staatlichen Formen und Einrichtungen Frankreichs auch seine Sprache aufzudringen; die Elsaßer ließen sich ihre Muttersprache nicht rauben, und mit ihr blieben Sitten, Bräuche und Denkweise deutsch. Die Hüter der Muttersprache waren es im Elsaß, welche der fortschreitenden Verwelschung einen unzerreißbaren Damm entgegensetzten, welche deutsche Art retteten, als von drei Seiten die welsche Sintflut über das Land hereinbrach.

Welche Bedeutung in dieser Beziehung die Straßburger Hochschule als eine Warte des deutschen Geistes hatte, wurde von uns bereits an anderer Stelle besprochen. Von dem Mönche von Weißenburg, dem ersten Pfleger der Muttersprache im Elsaß, bis zu der kleinen Schar, die das Fähnlein deutschen Sängertums trotz der Fremdherrschaft hoch und in Ehren hielt, ist die Liebe zur deutschen Muttersprache ein durchgehender Zug der elsässer Dichter.

Freilich, jene lebhafteste geistige Gemeinschaft, welche zu der Zeit, als Meister Gottfried sein unsterbliches Lied von Tristan und Isolde dichtete, das Elsaß mit dem übrigen Deutschland verband, mußte mit der politischen Trennung aufhören. Es waren keine gleichen nationalen Interessen mehr, welche die

Brüder zu beiden Seiten des Rheins für ein Ziel begeisterten, und an dem größten Aufschwunge der deutschen Literatur im Zeitalter Goethe's und Schiller's nahmen die Elsässer, deren Augen damals auf die Begebenheiten in der französischen Hauptstadt gerichtet waren, keinen unmittelbaren Antheil. Von der französischen Nation waren sie durch Sprache und Denkweise geschieden, das Deutsche Reich aber in seiner Zersplitterung und kläglichem Verfassung konnte keine Sehnsucht erregen; so war es denn die Liebe zu ihrer kleinen Heimat, welche die elsässer Dichter um so inniger beseelte: „Das Rheinthal ist uns Vaterland, Das Elsaß drin sein Diamant!“

Finden wir auch keine Dichtergrößen unter den alsatischen Dichtern der neueren Zeit, so hat sich doch mancher unter ihnen einen Ehrenplatz erworben. Als Bannerträger voran schreitet der biedere Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 1736 zu Kolmar, gest. 1809). Wer hätte nicht in seiner Schulzeit manche der von ihm nach Gellert'schem Muster gedichteten Fabeln gelesen! Wer kennt nicht seine treuherzige poetische Erzählung „Gott grüß' Euch, Alter, schmeckt das Pfeischn?“ — Die Muse bewahrte dem früh erblindeten Dichter, der als Leiter einer Militärschule in Kolmar lebte, bis in sein spätes Alter die Frische und Heiterkeit des Gemüthes, die sich in seinen Dichtungen spiegelt. Nur der Verlauf der Französischen Revolution, die Schreckensscenen in dem „zweiten Babylon, so viele Menschenalter schon ein Grab des Muthes und der Sitten“, entriß ihm manches Wort der Bitterkeit, wie das Epigramm auf Robespierre, als dieser den Vernunftkultus aufhob und die Feier des höchsten Wesens anordnete.

„Darfst, lieber Gott, nun wieder sein, —
So will's der Schah von Franken;
Laß flugs durch ein paar Engeln
Dich schön bei ihm bedanken!“

Mit besonderer Vorliebe wurden das Lied und die Ballade in neuerer Zeit gepflegt. Als geachtetster Vertreter des elsässer Lokalpatriotismus erscheint uns der Dichter Ehrenfried Stöber (geb. zu Straßburg 9. März 1779, gest. 1835).

In seinem Lustspiel „Daniel“ oder „Der Straßburger“ läßt er den Helben sagen: „Wie sollt' ich denn leben können, wenn ich meinen Münsterknopf nicht sähe!“ — Seine Mitbürger feierten den Dichter, ließen auch seine mundartlichen Lieder in Musik setzen und hörten es gern, wenn ihre Töchter am Klavier sangen:

„Und's Elsaß, unser Ländel,
Es isch meineidi schön,

Mer hemmens fest am Bündel,
Mer lohn's bi Got nit geh'n!“ —

In weiteren Kreisen bekannt wurden die beiden Söhne Ehrenfried's, der Professor und Stadtbibliothekar zu Mülhausen, August Stöber (geb. 9. Juli 1808), und der Präsident des Konsistoriums und Oberschulrath ebendasselbst, Adolf Stöber (geb. 7. Juli 1810). Während der Aeltere, ein Forscher der heimischen Sage und Geschichte, das Bewußtsein der deutschen Abstammung lebendig erhielt, verfolgte der Jüngere mit seinen

elsässischen Balladen und Romanzen ein gleiches Ziel. Die von beiden Brüdern gemeinschaftlich herausgegebenen „Alfabilder“ sowie das Jahrbuch „Alfatia“ und vorzüglich das „Sagenbuch“ von August Stöber führen uns belehrend und unterhaltend zugleich in die Vorzeit des jagenreichen Landes ein.

Als der Kampf zwischen ihrem Mutterlande und dem Staate, dem sie bis dahin angehört, ausgerungen und der Friede geschlossen war, da schlugen die beiden Stöber aufrichtig in die dargebotene deutsche Bruderhand ein.

Dem Brüderpaar schließt sich der Dichter Johann Georg Zetter, genannt Friedrich Otte (geb. 4. Mai 1819 zu Mühlhausen), an. Fröhlich und singend streift er durch Berg und Flur; seinen Wanderstab bald auf das rechte, bald auf das linke Stromufer setzend, findet er doch auf beiden seine Brüder und Freunde.



Gottlieb Konrad Pfeffel (geb. 1736, gest. 1809).

„Wegweiser seh' ich viele prangen,
Die Lerch' im Blau, den grünen Hain,
Den Quell, von Blumen rings umfassen,
Und jeder führt zur Freude ein.

Wolan, so laßt mich fürder wallen,
Ein Lerchlein fliegt mir froh voraus,
Und wo's am besten mir gefallen,
Bau' ich mein lustig Blütenhaus.“

Er steigt auch wol hinab in den kühlen

„Die alten Klosterbrüder,
Die waren fromm und klug,
Sie wohnten in kleinen Zellen,
Zum Beten groß genug.
Doch unter den kleinen Zellen,
Da war ein Keller groß,

Klosterkeller, und da fällt ihm ein:

Wo Wein aus Rufen und Tonnen
In lustigem Sprudel floß.
Die alten Klosterbrüder,
Sie sollen gepriesen sein,
Sie hatten fromme Gedanken
Und tranken guten Wein.“

Wo ihn aber unter altem Burggetrümmer die Schauer der Sage umwehen, da weilt er in ernstern Träumen, beschwört die Geister der Vorzeit herauf und besingt ihre Helden in Uhländ'schen Weisen. Die Minnesänger und Meisterjänger, die Städtemeister und die Vorkämpfer der Reformation der Erbauer des Münsters und der Vater des Steinthals, sie Alle finden dort ihre Ehrentafeln.

Es ist uns nicht vergönnt, auch auf andere Dichter noch näher einzugehen, deren Geisteswerke — sei es „in Büchern gebunden“, sei es als

„fliegend Blatt den Winden preisgegeben“ — Zeugniß dafür ablegten, daß der Strom deutschen Lebens im innersten Volksthum nicht versiegt war, sondern auch unter der welschen Eiskruste noch frisch und lebendig fort-rieselte. Wir nennen hier statt Vieler nur den Forscher der Kunstgeschichte und Mitarbeiter an der *Asiatia*, Ludwig Schneegans (geb. 21. Aug. 1821 zu Straßburg, gest. 1858), den Kulturhistoriker Ludwig Spach, als Dichter Ludwig Lavater genannt (gest. 1879), den Parabeldichter und Epiker Karl Candidus (geb. 14. April 1817 zu Bischweiler, gest. 1875 zu Odessa) und seinen Schwager Dr. Gustav Mühl, der in „*Asiatia's* Gruß an die neue Hochschule zu Straßburg“ den Geist der deutschen Wissenschaft als Maienherold preist, den Schriftsetzer Theodor Klein (geb. 28. Mai 1820 zu Straßburg, gest. 1865), den ehrbaren Drechslermeister Daniel Hirtz, den Meistersänger von altem Schrot und Korn (geb. 2. Febr. 1804), der an der Drechslerbank den Handwerker zum Dichter ausbildete und in den Feierstunden Verse drehselte, endlich den Straßburger Korbmachermeister Christian Hackenschmidt und seinen Sohn Karl, der in einer Ode Kaiser Wilhelm den Siegreichen feiert.

So möge es denn weiter schallen, das deutsche Lied, zu beiden Seiten des deutschen Rheins; möge aus dem Herzen klingen, zum Herzen wieder dringen, für immer fest umschlingen, was lange geschieden war! — Haben doch die Lieder aus dem Wasgau immer ihren freudigen Wiederhall an den Schwarzwaldhöhen gefunden und war doch die Erinnerung an die alte alemannische Stammesgemeinschaft unter den Edleren des Volkes hüben und drüben des Rheins auch zu der Zeit lebendig, als von der Wiedereroberung der grünen Grenzmark nicht die Rede sein konnte! Auch die Männer vom rechten Stromufer, welche den Elsässern immer die offene Bruderhand darboten, haben ihren Antheil daran, daß das Bewußtsein der Stammesgemeinschaft unter ihnen nicht erloschen ist. Die Worte, mit welchen ein Dichter aus dem badener Lande, Ludwig Eichrodt aus Durlach (geb. 2. Febr. 1827), schon damals (1860) in seiner „*Alemannia*“ die gemeinschaftliche Heimat am Rhein begrüßt, haben heute eine tiefere Bedeutung für uns Alle gewonnen, und gern stimmen wir ein:

„O Heimat am Rhein, alemannisches Land,
Strombraut, o geliebte, dich faßt meine Hand!
Hier hoch auf dem „Blauen“, auf Schwarzwaldhöf',
Hier grüß' ich die Heimat, so weit ich nur seh'.

— — — — —
Ihr Fluren, ihr Thäler, ihr Waldungen grün,
Ihr Burgen, ihr Städte mit Münstern kühn,
Ihr Völklein, Glück und Gefahren vertraut,
Behüt' euch der Himmel, der über euch blaut.
Wol trennen mag Schicksal ein Volk und ein Land,
Doch einigt die Herzen ein ewiges Band,
Und macht uns zu Brüdern und schließet uns ein
In ein Paradies: unsre Heimat am Rhein!“



Walther von Nifungenstein und Hildegunde.

Wanderungen im Sagenlande.

Wie ein vermoostes Waldgeheimniß
 Ruht das geborht'ne Niesenhaus
 In Schutt und schweigender Verträumnis
 Von dunkler Vorzeit Räthseln aus.

Wer schuf den Plan zu solchem Werke?
 Wer drang zuerst am Fels empor?
 . . . Erdmänner höhlten ihn und Zwerge,
 Giganten thürmten Thurm und Thor. —
 Schefffel, der Wasungenstein im Gaudeamus.

Götter- und Helden Sage. Walther vom Nifungenstein. Niesen und Zwerge. Legenden.
 Kaisersagen. Ortsagen.

Götter und Helden Sage. Das Elsaß ist nicht bloß eines der schönsten und fruchtbarsten Länder Deutschlands, sondern es ist auch reich an Kunstdenkmälern, an großen geschichtlichen Erinnerungen, die in Chroniken, Sitten und Gebräuchen dieses kernhaften Volkes, in Sagen und Legenden, in

Baudenkmälern und Bauüberresten und der sie umragenden Volkspheanta sie weit über die historische Zeit zurückreichen. Drei große Völker lösten einander auf diesem Boden ab, Kelten, Römer, Germanen, und haben der Landschaft und dem Volke noch heute erkennbare Spuren ihres Daseins aufgedrückt.

Von den Galliern oder Kelten lassen sich mit Sicherheit nur wenige Erinnerungen nachweisen. Sie haben den Flüssen und Bergen die Namen gegeben: Belchen, Wasgau, Rhein, Ill u. s. w. Vielleicht, daß die auf dem Obilienberg und im wildromantischen Dachsland zahlreich vorhandenen Stein- und Ringwälle von ihnen herrühren.

Reicher fließen die religiösen Erinnerungen, die Sagen von Göttern und Göttinnen aus der Römerzeit. Nach dem Siege über Ariovist wurde das Elsaß 57 vor Christus römisch, und die überlegene römische Kultur hielt ihren Einzug über die gallische hinweg. Die freundlicheren Göttergestalten der griechisch-römischen Welt folgten den Adlern der Legionen, und an der Stelle der rohgeschichteten keltischen Druidenfelsen erhoben sich an den Abhängen die zierlichen Säulenhallen der römischen Götter. Der Geheimdienst der Druiden wurde unterdrückt, die Menschenopfer abgeschafft, die römischen und keltischen Götternamen und Kulte mischten sich. In dem höchsten Gott der Gallier, im Teutates, wollten die Römer ihren Merkur erkennen und bauten ihm Tempel. Sein Hauptheiligthum stand nach der Tradition an der Stelle des späteren Klosters Ebersheimmünster an der Ill, unterhalb Schlettstadt. Auf der hohen Donne finden sich Trümmer eines seiner Tempel. Besonders reich an Merkurbildern ist die Gegend von Weißenburg und Wörth. Andere Denkmäler zeugen von der Verehrung des Vulkan, des Jupiter, des Apollo Grannus (grannos = heiß), vermuthlich ein gallischer Beiname des Sonnengottes. Ein antikes Steinbild des Hercules steht noch heute am Münsterthurme zu Straßburg. Von Göttinnen erscheinen auf Inschriften und Bildwerken Juno, Minerva, Vesta, Diana, Cybele, und die keltisch-römischen Deae matres, die mütterlichen Göttinnen. Selbst die Götter des fernen Ostens, der Aegypter und Perser, Isis, Osiris, Amubis und der Mithrasdienst wurden von den Legionen am Rheine eingebürgert. Trümmer von römischen Heiligthümern sind anzutreffen und führen sammt anderen Denkmälern der vorchristlichen Zeit die Namen Heidenthurm, Heidenschloß, Heidenfels. Wenn stampfende Rosse über diese Stätten gehen, so hallt es dumpf wie unterirdischer Donner, und sie sind in Gefahr, einzubrechen.

Wie die keltische Religion nach den Siegen der Römer mit der römischen sich mischte, so wurde auch der germanisch-alemannische Glaube nicht etwa in kurzer Zeit von der neuen christlichen Kultur verdrängt, sondern er wucherte als Naturfidei in neuen Formen weiter. Gerade im Elsaß unter den zähen Alemannen haben sich von beiden Theilen bis in die neueste Zeit zahlreiche Ueberreste erhalten.

An Alter steht unter den germanischen Göttern Ziu, der altnordische Tyr, obenan. Ursprünglich war Ziu der leuchtende, der lichte Himmels-gott

(Zeus) und wurde unter den Germanen zum Schwert- und Kriegsgott, dem römischen Mars entsprechend. Von ihm kommt in der niederdeutschen Aussprache (Tiu, Dis) der Name Dienstag, während im Elsaß und unter den Alemannen der oberdeutsche Name Ziu in Zistig sich erhalten hat.

Nach ihm trat die Verehrung des Donar in den Vordergrund, der außer im Donnerstag sich im Elsaß in der Bezeichnung Donnerkeile, Donnerärzte, Wurfgeschosse des Donnergottes als Name der Aërolithen, erhalten hat. Reicher fließen die Erinnerungen an Wodan oder Wuotan, den Gott der wehenden Luft, des Thatendranges und der Begeisterung, von dem alle guten und alle höheren Gaben kommen. Er wird als Himmelsgott dargestellt, mit einem Auge (die Sonne), mit einem breiten niederhängenden Hut (das schattende Gewölk), einem weiten blauen Mantel (die weite blaue Luft); sein schraubendes Roß ist der Wind.

So wandert er noch immer durch die Sagen des Volkes und hält bald als schwarzer Mann mit großem Schlapphut, bald als gespenstischer Schimmelreiter, bald als wilder Jäger mit tollem Hundegebell und Jagdgeschrei seine Umzüge, besonders um die Weihnachtszeit; im Knecht Ruprecht und im St. Niklaus sowie in dem schwäbischen Pelzmärte verknüpft sich seine Figur mit christlichen Heiligen, und das Erblühen der Weinrose in der Christnacht ist eine Erinnerung an seine segenspendenden Umzüge um das Sonnenwendefest.

Neben Wodan in ebenbürtiger Majestät thronte einst seine Gemahlin Freya (Fria, Frea, Fricka), norddeutsch Frigga, die freundliche, liebende Himmelskönigin und Spenderin unzähliger Wohlthaten an die Erdenkinder. Sie muß schon in heidnischen Zeiten verschiedene Beinamen, wie Frau Holda, Holle, die Gnädige, Frau Behrta, Bertha, die Glänzende, gehabt haben, unter denen sie heute noch in verschiedenen Gauen Deutschlands auftritt. Ihr ursprünglicher Name lebt nur noch im Freitag, dem der Freya gewidmeten Tage, fort; er soll sich sonst noch in Niedersachsen und der Uckermark im Volksmunde erhalten haben. Im Elsaß und unter den Alemannen hat sich die hehre leuchtende Göttin in eine häßliche Spukgestalt verwandelt, die als Frau Faste in der Zeit, in welcher ihr Hauptfest, Frohnfasten, war, unmittelbar vor Weihnachten als Seitenbild des Knechts Ruprecht oder Santi Chlaus herumgeht.

Vielverbreitet sind im Elsaß in Volksfitten die Erinnerungen, welche sich an die Feier der altdeutschen Frühlingsgöttin Ostara knüpfen, von der unter den germanischen Völkern das Osterfest den Namen trägt (die Romanen nennen Ostern nach dem hebräischen Pascha: pâques). Ihr war der Hase heilig und ihr Lieblingsopfer das Ei, Beides Symbole der Fruchtbarkeit und schöpferischen Kraft der Natur. Außer dem Osterhasen und Osterei hat sich die Erinnerung an diese Göttin vielfach im Elsaß in Spielen erhalten.

An Pfingsten reiten noch heute im Elsaß, und im rechtsrheinischen Gebiet bis vor Kurzem noch, junge Bursche hoch zu Roß und phantastisch geschmückt in den Dörfern umher, Gaben fordernd. Mit Jubel begrüßte man die ersten Frühlingsboten, Jung und Alt zog in den Wald unter

Musik und tanzte im Freien, Kinder natürlich in erster Linie. Noch jetzt ziehen am ersten Mai Scharen von Kindern im Elsaß in den Wald, schneiden sich Pfeifen und kehren mit Gesang und Spiel zurück. In Thann führen die Kinder das Maieröslein umher, im weißen Kleide, mit Blumen und Kränzen und Bändern verziert, das Lied singend:

Maieresele, Lehr di dreimal erum,
 Loß di bschoie (beschauen) rum un num,
 Maieresele, kumm, mer wänn in griene Wald hinein,
 Mer wollen alli lustig sein;
 So fahre mer (wir) bum Maie in die Rose.

Ein noch heute auf beiden Ufern des Rheins in voller Blüte stehendes Volksspiel ist das sogenannte Fastnachtfeuer oder, wie man in ganz Alemannien richtiger sagt, das Faschnachtfeuer (von faseln, Tollheiten treiben, daher Faselhaus). An den Vorbergen des Schwarzwalds und der Vogesen werden, und zwar regelmäßig am Sonntag nach der Fastnacht, in der Dämmerung mächtige Feuer angezündet; die Holzstöße sind gewöhnlich um eine Stange gruppiert, an deren Spitze ein Strohbild, „des Teufels Großmutter“, gesteckt ist, das, ein Symbol des Winters, unter Hallorufen angezündet wird. In das Feuer hält man an einer Ruthe Scheiben aus Holz, die glühend gemacht und dann in weitem Schwung unter Herfagung eines Spruchs in die Luft geschleudert werden, offenbar eine Erinnerung an die flammenden Sonnenräder, die man in alten Zeiten die Berge herunterrollte. Noch in den vierziger Jahren wurde streng darauf gehalten, daß die Ruthe aus dem Haselstrauch geschnitten war und die Grundlage des Holzstoßes aus zusammengeschleiften Weißdornhecken gebildet wurde, beides heilige Pflanzen der Frühlingsgöttin.

Auch die sogenannten Faschnachtküchle, die im obern Elsaß und rechtsrheinisch unter den Alemannen des badischen Markgräflerlandes eine fladenartige Form haben, sowie die „Dünnele“, die um Ostern dort gebacken werden, sind eine Erinnerung an heidnische Gebräuche; es sind die der Göttin geweihten Opferkuchen. Bei den Faschnachtfeuern gehen oft feierliche Fackelzüge nebenher, die sich stattlich von den Höhen des Rheinthals aus ansehen und weithin sichtbar sind.

Von Heldenjagen hat sich die Nibelungenjage zwar, um eine Tagesreise vom Elsaß entfernt, in Worms, niedergelassen; allein eine der Hauptgestalten dieser Sage ist ein Elsässer: Hagen von Tronje. Tronia hieß die Burg, welche vom Merovinger Dagobert I. zu Kirchheim an der Mosig, westlich von Straßburg, erbaut wurde, und die ein Lieblingsitz der fränkischen Könige war; nach einer Anzahl von Handschriften geschah jene Jagd, bei der Siegfried ermordet wurde, nicht im Oden-, sondern im Wasgenwalde.

Eine zweite Sage, die von den Harlungen, lokalisierte sich in dem nahen Breisach (dem Mons brisiacus), das früher auf dem linken Rheinufer lag und zu Elsaß gezählt wurde, jetzt aber rechtsrheinisch zu Baden gehört.

Walthar von Wasichenstein. Echt und ganz dem Elsaß angehörend ist die Sage von Walthar und Hildegund, oder von der Felsenburg, an welcher die

Hauptkämpfe stattfanden, Walthar von Wasichenstein genannt. Die Sage knüpft an den großen Hunnenkönig Attila an. Die Erinnerung an dessen einer Sintflut gleichende Heerzüge zitterte Jahrhunderte lang in Deutschland nach; sie wurde durch die Einfälle der Ungarn, die ja von derselben Stätte kamen, in der Attila seinen Thron aufgeschlagen hatte, neu aufgefrischt und lokalisirte sich, wie bei Worms und anderen Orten, so auch im Elsaß, z. B. auf dem Ochsenfeld bei Kolmar, der alten Wahlstatt der Kämpfe zwischen Cäsar und Ariovist, wo unter den Hufen der Hunnenrosse das Gras für immer verdorrt sei. — Attila, so erzählt das Lied von Walthar, zog mit seinen Hunnen gegen den Rhein; der Frankenkönig Gibicho unterwirft sich und schickt, da sein Söhnchen Gunther noch klein ist, den Hagano, einen jugendlichen Helden aus edlem Geschlecht, als Geisel. Der Heereszug rückt weiter gegen Burgund, wo Herrik zu Cabillonum (Chalons an der Saone) seinen Thron hat; auch dieser sucht die Freundschaft der Hunnen und schickt seine Erbtöchter Hildegund als Geisel. Da kann auch der König von Aquitanien keinen Widerstand leisten, und er übergiebt den Hunnen seinen Sohn Walthari, der mit Hildegund seit früher Jugend verlobt war.

Fröhlich zogen die Hunnen in die Heimat nach Ungarland, und Attila ließ die Knaben wie seine eigenen Kinder in Heldenehre und Weisheit erziehen, und auch Hildegund wurde von der Königin hochgehalten, und bald ward ihr die Oberaufsicht über die Schatzkammer anvertraut.

Unterdessen war der Frankenkönig Gibicho gestorben, und sein Sohn Gunthari verweigert den Hunnen den Zins. Da entflieht Hagano den Hunnen und eilt in seine Heimat. Der Hunnenkönig fürchtet dasselbe von Walthari und er sucht ihn deshalb mit einer Königstochter zu verheirathen. Allein Walthari weiß nicht blos durch seine kluge Rede diesen Plan zu durchkreuzen, sondern sich im Vertrauen des Königs zu befestigen und diesen in Sicherheit zu wiegen. Da, nach einem Kriegszuge gegen ein empörtes Volk, aus dem er ruhm- und sieggekrönt zurückkehrte, hielt er die Stunde zur Flucht für gekommen. Er vertraute sich Hildegunde, die er still im Herzen geliebt, an und verabredete mit ihr, die ja auch von der Verlobung mit ihm in früher Kindheit Kenntniß erhalten hatte, die Flucht:

„O Herr, du sprichst mit Zug

Dies Wort, das ich seit Jahren geheim im Busen trug;

Gebiete denn die Flucht, mit dir will ich sie wagen;

Durch Noth und Fährlichkeit muß uns die Liebe tragen.“

Hildegunde rafft auf Walthari's Geheiß des Königs Helm und Waffenhemd und zwei Schreine voll Spangen in Gold aus der Schatzkammer, und nach einem Gelage, als das ganze Schloß weinbetäubt im Schlafe lag, entflohen Walthari und Hildegunde, Beide auf des Ritters Löwenroß sitzend, dem Stirn und Seite mit Erz bedeckt war und das von Hildegunde gelenkt wurde. So ritten sie die ganze Nacht; den Tag über lenkten sie von der Heerstraße ab in Waldesdunkel, wo sie rasteten; sie nährten sich von der Hageleu, die mit der Leimruth, und von Fischen, die mit der Angel gefangen wurden. In der Burg der Hunnen verbreitete die Nachricht von Walthari's

und Hildegunde's Flucht große Aufregung und Zorn des Hunnenkönigs; aber Niemand wagte sich um den Preis, den der König für die Zurückbringung Walthari's, des gefürchteten Helden, aussetzte, zu bewerben.

Vierzig Male schon war die Sonne untergegangen, seitdem Walthari und Hildegunde die Königsburg der Hunnen verlassen. Da auf einmal glänzte aus lichtein Waldsaum ein Fluß zu ihnen herüber: es war der Rhein, und jenseits am Ufer lag Worms, die Königsburg der Franken. Ein Fischer setzt Beide über, und Walthari giebt ihm zum Lohn von den Fischen, die er als Vorrath mitgebracht.

Die Fische werden auf des Königs Tafel gebracht; verwundert forschet dieser nach, woher die ihm fremden Fische kommen: „Von einem gewappneten Fremdling, der übersezte“, sagt der Fischer, „rihren sie her, und der rasch in den Forst ritt; an seiner Seite sitzt mit ihm auf gleichem Roß eine Maid, schön wie Sonnenschein, und auf dem Rücken des Rosses hängen zwei Schreine, wie ich aus dem Klang hörte, mit Gold und Edelstein gefüllt.“

„Das ist Walthari, mein Gesell und Genosß an Etzel's Hofe“, ruft freudig Hagano aus, „der heimreitet aus Hunnenland“. Jubel schallte durch den Saal; aber Gunthari, der König, stieß zornig die Tische um und sagte: „Jetzt ist Gelegenheit, den Schatz wieder zu erlangen, den mein Vater den Hunnen geben mußte. Auf, sattelt die Rosse!“ Vergebens bat Hagano, des alten Freundes gedenkend, von der That abzustehen, und Gunthari wählte der Mannen zwölf als Heeresgefolg.

Walthari war unterdessen mit Hildegunde landeinwärts jenseit des Rheines geritten in den schattig düstern Forst, Waschenwald (Vosagus) genannt, des Weidmanns Freude, wo Jagdhorns Schall und Hundegebell so frühlich zusammenklangen.

Dort ragen dicht beisammen zwei Berge in die Luft,
Es spaltet sich dazwischen anmuthig eine Schlucht,
Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Gesträuch,
Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räuberneft.

Hier ruhten die Flüchtlinge aus. Während Walthari, der schon lange des Schlafes entbehrte, in süßen Schlummer gesunken, hält Hildegunde Wacht. Da sieht sie auf einmal vom Bergesgipfel herab im Thale Staubeswirbel und Rossegetrab. Sie strich mit leisem Finger des Schlafers braunes Haar, und bald stand Walthari da im Glanze der Waffen. Hildegunde glaubt, es seien die Hunnen, und will lieber sterben als ihnen überliefert sein. „Nein“, sagt Walthari, nachdem er sich die Schar besehen,

„Nicht Hunnen sind die Feinde, es sind nur dumme Jungen,
Die hier im Lande wohnen, sind fränkische Nibelungen“ (Franci Nebulones).

und er erkennt unter ihnen Hagen, seinen alten Kampfgenossen, den er allein fürchtet wegen seiner List, und er stellt sich drohend an das Felsenthor. Der Name Nibelungen oder Nebellungen wird hier zum ersten Mal und am frühesten genannt.

Noch einmal bittet Hagano, vom Kampfe abzustehen oder friedlichen Vergleich zu suchen. Walthari bietet dem Boten hundert goldrothe Spangen.

Hagano räth, dies Geschenk anzunehmen; aber Gunthari, der den ganzen Schatz möchte, höhnt ihn als einen Feigling und Wortmacher. Da tritt Hagano erboßt abseits und zieht sich vom Kampfe erzürnt zurück. Walthari bietet dem zweiten Boten 200 Goldspangen, aber mit dem Rufe: „Der König will den ganzen Schatz!“ begann der Kampf.

Es beginnt nun eine der interessantesten Partien des Liedes, zugleich ein dichterisches Meisterstück in Schilderung des Zwölfkampfs, der dadurch so spannend und fesselnd wirkt, daß jeder der Widersacher den Helden — denn die enge Schlucht gestattet nur Einzelkampf — mit anderer Angriffsart und zum Theil auch anderen Beweggründen kämpfend angeht; der Eine zu Pferde mit einer, der Andere mit zwei Lanzen, ein Dritter mit Bogen und Pfeil, ein Viertes mit eisenbeschlagenem Harriegelspeer, ein Fünfter und Sechster zu Fuß im Schwertkampf, ein Siebenter mit der Wurf- oder zweischneidigen fränkischen Streitart (Francisca), Andere mit Lanzen und Schwert hoch zu Ross. Der Letzte mit widerhaftigem eisernen Dreizack, an einem Seile in den Schild geschleudert, damit er sich einhake und Walthari durch das Ziehen an den Seilen zu Boden gerissen würde; aber Walthari erringt Sieg auf Sieg und alle Helden liegen in ihrem Blute, darunter auch der jugendliche Trogus, Hagano's Kesse.

Seufzend floh Gunthari in das Thal hinab zu Hagano, der noch beleidigt beiseite stand, und weinte bitterlich. Alles Zureden, ihn zum Kampf zu bewegen und die Franken zu rächen, schien umsonst. Er dachte der schweren Beleidigung vor den Edlen; er übersann, wie einst Walthari in Treue ihm zugethan war. Da fiel der König vor ihm nieder und bat ihn kniefällig mit aufgehobenen Armen. Jetzt ließ sich Hagano rühren.

„Wohin du auch mich rufest — o Fürst, ich werde gehn,
Was nimmer sonst geschah, die Treue heißt's geschehn.“

Sie überlegten nun den Wiederbeginn des Kampfes. „Walthari ist unbeflegbar, so lange er die Felsburg innehält“, sagt Hagano, „wir müssen deshalb ihn aus der Burg locken und im freien Felde angreifen.“ Der König ist über diesen Plan hocheifrig und er besiegelt ihn mit einem Kuß; ihre Rosse grasen lassend, gehen sie nun in einen Hinterhalt. Walthari hat den Kuß des Königs an Hagano gesehen und ahnt nichts Gutes; doch bleibt er die Nacht noch in der Burg und ruht aus. In der Morgenfrühe holt er von den erschlagenen Helden noch Waffenschmuck und Schätze sammt vier Rossen, und nachdem er die Gegend erspäht — tiefe Stille überall — trieb er die schwer beladenen Rosse voraus; dann folgte Hildegunde und er schloß den Zug.

Doch kaum waren sie tausend Schritte vorgerückt, so schaute Hildegunde zufällig zurück und sieht, wie zwei Männer den Berg herab auf sie zusprengen. Hildegunde zieht mit dem Goldroß in den nahen dichten Hain als Schutzort, und Walthari faßt am Bergabhang festen Stand.

Es folgt nun der nicht minder interessante Kampf zwischen König Gunthar und Hagen auf der einen und Walthari auf der andern Seite.

Walthari ruft Hagen entgegen:

„O Hagen, alter Freund, sag an, was ist geschehn,
Daß also umgewandelt ich dich muß wiedersehn? . . .
Fürwahr, ich dachte wol, käm heimwärts ich gegangen,
Du würdest grüßend mich mit offnem Arm empfangen,
Und gastlich mich bewirthen und pflegen mich in Freuden,
Und reich beschenkt den Freund ins Heimatland geleiten.“

Walthari erinnert auch an die gemeinsamen Knabenspiele. Aber Hagan's Blick ist finster; der Franken Schmach, vor Allem des Neffen Tod, Trogus, des zarten Sprossen, will er rächen.

So schwangen sich denn Gunthar und Hagen von den Rossen und rasch begann der Kampf. Beide warfen zuerst ihre Speere auf Walthari, der sie glücklich ablenkte; nun stürmten sie mit den Schwertern ein und Walthari wehrte sich mit der Lanze. Der König wäre rasch erlegen, wenn ihm nicht Hagen zu Hülfe geeilt wäre. Walthari stand gegen den doppelten Angriff gleich dem Bären, der gejagt von wilder Heze drohend steht und Jeden zu erdrücken droht, der sich ihm nähert. So tobte der Kampf vom Frühroth bis in die Mittagsglut, und Walthari, den die Weiden zu ermüden hofften, schaute gepressten Herzens, ob sich kein Ausweg biete; da nimmt er seine ganze Kraft zusammen und schleudert auf Hagen den Speer, der aber dessen starken Panzer nicht durchdringt, und dann stürmt er mit dem Schwert auf den König ein, dem er den Schenkel von der Hüfte trennt. Eben war er im Begriff, in furchtbarem Zug ihm den Todesstoß zu geben, da warf Hagen dem Hieb das eigene Haupt entgegen:

Da sprühte von dem Helm hoch auf ein Funkenregen,
Der Helm war hart geschmiedet. Drum brach das Schwert mit Klirren,
Durch Luft und Busch und Gras zahllose Trümmer schwirren.

So war Walthari seiner besten Waffe beraubt; unwillig warf er auch den Schaft fort. Da that Hagen einen Hieb, und die tapfere, preisgeschmückte Rechte Walthari's lag auf der Erde. Aber er verzagte nicht, er biß den Schmerz zusammen, schob den Stumpf in den Schild und griff nach dem krummen Halbschwert der Hunnen, das er als Nothbehelf mitgenommen hatte, und zerfäbelte Hagen die Stirn bis hinab zu den Lippen, so daß er das rechte Auge und sechs Backenzähne verlor.

So ward der Kampf geschlichtet. Durst und Wunden mahnten zur Ruhe; Wahrzeichen hatten alle drei Helden aus dem Kampfe und sie stellten den Kampf ein. — Es folgt nun die reizende Schlussscene der Dichtung, echt deutschen Heldengeist athmend.

Die Helden setzten sich; Walthar ruft Hildegunde herbei, sie stillen des Königs Blutstrom mit Blumen, und Hildegunde füllt den Becher und bringt auf Walthar's Geheiß den ersten Trunk Hagen zu, der ihn zurückweist:

„Walthari, deinem Herren sei erst der Trunk gerecht,
Braver als ich und Alle hat er sich heut erzeigt.“

Zwar müde, doch frischen Geistes sitzen sie nun, Hagen und Walthar, geeint nach Schildklang und Schwertgetös, Scherz und Kurzweil treibend.

„Zu Zukunft“, sagte der Franke, „mußt du recht Hirsche jagen, damit dir die Lederhandschuh für deine Arme nicht fehlen, und wenn du dir den Arm mit Wolle ausstopfest, so sieht man die Unechtheit nicht. Auch mußt du dir das Schlachtschwert in Zukunft um die rechte Hüfte schnallen und auch Hildegunden mit der Linken umarmen!“

„Nur nicht so schnell“, sagt Walthar, „o, Einaug! Dir wird in Zukunft das Essen des Eberbratens vergehen; deine Diener mußt du mit schiefen Blicken schelten und mit schelem Aug' deine Freunde grüßen. Doch dafür giebt's ein Mittel, wenn du einmal wieder zu Hause bist.

Dann laß dir Mehl und Milch, der Kindlein Brei, dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen.“

So ward der alte Bund mit Glimpf und Scherz erneut, sie hoben dann den König, den seine Wunden schmerzten, sanft auf das Roß, und er ritt mit Hagen nach Worms. Walthari aber zog nach Haus, wurde freundlich begrüßt, vermählte sich mit Hildegund und wurde nach seines Vaters Tode König von Aquitanien; er regierte dreißig Jahre lang sein Volk mit Segen:

Noch in manch schwerem Kampfe gewann er Sieg und Ruhm;
Doch stumpf ist meine Feder und billig schweig ich drum.

Wir haben im Waltharilied eines der frühesten und frischesten der alten Heldenlieder, in dem der waffenklirrende Nachhall germanischer Urzeit rein und unverfälscht uns entgegenweht. Das Gedicht ist nicht mehr in deutscher Sprache — ein Bruchstück der Sage ist in neuerer Zeit im Angelsächsischen entdeckt worden — vorhanden; allein in einer Zeit, als diese Lieder noch mit Urmachtsfrische die Herzen des Volkes bewegten, wurde es in lateinische Verse nach der Weise Vergil's übertragen von dem Mönch Ekkehart von St. Gallen, um 925. Dieser fertigte die Uebersetzung als Schulübung für seinen Lehrer Gerald, dem berühmten Vorsteher des Klosters, der zur St. Galler Klosterbibliothek den Grund legte; später hat ein anderer Ekkehart daran gefeilt und störende Germanismen ausgemerzt. Allein trotz Alledem ist der Geist des Liedes echt germanisch geblieben und der Vergilianische Redeschmuck geht nur äußerlich nebenher. Das Lied steht auch über dem Nibelungenlied; denn im Waltharilied lebt noch die heroische Freude an Kampf und Wunden, ohne die höfische Manier und die alte deutsche Liebe, ohne die ritterliche Sentimentalität, welche die Kraft der späteren Helden dichtungen abschwächten.

Auch das Christenthum hat diese ursprünglichen Züge nicht verwischt, denn die alten Benediktinermönche mußten in jener Zeit auch Kriegskente sein und hatten große Freude am Kampf. Da, wo die christliche Frömmigkeit sich hineinmischte, lassen die Zusätze sich gerade herausnehmen, ohne den Zusammenhang zu stören. So, wenn Walthari im Aublick der anrückenden Franken ergrimmt ausruft: keiner soll mehr mit dem Leben davon kommen, dann aber gleich sich zu Boden wirft und Gott um Verzeihung bittet. Rührend ist die Scene, in der er vor seinem Wegzug aus der Felsenfeste Wasichenstein am Abend des Kampftages vor dem Schlafengehen mit bitteren

Seufzern zu den zwölf Reichenamen sich begiebt, jedwedem Kumpf sein Haupt wieder anfügt und sich, nach Osten gewandt, auf die Erde wirft, Gott für seine Rettung dankt und hinzusetzt:

„O Herr, der du die Sünde austilgst mit starken Armen,
Doch nicht den Sünder selbst — dich fleh ich um Erbarmen,
Daß diese Todten hier zu deinem Reich eingehn
Daß ich am Himmelstige sie möge wiedersehn.“ —

Der Waschenstein, das heißt die Felsenburg im Wasgenwald, ist, wie Uhlund sie richtig entdeckte, eine halbe Stunde nördlich von dem an der großen Straße von Weißenburg nach Bitsch gelegenen Dorfe Niedersteinbach. Unweit zieht die ehemalige Grenze zwischen der Rheinpfalz, dem Elsaß und Lothringen. Die Schilderung im Liede stimmt genau mit dem Orte zusammen.

Das Waltharilied war in dieser lateinischen Uebersetzung offenbar ein Lieblingslied der Benediktiner von St. Gallen, die an ihm ebenso Demuth und keuschen Sinn wie Tapferkeit lernen konnten. Bekannt ist die meisterhafte Uebersetzung in Scheffel's historischem Roman Ekkehart, der hier übrigens nichts mit der Abfassung oder Umseilung des Liedes historisch zu thun hat. Scheffel hat es verstanden, das lateinische Glittergewand der Dichtung abzustreifen und sie in der alten germanischen Kraft auferstehen zu lassen. Neu abgedruckt ist dieselbe mit dem lateinischen Original zur Seite in „Waltharius, lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts“, von Victor Scheffel und Alfred Holder (Stuttgart 1874) dem die Citate entnommen sind.

Riesen und Zwerge. Mit der Göttersage ist die Riesensage verwandt. Die Götter sind Personifikationen der schaffenden und ordnenden Naturkräfte, die Riesen die Repräsentanten der elementaren, wild daherstürmenden, Menschen- und Götterwerk zerstörenden, rohen Naturgewalten. Sie hausen in der Steinwelt der Felsenklüfte und der Gebirge, ihr Element ist der verheerende Sturm und die fressende Flamme. So erscheinen sie in den Liedern der indischen Vedas, beim griechischen Hesiod wie in den Sagen der nordischen Edda. Sie sind Erinnerungen an die Zeit, wo chaotische Kräfte und Ungethüme auf der Erde walteten und ihr furchtbares Spiel trieben. In der christlichen Sage ist noch die Erinnerung an ihr hohes Alter und ihre gewaltige Kraft geblieben, verbunden mit rohem, plumpem, ungeschlachtetem Wesen, wie es die Wirkungsart dieser Mächte ist. So leben sie auch im Elsaß; auf sie werden die ältesten Bewohner zurückgeführt, und die großen Todtenhügel aus der keltischen und vorrömischen Zeit werden nach einer vielverbreiteten Bezeichnung Riesen- oder Hünengräber genannt.

Eine der reizendsten Riesengeschichten ist dem Elsaß in der vielfach poetisch behandelten Sage vom Riesenspielzeug, die sich an die in einem Seitenthale des Brenschthales nun in Trümmern liegende Burg Riedel anlehnte, erhalten. Dort hauste ein Ritter, der ein Riese war, über die Gegend. Seine Tochter, die noch nie aus ihrer finstern, verwachsenen Wildniß herausgekommen war, wandelte an einem Frühlingstage hinab in das Thal. Da gewährte sie zu ihren Füßen winzig kleine Wesen, die sich hin und her bewegten. Es war ein

Bäuerlein, das mit seinem Kößlein pflügte; rasch breitete sie die Schürze aus und trug das Gespann sammt dem Führer heim. „Sieh', Vater“, rief sie jubelnd, „was ich da für ein niedlich Spielzeug mir geholt habe.“ Der Vater aber zog die Stirne kraus und gebot dem Mägdelein, den Mann mit seinem Pfluge wieder hinab zu tragen, „denn wisse“, sagte er, „wir Riesen wären in unseren Felsenschlöffern übel daran, wenn diese kleinen Wesen uns nicht mit Geld und Brot versehen würden.“

In christlicher Zeit trat an die Stelle der Riesen vielfach der Teufel, und solche Felsblöcke wurden zu Teufelskanzeln, denen häufig eine Engelskanzel als Symbol des Ringens zwischen Heidenthum und Christenthum gegenübersteht.

Auch das Zwergengeschlecht ist im Elsaß im Glauben des Volkes reich vertreten. Als Bergmännlein sind die Zwerge den Menschen freundlich gesinnt. Arbeitsam und kunstreich nehmen sie an der menschlichen Arbeit Theil. Wenn die Sennhütten im elsässer Münsterthal den Winter über nach Heimkehr des Viehes leer sind, so kommen die Zwerge und halten Einzug, stellen ihre Kühe auf und bereiten Käse, noch feiner als der Münsterkäse der Menschen. Oft kommen sie auch in das Thal hinab und stellen armen Leuten unvermerkt frische Butter und Käse auf den Tisch. Steht ein gutes Weinjahr bevor, so hört man zur Zeit der Nebenblüte fröhliche Festklänge, Gläser klirren und ein elbischer Spielmann, das Weingeigerlein, fiedelt zum Tanz, oder auch das Schellenmännlein wandelt im Unterelsaß mit seinen hellen Silberglöcklein durch die Nebberge; in schlechten Weinjahren hingegen sitzt es traurig am Rain und blickt die Vorübergehenden wehmüthig an.

Neben den guten Erdgeistern gab es auch schon im Heidenthum böse, die darauf ausgingen, den Menschen Verlegenheiten zu bereiten und schlaue Streiche zu spielen. Durch das Christenthum sanken sie dann noch tiefer herab bis zu feindlichen, höllischen Geistern; dahin gehört der Alp, von dem ursprünglichen Worte Alf, Elf oder Elbe, der sich dem Schläfer auf die Brust setzt, daß er den Athem verliert, oder als der Pözel oder Schrettel den Säuglingen die Milch wegtrinkt und die Lebenskraft aussaugt, daß sie nicht gedeihen können. Die schlimmste Rolle spielten diese aus heidnischer Erinnerung stammenden Wesen im Hexenglauben und in den Hexenprozessen, wo sie sich in verführerische Dämonen verwandelten, welche die Lust erfüllten und mit den Menschen schlimme Verbindungen eingingen; ein Glaube, der auch im Elsaß seine zahlreichen graufigen Opfer forderte! Eine Erinnerung an diese bösen Zwerge sind auch die sogenannten Buzemummel, eine Art Vogelscheuchen, von hauen, putzen, klopfen, da schon das Heidenthum Nachahmung der Kobolde in Vermummungen liebte.

Steigen wir nun hinab zu den Sagen, welche auf dem Boden der Ausbreitung des Christenthums sprossen und dessen Helden und Heldinnen mit dem Glorienschein der Legende umgeben. Die Wunder der Königin unter den Heiligen des Elsaß, der heiligen Odilie, welche die Sage zu einer Tochter des um die Entfaltung christlicher Kultur so hochverdienten und durch die Legende so hart und grausam gemachten Herzogs Eticho machte, sind bei der Schilderung des Odilienberges erzählt worden.

Sie hatte eine nicht minder gefeierte Nebenbuhlerin in Richardis, der Tochter des Grafen Erchanger vom Nordgau des Elsaß; diese wurde die Gemahlin Karl's des Dicken. Indessen eine Partei am Hofe, welche den mächtigen Erzkanzler Liutward durchaus stürzen wollte, beschuldigte sie ehebrecherischer Beziehungen zu ihm. Karl verbannte diesen und stellte seine Gemahlin in Kirchheim vor die Reichsversammlung. Der Graf von Andlau warf den Handschuh hin, bereit, für ihre Unschuld einzutreten; aber Niemand hob ihn auf. Nun unterwarf sich die Fürstin dem Gottesurtheil. Sie zog ein Hemde von weißer Seide an, das ganz mit Wachs getränkt war, und schritt durchs Feuer auf und nieder, aber die reine Frau ging unverfehrt aus den Flammen hervor und gründete nachher in einem einsamen Thal ein Kloster für Edelfrauen, dessen Aebtissin sie wurde; Graf von Andlau baute auf der Höhe des Berges sein Schloß und wurde des Klosters Schirmvogt und Ehrenwächter. Die Sage, der ein historisches Ereigniß, die Verstoßung der Richardis als Gemahlin des häßlichen Karl des Dicken, zu Grunde liegt, wurde namentlich in Betreff der Feuerprobe verschieden ausgemalt.

Eine andere Legende verwandten Inhaltes wurde von Schiller im „Gang nach dem Eisenhammer“ verwendet und in das Elsaß verlegt. Sie beruht ihrer Idee nach auf einem Gedanken, der sich bis nach Indien und in die mohammedanische Welt verfolgen läßt und auch sonst noch in Deutschland vorkommt: nämlich daß nach höherem Gottesurtheil der schuldige Ankläger statt des unschuldig Verurtheilten die ausgesprochene Strafe erduldet. Schiller fand eine Legende dieser Art wahrscheinlich in einem französischen Buch und verlegte dann den Schauplatz nach Saverne (Zabern) im Elsaß und gab der Fürstin den Namen Kunigunde, vielleicht eine Erinnerung an die Gemahlin Heinrich's II., die nach der Sage die Feuerprobe bestand.

Kaisersagen. Als ein Land voll großer Erinnerungen, das schon die Merovinger gern besuchten, in dessen Wäldern Karl der Große mit seinen Helden des Weidwerks pflegte, und das in der ganzen Kaiserzeit eine hochwichtige Rolle spielte, mußte Elsaß auch reich sein an geschichtlichen Erinnerungen an diese Zeiten und ihre großen Persönlichkeiten. So macht die Sage den Merovinger Dagobert, unter dessen Namen sie sämtliche merovingische Dagobert zusammenfaßt, zum Stifter des Klosters Weißenburg. Noch bis zur Revolution befand sich eine große vergoldete Krone, die auf Dagobert's Namen zurückgeführt wird, in der Klosterkirche. Pipin der Kleine ist bis in das 16. Jahrhundert in des Volkes Munde. Karl dem Großen wird jetzt noch im Volke ein Schloß zwischen Illspach und Ringersheim zugeschrieben. Sein Nefte, der vielbesungene Roland, wandelt noch in stillen, mondbeglänzten Nächten mit seiner Gemahlin Emma, die er der Untreue angeklagt, auf den Höhen des Münsterthals.

Mit besonderer Treue hängen die Elsässer an den hohenstaufischen Kaisern, ihren alten Herzögen, welche selbst gern im Elsaß weilten. Friedrich I. behielt noch als deutscher König die elsässische Herzogswürde bei. Der Lieblingsitz der Hohenstaufen war Hagenau (Haganoha), ursprünglich eine Feste mitten in der Wildniß, auf der Barbarossa's Vater ein Jagdschloß gründete,

das dann Friedrich Barbarossa in eine kaiserliche Pfalz erweiterte. Hier waren unter ihm die Reichskleinodien aufbewahrt. Noch im 17. Jahrhundert zeigte man den Gerichtsstuhl, darauf der Kaiser gesessen.

Die Volksfage läßt den Kaiser, wie zu Trifels und Kaiserlautern, so auch in diese seine Lieblingspfalz lebendig verzückt sein. Nach einer andern Sage liege auf dem wiederholt genannten Ochsenfeld ein Stein, Bibelstein; darunter sitze der Kaiser, und wer das Ohr an den Stein halte, höre das Knistern des wachsenden Bartes.

Die Kaiserpfalz Hagenau wurde von den französischen Nordbrennern 1678 niedergebrannt und die Steine zum Bau von Fort Louis verwendet. Unter der welschen Herrschaft errichteten die Jesuiten ein Kollegium auf der Trümmerstätte des Hohenstaufenschlosses.

Eine der merkwürdigsten mit der Kaisergeschichte zusammenhängenden Sagen überliefert Moscherosch in seinen Geschichten Philander's von Sittenwald über Schloß Geroldseck bei Zabern: „Da erzählt man von Jahren her viel Abenteuer von diesem alten Schloß im Wasgau, nämlich, daß die uralten deutschen Helden, die Könige Ariovistus, Arminius, Witthindus der Hörnene Siegfried und viel Andere, in demselben Schlosse zu gewisser Zeit gesehen werden“. „Diese sollen, wenn die Deutschen in den höchsten Nöthen und am Untergange sein werden, wieder da herauskommen und mit etlichen alten deutschen Völkern denselben zur Hülfe erscheinen.“

Auch vom alten Napoleon glaubte das Volk, wie weiland vom Kaiser Rothbart, er wäre nicht gestorben, sondern er werde mit den Mohren und Türken zurückkommen und die Welt erobern.

Zu den merkwürdigsten, noch mit dem altgermanischen Heidenthum verknüpften Sagen gehört die vom Bischof Wiederhold und den Mäusen. Die Mäusesagen finden sich den Rhein hinab in Bingen, Köln, Osnabrück zerstreut und tauchen in gleicher Weise in Polen, Dänemark und England auf. Ihr Untergrund ist ein mythischer; sie hingen mit dem uralten indogermanischen Glauben zusammen, daß die Seelen der Abgestorbenen, die nach allverbreiteter Sage in Mausgestalt gedacht wurden, über den Todtenstrom setzen müssen. In der christlichen Zeit blieb die Vorstellung; aber an die Stelle der das Schiff leitenden Walküre trat die heilige Gertrud, deren Minne man in den Niederlanden aus einem Glase in Form eines Schiffchens zur Erinnerung an das Todtenschiff trank. Bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war nach alten Chronikangaben im Münster zu Straßburg ein altes Bild, das den Bischof Wiederhold oder Wilderolf von Straßburg darstellte, wie er, das Haupt von Sonnenstrahlen umleuchtet, mit der heiligen Gertrud in einem Schiffe fuhr, das von Mäusen, den Thieren dieser Heiligen, umschwommen wurde. Später hat man diese Symbolik nicht mehr verstanden, und so wurden die Mäuse zu Werkzeugen der göttlichen Strafgerechtigkeit, die irgend ein Bischof oder Ritter oder auch eine fürstliche Frau wegen einer Gewaltthätigkeit sich zugezogen hatte: sie verfolgten das schuldige Opfer nach allen Orten, bis es rettungslos ihrem Fraße erlag. Es wirkte dann bei der Anlehnung dieser Sagen an bestimmte

Vertlichkeiten noch das andere Mißverständniß mit, daß man die sogenannten Mauth- oder Wartthürme, die namentlich am Rhein zahlreich sind, aus Mißverständniß des aus dem Lateinischen stammenden *muta*, mittelhochdeutsch *müte*, in *Mäufethürme* verwandelte.

Verwandter Art ist die Sage von den feindlichen Brüdern, die an die Schlösser Windex und Schöneck und die Bergfeste Lichtenberg sich anlehnt. Auf den ersten Schlössern entzweiten sich die Brüder wegen einer schönen Jungfrau; der jüngere hieb dem älteren im Kampfe die Hand ab, und diese rollte blutig auf einen platten Stein, der noch vor Kurzem zwischen Bitsch und Sturzelbrunn zu sehen war und die Herzogshand hieß. Auf der Bergfeste Lichtenberg haßten sich die beiden Brüder so gründlich, daß der eine den andern verhungern und dieser jenen verdursten lassen wollte. In den Hungerkerker geworfen, fristete der eine Bruder von der herabrieselnden Feuchtigkeit sein Leben. Da wurde er in eine hochgelegene heiße Kammer gebracht, wo er verschmachtete; der andere stürzte sich dann später aus Gewissensqualen vom Felsen in den Abgrund. Die nächste Veranlassung zu dieser Sage gaben wol drei Frazenköpfe in einem Kreuzgewölbe der Burg, in welchen man das Bild eines Verschmachtenden in den verschiedenen Stadien seines Hinschwindens erkennen wollte.

Schließen wir unsere Wanderungen mit zwei Sagen aus Straßburg. Die eine bezieht sich auf Straßburgs Losreißung von Deutschland. In einer Septembernacht des Jahres 1680 hörten zwei beim Münster wohnende Bürger zu ungewöhnlicher Stunde die Glöcklein des Uhrwerks schlagen; sie verfügten sich still in das Münster, und da hörten sie zugleich eine helltönende Knabenstimme singen:

„Wo Gott der Herr nicht bei uns hält,
Wenn unsre Feinde toben“

und

„Nach Leib und Leben sie uns stehn,
Deß wird sich Gott erbarmen.“

Ein Jahr darauf sammelte sich die protestantische Gemeinde zum letzten Mal im Münster und sang vergebens „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.“ Das Münster wurde, obwol nur zwei katholische Familien in Straßburg sesshaft waren, den Protestanten entzogen. Aber trotzdem ging deutsch-protestantische Gesinnung im Elsaß nicht unter.

Die zweite Straßburger Sage bezieht sich auf die einstige Erlösung der Stadt. Schon Luther handelte nach den Tischreden mit seinen Freunden von einer alten Prophezeiung, daß der König von Frankreich vor Straßburg sollte geschlagen werden. Ähnlich verkündet eine Straßburger Weissagung, die Franzosen werden noch einmal nach Deutschland kommen, aber dann am Rhein geschlagen und Frankreich in sieben Theile zerstückelt werden. Die Sage hat sich bis in die neueste Zeit im Elsaß erhalten. „Ströme von Blut werden fließen in der mörderischen Feldschlacht am Rhein, wo das Schicksal Europa's auf lange Zeit hinaus entschieden wird, so daß die Kasse bis an die Kniee im Blute waten werden.“



Badenweiler.

Die fruchtbare Rheinebene.

Ein Stück vom alten römischen Zehntland (Erinnerungen aus der Römerzeit, der Decumatwall, Ueberreste römischer Bäder, Badenweiler). Der Anbau der Rheinebene. Städte am Oberrhein: Hünningen, Breisach, Kehl, Kastatt (hierbei Friede von 1714, Kongreß von 1797—99, Belagerung 1849).

Neu für den Geologen, ist doch die Rheinebene uraltes Land für den Historiker. Das Alluvium der Rheinebene birgt eine Fülle von Denkmälern altrömischer und deutscher Vergangenheit; ja sogar aus früheren Perioden spricht der geglättete Steinkeil, der durchlöchernte Hammerstein, der gespaltene Knochen von der Anwesenheit noch anderer Gäste auf dieser Erde — wo sind sie hingeschwunden? So oft in der Nähe eines älteren Ortes der Spaten arbeitet, treten diese Zeugen der Vorzeit zu Tage. Noch in letzter Zeit, als die Erweiterung der Straßburger Festungswälle eine Veränderung des Terrains bedingte, fand man ein ganzes Todtenfeld, und der fleißige Forscher konnte den fränkischen Steinsarg von dem alemannischen Grabe und der römischen Bestattungsweise unterscheiden.

Aber nicht bloß ein antiquarisches Interesse bietet dies Land am Oberrhein dar: hier ist der Schauplatz welthistorischer Ereignisse. Man kann sagen, am Rhein ist das Weströmische Reich zu Grunde gegangen.

Dem zwischen den beiden großen Linien, welche der Rhein und die Donau dem Römerreiche als Grenze vorgezeichnet hatten, klaste die Lücke, welche man vergeblich durch einen Grenzwall zu schließen sich bemühte. Die anbrechenden Wogen der Völkerwanderung spotteten dieses Bauwerks, und über dasselbe hin brachen sie auf die römischen Städte am Oberrhein los. Es begann ein jahrhundertlanger Kampf um diese Grenze, in dem sich die Kraft des Römerreichs verblutete. Immer erneut erschienen die Alemannen, bald auch nördlich von ihnen die Franken am linken Rheinufer: verübet lagen die Fluren, die Städte gleichen den Gräbern, wie der Kirchenhistoriker uns berichtet, und während hier ein ewiger Grenzkrieg währte, erfolgten dann an anderen Punkten die entscheidenden Schläge. Die Alemannen haben den Ruhm, hier das Wild gestellt zu haben, die Jäger haben ihm dann den Todesstoß gegeben in den Schlachten bei Adrianopel, bei Pollentia und bei Verona.

Jener Wall, den wir in seinen Spuren noch heute verfolgen können, begann an der Donau halbwegs zwischen dem heutigen Ingolstadt und Regensburg bei Hienheim. Er lief von da in nordwestlicher Richtung und überschritt die Altmühl bei Ripsenberg, bei Wilzburg die Rezat. Bei Gunzenhausen erreichte er die Altmühl nochmals und ging nun südwestlich über die Wörnitz, bis er bei Lorch seinen südlichsten Punkt erreichte. Von da ab schlug er eine nördliche Richtung über Murrhart und Dehringen ein, um bei Osterburken mit den Grenzbefestigungen des Odenwaldes zusammenzustoßen. Bei Wallthürn und Amorbach vorbei erreichte er den Main bei Freudenberg oberhalb Miltenberg. Am rechten Mainufer schloß sich die Befestigung dem Höhenzuge des Speffart an, ging bei Wächtersbach über die Kinzig in der Richtung auf Grünningen und Ufingen und bog dann wieder parallel dem Nordabhange des Taunus nach Südwesten um. Bei Ems überschritt der Wall die Lahn und ging dem rechten Rheinufer parallel bis ungefähr Siegburg, Bonn gegenüber. — Verschieden war die Bauart, je nach der Beschaffenheit des Bodens. Bald war es eine Steinmauer von 2—3 m Stärke, die von entsprechender Höhe war, bald eine wallartige Aufschüttung, über der sich in angemessenen Zwischenräumen Kastelle und Thürme erhoben. Gedeckt war sie an ihrer Ost- oder Nordseite durch einen Graben, von dem sich heute ebenfalls noch Spuren vorfinden. Das Volk hat diese großartigen Ueberreste, seiner alten Neigung folgend, dem Teufel zugeschrieben und Teufelsmauer oder Teufelshecke genannt. In den Benennungen Pfahlrain, Pfahlgraben aber tönt das alte palatium wieder, das von dem Einschlagen der Pfähle (palus) zu einem Palissadenzaune den Namen hat. Mit dieser lateinischen Bezeichnung finden wir den Pfahlgraben in spätlateinischen Schriftstellern genannt. Ungewiß ist es, wann das Ganze dieser Befestigung, über welche sich eine reiche Literatur gebildet hat, entstanden ist. Gerade aus dem Schwanken der Ueberlieferung dürfen wir annehmen, daß sie nicht einem einheitlichen Plane ihren Ursprung verdankt, sondern daß viele partielle Verschankungslinien zusammengefaßt worden sind zu einem Ganzen, etwa durch den, der sich

überhaupt um die Sicherung der Grenzen verdient gemacht hat, Kaiser Hadrian (117—138), und daß dies Ganze später unter Probus (276—282) erneuert worden ist, nachdem es schon von dem Alemannensturm vielfach durchbrochen worden war.

Das Land, das sich hinter dem großen Walle ausbreitete, war solches Schutzes werth. Es dehnten sich dort zahlreiche römische Ansiedelungen neben und in den alten keltischen Städten und zwischen den Höfen der Deutschen aus. Eine Art Militärgrenze hatte man hier angelegt, in der, wie es scheint, gegen Erlegung des Zehnten ein bequemer Grundbesitz zu erwerben war. Das lockte den römischen Veteranen wie den gallischen Bauer in die *agri decumates*, in das Zehntland, wie es wol von der Art der Besteuerung hieß. Wie später in dem Deutschen Reiche des Mittelalters die Markgrafschaften in engerer Verbindung standen mit den dahinterliegenden Stammesherzogthümern, so hier das Zehntland mit den Provinzen *Bindelician* an der Donau, *Germania superior* und *inferior* am Rheine, zu denen in Verwaltungssachen die vorliegenden Theile des Zehntlandes gerechnet wurden. Welch ein Völkergemisch namentlich in der *Germania superior* und ihrem Antheil am Zehntland, mit dem wir es hier besonders zu thun haben, entstand, das läßt sich kaum ahnungsweise feststellen. Cäsar fand darin schon vor die *Bangionen*, *Triboker* und *Nemeter* zwischen *Vogesen* und Rhein, Völker, deren germanische Abstammung die Schriftsteller mit Zuversicht behaupten, und die sich wahrscheinlich sehr früh unter den Kelten niedergelassen haben. Alle Städtenamen in diesen Gegenden, die aus dieser weit entlegenen Zeit stammen, sind keltischen Ursprungs und sind darum wol Zeugnisse einer früheren, bereits zurückgedrängten Bevölkerung. So *Brocomagus* (*Brumath*), *Argentoratum* (*Strasbourg*), *Helvetus* (in der Gegend von *Benfeld* *Ehl*), das noch nicht festgestellte *Argentovaria*, das man in *Horburg* wieder zu erkennen glaubt, und *Olino*! Zu diesen Bewohnern kommen die Vertreter des bunt zusammengewürfelten Römerheers in jenen militärischen Ansiedlern hinzu und endlich auch aus dem freien Deutschland vereinzelte Kolonisten. Zwischen jenen Städten, denen sich *Saletio* (*Selz*) rheinabwärts und in der *Pfalz Tabernae* (*Rheinzabern*), *Vicus Julius* (*Pandau*), die *Civitas Nemetum* (*Speyer*), *Altaripa* (*Altrip*), *Borbetomagus* (*Worms*), *Paternivilla* (*Pfeddersheim*) und *Altaia* (*Alzei*) anreiheten, während auf der rechten Rheinseite, welche natürlich als die mehr gefährdete auch die ungleich weniger besiedelte war, *Brigobannis* (zwischen *Bräunlingen* und *Hüfingen*), *Arae Flaviae* (*Rottweil*), die Bäderanlage von *Badenweiler* und endlich die *Civitas Aquensis* (*Baden*) korrespondirten — zwischen diesen Städten zog sich ein weitverzweigtes Straßennetz hin, dessen Fäden wir noch heute folgen können, wenn wir in dem Labyrinth dieser römisch-deutschen Vorzeit spüren. Auf dem rechten Rheinufer bogen von dem großen Straßenstrang, der aus *Rhätien* zum *Bodensee* mündete, mehrfach die Linien ab, welche über das Gebirge nach der Front des Zehntlandes führten; eine Hauptstraße aber überschritt bei der *Augusta Rauracorum* (in der Nähe des

heutigen Basel) den Strom und führte zunächst nach dem Mons Brisiacus (Breisach), der damals als Insel aus dem Rhein aufragte und mit einem römischen Kastell gekrönt war. Dann aber zog sie sich, eine Art Bergstraße in unserem Sinne, hinter dem Kaiserstuhl nach Baden hinab. Ihr parallel ging auf dem linken Stromufer eine andere von Cambes über Straßburg rheinabwärts und zahlreiche Vicinalwege, unter anderen nach dem Odsienberg, setzten die Ansiedelungen des flachen Landes mit ihr in Verbindung. Ueber Speyer ging sie weiter nach Mogontiacum, nach Mainz. In Straßburg wurde sie gekreuzt von der aus dem Moselthale von Metz herkommenden Straße, welche sich über Tres Tabernae (Zabern) vom Gebirge in die Ebene herabsenkte und dann den Rhein überschreitend in dem Kinzigthale hinauffstieg über die Höhen des Schwarzwaldes. Die Notitia Dignitatum, ein Staatshandbuch des Römerreichs aus seiner späteren Zeit, belehrt uns unter Andern auch über diese Straßen und über die Militärstationen an denselben, ja häufig können wir noch die Poststationen für den Pferdewechsel, die mutationes, auffinden. Von Basel z. B. kam man in $2\frac{1}{2}$ Stunden auf der linken Uferstraße nach Arialbinnum, auf sanft ansteigendem Hügel gelegen, in $4\frac{1}{2}$ Stunden von da nach Cambes. Drei Stunden nördlich davon war in Stabula eine Poststation. Vom Mons Brisiacus landeinwärts sich wendend, führte die Straße an die Ill bei Argentovaria und von da in sieben Stunden nach Helvetus, das ein ganz bedeutender Platz gewesen sein muß, mit Metallwerkstätten, die zu gallischer wie zu römischer Zeit gleich in Blüte standen. So kam man endlich in neuen sechs Stunden zu dem Standquartier der Augusta Pia Fidelis, Antoniniana, der 8. Legion, d. h. Argentoratum, das seiner Länge nach (in der jetzigen Langstraße in Straßburg) von dieser Straße durchschnitten wurde. So wichtig waren noch in der Zeit der merovingischen Könige diese Verkehrswege, daß Straßburg seinen deutschen Namen (er kommt zuerst in Merovingischer Urkunden vor) von seiner Lage als Burg an der Straße bekommen hat. Eine Menge militärischer Stationen war in dem Grenzlande verstreut (in Selz z. B. garnisonirten spanische Legionäre), und mancher Thurm erinnert in der Ebene wie in den Bergen noch an seine Erbauer, die Römer. Als kaiserliche Provinz ward das Oberelsaß zuerst von dem Proprätor von Lyon regiert, Unterelsaß von Mainz aus, in späterer Zeit von Besançon resp. Mainz aus. In Olino war der Sitz eines dux, in Argentoratum die Residenz eines comes, die mit ihren Legionären den Schutz des Landes auszuüben hatten.

Doch nicht alle Niederlassungen trugen so ausgeprägt kriegerischen Charakter, wenn sie auch alle für die Abwehr eines plötzlichen Angriffs in friedloser Zeit eingerichtet waren. Wir finden auch viele Reste bürgerlicher Wohnstätten, denn hinter den Legionen drein zog der Krämer, der Kaufmann, der Kolonist und brachte neues Leben in die frisch eröffneten Landstriche. Zwar ein so heiterer Prunk, wie ihn die Villenstädte vor Trier an der Mosel verrathen, in denen man zwölf verschiedene Marmorarten, den entferntesten asiatischen Steinbrüchen entstammt, vorgefunden hat, eine solche

Behaglichkeit des Lebens entfaltete sich nicht in dem Lande am Rhein, wo die Gefahr eine immervährende und schwere war. Darum hatten alle diese in quadratischer Form angelegten Orte Mauern und in ihrem Innern ein praetorium, eine Burg. Von Graben und Wall waren die kleineren Flecken umschirmt. Um sie herum dehnte sich, wiederum in quadratischer Form, die Feldmark, von Süd nach Nord durchschnitten von dem *cardo*, von Ost nach West durch den *decumanus*; diese beiden Hauptfeldwege zusammen werden die *itinera populi* genannt. Sorgfältig abgegrenzt durch Steine fremder Gebirgsarten lagen in den so entstandenen vier größeren Quadraten die einzelnen Grundstücke; diese Marksteine setzte man auf Kohlen, Sand, Scherben und Kalk, wie es noch heute an manchen Orten üblich ist. Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen durchzogen die Feldmark; bis zu großen Wasserleitungen für den städtischen Gebrauch hatten es die Römer im Rheinthale nicht gebracht, solche finden sich erst in den reicheren Niederlassungen des Moselthals. Finden sich nun irgendwo jetzt die Fundamente eines römischen Gebäudes, so stößt man fast bei allen auf eine Luftheizungsanlage. Der Raum innerhalb der vier Grundmauern wurde zuerst mit einer Art Beton aus Kalk und kleinen Kieselsteinen ausgegossen, auf welche der Bauherr, sobald sie erhärtet war, niedrige Säulen aus Ziegelplatten in geringen Zwischenräumen stellen ließ. Diese dienten den großen hartgebrannten Ziegelplatten des Fußbodens als Unterstüzung. So war ein Hohlraum von etwa 75 cm. Höhe entstanden, zu dem von der Außenseite des Hauses der Sklave durch einen schmalen Gang gelangte, um daselbst die Feuerung zu entzünden. Dieselbe fand wahrscheinlich an der Seite des Hauses Abzug für den Rauch, nachdem sie die erwärmte Luft zunächst durch den Fußboden und durch Heizkanäle in den Wänden in die oberen Räume geleitet hatte. Der Estrich (jene Ziegelplatten) war wieder mit einem Guß bedeckt, in dessen Gipsmasse häufig ein Mosaikbild aus verschiedenfarbigen Steinwürfeln eingedrückt war. Alle Häuser scheinen nur ein Stockwerk gehabt zu haben, das Oberstock aus Fachwerk aufgesetzt. Mit Falzziegeln war das Dach gedeckt, Hohlziegel schlossen oben den First, Stirnziegel, häufig mit Wasserspeiern, schlossen den untern Rand der sanft geneigten Dachflügel. — Daß die Dekonomiegebäude nur aus Holzschuppen bestanden, welche man auf einfache Bruchsteingrundmauern aufsetzte, scheint die Menge der Asche zu verrathen, welche sich innerhalb solcher Grundmauern findet. Hat doch alemannisches Feuer fast alle diese Niederlassungen zerstört. Die vortrefflichen römischen Ziegel aber haben bis auf die Gegenwart allen Verwüstungen der Zeit widerstanden. Häufig lassen die im Verhältniß zu unseren Backsteinen niedrigen Exemplare noch den Stempel der Legion erkennen, welche sie fabricirt hat, ja man hat bei Badenweiler die Reste ganzer Töpfereien und Ziegeleien gefunden. Dort befindet sich auch die bedeutendste Luxusanlage der Römer im Rheinthale, wenn wir überhaupt das Bad einen Luxus und nicht lieber ein Bedürfniß unsers Leibes nennen wollen.

In Badenweiler wie in Baden selbst lockten die Thermen zum Heilgebrauch und wurden gewiß in römischer Zeit viel benutzt. Aber während

in der Civitas Aurelia aquensis alle Spuren der Römerperiode vermischt sind, hat der Boden von Badenweiler getreu die Grundmauern eines vollständig eingerichteten Badehauses bewahrt. So wurden sie 1784 dort aufgedeckt, und heute gestatten sie uns einen Einblick in das Badeleben der Römer. Wir dürfen zwar nicht an die Großartigkeit und den raffinierten Luxus der Bäderanlagen in Rom, der thermae Neronianae, der Bäder des Titus, Trajan und Commodus bis herab auf den Bau des Diocletian und des Constantin denken: bescheidener, wie es die geringe Anzahl des Publikums und die Lage auf dem Abhang des Hügels von Badenweiler erfordert, war der Bau. Doch aber läßt die schaffende Phantasie, geleitet von der sorgsamem Alterthumskunde, auch hier ein stattliches Gebäude vor unserm Auge erstehen, und wir durchwandeln an ihrer Hand das unterirdische Gemach, in welchem der kreisrunde Ofen, 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 m im Durchmesser, die erhitzte Luft nach dem caldarium abgiebt, in welchem man das heiße Bad nimmt, nachdem man vorher im Garderobezimmer, dem apodyterium, seine Kleider abgelegt hatte. Zog man statt des Schwitzbades im caldarium das kalte Bad vor, so ging man in das frigidarium und versuchte seine Schwimmkunst in einem der Bassins, die wie Fischbehälter (daher ihr Name piscinae) dort sich fanden. Die Meisten werden wol das lauwarme Bad im tepidarium vorgezogen haben, das zwischen dem frigidarium und tepidarium auch räumlich in der Mitte lag, ein reicher decorirter Saal, in dem sich die elegante Welt wol ebenso bewegte, wie heutzutage auf der Badepromenade. Wer aber im Genuße der Bäder schwelgte, der machte wol einen Gang durch alle drei Räume und erfrischte die im caldarium erschlafften Nerven erst durch das Schwimmen in der piscina, ehe er sich dem Badewärter überlieferte, damit ihn dieser in dem destrictarium abreibe und in dem mutuarium ihn salbe. Trat er nun neuerfrischt hinaus vor das Thermengebäude, so umgab ihn allerdings nicht wie in Rom der Lärm eines Ringplatzes oder das summende Gespräch Derer, die in den langen Säulenhallen nach dem Bade lustwandelten; dafür aber hatte er den Blick in die Ebene, in welcher der Rhein damals noch als Wildstrom in vielfachen Armen seinen Lauf nahm, und aus den Wäldern des Rheinthales schimmerten ihm hier und da die Ansiedelungen entgegen, umgeben von der eben erst akklimatisirten Rebe und von Spelzfeldern. Auch die Götter des Römerreichs hatten ihren Einzug gehalten in dieses Land, und schon sah der Germane auf das Herculesbild am Wege oder gar auf den fremdartigen Mithras, der, von seiner Strahlenkrone umgeben, das Stieropfer brachte — er, der echte Repräsentant jenes orientalisirten Römerthums, das sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach Christo hier breit machte. Nach einer Ueberlieferung aus der Pfalz vom Jahre 1348 lief die Grenze der Burg Willenstein bei Trippstadt von dem Hasselichten Born „bis mitten an nackeden man, heißt der Hitzstein“ u. s. w. Vermuthlich war es das Bild eines Hercules, das hier im Walde stand, und solcher nackten Männer mögen damals viele in dem Frost eines germanischen Winters gefroren haben.

Andere Zeiten — andere Bilder. Wer heute von der Höhe von Badenweiler hinüberschaut in das Oberelsaß, der würde von den 560,000 Hektaren des eigentlichen Ackerlandes nur etwa den dritten Theil mit Wald bedeckt sehen und die übrigen zwei Drittheile in viele kleine Ackerstücke vertheilt. Nirgendwo in Deutschland ist vielleicht die Austheilung des Grund und Bodens an viele kleine Besitzer weiter gediehen, als hier in der ober-rheinischen Tiefebene. Zusammenhängender Grundbesitz wird nur in wenigen Händen gefunden: der Staat mit seinen Forsten, die Gemeinden Hagenau und Straßburg mit ihren weitausgedehnten Wäldern haben im Elsaß wol die größten Flächen im Besitz. Die Betriebsamkeit der kleineren Besitzer hat den Ackerbau auf eine hohe Stufe gehoben, mit ihm die Ertragsfähigkeit des Landes. Das macht sich, soweit es das Reichsland angeht, namentlich im Unterelsaß bemerkbar, dem recht eigentlich Ackerbau treibenden Lande. Man schätzte für die beiden Bezirke Ober- und Unterelsaß schon im Jahre 1866 den Gesamtwertb der Erzeugnisse auf 190 Mill. Francs auf einer Oberfläche von 864,846 Hektaren und rechnete davon 143,600,000 allein auf die vegetabilischen Produkte. Dieser Ertrag hat sich seither bedeutend gesteigert, denn man hat die besseren Getreidesorten mit verbesserten Mitteln angebaut. Neu ist in den Kreis der Produkte die Chevaliergerste eingetreten, die für den großartigen Brauereibetrieb des Unterelsaß von hervorragender Bedeutung ist. Der Weizen hat in den letzten 30 Jahren allein 18 Proz. Oberfläche gewonnen. So ist denn auch der Pachtzins auf etwa 35 Proz., die Löhne auf etwa 40 Prozent des früheren Betrages gestiegen, und die Rente von den im Hopfenbau, in Tabak- und Weinbau angelegten Kapitalien steigt von 8 bis auf 10 Proz. Jeder Fleck Erde, der zu diesen Industriepflanzungen sich eignet, ist denn auch angebaut worden, und so wechseln im Unterelsaß die Tabakfelder mit dem Reblande und den Hopfenplantagen, hinter denen der eigentliche Getreidebau in den Hintergrund gedrängt worden ist. Dazwischen finden sich auch sandige Strecken, wie in der Hagenauer Gegend, in der unter den Waldbäumen die Kiefer, unter den Feldfrüchten die Kartoffel dominirt. Aber das sind doch nur Ausnahmen, welche die Regel von der Fruchtbarkeit des Bodens bestätigen. Solch ein Dorf, etwa im Kanton Truchtersheim, wohin die Kaisermanöver des Jahres 1879 vielleicht auch manchen Leser dieses Buches geführt haben, sieht denn auch stattlich genug aus. Durch Obstgärten von einander getrennt, liegen die Gehöfte, den Giebel des Wohnhauses meist der Straße zugekehrt. Von Fachwerk sind die Gebäude errichtet, die Balken noch in altväterlicher Art einfach mit Zimmermannsschnitzerei geziert. Selten verläßt der Erbauer, seinen und seiner Ehefrau Namen sammt der Jahreszahl der Errichtung anzuschreiben, und in der That darf sich auch Jeder des Baues rühmen. Ueber die weißgetünchte Mauer hängen an Stangen die Tabakblätter herab, die der Besitzer zu eigenem Gebrauch trocknet, und die Maiskolben, die, den Gänsen verfüttert, die Hoffnung künftiger Gänseleberpasteten für den Gourmand erwecken. Getrennt vom Wohnhaus liegen Scheunen und Stallgebäude, an denen der Bienenstand selten fehlt, dessen Bewohner

sich über den Rosen und Sonnenblumen, dem Goldlack und Rosmarin des Blumengartens, den Blüten der Aprikose und Pflirsche am Hauspalier summend verbreiten. In Menge trägt das Land; darum ist gerade im Obstbau die Wahl der Sorten eine entschieden geringere im Vergleich zu den Landesprodukten der badischen oder der pfälzer Flur. Was früher als fein gelten wollte, das wurde aus dem innern Frankreich importirt, und so ist, seitdem dieser Verkehr beschränkt worden ist, der Obstzucht im Lande noch manches Ziel gesteckt. Auch sonst ist gegenüber der Betriebsamkeit, die wir in anderen Gegenden unseres Vaterlandes finden, dem Bauernstand ein gewisses Beharren in alter Gewohnheit anzumerken, das ihn vielfach der rechten Freiheit der Bewegung beraubt. Wir denken namentlich an den tief eingreifenden Verkehr der jüdischen Händler, die in Handel und Wandel der Bauern als Zwischenhändler eine vielfach unterschätzte Bedeutung haben. Ohne daß wir das häßliche Bild der religiösen Unduldsamkeit aus mittelalterlicher Zeit erneuern möchten, können wir doch die bedenklichen Folgen eines solchen Monopols nicht unbeachtet lassen. In vielen Prozessakten liegen traurige Beweise davon vor und erwecken den Wunsch, daß dieser tüchtige, kräftige Bauernstamm auch in dieser Hinsicht auf seinen eigenen Füßen stehen möge.

Viel Verwandtes mit den reichen Dörfern des Hügellandes haben die zahlreichen kleinen Städte, die auch wesentlich von ackerbaureibender Bevölkerung bewohnt werden. Das sind die 300 Gemeinden des Reichslandes mit einer Bevölkerung von 1000 bis 5000 Einwohnern, über denen nur 22 Gemeinden mit mehr als 5000 Bewohnern stehen, während sich unten 569 mit einer Bevölkerung zwischen 500 bis 1000 und 805 Gemeinden mit weniger als 500 Einwohnern anschließen. Wir haben die alten Städtchen mit ihren spitzgiebeligen Häusern, ihren engen Straßen, ihren Burgruinen und ihren rebenumsäumten Waldbergen schon an anderer Stelle dieses Buches kennen gelernt. Wenden wir uns jetzt einmal zu den kleineren Orten am Rheinstrom selbst. Bei Hünningen fährt wol Jedermann jetzt vorüber; wir wollen doch bei der neuerrichteten Rheinbrücke anhalten, die jetzt die Eisenbahn über den Strom führt an derselben Stelle, wo 926 die Hunnen den Rhein überschritten und dem Ort den Namen gegeben haben sollen. Das kleine Städtchen, ein altes habsburgisches Lehen, trug sogar eine Zeit lang den Namen Großhünningen, um es von dem am rechten Rheinufer gelegenen Dörfchen Kleinhünningen zu unterscheiden, genau so wie man in unmittelbarer Nähe Großbasel von Kleinbasel unterscheidet. Hünningens Name ist mit verschlungen in die Geschichte Bernhard's von Weimar, der es der Familie Herwarth übergab. In ihren Händen blieb es bis zum Jahre 1680, in welchem Ludwig XIV. einen seiner stärksten Plätze im Elsaß daraus machen ließ, ehe Bauban ihm die Straßburger Befestigungen errichtete. Rheinaufwärts zum Einbruch in das südwestliche Deutschland, rheinabwärts zur Beherrschung des Rheinthals, diente ihm Hünningen als eine vortreffliche Angriffsstellung. In einem Jahre beendete Bauban seine Arbeiten. Zwar den Brückenkopf, welchen die Franzosen während des

Raubkrieges um die Pfalz auf dem deutschen Ufer errichtet hatten, beseitigte der Friede von Rijswijk (1697) wie auch die Schiffbrücke, welche dort den Uebergang jeden Augenblick ermöglichte. Hier überschritt Villars 1703 den Rhein, um sich in Bayern mit dem Kurfürsten Max Emanuel zu vereinigen. So wichtig erschien die Brücke, daß sie im Oesterreichischen Erbfolgekriege (1741) sofort wieder hergestellt ward, aber im Nachener Frieden von 1748 forderte und erhielt das Reich aufs Neue ihre Begründung. Die Revolutionskriege sahen eine dritte Brücke entstehen. Der Rückzug der Franzosen vom deutschen Ufer im Jahre 1796 führte zum ersten Male eine Belagerung der Stadt herbei, in welcher der General Abbaticci seinen Tod fand, und in Folge deren die Außenwerke geschleift wurden. Zum zweiten Male erschien eine österreichische Armee im Jahre 1814, und eine dritte und letzte Belagerung hatte Hünningen 1815 zu bestehen, als der Erzherzog Johann mit 32,000 Mann den General Barbanègre mit seiner Garnison von 135 Mann am 31. August zur Kapitulation zwang nach einer Belagerung von elf Tagen. Bereits am 2. Sept. begann die Demolirung der Hünninger Festungswerke, und seit der Zeit hat die Schweiz am Rheine wenigstens die bedrohliche Nachbarschaft der Waffen nicht mehr zu fürchten. Die Eisenbahnbrücke Hünningen-Leopoldshöhe gewährt unserm Vaterlande eine sichere Verbindung an seiner Südwestgrenze und entschlägt uns jedes Gedankens an eine Verührung des benachbarten Freundesgebietes der Schweiz.

Hünningen selbst aber muß seine Bedeutung in friedlicheren Werken finden. Ein solches ist die Fischzuchtanstalt, die den Namen Hünningens in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Eine Stunde von der Stadt entfernt liegt dieselbe auf dem Gebiete der Gemeinde Blotzheim. Im Jahre 1852 begründet, hat sie einen bedeutenden Aufschwung genommen, seitdem ihr das Jahr 1870 mit einem großen Absatzgebiete auch die regste Fürsorge des Staates eröffnet hat. In langen Reihen stehen die Brutkästen, von frischem Wasser durchströmt, in deren obersten die befruchteten Eier ausgesetzt werden, die dann eine Wanderung durch die Reihe der kleinen Bassins antreten, welche etagenförmig aufgestellt sind, damit das Wasser im Fallen sich aufs Neue mit atmosphärischer Luft erfrischen kann. Der Dottersack, aus dem das Fischlein im ersten Moment seines Lebens seine Nahrung zieht, wird kleiner und kleiner, allmählich verschwindet er, und „wie ein Fisch im Wasser“ bewegt sich nach Verlauf von etwa einem Vierteljahr nach Einbringung des Eies die Forelle, die noch eine Zeit lang in künstlicher Fütterung erhalten wird, ehe man sie ausbringt in die Freiheit der Bergbäche. So ungefähr ist die Einrichtung der alten Einrichtung Jacobi's aus Detmold, die, von Shaw in England 1837 neu aufgenommen, im Elsaß von zwei Vogesens Fischern, Remy und Gehin, eingeführt und von der französischen Regierung patronisirt wurde. Der Umsatz des letzten Jahres, 1878—79, allein mag für den Umfang der ganzen Anstalt sprechen. Die Anstalt erhielt 6,577,000 Eier, zur großen Hälfte aus der Schweiz, sonst aus Deutschland und Oesterreich, und der Versandt bezifferte sich auf 5,449,000 Stück, meist Forellen- und Lachseier; an Fischen aber wurden im Stromgebiete

des Rheines ausgefetzt 922,000 Lachse, 20,000 Forellen und 45,000 Aale. Seit diesem Jahre hat man auch die Quellsbäche der Mosel auf dem französischen Abhange der Vogesen neu bevölkert, und so ist die Wiederkehr der fröhlichen Zeiten zu hoffen, in denen die Mägde in den Rheinstädten den Wunsch aussprachen, es möge ihnen niemals mehr als dreimal wöchentlich Salin vorgefetzt werden. Das Uebereinkommen der Rheinuserstaaten schützt die Fische durch genaue Bestimmungen eines Normalmaßes der Länge, unter der kein Fisch zu Markte gebracht werden darf, durch Festsetzung der Netzmaschenweite und durch Anordnung der Schonzeiten, aber immerhin ist für Fische der Rhein nur frei bis an das Meer, solange dort die Holländer den Strom mit ihren Netzen sperren.

Auf steilem Basaltberg hebt sich die uralte Stadt Breisach über dem Rhein aus der Ebene hervor: ein Punkt, der ebenso zur Ansiedelung wie zur Flußpassage einlud. Der Rhein, der ehemals die Stadt und die alte Stephanskirche umströmte, hat sich allmählich ganz auf die Westseite gewendet und sie dem rechtsrheinischen Deutschland zugetheilt. Vor seinen Mauern lagerte Otto der Große, als ihn Eberhard von Franken mit Aufruhr und Abfall bedrohte; später gehörte Breisach und der zugehörige Gau, der von ihm den Namen Breisgau erhalten hat, dem Reiche und dem Bajeler Bisthum gemeinsam, halb Reichsstadt, halb Bischofsstadt, bis sie unter Rudolf von Habsburg und seinem Sohn Albrecht dem Bisthum entrißen wurde und ein starker Vorort des österreichischen Regiments am Rheine ward. Schon an anderer Stelle ist Breisachs glorreiche Vertheidigung durch den kaiserlichen General von Rainach dargestellt worden und ebenso erzählt, wie es mit dem Heere seines Ueberwinders Bernhard von Weimar in Frankreichs Hände fiel. Vergebens bemühte sich während der Friedensunterhandlungen in Osnabrück und Münster der kaiserliche Gesandte Trantmannsdorf, die Stadt beim Reiche zu behalten; was Richelieu gewonnen, ließ Mazarin nicht los, und so ward Breisach ein französischer Vorposten am rechten Rheinufer, der Diebschlüssel zu unserer Pforte. Sein Werth für Frankreich verminderte sich erst, als 1681 Straßburg genommen und damit ein fester Haltepunkt am wichtigsten Plage des Oberrheins gewonnen war. Darum gab Ludwig XIV. es auch im Rijswiker Frieden wieder auf, zufrieden, daß er Straßburg behielt. Aber er veräumte nicht, am linken Ufer ein Troß-Breisach, Neubreisach, anzulegen, das mit der Langeweile seines engen Festungs- und Häuserquadrates der malerischen alten Stadt ein schönes Relief verleiht; so unterscheidet sich das Thun eines Gewaltigen unter den Menschen von der langsam schaffenden Gewalt der Geschichte.

Von diesem Neubreisach aus bahnte 1703 das französische Gold den französischen Waffen den Einzug in Altbreisach, und während des ganzen Spanischen Erbfolgekrieges wurde es von den Franzosen festgehalten. Als man es im Frieden wieder bekam, verstärkte man die Befestigungen auf dem Eggersberge, aber beim Ausbruch des Oesterreichischen Erbfolgekrieges ließ Maria Theresia dieselben sprengen, aus Furcht, den Platz doch nicht halten zu können. Den Rest der Befestigungen zerstörten dann die Franzosen und

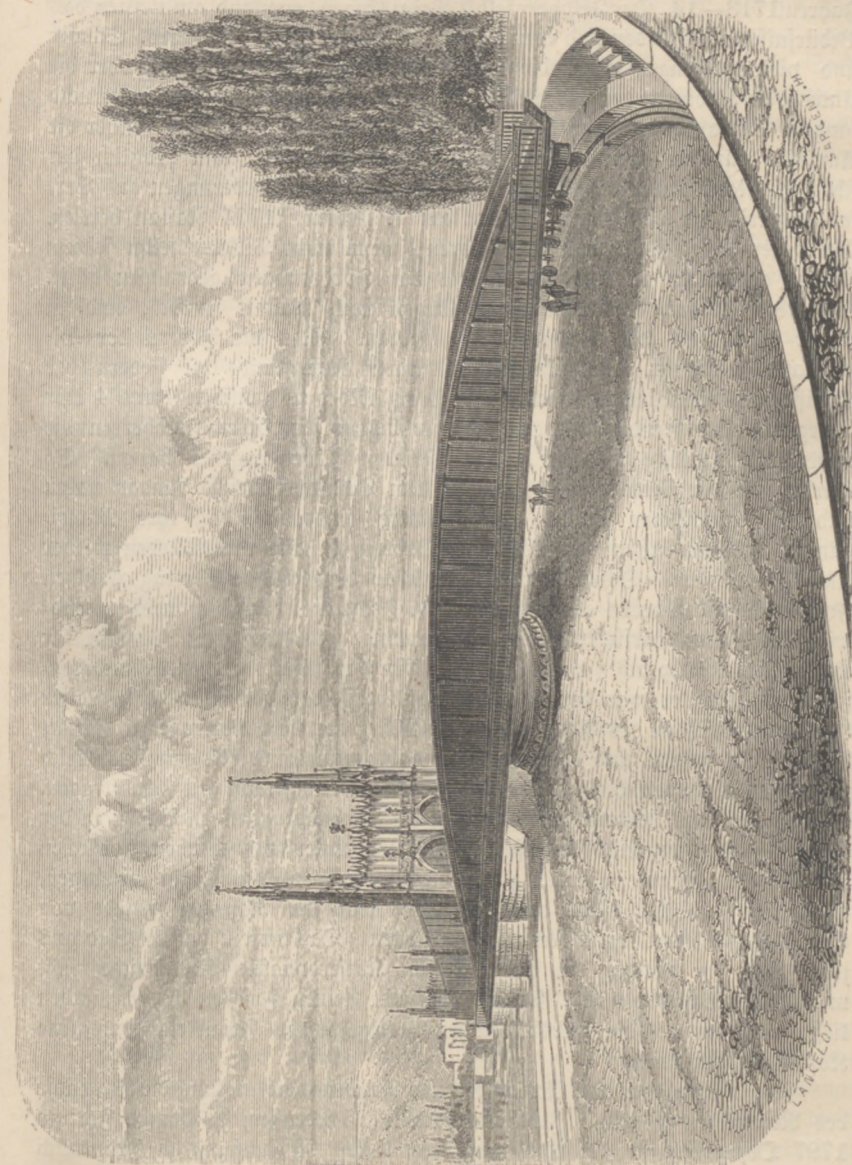
setzten im Revolutionskriege 1793 ihre Zerstörungsarbeit an der Stadt fort, aber nur, um den wichtigen Uebergangspunkt zu einer ausschließlich militärischen Position zu machen. Nach einer Belagerung im Jahre 1799 wurde sie endlich, kaum mehr ein Schatten ihres früheren Werthes, an den Herzog von Modena, dann dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, zuletzt 1805 dem neuen Großherzogthum Baden übergeben. Unter dem friedlichen Regiment der Zähringer sind nun die Festungswerke geschleift worden, und freies Gartenland verdeckt jetzt mit seinem Grün die Wunden, die Menschenhand der alten Stadt geschlagen. Aber die Einwohnerzahl ist gering (ca. 3500) und die neue Rheinbrücke, welche hier die Eisenbahnverbindung zwischen Freiburg und Kolmar schließt, wird schwerlich die alte Bedeutung der Stadt wiederherstellen, welche ihrer Zeit des Deutschen Reiches Rissen und Schlüssel genannt wurde.

„Als Montags den 15. Julii 1678 der franzoëische general, maréchal de Créquy die Versicherung unjeres Rheinpasses zu Kehl begert und darauff eine starke party mitt stücken dervor sehen lassen, haben Meine Herren die XIII mich ersucht (der Ammeister Franziscus Reifeisen von Straßburg erzählt), mich hinaufzubegeben, und, gleichwie hiebevor Herr Ammeyster Brackenhoffer gethan, das commando zu führen, welches ich auch, zwar mitt vorhergehender excusation übernommen, hatt gedachter maréchal nachdem ihne das begehren durch herrn secretarium Hammerer abgelehnt worden, noch vor widerkunft desselbigen den paß nachts umb 9 uhren durch baron de Monclar mitt gewalt angreifen, eine batterie auffwerffen, und den andern tag, wie auch den dritten, mitt scharffen stücken ohnauffhörlich beschießen, mitt granaden, bomben, grausamlich ängstigen und endlich stürmen lassen, da er dann im zweiten Sturm solche emportirt. Ich hab mich kümmerlich über die bruck salvirt, und sollen der unsrigen, welche bey zeitten sich in die flucht begeben und schlechten widerstand gethan, bey 100 geblieben seyn.“ — Mit diesem Vorgang beginnt die Geschichte der französischen Rheinübergänge bei Kehl. Wesentlich um den Kaiserlichen den Uebergang zu sperren, hatte Crequi die Straßburger Verschanzungen vor Kehl weggenommen. Als nun 1681 Straßburg selbst fiel, gewann das Städtchen Kehl eine neue Bedeutung; es ward von Vauban besetzt, und so viele deutsch-franzöische Kriege in der Folge losbrachen, so oft ward Kehl auch bestürmt und erstürmt: 1703 im Spanischen Erbfolgekrieg, 1733 im polnischen Thronstreit; 1793 und 1796 im Revolutionskriege ward es belagert, im letzten Jahre sogar zweimal, und 1797 erschienen schon wieder die feindlichen Heere vor diesem Brückenkopf. Hier überschritt Moreau 1796 den Rhein zu seinem Einbruch in Schwaben; hier errangen 1797 die Oesterreicher mit vielem Blute das Rheinufer, aber nur, um es fast ohne Widerstand von Neuem an Moreau zu überlassen. Hier endlich überschritt im Jahre 1805 Napoleon den Strom, als er in den österreichischen Krieg aufbrach, und die Säule an der Straße mit der Inschrift: Route impériale de Paris à Vienne par Kehl ist heute noch ein trübes Memento an die Tage von Ulm und Austerlitz. Seit 1697

gehört der Ort zu Baden; aber man kann wol sagen, er habe mehr den Franzosen gehört, als er so unter den Kanonen von Straßburg dalag. Noch einmal, und wir wollen hoffen zum letzten Mal, hat er 1870 die Kanonen gehört und den Brand in den eigenen Mauern gespürt, als von der Straßburger Citadelle aus das im regen Handel aufgeblühte Städtchen (19. und 24. Aug. 1870) beschossen wurde. Seitdem sind die in Asche gelegten Häuser wieder aufgebaut; die Rheinbrücke, deren badischen Uferpfeiler man am 22. Juli 1870 gesprengt hatte, steht wieder in fester Pracht, und bei den Dörfern Sundheim, Neumühl und Auenheim erheben sich im weiten Bogen um Kehl drei schützende Vorwerke der Festung Straßburg, die Forts Kirchbach, Voje und Blumenthal. Kehl, das früher von dem Grenzverkehr zwischen Baden und Frankreich bedeutenden Gewinn zog, ist seitdem in das deutsche Binnenland gerückt worden und nährt seine ca. 5000 Einwohner namentlich von dem Holzhandel, der hier schwunghaft betrieben wird; die Schutter und die Kinzig führen die Stämme des Schwarzwaldes hierher, die, entweder hier auf die Achse geladen oder zu größeren Flößen verbunden, rheinabwärts geführt werden.

So hat fast jeder Ort am Rhein eine längere Kriegs- als Friedensgeschichte, und mitten in dem lachenden Grün, das jetzt die reiche Flur bedeckt, sprechen manche ernste Erinnerungen von den Greueln vergangener Kriege. So steht unweit Achern, nahe dem Dorfe Saszbach, neben dem alten verwitterten Denkstein ein neuer Granitobelisk zur Erinnerung an den Ort und den Tag (27. Juli 1675), an dem Frankreich einen seiner ersten Feldherren, den großen Turenne, verlor. Von der Höhe des Denkmals übersehen wir die Stellung der Oesterreicher unter Montecuculi auf der Höhe nördlich von Saszbach; von da aus sperreten sie das Rheinthal und flankirten einen französischen Marsch durch das Gebirge. Von da aus traf dieselbe Kugel gleich zu Anfang des Gefechtes den Marschall und seinen Generalstabschef. Das führerlose Heer mußte über den Rhein zurück. Aber wie oft ist es wiedergekommen! Wie oft haben in den Fluren, in denen der fleißige Schnitter seine Sense zu fröhlicher Ernte dengelt, andere Klängen getönt! Wahrlich kein Wunder, wenn sich eine tiefe Entfremdung eingeschlichen hat zwischen uns und dem bösen Nachbar, dem es gefiel, uns nicht in Frieden leben zu lassen. Jeder kleine Zufluß des Rheins hat sich in diesen Kämpfen in eine strategische Linie verwandeln müssen: so der Sulzbach bei Stollhofen, gedeckt durch die vielumsfochtenen Stollhofener Linien, und wichtiger noch als diese, die jetzt längst verschwunden sind, Raftatt an der Einmündung der Murch in den Rhein, lange Zeit das einzige Bollwerk des verstümmelten Deutschland am Oberrhein.

Auch Raftatt zeigt in der planvollen Anlage seiner Straßen, jetzt ca. 13,000 Einwohner beherbergend, das jüngere Datum seines Ursprungs. Im Jahre 1689 ward der damals offene Amtsflecken von den Franzosen niedergebrannt, und der große Türkenjäger, Markgraf Ludwig von Baden, erbaute sich die Stadt regelmäßig wie ein Feldlager in den Pustten Ungarns. In Raftatt ist der Sieger von Salankemen auch im Jahre 1707 gestorben.



Die Rheinbrücke bei Kehl.

Erst seine Gemahlin, die geistreiche und kluge Markgräfin Auguste Sibylle, vollendete den Bau des Schlosses sowie das unweit Rastatt liegende Schloß Favorite.

Seine Weihe bekam das Schloß durch den ersten Friedenskongreß in den Jahren 1713—14. Der Feldherr selbst, Prinz Eugen, empfand am tiefsten das Bedürfniß nach Frieden und ebenso sein französischer Gegner Villars. Schwer und vielverschlungen waren die Hindernisse, welche der Eigenmuth oder die Untreue der Kabinette den beiden edlen Männern entgegensetzte. Hatte Eugen nach langem Verhandeln endlich Landau preisgegeben, um dafür dem Kaiser die Amnestie für die treuen Catalonier zu erwerben, so kam plötzlich der schon zur Ratifikation fertige Vertrag mit zwölf neuen Forderungen aus Versailles zurück, so daß Eugen empört am 7. Februar 1714 Rastatt verließ. Ein neuer Krieg stand vor den Thoren, wenn nicht Villars selbst seinem Könige gegenüber auf die Rücknahme der Forderungen gedrungen hätte. Am 28. Februar kehrte nunmehr Eugen nach Rastatt zurück, und in kurzer Zeit war das schwere Werk gethan. Was die Federn der Diplomaten festgesetzt, das schrieben in später Nachtstunde die Federn der Kopisten ins Reine, und endlich am 7. März Morgens zwischen 3 und 4 Uhr besiegelte eine freudige Umarmung der bisher feindlichen Feldherren die Unterschrift, welche sie dem fertigen Frieden soeben gegeben hatten. So wurde dort der Vertrag vollendet, der dem Deutschen Reiche Landau nahm und der französischen Politik den Triumph einbrachte, daß ihre Parteigänger, die Kurfürsten von Köln und Bayern, in alle ihre Würden wieder eingesetzt wurden. Schon damals aber war der geheime Vertrag zwischen Frankreich und Bayern abgeschlossen (20. Februar 1714), in welchem Ludwig XIV. dem Kurfürsten seine Mitwirkung zum künftigen Gewinn der Kaiserwürde versprach. Noch aber war für das Reich der Friede nicht geschlossen; so locker war der Staatsverband desselben geworden, daß Kaiser Karl den Ständen des Reiches am 24. März von dem Vertrage zu Rastatt Mittheilung machte und ihnen anheim gab, entweder direkt mit Frankreich zu verhandeln oder den Kaiser als ihren Stellvertreter zu beauftragen. Sie wählten das Letztere, und nachdem die Verhandlungen zu Baden in der Schweiz sich kümmerlich hingeschleppt hatten unter vergeblichen Versuchen der Stände, manche Härte, z. B. die Rijswiker Klausel, zu beseitigen, ward am 7. Sept. 1714 auch für das Reich der Rastatter Friede von Eugen und Villars aufs Neue unterzeichnet. Das ist ein trübes Bild aus jener Zeit, in welcher die habsburgische Kaiserdynastie dem Reiche nicht nur keinen Schutz verlieh, sondern dasselbe seinen Frieden allein machen ließ, nachdem es die habsburgischen Kriege wider Frankreich auf seine Kosten geführt hatte.

Noch einmal ward zu Rastatt in einer Friedensverhandlung die Schwäche des Reiches ausgebeutet. Zu Basel hatte 1795 Preußen, zu Campo Formio 1797 Oesterreich in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich gewilligt, und im Dezember 1797 trat in Rastatt die Versammlung zusammen, die in einer Fülle von Einzelverhandlungen die Entschädigung der deutschen Fürsten festsetzen sollte, welche Besitzungen am linken Rheinufer gehabt hatten, und dann auch von Seiten des Reiches die große Thatsache der Abtretung des linken Rheinufers anerkennen sollte. Der kleine

General Bonaparte selbst, damals im frischen Glanze seiner italienischen Siege strahlend, kam nach Raftatt, allein seine unruhige Haft litt ihn nicht in der Stadt der Diplomaten. Er eilte nach Paris weiter und überließ es den französischen Gesandten Bonnier, Roberjot und Debry die Sache zu betreiben. Sie erlangten auch die Abtretung des linken Rheinufers am 11. März 1798, aber an der Entschädigungsfrage und an der neuen Forderung Frankreichs, man solle die Orte Kehl und Raftel als die Brückenköpfe von Straßburg und Mainz mit abtreten und Ehrenbreitstein schleifen, begannen die Verhandlungen zu stocken. Während Napoleon die Gigantenunternehmung der ägyptischen Expedition ausführte, faßen die Diplomaten zusammen, und sie faßen noch, als bereits ein neuer Krieg gegen Frankreich losgebrochen war und Erzherzog Karl nach dem Siege bei Stocach die Franzosen über den Rhein zurückgedrängt hatte. Da erst forderten und erhielten die französischen Gesandten am Raftatter Kongreß ihre Pässe (28. April 1798). Aber als sie schon nach Einbruch der Nacht ihre Reise gegen Straßburg antraten, da geschah eine in mehr als einem Sinne dunkle That. In die verworrenen Nachrichten ist nur insofern Licht gebracht worden, als es jetzt festgestellt ist, daß es österreichische (Szekler) Husaren waren, die vor der Stadt den Wagenzug anhielten. Man fragt nach den Gesandten, man holt sie aus den Wagen, und vor den Augen der Thron werden sie niedergehauen, die übrigen Personen der Gesandtschaft aber zum Theil geplündert und die Papiere der Gesandten in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl gebracht. Nur Jean Debry, welcher sich nach den ersten Hieben todt gestellt hatte, blieb am Leben und entkam. Der Mord seiner beiden Mitgesandten aber ist ein schmählisches Verbrechen wider das Völkerrecht, eine so verruchte That, daß ihre Urheber Alles versucht haben, um Dunkel über derselben schweben zu lassen. Die von Seiten des Kaisers angeordneten Untersuchungen sind im Sande verlaufen und bestätigen dadurch indirekt die Vermuthung neuerer Geschichtschreiber, daß hinter dem Rücken des Erzherzogs Karl Leute aus dem Wiener Kabinet das nächtliche Komplot angezettelt haben.

Raftatt ist ein Unglücksname geblieben, denn auch aus der neueren Zeit knüpfen sich daran die Erinnerungen an Aufruhr und blutige Niederwerfung desselben.

Wie überall, so gährte es auch in Baden im Jahre 1848, und dort noch mehr als im übrigen Deutschland, weil die Nähe des revolutionären Frankreichs und der republikanischen Schweiz auf den ohnehin leicht erregbaren Sinn der Bevölkerung einwirkten. Seit der großen Volksversammlung, die zu Dossenburg an der Mündung des Kinzigthals (19. März 1848) gehalten wurde, gab es eine Partei, die durch Gewaltthat die Freiheit eringen wollte. Unter Hecker und Struve erhob sie im badischen Oberlande die Fahne des Aufbruchs; aber bald schon waren diese ersten Versuche erstickt in den Gefechten bei Kandern, Freiburg und Dossenbach. Wäre damit nur auch allen Klagen ein Ende gemacht gewesen. Aber in Deutschland ging der erste Anlauf, zu einer nationalen Einheit zu gelangen, fehl.

Die Anhänger der Verfassung, welche im Frankfurter Parlament ausgearbeitet war, sahen sich entweder zu einem Verzicht auf ihre schönsten Träume genöthigt, oder wurden zum offenen Aufruhr hinübergedrängt. In diesem Momente erhielten in Baden die unruhigen Köpfe des ersten Aufruhrs die Oberhand, und sie erzielten einen um so nachhaltigeren Erfolg, als es ihrer verstoßenen Wählerei gelungen war, in der kleinen badischen Armee alle Bande der Zucht und Ordnung zu lockern. In Rastatt brach am heftigsten die Meuterei aus; Lörrach, Freiburg, Karlsruhe und Bruchsal folgten nach, und so hatte der Aufruhr eine militärische Organisation zu seiner Verfügung. Der Hof flüchtete, und nun befand sich Baden in der Hand eines Landesauschusses, aus welchem bald eine Exekutivkommission zur Uebernahme der Ministerien hervorging. Der Großherzog wandte sich an die Reichsgewalt und an Preußen; von dort kamen bald überlegene Streitkräfte ins Feld: ein aus mehreren Kontingenten zusammengesetztes Corps unter dem preussischen General von Peucker, dem ein preussischer Heerkörper unter von der Gröben und am linken Rheinufer ein anderes Corps unter General Hirschfeld nachfolgte. Dem standen gegenüber die badischen Truppen und der übel geleitete Enthusiasmus der Volkswehren aus dem badener Lande. Es fehlten jene Sturmvögel der Barrikadenkämpfe nicht, die Polen, die überall zu finden waren, wo Unheil und Bürgerkrieg gährte; einer von ihnen, Mieroslawski, übernahm den Oberbefehl. Er vertheidigte gegen den von Norden her andringenden Gegner in den Gefechten von Leutershausen und Ladenburg die Neckarlinie zwei Tage lang. Aber der Uebergang des Hirschfeld'schen Corps über den Rhein bei Germersheim nöthigte am 20. Juni zum Rückzug. Zwei Mitglieder unseres Kaiserhauses befanden sich bei diesen Truppen, der Kaiser selbst, der als Prinz von Preußen damals das Oberkommando der preussischen Truppen führte, und der jetzige Feldmarschall Prinz Friedrich Karl, der bei dem Rheinübergang während eines allzu kühnen Husarenangriffs eine Wunde empfing, die erste von vielen kriegerischen Auszeichnungen, leider empfangen im Bürgerkriege. Der 20. Juni nöthigte die Revolutionsarmee, sich vom Neckar südwestlich an den Rhein zu wenden, und zwischen Waghäusel und Wiesenthal traf sie am 21. die preussische Division Hanneken, die sich auf Philippsburg im Rücken ihrer Aufstellung lehnte. Der Kampf, der sich hier entspann, war ein hartnäckiger. Dreimal versuchte man die Zuckerrfabrik in Waghäusel mit stürmender Hand zu nehmen, erst beim dritten Anlauf wich die preussische Besatzung langsam auf Philippsburg zurück, und auch Wiesenthal war nach diesem Verluste nicht mehr zu halten. Während aber Mieroslawski wie nach einem vollständigen Siege seinen Leuten Ruhe gönnte, erschien von Süden her die Division Brune auf der Bruchsaler und Rheinstraße, und ein neuer Kampf begann, der bald mit einer völligen Flucht der badischen Truppen und Volkswehren endete. Es hat natürlich nicht an Anschuldigungen gegen angebliche Verräther gefehlt, welche diesen plötzlichen Umschlag hervorgebracht haben sollten. Das geschieht ja immer in leidenschaftlich erregter Zeit; hier aber war die der inneren Einheit

entbehrende Masse geschlagen worden. Es war die letzte Waffenthat Mieroslawski's, der zu jenen polnischen Sturmvögeln der Revolution gehört, welche überall da erschienen, wo Bürgerkrieg gährte. So hatte er 1846 in Posen, 1848 auf den Barrikaden von Berlin, in demselben Jahre aufs Neue in Posen bei den Treffen von Schroda und Breschen seine Rolle gespielt, hatte dann die sizilianische Volksarmee geleitet und jetzt im Schlusfakte des badischen Aufstandes mitgewirkt. Was nun noch folgte, waren die letzten Zuckungen des Kampfes, der schon bei Waghäusel entschieden worden war.



Der Prinz von Preußen vor Raftatt.

Bei Abstadt hielt der rechte Flügel der Revolutionsarmee sich noch am 23. Juni im Kampfe mit den nachrückenden Preußen. Er sicherte dadurch den Rückzug des geschlagenen Hauptkörpers, der sich in fluchtartiger Eile nach Raftatt zurückbegab, um dort die erschütterten Reihen neu zu schließen. Im Ganzen konnte Mieroslawski dort etwa 15,000 Mann mit 70 Feldgeschützen mustern. Mit diesen nahm er nördlich der Murg auf der ganzen Linie von Steinmauern am Rhein bis Gernsbach im Gebirge eine Aufstellung, in der er den entscheidenden Angriff erwartete. Derselbe

ließ nicht lange auf sich warten. Am 29. wurde auf der ganzen Linie gekämpft, und wenn das Gefecht am Rhein auch günstig für die Aufständischen verlief, so wurden sie dafür landeinwärts geschlagen, und der erste Jubel verwandelte sich bald in dumpfe Niedergeschlagenheit, als man die Verluste erfuhr (Gottfried Kinkel fiel hier verwundet in Gefangenschaft) und den Rückzug hinter die Murg antreten mußte. Bereits am Abend des 30. Juni war Rastatt cernirt, die Festung, erst 1840 gegen die Kriegsdrohungen Frankreichs errichtet und 1848 von österreichischen Ingenieuren kaum erst vollendet, zum ersten Male von einem Belagerer umringt, aber wie so ganz anders, als man es sich bei ihrer Errichtung gedacht hatte. Darin waren etwa 6000 Mann unter dem Kommando von Tiedemann und Biedenfeld, während die Reste der Kämpfer in ungeordneten Haufen landaufwärts nach Freiburg eilten. Dem Nachfolger Mieroslawski's, Sigel, blieb es nur übrig, in raschen Märschen über den Schwarzwald eine Freistadt in der Ferne zu suchen. Er fand sie am 11. Juli auf dem gastfreien Boden der Schweiz. — Noch hielt sich Rastatt gegen das belagernde Gröben'sche Corps. Bei Steinmauern ward am 1. Juli, bei Rheinau am 10. Juli in Ausfallsgefechten gekämpft. Das blutigste Treffen derart war am 16. Juli bei Niederbühl; aber schon am 18. Juli auf dem Streifzug gegen Niederwald erlosch die Thatkraft der Besatzung in ihrem hoffnungslosen Kampfe. Die Uneinigkeit unter den Führern wuchs, und am 23. Juli kapitulierte die Stadt auf Gnade und Ungnade. Streng war das Gericht über die Gefangenen, namentlich über die Soldaten, die, ihrem Eide entgegen, die Waffen gekehrt hatten gegen dieselbe bürgerliche Ordnung, die sie hätten beschützen sollen. Auch von den übrigen Theilnehmern büßte mancher schwer für den Traum, die Einheit Deutschlands in dem zerfahrenen Drängen der Geister von 1848 herstellen zu wollen. 28 Männer endeten in Rastatt, Mannheim, Landau unter den Standrechtskugeln, und weit zahlreicher war die Menge der zur Haft Verurtheilten. Eine dumpfe Stille herrschte nach diesem vergeblichen Versuche im ganzen Lande, als aber 1870 die deutsche Einheit dem auswärtigen Feinde abgerungen war, erinnerte man sich in Baden der Träumer von 1849 und setzte ihnen in Mannheim (13. September 1874) ein Denkmal. Auch für uns ist jener Mannheimer Stein ein ernstes Erinnerungszeichen daran, daß die Einheit eines Volkes nicht aus der zuchtlosen Auflehnung geboren wird, sondern aus der freien Mitwirkung der Bürger unter der Führung der sittlichen Kräfte des geordneten Staates. Diesen Führerdienst hat dem deutschen Vaterlande jener selbige Preussische Staat geleistet, der für die Niederwerfung des badischen Aufstandes so vielfach und so herb getadelt worden ist. Jene alten Erinnerungen verschwinden hinter der Größe der Pflichten, welche uns die Dankbarkeit für die Thaten von 1870 auferlegt.



Dorf im Schwarzwald.

Der Schwarzwald und seine Bewohner.

Wem ist der Schwarzwald unbekannt
 Mit seinen hohen Tannen?
 Kein Wanderer kommt ins Schwabenland
 Und keiner geht von dannen,
 Der nicht bei seiner holden Pracht
 Still steht und große Augen macht.

(J. G. Jacobi.)

Aussicht vom Feldberg. Die Hasler Höhle. Der Mummelsee und seine Sagen. Ein Dorf im Schwarzwalde (Nordstetten, der Geburtsort Berthold Auerbach's). Die Schwarzwaldbahn. Schwarzwälder Holzfäller. Holzarbeiten und Strohgeflechte im Schwarzwalde. Schwarzwälder Uhrenindustrie in Furtwangen und Triberg. Lenzkircher Stutzuhren.

Der Schwarzwald war in den ältesten Zeiten ein Theil jener germanischen Berge und Wälder, welche sich unter dem Namen des Hercynischen Waldes durch ganz Deutschland verbreiteten, an den Grenzen der Helvetier, Nemeter, Rauchacher anfangen, sich der Donau entlang hinzogen und bis an die Grenzen der Dacier und Arnatier 60 Tagemärsche weit in die Länge und 9 Tagereisen in die Breite erstreckten. Der Marcianische (silva marciiana) oder der eigentliche Schwarzwald hatte im Begriff der Römer einen nicht viel größeren Umfang als unser heutiger Schwarzwald auch.

Als die Markomannen noch das Land bewohnten, wurde der Schwarzwald wahrscheinlich Markwald genannt.

Der Schwarzwald erhebt sich an der Südgrenze Badens, in dem engen oberen Rheinthal zwischen Waldshut und Basel, und zieht in nordöstlicher Richtung in einer Längenerstreckung von gegen 40 Stunden bis Pforzheim (porta Hercyniae) und die Eng, bis wohin auch im Volksmunde die einzelnen Glieder und Züge des Gebirges den Namen Schwarzwald tragen. Die größte Breite von West nach Ost findet sich im südlichen Theil des Gebirges und beträgt etwa 16 Stunden; das Gesamtareal umfaßt etwa 120 Quadratmeilen, von denen der größere Theil mit 92 Quadratmeilen auf Baden, der Rest auf Württemberg fällt.

Der Schwarzwald ist ein massiges, hauptsächlich aus Gneis und Granit bestehendes Urgebirge von keilförmiger Gestalt, die Spitze nach Norden, die Breitseite nach Süden gekehrt. Die westliche Langseite fällt, mit den Vogesen parallel laufend, steil gegen die Rheinebene ab; ganz besonders in der Gegend von Badenweiler, Freiburg, Waldkirch und dann weiter in der Gegend von Achern, Baden und Gernsbach, so daß die größten Höhen, Blauen, Belchen, Badenweiler, Erzkaften, Kandel, Hornisgrinde, nahe an das Rheinthal vorgerrückt sind.

Jenseit der Murg fällt er merklich sanfter ab und bildet bis unterhalb Bruchsal ein Hügelland, das dem Odenwald die Hand reicht. Nach seiner ganzen Ostseite hingegen verliert sich der Schwarzwald sanft und allmählich in die Triasformation (Buntsandstein) des schwäbischen Hochlandes. — Der Name des Gebirges, von den ihn bedeckenden, düster aussehenden Tannenforsten, die besonders nach Regenwetter dunkel aussehen, herrührend, mußte es mit sich bringen, das der Fremde mit dem Gebirgsland bis in die neueste Zeit einen düstern und schauerlichen Begriff verband.

So denkt sich der Franzose unter dem forêt noir eine Wildniß voll dunkler, unwegsamer und menschenleerer Waldwege, und der Engländer unter seinem Black-forestman, womit er die Kinder furchtsam macht, einen Halbwilden, einen Räuber. Selbst der entferntere Deutsche malt sich das schwarzwäldische Gebirge mit Farben aus, welche nur für eine wilde, traurige Einöde passen.

Wenn aber der Wanderer von den herrlichen Rhein-, Donau- und Neckarthälern die Höhen des Schwarzwaldes besteigt, wie wird er überrascht sein, etwas ganz Anderes zu finden als er hier erwartete! Denn er findet kein grauenvolles, kein ödes und unwirthbares Waldgebirge, sondern ein größtentheils heiteres, vielfach ausgestocktes und angebautes, von schönen Straßen und bequemen Pfaden durchschnittenes, mit unzähligen Höfen und vielen, oft sehr großen, wohlhabenden und reinlichen Dörfern belebtes Gebirgsland, wo üppige Wiesen die Thalgründe, herrliche Tannenwäldungen oder freie Heiden und Tristen die Halden und Berge bedecken, wo tausend und abertausend frische Quellen sich zu Bächen, zu Seen und Flüssen sammeln und eine Luft voll stählender Frische und balsamischer Harzduft der Tannen kräftigend und stärkend die Gegend durchweht; selbst die noch

vor einem Vierteljahrhundert durch ineinander verflochtene Stämme und undurchdringliches Gestrüpp abgelegensten Partien sind jetzt durchlichteter und zugänglicher.

Die Hauptmasse des Schwarzwaldes besteht aus plutonischen Gesteinen: Gneis und Granit bilden den Grundstock der meisten Berge, Porphyr zeigt sich schon weniger häufig. Andere Felsarten, wie Hornfels, Syenit etc., erscheinen nur in untergeordneten Massen. Die bedeutendsten Höhen im südlichen Schwarzwald bestehen vom Fuß bis zum Gipfel aus plutonischen Gesteinen, während die Berge nördlich am Kinzigthal fast überall mit buntem Sandstein bedeckt sind; dieser findet sich in größeren Massen auch im südlichen Schwarzwald, aber vorherrschend an den Ostabhängen.



Gasthaus auf dem Feldberg.

Bei Billingen beginnt dann der Muschelkalk, der in ununterbrochenem Zuge bis Würzburg reicht.

Von Billingen aus südlich gegen die sogenannte Saar verbreiten sich Lagerungen von Muschelkalk, an die sich dann nach dem Thale der Donau zu Jurakalk anreicht. Das Hügelland von Pforzheim nordöstlich bis gegen den Neckar besteht aus Muschelkalk und buntem Sandstein.

Das Gebirge scheint einst der Damm zwischen zwei mächtigen Seen gewesen zu sein, wovon auf der Ostseite der Bodensee noch die letzten Reste der zurückgetretenen süßen Wasser enthält.

Durch das Querthal der Kinzig wird der Schwarzwald in eine größere südliche und in eine kleinere nördliche Hälfte geschieden, jene der obere, diese der untere Schwarzwald genannt.

Der Hauptstock und centrale Knoten des oberen Schwarzwaldes ist der Feldberg, östlich von Freiburg, der zu einer Höhe von 1494 m über dem Meere aufsteigt; mit dem auf seiner Kuppe erbauten Thurm erreicht er die Höhe von über 1500 m (4614 Par. Fuß). Der Rücken des Berges läuft nicht wie bei den meisten Schwarzwaldbergen auf eine Spitze aus, sondern ist breit und umfaßt einen Flächenraum von nahezu einer Stunde. Die Aussicht von dem Feldberg ist eine der wundervollsten, die man finden kann. Rings herum, tief unter dem Zuschauer, liegt der Schwarzwald mit seinen gewaltigen Massen, seinen wilden, tief eingeschnittenen Thälern und seinen dunkeln Tannenwaldungen, die der Berge Rücken krönen. Im weiten Osten erheben sich die Berggabel des Hegau, und hinter ihnen spiegelt sich die Sonne in der Wasserfläche des Bodensees; westlich begrenzen die Bogen den Gesichtskreis sammt dem Rheinthale, das aber in nächster Nähe durch die Vorberge des Schwarzwaldes den Blicken entzogen ist. Das großartigste Bild, freilich nur bei klarem Wetter sichtbar, eröffnet sich nach Süden; in weiter Ferne, aber durch optische Täuschung viel näher gerückt, breitet sich die ganze Alpenkette vor dem Blicke aus; in weitem, glänzendem Bogen die schneebedeckten Gipfel zum Himmel emporstreckend, vom Säntis bis zum Montblanc. Die Zahl der Orte, die man vom Feldberg erblickt, ist nicht sehr groß, da dieselben meist in den Thälern versteckt liegen. Um so feierlicher ist die Aussicht, weil das menschliche Treiben ferne gerückt ist und in der Stille die Großartigkeit der Natur um so reiner auf das Gemüth wirkt.

Besonders schön ist der Sonnenaufgang. Rings herum ist es Nacht; überall herrscht feierliche Stille; die Thäler sind in Nebel gehüllt. Auf einmal erglänzt im fernen Osten ein hellrother Streifen. So bleibt das Bild ungefähr eine Viertelstunde; dann tritt glutroth die Sonnenkugel hinter dem Horizont hervor, Anfangs scheinbar noch ohne Strahlen, ohne blendenden Glanz, bald aber strömt sie ihr Licht in Strahlen aus, nur die nächsten Flächen übergießend, dann jedoch immer näher rückend mit ihrem Lichtstrom dem Feldberg zu, bis auf einmal derselbe rings in einem Feuermeere schwimmt.

Der Feldberg ist etwas schwer zu besteigen, sonst würde er mehr aufgesucht werden. Auf seinem Rücken befindet sich ein gutes Hotel; die gewöhnliche Ersteigung geschieht von Freiburg, durch das „Höllenthal“ und das Thal von Kirchgarten.

Von seinen meist mit Wald bewachsenen Seiten streckt der Feldberg Arme nach allen vier Weltgegenden aus, welche mit ihren Aesten und Verzweigungen die Gebirgskette des Schwarzwaldes bilden. Der Zug der höchsten Massen ist der südwestliche; seine höchsten Kuppen sind der durch seine imposante pyramidale Form hervortretende Belchen, 1415 m, der Köhlgarten, 1179 m, und der am weitesten nach Südwesten gerückte, der schön bewaldete Blauen, 1167 m, an dessen Fuß Badenweiler liegt. Mit den Ausläufern des Blauen tritt das Gebirge tief in das Rheinthale

und drängt sich mit dem durch die Eisenbahn durchbrochenen sogenannten
 Isteiner Klotz hart an das Ufer des Flusses.



Das Webrathal.

Die Aussicht vom Blauen und Belchen ist gleichfalls herrlich; von
 diesem breitet sich neben dem nahen Blick in die Schluchten und Thäler
 des Schwarzwaldes das Rheinthal und Elsaß von Müllheim bis Straßburg

mit seinen zahlreichen Dörfern aus; vom Blauen, der von Badenweiler aus in $1\frac{1}{2}$ —2 Stunden auf schöner neuer Straße erreicht wird, sieht man über die reich und malerisch sich ausbreitenden Landschaften der Kantone Basel Stadt und Land; von beiden Bergen bei hellem Wetter die Alpenkette.

Breiter und nur eine mittlere Höhe von 750 m erreichend sind die Gebirgszüge, welche nach Osten, Südosten und Süden und wieder nach Norden vom Feldberg ausgehen. Die östlichen wie die südlichen senken sich zum Rheinthal zwischen Basel und Waldshut ab, ohne zu bedeutenden Höhen sich zu erheben. Der nördliche Zug läuft wie der westliche parallel mit den Vogesen und erhebt sich im Schau-ins-Land bei Freiburg zu einer Höhe von 1286 m und in dem einige Stunden nördlich gelegenen Kandel von 1243 m, beide Berge bis an das Rheinthal vorgerückt, mit herrlicher Rundschau und leicht besteigbar.

Die Hasler Höhle. In dieser mannichfaltigen, vom Feldberg ausgehenden Gestaltung des oberen Schwarzwaldes liegt es, daß er reich ist an vielverschlungenen, durch Felsüberhänge und Wasserstürze wildromantischen, tief eingeschnittenen Thälern. Die meisten liegen in dem südwestlich und nordwestlich vom Feldberg ausgehenden Zügen und öffnen sich sämtlich nach Westen. Wir nennen, von Süden beginnend, das durch den alemannischen Dichter Hebel gefeierte reizende Wiesenthal, das mit seinen gewerbreichen Städtchen Schönau, Schopfheim, Lörrach gegen Basel und das Elsaß hin sich ausschließt. Dann weiter südlich das Münsterthal bei Staufen, direkt am Fuße des Belchen, nach dem Rheinthal sich wendend; das Hölenthal bei Freiburg mit seiner wildromantischen Felspartie, die Hölle genannt; ferner das Elzthal bei Waldkirch und das schon erwähnte Kinzigthal, bei Offenburg in das Rheinthal mündend.

Rühner und wilder und an Großartigkeit eines das andere übertreffend sind die Thäler der nach Süden und Südosten gehenden Züge, die sämtlich nach Süden, also nach dem oberen Rheinthal, sich öffnen. Dahin gehört, am weitesten östlich das Stein- und Wutachthal oberhalb Waldshut und das Albthal mit St. Blasien, bei Waldshut in das Rheinthal sich öffnend; ihm folgt als das nächste das Wehra- oder Werrachthal, in seinen hinteren Partien fast mit dem Wiesenthal sich berührend. Es öffnet sich bei dem Städtchen Wehr, fünf Viertelstunden von Säckingen, in das Rheinthal. Gleich hinter Wehr beginnen am Fuße der Ruine Bärenfels sich die Berge zu verengen; zwischen mächtigen, schroff abfallenden Felswänden windet sich die Werrach hindurch in rauschenden, tosenden Fällen; endlich zeigt sich das Dörfchen Todtmoosau in einer Thalweitung, ein, wie schon der Name sagt, in dieser Einsamkeit freundlicher Anblick, und weiter oben Todtmoos. Von Wehr führt eine Querstraße nach dem Wiesenthal und Schopfheim. Bald nach Beginn dieser Straße öffnet sich ein freundliches Thal, von der Hasselbach durchströmt, mit dem Pfarrdorf Hasel, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von Wehr entfernt. Etwa 500 Schritte vor dem Eintritt in das Dörfchen liegt die berühmte Hasler Höhle oder Erdmannshöhle.

Der Eingang der Höhle hatte früher große Beschwerclichkeiten, welchem Uebelstande in neuester Zeit abgeholfen worden ist. Dieselbe ist von Westen nach Osten enge und schachtmäßig gebaut; dann tritt man durch den natürlichen Eingang, der nur eine Breite von 1 m und eine Höhe von gegen 3 m hat, in ein sehr hohes Gewölbe, dessen Decke nur auf den Seitenwänden ruht, zur Verhütung von Unglücksfällen aber eine künstliche Stütze erhalten hat. Ungeheure Massen herabgestürzter Felsen liegen hier, und auf ihnen kann man bis zur Decke hinaufklettern. Die Seitenhöhle rechts ist weniger merkwürdig. Wendet man sich links, so tritt man in eine zweite Höhle, welche über 10 m höher ist, gegen Norden geht und worin man wegen der vielen herabgestürzten Felsen nicht weiter vordringen kann. Aus dieser Höhle gelangt man rechts an eine Treppe, welche auf 19 Stufen zu einer Brücke hinabführt, unter welcher etwa 3 m tief ein starker Bach hindurchrauscht. Von dem erwähnten Stege aus hat man einen sehr schönen Anblick, zumal wenn die Wände durch die Fackeln in guter Beleuchtung erscheinen. Jenseit der Brücke ist die Höhle am tiefsten, wird aber auch enger und bildet wieder ein Seitengewölbe. Ueber sich sieht man einen großen, über 6 Centner schweren Stalaktiten, welcher seiner Form wegen der Mantel genannt wird.

Andere Stalaktiten bilden an einer Seitenwand die sogenannte Orgel, und auf einer andern Wand sind die Stalaktiten so gruppiert, daß sie wie eine Kanzel aussehen. Die große Höhle endigt in einer Seitenhöhle, welche sich südlich wendet und so weit abwärts geht, bis sie dem Bette des Wassers gleichkommt und ungeheure Tropfsteine, welche bis über 1 m dick sind, ein weiteres Vordringen verhindern. Hier giebt es besonders viele und schöne Tropfsteine. Geht man von der großen Höhle aus, ehe man noch zum Bache kommt, rechts vorwärts, so führt eine 23 Stufen hohe Treppe zu der interessantesten Höhle von allen, welche zuerst südlich, dann etwa 200 m lang östlich führt, bis sie sich endlich so verengt, daß sie das Weiterdringen nicht gestattet.

Um in diese Höhle zu gelangen, mußte man früher etwa acht Schritte lang fast auf Händen und Füßen fort kriechen, denn die Decke war äußerst niedrig. Man hat es in neuerer Zeit den Besuchern durch Vertiefen der Sohle bequemer gemacht; überhaupt wurden Strecken von 60 m, die öfters nicht viel mehr als 1 m Höhe hatten, auf diese Weise gangbar. In dieser Höhle, die jedoch meistens naß ist, sind besonders schön die Fürstengruft und der Sarg. Wenn man aus der mehrerwähnten ersten Höhle eine Treppe von 29 Stufen hinaufsteigt, kommt man in eine neue Höhle, die sich nach Nordosten hinzieht. Ein stehendes Wasser, der See genannt, hemmt jedoch ein weiteres Vordringen.

Solcher Höhlen finden sich um und bei Hasel noch manche; so zieht sich unter dem Pfarrhause eine große geräumige Höhle unter dem Flüsschen hindurch nach der Kirche. Einsenkungen des Bodens lassen auf ähnliche Verhältnisse schließen, und es scheinen überhaupt die Bäche zwischen der Wehr und Wiese von Hasel an bis zum Rheine in unterirdischer Verbindung mit

einander zu stehen. Das Wasser, welches durch die Höhle fließt, hat keinen ersichtlichen Ausgang und scheint unter der Erde bis in den Rhein weiter zu strömen. Auch der Eichener See scheint mit diesen Durchhöhlungen des Bodens und ihren Gewässern im Zusammenhange zu stehen. Drei Viertelstunden von Schopfheim, in der Nähe des Dorfes Eichen gelegen, über 500 m hoch, setzt er plötzlich eine Fläche von 8—10 Morgen Landes unter Wasser und verschwindet nach einiger Zeit wieder oft auf Jahre, so daß die Fläche mit Korn und Hafer angebaut wird.

Wie alle ähnlichen Höhlen, denen die Hasler Erdmannshöhle nichts nachgiebt, steigert sich der großartige Eindruck des Innern zu einem wahrhaft feenartigen durch eine allgemeine Beleuchtung, welche bei gewissen Gelegenheiten stattfindet. Begreiflich, daß an solche wunderbare phantastische Schöpfungen die Volksphtasie anknüpft und sie mit Wesen bevölkert, die diesen Krystallpalast bewohnen, ihn wol zum Theil auch gezimmert haben. So hat denn auch die Hasler Höhle den Namen Erdmännleinshöhle erhalten von dem freundlichen Gnomengeschlecht, das in seinem Innern haust; früher pflogen sie mit den Menschen freundlichen Verkehr: die Bösen neckten sie, den Armen halfen sie; jetzt aber sind sie für die Alles bekittelnde Menschheit verschwunden und unsichtbar.

Der Mummelsee und seine Sagen. Der untere Schwarzwald, nördlich vom Kinzigthal, ist weniger hoch als der obere südliche. Im Gegensatz zu den imposanten Kuppen desselben ist er mehr plateauartig, und Buntsandstein bildet einen Haupttheil desselben. Seine Hauptstücke sind die Hornisgrinde, 1166 m (3888'), bei Achern, und mehr südöstlich als Verbindungsglied zwischen dem oberen und unteren Schwarzwald die Kuppe des Roßbühl, 966 m (3220'), und der Paß des Kniebis, 973 m (3244'). Nördlich von der Hornisgrinde erreicht das Gebirge in der Badener Höhe noch 930 m (3100'), am hohen Stausen oder Merkurinsberg bei Baden 672 m (2240') und in den Höhen des Murgthales oberhalb Gernsbach 990 m, im Hochkopf sogar 1041 m (3470'). Seine wichtigsten Thäler sind, von Süden nach Norden gerechnet, alle direkt nach dem Rheinthale sich öffnend: das Renchthal, bei Appenweier einmündend und jetzt theilweise von einer Eisenbahn durchzogen; in ihm liegen die Orte Oberkirch und Oppenau und die „Renchbäder“ Freiertsbach, Petersthal, Griesbach und Antogast, durch ihre Heilquellen viel besucht und gerühmt.

Das Renchthal zieht sich bis an den Kniebis, über welchen nach dem romantischen Freudenstadt eine schöne Straße führt. Weiter abwärts folgt das Acher- oder Kapplerthal, das Bühlertal, das Badener oder Dosthal, zugleich die Grenze zwischen der alemannischen und fränkischen Sprache, mit der Bäderstadt Baden und dem kleinen Wasserfalle Geroldsau; endlich das bedeutendste unter ihnen, das Murgthal mit seinen Seitenthälern, und dann noch das untere Albthal mit dem württembergischen Luftkurorte Herrnsalb, das bei Ettlingen, eine Stunde von Karlsruhe, sich in das Rheinthale öffnet.

Der untere Schwarzwald bietet eine Reihe großartiger und zugleich freundlicher Landschaftsbilder, die, weil vom Rheinthale leicht zugänglich, sehr

aufgesucht sind. Neben dem Besuch der Renththalbäder und der Partien um Baden und in das Murgthal ist vor Allem Achern eine der beliebtesten Absteigestationen.

Von hier führt ein reizender Weg durch das Kappelrodecker Thal in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden nach Ottenhöfen und von da in eben so viel Zeit nach Kloster und Wasserfall Allerheiligen. Das Kloster, 1196 gegründet und jetzt in Trümmern liegend, ist von düsteren Bergwänden umgeben und von den Wassern des Grundbachs umtost, der unterhalb Allerheiligens plötzlich etwa hundert Meter durch eine wildzerrissene Felswand in die Tiefe stürzt. Jahrhunderte lagen diese Wasserstürze verborgen und unbeachtet, bis man in neuerer Zeit die großartige Naturscene durch Treppen und Stege über die Schlucht dem Anblick zugänglich machte. Von hier führt ein reizender Weg durch das Vierbacher Thal nach Oppenau und in das Renththal, von wo aus gleichfalls die Wasserfälle häufig besucht werden.

Während der Weg nach Allerheiligen von Ottenhöfen in südöstlicher Richtung zieht, lenkt von Ottenhöfen ein Waldweg nordöstlich ab tief in das Gebirge, der in 3—4 Stunden in ziemlich jähem Steigen einen andern interessanten Punkt der Gegend erreicht, den Mummelsee. Der Mummelsee liegt fast 980 Meter hoch am Südoftabhange der Hornsgründe in einem tiefen Felsenkessel. Thurmhohle Felswände starren rings empor und hemmen jeden Ausblick. Nur auf der Seite, wo dem See die Acher entfließt, die im Mummelsee ihren Ursprung hat, ist ein ungemein freundliches Plätzchen, und hier findet sich auch eine kleine Hütte zum Schutz gegen Unwetter.

Der See ist nicht groß, er hat eine Länge von 290 und eine Breite von 240 m und hält im Anfang ungefähr eine halbe Stunde. Sein Wasser ist, wie das sämmtlicher Bergseen des Schwarzwaldes, des Feldberg- und Titisees, schwarz von verfaulten Tannen und dem Widerschein der dunkeln Forsten. In diesem Wasser nährt sich wol der Salamander und anderes Wassergethier, aber keine Fische. Früher hat man ihn, wie alle diese geheimnißvollen Seen, für unergründlich gehalten; allein Messungen, in neuerer Zeit vorgenommen, ergaben eine Tiefe von 20—23 m (60 bis 70 Fuß). Im vorigen Jahrhundert, als man die Acher an ihrem Ursprung, um das Wasser zur Flößerei zu verwenden, zu hoch spannte, wurde der See der Umgegend verderblich, er brach aus seinen Ufern, durchriß die Bauten und stürzte, mehrere Ortschaften überschwemmend, in die Tiefe.

Es ist begreiflich, daß sich an einen solchen, in schauerlicher Einsamkeit gelegenen Bergsee die Volksphantasie anflammerte und eine Märchenwelt um ihn baute. So wissen schon die Römer von seinen Wundern zu erzählen, die namentlich darin bestehen, daß seine Ausdünstungen Rebel und Ungewitter verursachen; sie nannten ihn deshalb Wundersee, lacus mirabilis. Ein kleines Wölkchen steigt aus seinem Grunde unscheinbar auf, dehnt sich immer weiter und weiter auf und entladet sich als verheerendes Hagel- und Unwetter.

Im Mittelalter wurde er der geheime Sammelplatz der Hexen, die um Mitternacht um seine Ufer ihre Versammlungen halten.

Besonders aber weiß die Sage viel von den Seefräulein und Nixen zu erzählen, die sich im Mummelsee aufhalten. Diese Nixen bewohnen in der Tiefe einen prachtvollen Krystallpalast, kommen aber oft an die Oberfläche zum Tanzen in nächtlichen Reihen, aber wie die Morgenglocke schallt und der Tag graut, versinken sie in den See und der Reigen ist verschwunden.

Oft tauchen sie selbst zur Tageszeit plötzlich aus dem See auf, treten in Verkehr mit den Menschen und wissen sie in Liebreiz zu verstricken. So ging's dem Hirten, der träumend am Ufer saß und dessen süßer Gesang ein Wasserfräulein hervorlockte aus ihren Fluten.

Sie hat ihn bald berauscht
Mit süßem Minnespiel,
Und täglich ward getauscht
Der heißen Küsse viel.

So floß mancher Tag dahin, immer zur bestimmten Stunde erschien die Fee. Einst erschien sie nicht und der Knabe hatte in der Sehnsucht Schmerz das Gebot vergessen, nie ihren Namen zu rufen; er ruft nach ihr, aber siehe da, statt der lieblichen Erscheinung plötzlich dumpfes Brausen aus dem See, aus der Tiefe schallt ein Schmerzensschrei, ein weißes Köselein schwimmt zum Ufer und auch der Knabe wurde nicht mehr gesehen. Ein andermal führen sie drei junge Gesellen irre, denen sie in den Forsten um den Mummelsee begegnet; sie verlocken sie durch ihre Kiliengestalten immer tiefer und tiefer, bis an die Ufer des Sees und von da in die Wogen, in denen die Nixen plötzlich untertauchten und die drei Gesellen mit einem kalten Bade davonkamen.

Auch die Zwerge und Kobolde und Geister treiben in und um den See ihr geheimnißvolles Spiel, oft die Umwohner oder Wanderer erschreckend. In grauenhaften Reigen halten sie ihre Umzüge, oft langsam feierlich, wie ein Leichengeleit. Gilt es vielleicht dem Könige, den sie zur Ruhe singen?

Sie schweben hernieder ins Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und neigen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten: O schau,
Am Sarge die glänzende Frau.

Da plötzlich zuckt es auf in der Mitte; die Fackeln verschwinden, und nur Murmeln und dumpfes Geräusch in des Sees Tiefe wird noch gehört.

Eine etwas eigen gestaltete Form der Nixensage vom Mummelsee findet sich in einem Wandgemälde der Trinkhalle in Baden dargestellt, nach einem Gedichte von Schnezler, dem fleißigen Sammler badischer Sagen, behandelt:

Im Mummelsee, im dunklen See,
Da blühen der Lilien viele,
Sie neigen sich, sie beugen sich
Dem losen Wind zum Spiele.
Doch wenn die Nacht hernieder sinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern aus Gestade.

So schlingen sie sich als Lilienmädchen wie zum Kranze in nächstlichem Reigen; der brausende Wind und des Mummelsees Rohr und Schilf blasen die Melodie:

Und schweben leis umher im Kreis
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röthe prangen.

Plötzlich hebt sich aus den Wogen eine Riesenfaust, ein triefend schilfbeskränztes Haupt mit langem Bart erscheint. Es ist der König, der mit Donnerstimme sie zurückruft in die Wogen, denn der Morgen graut.

Da stobt der Tanz, die Mädchen schreien
Und werden immer blässer:
„Der Vater ruft: Pub, Morgenluft!
Zurück in das Gewässer!“
Die Nebel steigen aus dem Thal,
Es dämmert schon der Morgenstrahl,
Und Lilien schwanken wieder
Im Wasser auf und nieder.

Das Gemälde stellt den Augenblick dar, wie der Morgen den nächstlichen Reigen unterbricht und die Lilienmädchen in das Wasserreich zurückruft.

Zahlreiche Sagen über den Wundersee finden sich im Simplicissimus des Hans von Grimmelshausen niedergelegt, der in der Nähe, in dem Städtchen Renchen, geboren wurde, wo man ihm jüngst ein Denkmal setzte.

Noch zwei andere Bergseen finden sich in dieser Gegend; der eine einige Stunden nördlich vom Mummelsee, auch der kleine Mummelsee, richtiger Herrenwießer See genannt; der andere, etwas südlich, in der Nähe von Allerheiligen, der Wildsee geheißen. Um beide schlingen sich ähnliche Sagen wie um den Mummelsee. Vom Wildsee ist eine Sage in einem Gemälde der Trinkhalle in Baden dargestellt: Die Nymphe des Sees sitzt am Ufer mit einer Harfe; ein junger Hirt wird von den zauberischen Klängen angelockt und will sich in ihre Arme stürzen; vergebens sucht sein Vater ihn zurückzuhalten.

Der Name Mummelsee kommt vermuthlich von dem altdeutschen Mummel, Gespenst, Popanz, wie das Volk auch die Nixen des Sees Mümmele nennt. Andere denken an mummeln = murmeln, von dem Geräusch, das oft plötzlich aus seiner Tiefe sich hören lasse, und an das die Sage von den Gewittern, die dem See entsteigen, sich anschließt.

Statt ist der See, stumm ist die Flut,
So still als ob sie schlief;
Der Abend ruht wie dunkles Blut
Rings auf der finstern Tiefe;
Die Binsen im Kreise nur leise
Flüstern verstoffener Weise.
Da kocht es in der Tiefe, Gewitter steigen auf,
Dampf rollt ob dem Gebirge der Donner seinen Lauf;
Der See steigt übers Ufer, es glüht des Himmels Flammen,
Und mit gewalt'gem Tosen schlägt hoch die Flut zusammen.

Die Schwarzwaldbahn. Wenn auch die Nachrichten der Römer über den Schwarzwald und seine Wasserfälle spärlich fließen, so beweisen doch römische Ueberreste bei Donaueschingen, Bilingen, Rothweil und an anderen Orten, daß sie verschiedene Versuche machten, ins Innere des Gebirges zu dringen und es zugänglich zu machen für ihre militärischen Zwecke. Doch erst mit der Einführung des Christenthums in diese Gegenden, mit der Gründung des Benediktinerklosters St. Georgen und für den südlichen Schwarzwald St. Blasians, und später, als die mächtigen Aebte von Hirschau, von Straßburg und die Schirmvögte der Schwarzwaldklöster, die Herzöge von Böhringen und andere Herren die Höhen des Schwarzwalds aufsuchten zur Belustigung an Jagd und Forellen, wurde mit der Anlegung von Verkehrswegen begonnen. Wie nothdürftig und ursprünglich diese Anlagen waren, melden die alten Chroniken, nach denen die Reise des Abtes von Straßburg zu seinem gelehrten Freunde in St. Georgen, eine Strecke, die man jetzt in $4\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegt, vier bis fünf Tage erforderte und nicht ohne große Beschwerden und Gefahren war.

Unter der regjamen Verwaltung der badischen Regierung, mit der die württembergische gleichen Schritt hielt, wurden in den letzten 25 Jahren durch kühn und musterhaft angelegte Straßenbauten die industriell wichtigsten Punkte unter sich und mit der Ebene in Verbindung gesetzt. Wir nennen in dieser Beziehung für den südlichen Schwarzwald die Straße durch das Albthal, von Waldshut aus nach dem Südbahne des Feldbergs vordringend, mit dem alten St. Blasien, und das sogenannte Hauensteiner Ländchen durchziehend; ferner die in derselben Richtung sich bewegende, kühn durch Felsen angelegte Wehrthalstraße nach den Sizen der Schwarzwälder Bürstenindustrie Todtmoos und Todtnau; nach Norden zu die Kilbenstraße, die Hüllenthalstraße, die Straße über den Kniebis von Bad Rippoldsau und Freudenstadt aus an den Renschbädern vorbei, bei Appenweier in das Rheinthal mündend, der seit drei Jahren bis Oppenau eine Eisenbahn zur Seite geht. Nicht minder führt eine prächtige Straße schon seit Jahrzehnten von Offenburg durch das Kinzigthal bis an den Ursprung der Kinzig, in der Nähe von Freudenstadt, und das Zweigthal derselben der Gutach entlang über Hornberg nach Triberg und von da nach Bilingen, also durch diejenigen Partien des Schwarzwaldes, welche jetzt von der Schwarzwaldbahn durchzogen sind.

Das Projekt einer Schwarzwaldbahn durch das industriell hochwichtige Kinzigthal beschäftigte seit Jahrzehnten die Köpfe, und man schreckte nur vor den Kosten zurück. Es waren auch die Meinungen getheilt über die Art, wie man die Hochebene bei St. Georgen und Bilingen erreichen wollte. Ein Projekt ging dahin, dem Lauf der Kinzig zu folgen über Wolfach und Schiltach, von da in das Schiltachthal abzulenken nach dem gewerbreichen Schramberg und von dort in wenigen Stunden auf die Höhe, wobei freilich mit Württemberg hätte Verständigung eintreten müssen. Die jetzige, unendlich kostspieligere, durch rein badisches Gebiet ziehende Richtung, nach welcher vor Wolfach in das Gutachthal abgelenkt wurde, siegte und wurde von den Kammern und der Regierung gutgeheißen.

Die Bedeutung der Schwarzwaldbahn liegt darin, daß sie vermittels der von Straßburg, Karlsruhe, Offenburg nach Donaueschingen und Konstanz führenden Strecken Deutschland auf dem kürzesten Wege mit der Schweiz und Italien verbindet. Ihre hohe merkantile Bedeutung wird jedoch erst mit der Vollendung der Gotthardbahn zur Geltung kommen können und für die Schwarzwaldbahnindustrie mit der Ausführung der zahlreich projektirten Anschlüsse an die Hauptverkehrsader des Schwarzwaldes.



Triberger Wasserfall.

Während man unter dem Namen Schwarzwaldbahn die ganze Strecke von Offenburg bis Billingen und Donaueschingen und wieder von dort bis Singen und Konstanz versteht — so ist die eigentliche, wegen ihrer kühnen Bauten, zur Ersteigung der Schwarzwaldböhe von Westen aus, bewunderte Strecke die von Hausach bis Billingen, eine Länge von 52,8 km, das ist etwa $11\frac{3}{4}$ Wegstunden umfassend.

Die Schwarzwaldbahn lenkt bei Offenburg vom Rheinthale östlich ab und erreicht, an der alten freien Reichsstadt Gengenbach, an dem freundlich gelegenen Viberach und Haslach vorbei, Hausach am Eingange des Gutachthales. Freundliche Häuser grüßen links und rechts von den Bergabhängen; die Ebene ist reich mit Obstbäumen bewachsen und in den Seitenthälern um Gengenbach mit Weinpflanzungen, die den vortrefflichen Zeller oder Ortenberger Rothen liefern. Am Eingang des Thales schaut bei dem

Dorfe Ortenberg das mit großen Kosten von Herrn von Bergholz im Stile des Mittelalters erbaute, von Nebgeländen umkränzte Ortenberger Schloß hernieder, und tiefer im Thal bei Biberach, rechts von den Höhen eines Seitenthals, das Schloß Geroldseck, links von Biberach im Seitenthal der Harmersbach das betriebsame, durch seine Porzellanfabrik bekannte Städtchen Zell. Die eigentliche Steigung und die Schwierigkeiten der Bahn beginnen da, wo sie in das Gutachthal abzweigt. Die Bahn zieht sich zuerst am Fuße der linksseitigen Bergwand hin, überschreitet dann in einer Höhe von 4,2 m die Gutach und erreicht, nun an der rechtsseitigen Bergwand hingehend, mit einer Steigung von 2 Prozent Hornberg, ein freundliches Städtchen von 2000 Einwohnern, mit einer Porzellanfabrik, zahlreichen Gerbereien und einem hell und sonnig herniederblickenden, jetzt zu einer Brauerei eingerichteten Schloß. Die Bahn liegt 24,3 m über dem Städtchen. Schon hier beginnen die Anfänge der großen Bauten.

Unmittelbar vor Hornberg durchbricht die Bahn einen vorspringenden Bergkopf mittels eines 53,1 m langen Tunnels, der erste der acht- unddreißig, welche bis zur Höhe der Sommerau nöthig sind; an ihn schließt sich nach der Ankunft auf der Station der Hornberger Thalübergang in einer Länge von 146,6 m.

Von hier aus dehnt sich nun, von der Gutach durchströmt, in vielen Windungen ein von großartigen Berggruppen gebildetes Thal in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden nach Triberg, das etwa 300 m höher liegt als Hornberg. Es galt nun zunächst, diese Schlangenwindungen des Thals zu überwinden mittels Bergdurchbrüchen, um die Höhe von Triberg zu erreichen. Das konnte nicht ohne zahlreiche Tunnel geschehen; die beiden bedeutendsten sind auf dieser Strecke Nr. 5 und 6, der „Niederwasserkehrtunnel“ mit einer Länge von 558 m, der darauffolgende andere mit 305,40 m.

Die Steigung verhält sich abwechselnd wie 1:58 bis 1:50 und beträgt genau bei einer Bahnentwicklung von rund 13 km 231,6 m.

Triberg, an sich ein kleines Städtchen von etwas über 2200 Einwohnern, mit Uhrenfabrikation, Strohflechtereien und sonstiger Fabrikthätigkeit, hat durch die Schwarzwaldbahn ganz außerordentlich gewonnen. Es wurde der Mittel- und Sammelpunkt der Schwarzwaldindustrie, zu deren Ausstellung eine geräumige Gewerbehalle errichtet ist. Im Sommer strömen Fremde von aller Herren Ländern herbei, die kürzer oder länger sich hier aufhalten, mitten im Herzen des Schwarzwaldes, und die doch durch die Eisenbahn rasch wieder auf die Höhen oder in das Rheinthal entführt sind. Das Amtsstädtchen liegt in einem tiefen Kessel, der von drei Bergen, daher wol Triberg, gebildet ist. Die Sonne brennt zwar an heißen Sommertagen glühend hernieder, aber die Höhe der Lage und die nach einer Seite sich anschließenden Wälder mildern die Temperatur. Den Glanzpunkt Tribergs bildet der Wasserfall, der an malerischer Schönheit den gefeiertsten würdig sich anreihet. Er wird durch die Gutach gebildet, die von einer Höhe von 970 m in das Thal sich senkt und dabei eine Schlucht durchbricht, durch welche sie von einer Höhe von 162 m in sieben Fällen sich durchwindet. Die einzelnen

Fälle gewähren in ihrer Staffelung, Form und Theilung der Gewässer jeder ein reizendes Bild. Rings herum sind sie von dunkeln Waldungen eingeschlossen, durch Fußpfade bis in die unmittelbarste Nähe zugänglich. Gewaltige Felsblöcke in zerrissenen Formen bilden das Bett der dunkeln Schlucht und bewirken das unaufhörliche Aufschäumen und Zerstieben der Wassermassen. Diese sind nicht groß, und insofern läßt er sich mit dem Rheinfall und den mächtigen Schweizerfällen nicht vergleichen; aber er bildet ein immer neu erfreuendes, reizendes Schauspiel, besonders wohlthuend in der Sommerhitze. Viel besucht ist außerdem die nahe Wallfahrtskapelle. Von Triberg führen Verbindungsstraßen nach Furtwangen, einem der Hauptstzige der Uhrenindustrie, und nach St. Georgen und Billingen; letztere Verbindung ist jetzt durch die Schwarzwaldbahn lahm gelegt.

Von Triberg aus galt es, durch ähnliches Terrain wie bei Hornberg die Bahn auf die Höhe bei Sommerau zu führen, das 834 m über dem Meere, also über 200 m höher liegt als Triberg. Die Steigung beträgt hier abwechselnd 1:60 bis 1:53; die Gesamtsteigung bei einer Bahnlänge von 13 km ist 216 m. Die bedeutendsten Tunnel sind Nr. 22, der große Tribergerkehrtunnel (820 m), der Grauelsbachertunnel (911,50 m) und Nr. 38, der Sommerautunnel (1696,60 m). Die Station Sommerau, nur einige Häuser, ist der höchstgelegene Punkt der Bahn und bildet die westliche Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Ihre Erhebung über dem Meere beträgt 834 m, über der Station Offenburg 673 m, über Hausach 591 m und über Konstanz 433,5 m. Der Schnellzug braucht von Hausach bis auf die Sommerau etwas über eine Stunde.

Nun folgt die Bahn, an St. Georgen, einem stattlichen Marktflecken mit altem Kloster und reicher Uhrenindustrie, und an Peterzell-Königsfels — letzteres eine Herrnhuter Gründung mit weitbekannter Erziehungsanstalt — vorbei, dem Laufe der Brigach, die den einen Zufluß zur Donau bildet, und erreicht Billingen.

Billingen ist eine etwas einsam und kahl auf der Hochebene gelegene Stadt von ca. 6000 Einwohnern, die lebhafteste Landwirthschaft, Handel und Industrie treiben. Neben der Wollweberei, der Tuchfabrikation und der Metalltuchweberei ist auch die Uhrenfabrikation hier vertreten.

Schon zur Zeit Ludwig's des Frommen erwähnt, erblühte der Ort hauptsächlich durch die Herzöge von Zähringen, begab sich später unter Oesterreichs Schutz, das seine Besitzungen von Südoften her in diese Gegenden ausdehnte, und wurde 1806 badisch. Von Billingen zweigt sich nordöstlich die württembergische Oberneckarbahn über Marbach und Schwenningen nach Rottweil, dem römischen Arae Flavii, ab, dem Mittelpunkte der württembergischen Schwarzwaldindustrie. Diese Bahnstrecke, von Sommerau bis Billingen, auf dem flacheren Ostabhang des Schwarzwaldes sich hinziehend, weist viel günstigere Gefällverhältnisse. Sie beträgt für die ganze Länge der Strecke mit 17½ km nur 122,7 m, also ein mittleres Gefälle von 1:143 und das größte vorkommende 1:82. Tunnel finden sich auf dieser Strecke keine.

Die Bahnstrecke von Hausach bis Billingen beträgt, wie schon bemerkt, in ihrer Gesamtlänge 52,7 km, oder 5,87 Meilen; die Post gebrauchte auf der Landstraße 5—6 Stunden, ein rüstiger Fußgänger 8—9 Stunden, aber sie kostet die erkleckliche Summe von nahezu 24 Mill. Mark (23,914,286 M.); davon wurde über die Hälfte von Tunnelbauten verschlungen.*)

Von Billingen bis Singen, wo der Anschluß an die Bahn nach Konstanz erfolgt, führt nun die Bahn zunächst im Thale von Brigach abwärts bis Donaueschingen, die freundlich von Waldungen umschlossene und mit schönen Parkanlagen belebte kleine Residenz des Fürsten von Fürstenberg. Der Ort ist sehr alt und hieß früher Esginga; seit Ende des 13. Jahrhunderts kommt zum Unterschied von den zahlreichen Esginga oder Eßingen auf dieser Hochebene der Name Tunoeschingen vor, offenbar von der Quelle in der Nähe des fürstlichen Schlosses, die schon früh als die Donauquelle betrachtet worden sein muß. Sie ist neben dem Schloß mit der reichen Bibliothek und den Parkanlagen eine der Merkwürdigkeiten des Städtchens und jetzt schön und geschmackvoll eingefaßt. In den alten Zeiten war dem Besucher die Pflicht auferlegt, in die zu einem Teiche erweiterte Quelle zu springen, darin einen Becher Wein zu leeren und seinen Namen in ein noch vorhandenes Buch einzutragen, das ein seltsames Bild von den poetischen Ergüssen der Wanderer giebt, welche die Gastfreundschaft des Fürsten aufgesucht. Da in dem Fremdenbuche vorherrschend adelige Namen eingetragen sind und ein genaues Ceremoniel bei der Feierlichkeit eingehalten wurde, so ward offenbar diese Sitte vorherrschend den vornehmen Gästen des Fürsten auferlegt, der damit das Ansehen der Quelle beim Schloß als Donauursprung aufrecht hielt. Dieser offenbar mit Vorliebe gehegten Ansicht über die Donauquelle stellte sich aber schon früh die der Sachlage mehr entsprechende Volksmeinung entgegen in dem Reim:

Brigach und Breg
Bringen die Donau zutweg;

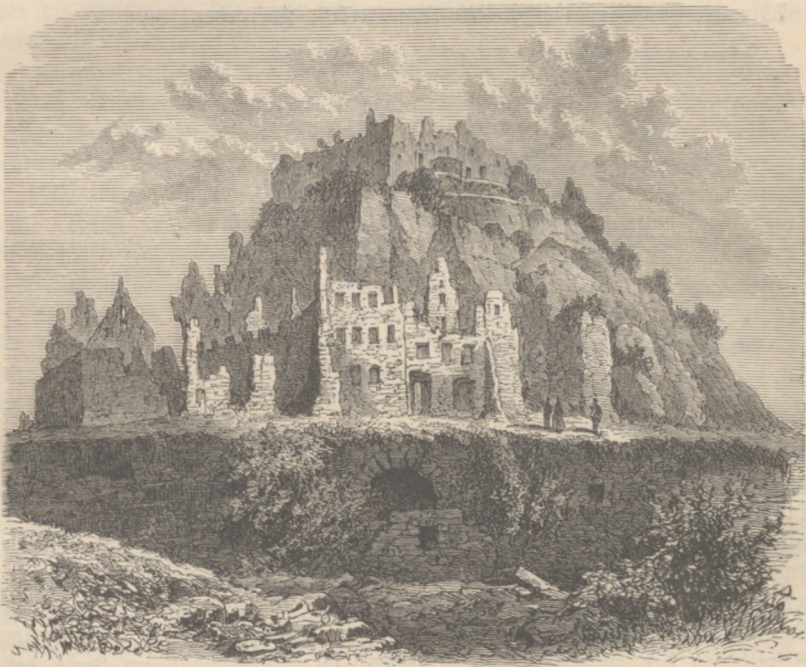
zwei Flüsschen, die unterhalb Donaueschingen sich vereinigen und von dort an den Namen Donau tragen. Donaueschingen hat außerdem ein Gymnasium und ein fürstliches Archiv aufzuweisen.

Durch seine hohe und zugleich geschützte Lage ist Donaueschingen in neuerer Zeit ein klimatischer Kurort geworden, wozu die Hinüberleitung der Soole aus der nahe Saline Dürrheim nicht wenig beiträgt. Die Landschaft, deren Mittelpunkt Donaueschingen bildet, heißt — einen altalemannischen Gaunamen bewahrend — die Baar, und ist gegenüber der fast baumlosen und wenig ergiebigen Gegend um Billingen sehr fruchtbar, reich an Wiesen, Fruchtfeldern und Nadel- und Laubholzwaldungen.

Von Donaueschingen bis Immendingen zieht sich die Bahn zunächst durch eine Donau Niederung, das Ried. Zwischen Pföhren und Neudingen findet eine 240 m lange Donauverlegung statt; bei Geisingen ist die Bahn vom rechten auf das linke Donauufer hinüberggeführt, wozu wieder

*) Schnars, Die badische Schwarzwaldbahn. Heidelberg 1877.

eine Korrektion des Flusses nothwendig war. Während die Bahn von Donaueschingen bis Immendingen abwärts geht, wird sie von Immendingen bis Engen wieder Gebirgsbahn; sie steigt an dem auf dem rechten Donauufer liegenden Juraabhang hinauf und durchbricht bei Göttingen die östliche Wasserscheide zwischen Rhein und Donau in einem 180 m langen Tunnel mit 288 m langem Voreinschnitt; ihm folgt bald ein 900 m langer Tunnel mit vorausgehendem 600 m langem Felseinschnitt.



Hohentwiel.

Nun folgt die Strecke Engen-Singen, die am Fuße der vulkanischen Felskegel des Hegaaues, Hohenstoffeln, Hohenkrähen, Hohentwiel, sich hinzieht, um bei Singen in die badische Hauptbahn Mannheim-Karlsruhe-Freiburg-Basel-Konstanz einzumünden. Hohentwiel trägt auf seinem Gipfel Ruinen von Befestigungen, deren Ursprung man auf die Römer zurückführt.

Was den Eindruck der Schwarzwaldbahn, insbesondere der Hauptstrecke Hausach-Billingen, betrifft, so gewährt sie allerdings nicht wie die Brennerbahn den Ausblick in eine wilde, großartige Hochgebirgslandschaft mit Schneegebirgen, Gletschermassen, Bergseen und Abgründen — aber dafür in reizende grüne Thäler, die mit freundlichen Bauernhäusern übersät sind; und wenn man weiter hinaufgekommen, in zahlreiche, mit Laub- und Nadelholz geschmückte Bergfluppen, die fast ineinander verflochten scheinen, und wieder mit jeder Steigung und Wendung der Bahn auf die zahlreichen, tief unten

liegenden Thaleinschnitte. Die Bahn bewegt sich bei ihrer Hauptsteigung zwischen Hornberg-Triberg-Sommerau gewissermaßen in einem engen Kreise, an dem sie in großen Rabien sich emporringen muß, und die vielen Tunnel durchschneiden jeden Augenblick die Aussicht; aber es ist ein interessantes, abwechselndes, immer neues Gebirgsbild, das mit jedem freien Ausblick vor dem Beschauer auftaucht.

An der schwierigsten Strecke wurde, unterbrochen durch die Ereignisse des Jahres 1870, über sechs Jahre gearbeitet und die Bahn am 10. November 1873 unter großen Feierlichkeiten dem Verkehr übergeben. —

Schwarzwälder Holzfäller, Holzarbeiter und Strohflechter.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund. —

Und wo auf Schwarzwalds Tannenthöh'n
Gewerbfleiß und der Handel blüht,
Kamst du den biedern Wäldler sehn
Nach fremden, weiten Ländern ziehn.
In fernem, fernem Reichen findet
Des Schwarzwalds Sohn Fortuna's Gunst,
Sein Ruhm sich weit und weiter windet
Durch Meisterwerk in edler Kunst.

(Josephine Seyling.)

Das Haupterzeugniß des Schwarzwaldes ist Holz, das in seinen hohen, dunklen Tannenforsten und in seinen stattlichen Buchenwäldungen reichlich wächst. Der Bergbau zur Gewinnung mineralischer Erzeugnisse, namentlich in Silber und Eisenerzen, war nie von großer Bedeutung. Am Ende des vorigen Jahrhunderts und bis Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts waren an mehreren Punkten, bei Badenweiler, im Kinzigthal und seinen Nebenthälern, im Wildschapbach, im Haubach, im Witticherthal, Gruben im Betrieb, in den fünfziger Jahren wurde im Münsterthal am Fuße des Belchen die Nachforschung nach Silber neu aufgenommen; aber jetzt sind sämtliche Gruben außer Thätigkeit. Damit sind auch die Schmelz- und Hochöfen in Oberweiler, Hausen und anderen Orten, von denen uns Hebel ein so reizendes Bild gegeben hat, außer Thätigkeit.

Sez brennt er in der schönsten Art,
An's Wasser rauscht, der Blosbalg gahrt.
Und bis aß d'Nacht vom Himmel fällt,
So wird die erste Maße halt.

Nicht unbedeutend ist der Salzgewinn, den der Schwarzwald in der Saline Dürheim bei Billingen liefert; in neuerer Zeit wurden bei Grenzach an der schweizer Grenze Bohrversuche nach Salz gemacht, aber ohne günstigen Erfolg.

Um so ungemessener ist der Holzreichthum, der durch sorgfältige Pflege und Beaufsichtigung von Seiten des Staates und durch strenge Regelung

der Größe des Holzfällens sich auf der bisherigen Höhe erhält und eher im Wachsen begriffen ist. Zwar sind auch die höchsten Ruppen auf ihren Gipfeln kahl; steigt man aber weiter herab, so gewinnen die Fichten, Forsten und Weißtannen mit jedem Schritt an Dichtigkeit und Vollkommenheit des Wuchses, und sie bilden bald ausgedehnte Forsten, auf deren dunklem Grund sich das hellere Grün der eingestreuten Buchenwaldungen und einzelner Birken angenehm abhebt. Die Vorberge und der Saum der Wälder und früher auch die Ebenen sind mit stattlichen Eichen besetzt. Die Hauptholzart ist aber die Weißtanne, die nicht selten eine Höhe von 30—37 m und einen Durchmesser bis zu 1 m erreicht.

Der Holzreichtum des Gebirges ist nicht nur für den Waldbesitzer eine reiche Einnahmequelle, sondern er gewährt auch den zahlreichen ärmeren Klassen durch das Fällen, die Verarbeitung und den Transport reichen Verdienst und Unterhalt. Ein Theil des jährlichen Ertrages wird zu Brennholz zugerichtet und den Städtern im Schwarzwald und im Rheinthale verkauft. Dieser Handel ist jetzt auch für die entfernteren Punkte, wo durch den Verkauf früher kaum mehr als die Arbeitslöhne gedeckt wurden, durch die Eisenbahn eine ergiebige Einnahmequelle geworden. Ein anderer Theil der Stämme wird auf die zahlreichen Sägemühlen gebracht, dort zersägt und dann weitergeschickt; jetzt werden die Stämme vielfach zu Bauholz fertig zugerichtet und durch die Eisenbahn an den Bauplatz geliefert. Der größte Theil wird durch die Flößerei in den Rhein gebracht.

Es ist kein leichtes Stück Arbeit, bis das Holz zum Verslößen zugerichtet und an die Ufer des Flusses herabgebracht ist. Nachdem es das Spätjahr und den Winter über gefällt worden, wird dasselbe theils auf Schlitten, theils auf den Holzriesen, einer Art eigens zubereiteter Rinnen, in Pfeilschnellem Schuß heruntergestürzt. Auf den Schlitten wird hauptsächlich das Brennholz thalwärts befördert; in graufiger Schnelligkeit, voran der Leiter des Schlittens, sauft die Last bergab. Nun werden die zerstreut am Fuße der Abhänge liegenden Stämme an die Lagerstätten geführt, dort an beiden Enden durchbohrt und dann mit eigens aus jungen Birken- und Haselstauden bereiteten, wurzelartig aussehenden Wieden der Länge nach neben einander gereiht. So entstehen die sogenannten Gestöre, die je nach der Länge der Stämme 10, 13, 26, 29 und 32 m lang sind. 20 bis 30 solcher Gestöre werden dann zu einem Floße verbunden, das bald, nachdem es voll ausgerüstet, dem Rheine zufließt.

Da selten die Wassermassen in den drei Flüssen, auf welchen hauptsächlich die Flößerei betrieben wird, Kinzig, Murg, Enz, zur Fortbewegung einer solchen kolossalen Riesenschlange ausreichen, so sind in Strecken von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden im Flusse Schleusen und Teiche angelegt, welche das Wasser ansammeln. Ist nun das Floß marschbereit, so wird die nächste Schleuse hinter ihm geöffnet, dann eine zweite und dritte, bis das Floß an einem Ruhepunkt angekommen ist, um von da aus den andern Tag weiter gebracht zu werden. Die Besatzung eines Floßes beträgt 12—20 Mann, von denen Einer zur Leitung des Floßes an dessen schmaler

Spitze als Steuermann steht, die Anderen, um das Floß vom Anstoßen und Festsetzen an den Ufern abzuhalten, über seine Länge vertheilt sind; am hinteren Ende stehen zwei bis drei kräftige Männer als Sperrflößer, die durch dicke Balken, welche sie auf den Boden des Flusses stoßen, den Lauf des Floßes regeln oder dasselbe zum Stehen bringen.

Der Anblick eines solchen im Gang befindlichen Floßes hat etwas Munteres und Anlockendes und ladet zum Mitfahren ein. Der Flößer ist denn auch recht stolz darauf, wenn er auf dem stattlich dahinziehenden Floße fährt, und obwol die Fahrt mit Zurichtung, Aufmachen der Schleußen und Sperren nicht ohne Gefahr ist und oft Unglücksfälle geschehen, so ist es dem Flößer nur wohl, wenn er in seinem Element, auf dem Wasser, ist, und er schleicht trüben Muthes den Winter einher, wo die Flößerei stillsteht; es wird ihm erst wieder froh zu Muth, wenn der Schnee schmilzt im Frühjahr und das Eis der Flüsse gebrochen ist.

Interessant ist die Flößerei aus den Seitenthälern nach dem Hauptthal. Hier sind es meistens kleinere Bäche, die oft jäh thalabwärts eilen. Zu diesem Zwecke werden hoch oben im Gebirge Schwallungen angelegt, in welcher sich das Wasser des Fließchens sammelt; sie sind aus Stein und Holzstämmen gemacht, umfassen oft die ganze hintere Thalschlucht und sind mit Schleußen versehen. Ist nun eine gehörige Holzmasse ins Flußbett gebracht und der Wasserbehälter gefüllt, so werden die Schleußen geöffnet; die Wassermasse stürzt hervor und reißt das aufgethürmte Holz thalabwärts — ein Schauspiel, das besonders von Städtern in dem zugänglichen Murgthal bei Forbach früher viel angestaunt wurde.

In anderen Seitenthälern binden sie das Holz zu kleinen Floßen zusammen, sammeln am Ursprung des Fließchens das Wasser und setzen dann die Floße in Bewegung, die gewöhnlich von einem bis zwei Mann geleitet werden und pfeilschnell thalabwärts schießen. Auf dem Rheine werden nun die verschiedenen Floße bei Mannheim gesammelt, zum mächtigen Rheinfloß vereinigt, das auf seinem Rücken eine Bemannung von oft 100 Köpfen sammt Küche, Waschhaus, Bäckerei und Viehställen trägt und Holland zusegelt, wo die besten Stämme zu Häuser- und Schiffbau verwendet werden. Die Eisenbahn hat für die Flößerei keine wesentliche Veränderung gebracht, nur daß das Brennholz besser durch sie als zu Wasser befördert und gerade die größten Tannenstämmen, um sie unversehr zu erhalten, mit der Eisenbahn verladen werden. Der Hauptsitz der Flößerei und des Holzhandels ist im Kinzigthal Schiltach und Wolfach, im Murgthal Gernsbach und im Enzthal Pforzheim; doch ist die Flößerei keine so günstige Erwerbsquelle für diese Orte als man glaubt, weil sie die Leute nur auf einige Monate des Jahres beschäftigt und die Gefahr nährt, im Hinblick auf den ergiebigen Sommerverdienst, die Wintermonate im Nichtsthun und in den Bierhäusern und Branntweinschenken zu verbringen.

Der Umsatz von Holz beträgt jährlich mehrere Millionen.

Eine andere Holzindustrie findet sich in dem südlichen Schwarzwald in dem hinteren Wiesen- und im Wehrathal, um den Belchen und Feldberg

herum in den Bezirken Schönau, Todtnau, St. Blasien: die Bürstenindustrie. Es sind mehr als tausend Arbeiter damit beschäftigt, die verschiedenen Bürstenforten anzufertigen oder durch den Handel abzusetzen. Diese Händler durchstreifen, ihre Waare auf dem Rücken und spärlich lebend, halb Europa; sie haben an Hauptverkehrspunkten ihre Niederlagen und kehren jährlich nur ein- oder zweimal, etwa Pfingsten und Weihnachten, in die Heimat zurück. Früher war mit der Bürstenfabrikation auch die von Zunder- oder Zündschwamm verbunden, die aber jetzt durch die Zündhölzchen starke Einbuße erlitten hat. —



Strohflechter im Schwarzwald.

Eine andere Art von Holzwaaren des Schwarzwaldes sind Kübel, Zuber, Schapfen, Kochlöffel und sonstige Küchengeräthschaften, auch Mäusefallen, Holzschuhe, Schachteln, geschnitzte Figuren und dergl., die einen nicht geringen Verdienst bringen.

In den Aemtern Freiburg und Triberg ist das Gewerbe der Pöfelschmiede viel verbreitet, welche Eßlöffel, Schaum- und Schöpflöffel, Fleischgabeln und sonstige Küchengeräthe aus Eisen oder Kurzblech anfertigen.

Eine vielverbreitete Industrie, die Tausende von Händen in Bewegung setzt, ist die Strohflechterei. Ihre Spuren lassen sich bis in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts verfolgen, wo man durch zurückkehrende Glashändler die schweizerischen und italienischen Geslechter kennen lernte. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war Triberg der Hauptort für Strohhüte. Das Stroh, Roggen- oder Kornstroh, wird vor der Reife der Aehre abgeschnitten, eigens präparirt und gebleicht, dann durch metallene Nadeln

in 5—10 Theile gespalten und nun zu schmalen, oft 13 m langen Streifen geflochten, die dann in die Fabrik gebracht und zu Hüten zusammengesetzt werden; je vielfacher und schmärer das Geflecht, desto werthvoller ist es. Zur Winterszeit beschäftigen sich ganze Familien, wenigstens die weiblichen Glieder und die Kinder, von der Großmutter herab bis zum Enkelkind, den Tag über und bis in die späte Nacht mit Flechten. Besonders seit der Nothzeit der fünfziger Jahre, wo alle Gewerbe stockten, ist das Flechten in ganzen Bezirken in die Familien gedrungen und zur Gewohnheit geworden; es ist ein erfreulicher Anblick, zu sehen, wie die fleißigen Schwarzwälder Frauen und die oft so schmucken Mädchen ihre müßigen Stunden ausfüllen und statt des Strickzeuges, selbst wenn sie in das Dorf oder auf den Markt gehen und den Kopf mit Körben belastet haben, wacker ihre Strohgeflechte in der Hand haben und weiter bringen. Seit einiger Zeit haben sich die Regierungen der Sache angenommen und an verschiedenen Orten Flecht-
schulen errichtet.

Früher beschränkte sich die Fabrikation hauptsächlich auf Strohhüte und Taschen; in den letzten fünfundzwanzig Jahren hat sich jedoch die Strohmanufaktur außerordentlich vervollkommenet und feineren Fabrikaten zugewandt; auch anderes passendes Material außer Stroh, wie Palmblatt, wurde zur Verarbeitung aufgenommen. Der Hauptsitz der Strohflechtereie und der Verarbeitung der Geflechte findet sich in den Städten Triberg, Waldkirch, Schönau, Lenzkirch und Umgebung, und im württembergischen Schwarzwald ist die bedeutendste Fabrik in Schramberg. Die Strohflechtereie umfaßt also so ziemlich die Bezirke, in denen die Uhrenindustrie zu Hause ist.

Schwarzwälder Uhrenindustrie in Furtwangen und Triberg; Lenzkircher und Neustadter Stockuhren. Die eigenthümlichste Industrie jedoch, die den Namen des Schwarzwaldes und seines talentvollen und fleißigen Volkes fast über die ganze Welt getragen hat, ist die Uhrenindustrie.

Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts kannten die Schwarzwälder nur wenige Erwerbszweige. Erst im Jahre 1683 ließ Abt Paul von St. Peter eine Glashütte errichten; einer der Glashändler brachte bald darauf eine hölzerne Stundenuhr mit, welche der Schreiner Lorenz Frei sowie Kreuz aus Waldau mit vieler Mühe nachmachten und damit in der Umgegend großes Aufsehen erregten. Aber es dauerte über ein Jahrzehnt, bis endlich Simon Dilger aus Urach und Franz Ketterer aus Schönwald bei Triberg das Verfertigen der Uhren zum Gewerbe machten, die deshalb die eigentlichen Begründer der Fabrikation zu nennen sind. Es waren dies sogenannte Unruhuhren, ganz aus Holz; sie bestanden nur aus drei Rädern. Ein vertikales Steigrad setzte einen jochförmigen Wagbalken, die Unruhe, an welchem sich verschiebbare Bleigewichte befanden, in Bewegung, wodurch der Gang der Uhr regulirt wurde. Diese Uhr dauerte nur kurze Zeit und machte schon 1740 der Pendeluhr Platz. Das Stück kostete Anfangs 3 fl., bald aber sank der Preis auf 51 Kreuzer = 1 M. 43 Pf. herab. Doch bald vervollkommnete sich das Geschäft, man erfand bessere Instrumente; 1730 verzierte schon Anton Ketterer seine Uhren mit einem

beweglichen Ruck, der die Stunden durch sein Rufen anzeigte. Noch größere Vervollkommnung erhielt die Uhrenanfertigung durch Friedrich Dillger, der von Paris feinere Instrumente einfuhrte; er brachte auf seinen Uhren bewegliche Figuren an. Franz Ketterer von Schönwald lieferte zu derselben Zeit eine Repetiruhr, und Kaspar Dorer brachte sogar den Lauf des Mondes und der zwölf Himmelsgestirne an. Um 1740 erfand man den Spindelbohrer und ersetzte die gläsernen Glöckchen mit metallenen. Anfangs bemalte man die Zifferblätter mühsam mit Tinte, Feinwasser und Oelfarbe, seit 1740 wurden in Gütenbach und Neukirch Pressen in Bewegung gesetzt zum Drucken der Zifferblätter. Seit 1750 brachten mehrere Uhrenhändler feinere Instrumente aus England mit. Nun benutzte man metallene Rädchen und lieferte schon Schnitzarbeiten für Uhrenschilde. Seit 1760 begann in Walldau eine Gießerei für Glocken, die jährlich 40,000 Stück lieferte; bald entstanden solche Glockengießereien in Neustadt, Furtwangen, Neukirch. Im Jahre 1768 wurde von Johann Wehrle in Simonswald die erste Spieluhr mit Glasglöckchen gefertigt, der bald tanzende Figuren beigelegt wurden. Zwei Jahre später folgte das erste musikalische Spielwerk mit Pfeifen. So stieg rasch durch den regen Erfindungsgeist der Schwarzwälder die Uhrenfabrikation bis zum Schlusse des Jahrhunderts auf eine ansehnliche Höhe. Man erfand einen trockenen Lack zum Bemalen der Schilde; man lieferte schönere und geschmackvollere Zeichnungen dazu. Man verfertigte Uhren, die man nur alle acht Tage aufzuziehen brauchte, und um 1790 erfand Jakob Herbstreit die wirklichen Hängenuhren, nach ihm Jockeli-Uhren genannt. Ein großer Fortschritt bestand in der Arbeitstheilung. Anfangs verfertigte ein Meister die ganze Uhr, jetzt aber sonderten sich die Arbeiter nach den Haupttheilen und der Art der Uhren, und es gab bald Großuhrenmacher, Kleinhuhrenmacher, Schildmaler, Glockengießer u. s. w. Am Schlusse des Jahrhunderts waren etwa 500 Meister vorhanden, die jährlich 150,000 Stück im Werthe von 7—800,000 Mark lieferten, darunter schon Spieluhren von 34—120 Mark. Die Kriege zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hemmten zwar den Uhrenhandel, doch wurde statt dessen die Fabrikation merklich vervollkommnet.

Mit der Vergrößerung der Uhrenfabrikation ging der Uhrenhandel Hand in Hand. Anfangs verkauften die Glas- und Strohhuhtändler auch Uhren; bald aber zogen die Uhrmacher selber mit ihren Waaren ins Ausland und durchwanderten den Breisgau, Schwaben und Sachsen, später auch Frankreich. Im Jahre 1770 hatte sich der Uhrenhandel schon bis nach England, Irland, Schottland, Holland, Rußland, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Italien, Spanien, Portugal, Türkei, Schweden, Aegypten und Nordamerika ausgedehnt. Mißgeschick und Veruntreuungen gaben Veranlassung, daß man große Gesellschaften bildete; bis 1830 gewann der Schwarzwälder Uhrenhandel sammt Fabrikation an Ausdehnung; seit dieser Zeit, da besonders Frankreich die Einfuhr mit bedeutenden Abgaben belegte, trat Stillstand, wenn nicht Abnahme ein. Um dem Verfall Einhalt zu thun, rief im Jahre 1850 unter der Direktion des Baudirektors Gerwig, der

später die Schwarzwaldbahn erbaute, die badische Regierung eine Uhrmacherschule in Furtwangen ins Leben.

Ihr Zweck war, junge Leute zu tüchtigen Arbeitern zu bilden, die Fabrikation von Zugfederuhren mehr auszubreiten und die von Taschenuhren einzuführen. Die guten Einwirkungen der Anstalt zeigten sich bald, aber die Einführung der Fabrikation von Taschenuhren scheiterte an der auswärtigen Konkurrenz. Seit 1862 ist diese Schule aufgehoben; allein die Regierung wendet dieser Industrie auch fernerhin alle Sorgfalt zu. Es wurde in Furtwangen eine Filiale zur großherzogl. Landesgewerbehalle errichtet, welche die Aufgabe hat, belehrend und geschmackbildend einzuwirken. In allen Hauptorten des Schwarzwaldes wurden Gewerbschulen, an welche sich Gewerbevereine anschließen, errichtet. Von günstiger Einwirkung auf Geschmacksbildung sind die alljährlichen Ausstellungen, an die sich dann wieder von Zeit zu Zeit Hauptausstellungen für die gesammte Schwarzwaldindustrie anreihen. In Furtwangen, und jetzt auch in Triberg, finden sich Modelle von den einfachsten Anfängen der Fabrikation bis auf die neueste Zeit, welche die Geschichte der Uhrenfabrikation veranschaulichen. Die Hauptsitze der Uhrenindustrie sind Furtwangen, Triberg, Neustadt und Lenzkirch.

Furtwangen, ein Städtchen mit etwas über 3000 Einwohnern, drei Stunden südlich von Triberg und eben so weit von Billingen, in einem reizenden Bergfessel gelegen, ist mit seiner Umgebung der Hauptsitz der Uhrenindustrie in der alten Form, wo sie gegenüber dem Fabrikbetrieb als eine Art Hausindustrie sich erhalten hat. Hier wohnt noch der Uhrmacher in seinem einfachen, schindelbedeckten Wohnhause an steiler Halde, zahlreiche Fenster schaffen dem Lichte Zutritt. Hier arbeitet die ganze männliche Familie unverdrossen von früh bis in die Nacht; Frau und Tochter besorgen den kleinen Hausstand, helfen gelegentlich mit oder flechten Stroh in den freien Stunden, um auch zum Unterhalt des Hauses beizutragen. Sind eine Anzahl Arbeiten fertig, so werden sie Sonntags in der „Kräze“ auf den Rücken genommen und dem Uhrenhändler eingeliefert und verkauft.

Von Furtwangen und Umgebung gingen und gehen hauptsächlich jene Uhren, welche als echte Schwarzwälderuhren gelten und mit allerlei Künsteleien und Spielereien versehen sind; dahin gehörten in erster Linie die ursprünglichen alten Arten, die zwölfstündige Gewichtuhr, die vierundzwanzigstündige und die Achttag-Uhr. Daran reihen sich die verschiedenen Figuren-uhren, Kuckucksuhren, die gleich im Anfang der Entfaltung der Fabrikation der Erfindungsgeist der Schwarzwälder aufbrachte; ferner die Trompeteruhren, die seit 1858 von Bäuerle in Furtwangen gefertigt werden; bei ihnen öffnet sich beim Stundenschlag ein Thürchen, aus dem ein Trompeter hervortritt, der ein kurzes oder längeres Signal giebt; die Vogeluhren sind als Wachteluhren schon länger im Gebrauch, aber in der neuesten Zeit erreichte ein Furtwanger in der badischen Landesausstellung in Karlsruhe Aufsehen mit seinen Vogeluhren, die ganze Pieder pfeifen und täuschend den Ton der Vögel, Nachtigallen, Finken u. s. w., nachmachen. Seit 1857 werden in Furtwangen auch Gasuhren für 3, 5 und 10 Flammen gefertigt.

In Furtwangen und Umgebung ist auch hauptsächlich der Sitz für die Fertigung von Musikwerken. Die Fabrikation von Spieluhren geht, wie schon bemerkt, gleichfalls in die Anfänge der Schwarzwälder Uhrenindustrie zurück. Schon 1768 wurde die erste Spieluhr mit Glasglöckchen gefertigt, bald kamen tanzende Figuren hinzu; ein Anderer führte das Glockenspiel ein, ein Dritter verband mit den Glöckchen Klaviersaiten, auf einen Resonanzboden gespannt. Scherzinger in Furtwangen machte 1770 das erste Spielwerk mit Pfeisen; aber das Hauptverdienst in der Vervollkommnung dieser Kunst gebührt dem Meister Martin Blesing in Furtwangen.



Schwarzwälder Uhrenindustrie.

Er verfertigte Ende der dreißiger Jahre das erste größere Musikwerk, nannte es Orchestrion und verkaufte es für 36,000 Mark nach England. Es spielte ganze Symphonien und Ouverturen und erzeugte nicht bloß den Effekt von einer Anzahl Blasinstrumenten, wie Flöte, Fagott, Horn, Trompete und anderen, sondern verstand auch die Abstufungen und Nuancirungen des Tones in Stärke und Schwäche trefflich wiederzugeben.

Bei jedem neuen Musikstück wird eine neue Walze eingelegt. Zu derselben Zeit lieferte Duffner in Triberg ein ähnliches Werk, das er Panorchestrion nannte. Ende der dreißiger Jahre gab es in Furtwangen und in dem nahen Böhrenbach und Triberg schon sechs mechanische Werkstätten, welche sich mit der Fertigung großer Musikwerke beschäftigten und diese als

selbständigen Kunstzweig, losgelöst von der Uhrenfabrikation, mit der er bisher verbunden war, betrieben. Die Familie des Martin Blessing blüht noch und hat sich, derselben Kunst sich widmend, in die Nachbarorte Böhrenbach und Kirnbach verzweigt. In neuester Zeit wurde außerdem Welte von Böhrenbach durch große Musikwerke berühmt. Jetzt sind in den genannten Orten und in Triberg, Lenzkirch und Billingen etwa 34 Meister mit 260 Gehülfen thätig, die 1872 schon 284 Orchestrions, von 1200—40,000 M. fertigten. Sie wurden hauptsächlich nach England, Rußland und Amerika abgesetzt; die Nachfrage steigert sich von Jahr zu Jahr, da sie besonders in Gasthäusern gesucht sind. Die großherzogliche Regierung läßt auch diesem Kunstzweige des Schwarzwaldes Förderung angedeihen, indem sie durch einen Wandermusiklehrer in den genannten Orten Unterricht ertheilen läßt und den musikalischen Sinn zu heben sucht.

In ähnlicher Weise wie in Furtwangen wird die Uhrenfabrikation in Triberg und Umgebung betrieben. Es sind gleichfalls die alten Schwarzwälderuhren, dann die Kuckucks-, Vogel- und Trompeteruhren sowie Musikwerke, welche in Triberg gepflegt werden; beide Orte wetteifern mit einander, und Triberg hat nur außerdem die Taschenuhren-Fabrikation stark betrieben und entfaltet außer der Uhrenindustrie noch eine nicht unbedeutende Fabrikthätigkeit, was in Furtwangen nicht der Fall ist.

Etwas anderer Art ist der Betrieb der Uhrenfabrikation in Lenzkirch, Neustadt, Billingen und St. Georgen.

Es bildet hier der eigentliche fabrikartige Betrieb, der keine Zwischenhändler hat und im großen Maßstabe die Arbeitstheilung durchführte, die Grundlage. Alle einzelnen Theile der Uhren sammt Gestell werden aus dem Rohen durch die Fabrik selbst gefertigt. In Bezug auf die Uhrensorten werden in diesen Bezirken hauptsächlich zweierlei Uhren vollendet, die sogenannten Stock- oder Stuhuhren und die Regulatoren. An die Stelle des Gewichts tritt bei diesen Stockuhren die Zugfeder; das Gehäuse und Gestell wird je nach den Preisen kunstvoll gearbeitet, so daß sie als Luxusmöbel in den Salons Parade machen können.

Man unterscheidet schwarzwälder, französische und englische Konstruktion. Durch die Uhrmacherschule wurde gerade auf diesen Erwerbszweig fördernd eingewirkt. Zugfederuhren in Rahmenkasten nennt man Tableaunuhren. Die kleinsten Zugfederuhren sind die Rippuhren, die zahlreich in Triberg gefertigt werden, das Stück 6—10 Mark. Auf Tonsfederkraft ruhen auch die Reijewecker, Schiffsuhren, Amerikaneruhren, mit deren Anfertigung sich viele Bezirke abgeben.

Ein anderer Zweig der Uhrenfabrikation, der besonders in neuerer Zeit großen Anhang findet, sind die in Lenzkirch, Neustadt und Billingen besonders verbreiteten Regulatoren. Sie haben vor den Tonsfederuhren den sicheren und genauen Gang voraus, erinnern durch das Gehäuse und die Gewichte an die solide alte Schwarzwälder Achttag-Uhr, nur moderner und, vielfach mit Geschmack in den Gehäusen, praktisch verwendbarer gemacht. Eins der Hauptgeschäfte, das diese beiden Fabrikate betreibt, ist die

Aktiengesellschaft für Uhrmacherei in Lenzkirch, seit 1851 gegründet, die jährlich 12,000 Regulatoren zu 20—300 M. anfertigt, ferner 5000 Stück Pariser Stockuhren zu 36—300 M. und 6000 Stück Tafeluhren zu 25—100 M. Die Fabrik fertigt Alles aus dem Rohen, nur der Rohguß der Zinkgehäuse der Standuhren kommt aus Paris, während die Vergoldung wieder in Lenzkirch gemacht wird. Ein ähnliches Geschäft ist das von Fürderer und Comp. in Neustadt, das 1872 in Regulatoren, Zugfederuhren, Kuckucks- und Schiffsuhren nahezu 100,000 Stück fabrizirte.*)

Das Uhrenland des Schwarzwaldes umfaßt in 92 Gemeinden etwa 1429 Uhrmacher und Fabrikhaber mit 5726 Gehülften, abgesehen von Frauen und Kindern, die oft auch mitwirken. Im Ganzen finden etwa 13,500 Menschen in den Aemtern Triberg, Villingen, Neustadt und auch Waldkirch, wo besonders Drehorgeln hergestellt werden, ihren Unterhalt. Man rechnet, daß im Ganzen jährlich etwa 2 Millionen Stück Uhren aller Art gefertigt werden, im Werthe von 20 Millionen Mark. Als ein Uebelstand muß es betrachtet werden, daß da, wo die Uhrenindustrie als Hausindustrie betrieben wird, der Uhrenhändler den Hauptgewinn in die Tasche steckt und der Uhrmacher sich mit einem geringen Verdienst begnügen muß, überhaupt ganz in den Händen des Händlers und von ihm abhängig ist. —

Ein Schwarzwald Dorf. Als die Alemannen und die ihnen stammverwandten Schwaben, letztere an den Nordost-, diese an den West- und Südostabhängen des Schwarzwaldes sich niederließen, brachte es, abgesehen von der Scheu der Germanen, in Städten, das heißt in abgegrenzten, geschlossenen Niederlassungen zu leben, schon die Bodenbeschaffenheit mit sich, daß die Ansiedelungen sich durch einen größeren Bezirk hinziehen mußten. Die Thäler waren durch die ungezähmten Waldbäche unbewohnbar; die in den Niederungen nun reizend durch den ganzen Schwarzwald zerstreuten freundlichen Städte sind erst Jahrhunderte nach den Dörfern, meist im Anschluß an eine nahe Ritterburg und ihre Miethsleute und Dienstknechte, entstanden.

So bilden die Grundlage eines Schwarzwald Dorfes zunächst eine Anzahl größerer Bauernhöfe, die durch ein Thal hin an seinen Abhängen, wenn das Thal nicht zu breit ist, an beiden und bis hinauf auf die Höhen mit scharf abgegrenztem Gebiet, oft mehrere Hundert Morgen umfassend, zerstreut sind. Ein solcher „ganzer Hofbauer“ fühlt sich in seinem Gebiet wie ein Fürst; er ist von hohem Selbstgefühl erfüllt und schaut auf die übrigen Bewohner des Thales und der Gemeinde oft mit Stolz herab. In der That ist er auch sein eigener Herr. Er hat sein Duzend und mehr Knechte; seine zahlreichen Waldungen liefern ihm reichlich Holz; an den Reutbergen, die mit Buschwald, besonders Eichbüschen, bewachsen sind, pflanzt er in mehr als genügender Fülle Brotfrüchte und Kartoffeln und erlöst zugleich aus den Eichenrinden der abgeholzten Büsche ein bedeutendes Geld; für Wiesen, die durch die zahlreich von den Abhängen herunterfließenden

*) Schnars: Die badische Schwarzwaldbahn. Heidelberg 1877.

Bächlein bewässert sind, ist hinlänglich gesorgt. Die Abhänge bilden oft schöne Weideplätze, und so hat er seine dreißig bis vierzig und mehr Stück Rindvieh im Stalle und zu dem allerdings oft mühsamen Beckern des Feldes seine Pferde.

Um solche Bauernhöfe siedelten sich dann sogenannte „Gütler“ an, auf einem kleinen, theils vom Bauernhofe abgetrennten, theils später urbar gemachten Bezirk, die wol, wenn die Bearbeitung ihres Feldes ihre Zeit nicht ausfüllt, den Bauern Dienste thun, im Uebrigen aber unabhängig sind. Oft sind diese Gütler, da immer nur der jüngste Sohn das Hofgut erhält und die Güter, wenn jetzt auch nicht mehr nach der Gesetzgebung, doch nach der Volkssitte untheilbar sind, ursprünglich Brüder des Hofbauern gewesen, die man auf diese Weise mit einem kleinen Besitzthum abfand. Die Vermehrung der Bevölkerung brachte es mit sich, daß immer in weiteren Höhen und in abgelegeneren Punkten der Thallandschaft Wohnungen und Ansiedelungen entstanden, manche zu große Bauernhöfe auch in mehrere zerlegt wurden.

Alle diese Bauernhöfe führen nach der Lage ihres Gutes besondere Namen: An der Halde, Im Hinterbühl, Auf dem Fiebersberg, Im Langenbach, Im Hinterholz u. s. w., Namen, in denen oft ein Stück alter Kulturgeschichte eingeschlossen liegt.

An der Thalsohle, möglichst im Mittelpunkte der Ansiedelung, liegt dann die Kirche mit schlankem Thürmchen, und malerisch darum gruppiert das Schulhaus, das zugleich meist Gemeindegewandhaus ist, einige Wirthshäuser und ein paar Wohnungen von Gewerbsleuten. Der Besuch der Schule ist für manche Kinder nicht leicht, sie haben 1 bis 2 Stunden oft über schwierige Wege zu gehen, und es ist rührend zu sehen, wie diese Kinderchen oft bei stürmischem Wetter aus den Thälern und Halde herab zur bestimmten Zeit in gemessenem Schritt heranwandern; bei den frühen Abenden des Winters schickt der Bauer dem Kinde gewöhnlich einen Knecht oder eine Dienstmagd entgegen.

So ist die Anlage der Dörfer, und sie ist dieselbe, ob an den West- oder Südabhängen des Schwarzwaldes: eine Anzahl Höfe, darum kleinere Besitzer; an einem passenden Ort Kirche oder Kapelle sammt Schule und Wirthshäuser und kleiner Häusergruppe, allenthalben einen malerischen Eindruck machend, und nur in den Schluchten des Hochgebirgs Alles ärmllicher und enger. Auf Hochebenen, Halde und niederen Berggrücken sind jedoch die Dörfer zusammenhängender und näher an einander gerückt.

Die Bauart der eigentlichen Schwarzwaldhäuser, wie sie in den Schwarzwalddörfern zu finden sind, ist ziemlich einfach. Sie sind zunächst fast ganz, oft sogar mit den Nägeln aus dem Material, welches der Schwarzwald in Hülle und Fülle bietet, aus Holz. Gemauert ist nur ein Theil des Fundaments; die Wände bestehen aus über einander gelegten Balken, die außen und innen mit Bretern verschlossen und überdeckt sind; sie haben nur ein Stockwerk; das Dach, das mit Stroh oder auch Schindeln bedeckt ist, springt auf drei Seiten weit vor. Unter demselben ziehen sich Galerien oder Lauben hin. Auf der Rückseite, wo das Haus sich meist an einen

Bergabhang anlehnt, senkt sich das Dach bis zur Erde; es erhält an dieser Seite ein Thor, durch welches man in die Scheune fährt, die gleich unter dem Dache an der Hinterseite des Hauses angebracht ist. Unter der Scheune ist der Stall. Nach der Vorderseite nimmt den Haupttheil des Hauses die sogenannte Stube ein; sie ist getäfelt und durch eine fortlaufende Reihe von Fenstern erhellt. Sie ist der eigentliche Sammel- und Mittelpunkt des Hauses. In derselben befindet sich ein ungeheurer Kachelofen und in dessen Nähe, vom Herd aus erwärmt, die „Kunst“, eine einfache Reihe von Ofenkacheln, beide mit Bänken umgeben. In dieser Stube und um den Kachelofen und die Kunst spielt sich besonders in den langen Winterabenden das Leben des Hauses ab, wie es Auerbach, Reich, Hebel und Andere so reizend beschrieben haben.

„Da schnitzelt der „Aetti“ seinen Tabak und die „Marei“ luegt ihn freundlich und bittweise an:

„Verzehl üs näumis, o Aetti, weisch, so wieder wie necht (legte Nacht), wo's Chüngi (Kunigunde) het woln vertschlofe!“

Und 's „Chüngi“ und 's „Annebäbi“ und d' „Marei“ rücken unterdessen mit den „Chunkle“ (Spinnrocken) näher ans Licht und spannen die Saiten des Spinnrades und bestreichen das Mädchen mit einem „Schwärtli“ von Speck und zupfen einander am Ärmel; und der „Zoppi“ (Jakob) nimmt eine Hand voll „Richtpöhn“ und setzt sich an das Licht und spricht: „Das will ich verrichte“, und der „Hansjerg“ liegt den langen Weg über dem Ofen, luegt herab und denkt: „da droben hör ichs am beste und bin Niemand im Weg.“ Und nun füllt der Aetti sein Pfeifchen, hebr's unter den Leuchtpahn, zündet es an, und trinkt in gierige Züge, bis es brennt, und erzählt die schaurig-schöne und zugleich moralisch-lehrhafte Geschichte vom „Charfunkt.“ Die Beleuchtung der Stube ist freilich mangelhaft; sie geschieht durch die aus Buchenholz selbstgefertigten, ein bis zwei Linien dicken und ein bis zwei Zoll breiten Buchenspäne, die einzeln auf einen hölzernen Stock gesteckt und immer neu ersetzt werden, wenn sie abgebrannt sind, welches Geschäft der Erneuerung in obigem, Hebel entlehntem Bilde eben der „Zoppi“ versprach zu besorgen. Jetzt freilich ist diese uralte Beleuchtungsmethode „des Saales“ im Schwarzwaldhaus, an der das Del-, Talg- und Stearinlicht, als zu theuer und unpraktisch, spurlos vorübergingen, durch das Petroleum und eine für „die Stube“ entsprechend konstruirte Lampe fast ganz zu Grabe getragen worden.

Die Einrichtung der Häuser ist meist sehr ursprünglich, Tische, Bänke, Gabeln, Messer nur auf das Nothwendigste beschränkt, Gläser oft für das ganze Haus zwei bis drei, die Teller meist hölzern. Doch giebt es in neuerer Zeit, besonders in der Nähe des Verkehrs, Bauernhöfe, die einen ziemlichen Luxus an Einrichtungen, vortreffliche Möbel, ein Klavier, ein mit Glas- und Porzellanwaaren reich gefülltes „Kästerle“ oder Schränkchen mit einer Glasthür besitzen. In keinem Hause jedoch fehlt es an Uhren, oft zwei, drei und mehr; selbst im kleinen Gütlerhäuschen und an den Fenstern prangen Schlangenkaktus, Nägele und Geranien. Vor dem Hause steht

ein Brunnen mit theilweise überdecktem Brunnentrog, der im Sommer der daselbst herrschenden kühleren und gleichmäßigeren Temperatur zum Aufbewahren von Milch dient.

Die Trachten der Schwarzwälder Dorfbewohner bieten ein buntes, mannichfaltiges, fast in jedem Thal in anderen Nuancen schillerndes Bild. Im Allgemeinen lieben die Katholiken bunte, grelle, helle, die Protestanten ernste, dunkle Farben. Die Kleidung der Männer besteht aus der Kniehose, an die sich schön geordnete Strümpfe mit Schnallenschuhen anschließen; die eigentliche, eine ganze Generation überdauernde Lederhose findet sich nur noch selten, bei alten Leuten ärmeren Schlags. Den Kopf deckt ein in mannichfachen Formen, als Dreispiz, als runder Schlapphut auftretender schwarzer Filzhut, und die Brust schützt eine hellfarbene, sehr oft leuchtend rothe lange Weste, darüber ein oft roth ausgefütterter Rock, Hose und Rock meist von schwarzen, sammtartigen Stoffen. Im Hauensteiner Ländchen, in den Thälern, in Waldshut tragen die Männer einen blendend weißen, breit umgelegten Kragen bei offenem Hals. Bei den jungen Burschen ist die Kleidung entsprechend leichter, der Hut feck und bänderreich und statt des langen Rockes haben sie nur eine kurze Jacke.

Die Frauen tragen einen bunten, aus unzähligen kleinen Falten bestehenden kurzen Rock, ein buntes Mieder mit Bändern und Querschnüren und einen cylinderartigen gelben Strohhut mit kleinem Rand, der in einigen Thälern eine verhältnißmäßige Höhe erreicht, fast thurmartig aufgebaut ist. Eine der geschmackvollsten Schwarzwaldtrachten ist die im Gutachtthale zwischen Hausach und Hornberg. Die Frauen tragen hier einen breiten, schön geformten Strohhut mit Wollrosen darauf, die bei den Frauen schwarz, bei den Mädchen roth sind; unter dem Hut schaut eine zierliche Haube hervor, die mit schwarzem Tüll besetzt ist. Der reichgefältete schwarze Rock schließt sich schön an die Körperform an, was bei den anderen Trachten nicht der Fall ist, und das blaue oder schwarze Mieder umhüllt entsprechend den Busen. Der geschmackvolle Hut mit feinen Rosen hat neuerdings in badischen Städten, wie Karlsruhe, in den vornehmeren Kreisen als Schmuck der Mädchen vielfach Eingang gefunden.

Eine Hauptzierde der Schwarzwälder Bauertochter ist das sogenannte „Schäppel“, ein thurmartig gebauter Kopfschmuck, aus reichem Gold- und anderem Flitter zusammengesetzt und von einigem Werth, der freilich schon seiner Schmerzfälligkeit wegen nur bei festlichen Veranlassungen, Hochzeiten, Taufen u. s. w., aufgesetzt wird und Katholiken und Protestanten gemeinsam ist; beide halten auch, zumal die Mädchen, auf blendend weiße Hemden, die mit eingestickten Herzchen, Sträußchen, Tannenbäumchen, Rosmarinzweigen u. s. w. reich verziert sind.

Von alten Sitten und Spielen ist außer den zweifelhaften der Kunkelabende oder Lichtgänge wenig mehr vorhanden. Hingegen werden die Kirchweihen und Jahrmärkte zu Volksfesten, zu denen Jung und Alt aus den so sehr abgelegenen Höfen und Häusern sich einfindet, in vollem Sonntagsstaat erscheint und sich glücklich thut.

Ein solches Schwarzwald Dorf ist Nordstetten, der Geburtsort Berthold Auerbach's. Malerisch breitet sich das stattliche Pfarrdorf von etwa 1600 Einwohnern gegenüber Horb auf den Anhöhen aus, die das rechte Ufer des Neckar begrenzen. Es gleicht mehr einem geschlossenen Dorfe, ist enger zusammengerückt als die meisten auf Gipfeln von sonnigen Halben gegründeten Niederlassungen. In neuerer Zeit faust nach drei Richtungen der Dampfwagen am Dorfe vorbei: östlich nach Tübingen und Reutlingen, südlich nach Rothweil im Anschluß an die Schwarzwaldbahn und nordwestlich nach Calw-Pforzheim-Karlsruhe.

Hier war es, wo Auerbach am 28. Februar 1812 von jüdischen Eltern geboren wurde; hier verlebte er, umgeben von zehn Geschwistern, seine Jugendzeit bis zum zwölften Jahre; von da kam er, um in das Studium des Hebräischen und des Talmud eingeführt zu werden, nach Hechingen und dann drei Jahre nach Karlsruhe. Hier ging in ihm eine große Veränderung vor; er fühlte, daß das theologische Stu-

dium, zu dem man ihn bestimmt hatte, seinen tiefsten Neigungen nicht entspreche. So ging er denn 1830 nach Stuttgart und von da nach Tübingen, wo er eine Zeit lang Rechtswissenschaft studirte, bald aber dauernd der Philosophie und Geschichte und überhaupt der Literatur sich zuwandte.

So ist er in seinen Dorfgeschichten, die zuerst im Jahre 1843 erschienen, der dichterische Verherrlicher seiner Heimat geworden und im Grunde genommen des ganzen südöstlichen Schwarzwaldes in seinen Volksfesten und seinem Volksleben.

Man wird sagen dürfen, daß er wie Hebel die Gestalten seiner Heimat mit einem idealen Schimmer übergoß. Sind es ja Gestalten und Träume seiner Jugend, seiner Kindheit, und hat gerade der Dichter den



Wirtheleute aus dem Schwarzwalde.

schönen Beruf, die edlen Seiten des Herzens zu offenbaren. Und doch, wie wahr, wie tief empfunden, voll Frische und Leben sind die Bilder allesammt: die ganze Innerlichkeit, Gemüthstiefe des Volkes, seine Heimatsliebe, seine Fröhlichkeit im Kleinen, seine Naivetät und Biederherzigkeit, seine kindliche Frömmigkeit; aber auch an dunkeln Schatten fehlt es nicht in dem bunten Leben, an tragischen Verwicklungen.

Seine Landsleute waren dem Dichter böse, weil sie meinten, er ver-spotte sie, aber um so glänzender war die Aufnahme der Dorfgeschichten in der gebildeten und vornehmen Welt. Man staunte, man war entzückt, man verwunderte sich, daß es in einem solch abgelegenen Winkel des Schwarzwaldes, von dem man nie etwas gehört, auch Menschen gebe, wie seinesgleichen, die fühlen und empfinden, träumen, lachen, weinen, lieben, himmelhoch jauchzen und wieder zum Tode betrübt sind, deren Herzen nicht minder in Leid und Gram brechen können.

Die „Frau Professorin“ stellte dann das Gemüthsleben und die natürliche, wahre Empfindung eines Volkskinds erst recht in das helle Licht, durch den Kontrast mit dem Glanze äußerer Bildung, und im „Barfüßele“ war das Poetische, Sinnige, Träumerische, sozusagen die philosophische Anlage der Menschenseele, gezeichnet, wie sie, fern von aller Kultur, unter Gottes freiem Himmel und den Eindrücken einer herrlichen Natur gedeihen mag.

So ist Auerbach, wie Hebel für das Wiesenthal und das alemanische Volksleben, für seine Heimatlandschaft und das schwäbische Volksleben des Schwarzwaldes der Schriftsteller und Dichter geworden, der sich und seinen Landsleuten ein Denkmal gesetzt hat, dauernder als Erz.



Marktplatz zu Zwingenberg an der Bergstraße mit dem Melibotus.

Odenwald und Bergstraße.

Die Natur des Odenwaldes. Die Römer im Odenwalde. Darmstadt und die Bergstraße. Burgen und Schlösser. Der Siegfriedsbrunnen.

„O du öder Wald!“ So soll einst eine Kaiserstochter ausgerufen haben, als sie das Gebirge betrat. Es ist das aber nur so eine Erzählung, ohne allen geschichtlichen Grund gemacht, um dem Namen eine Deutung zu geben. Eine andere Deutung hat man versucht nach einem Otto, etwa dem ersten Kaiser dieses Namens. Aber lange vor seiner Zeit, schon im Jahre 628, kommt in einer Urkunde der Name „Odenwald“ vor, ebenso im Jahre 815 „Odonowalbt“. Oder man glaubte den Namen von Odin herleiten zu können. Aber Odin ist nur die nordische Form des deutschen Wodan. Also: wir wissen nicht, woher dieses Waldgebirge seinen Namen hat.

Wer ihm ferner wohnt, im Norden oder Osten von Deutschland, kennt ihn vielleicht von der Sage vom wilden Jäger, dem Rodenstein, her; oder aus dem Nibelungenliede als dem Schauplatz vom Morde Siegfried's; oder er erinnert sich daran, daß Einhard (Eginhard), der Lebensbeschreiber und, der Sage nach, Eidam Karl's des Großen, ein Sohn dieses Gebirges war; oder er hat von dem Mittersaal in Erbach gehört. So ist der Name des Odenwaldes nicht unbekannt im deutschen Lande.

Wo nun suchen, wo sehen wir ihn? Von den flachen Höhen nördlich von Frankfurt am Main aus erblickt man im Süden blaue Berge; am weitesten rechts einen schönen Kegel, den Melibokus; links von diesem verschiedene Kuppen, weiterhin verflachen sich die Umriffe, und nur einmal noch erhebt sich ein Kegelberg, der Ozberg. Dieser Höhenzug, den wir hier sehen, ist der Odenwald. Für das Auge verbindet er sich mit einem östlich scheinbar daranstoßenden Gebirge, dem durch den Main von ihm geschiedenen Spessart.

Am schönsten zeigt sich der Odenwald von Westen her, über die breite Rheinebene, von Oppenheim, Worms, Mannheim aus. Es erscheint da, weithin gestreckt, eine Reihe von Gipfeln, keiner den andern bedeutend überragend, zwei der höchsten, Melibokus und Königsstuhl, das Bild fast schließend; meist Kuppen oder Kegel, manche mit Thürmen und Burgen gekrönt. Tritt man etwas näher, in die Gegend von Lorsch, so erkennt man, besonders bei Abendbeleuchtung, wie die Berge oben Wälder tragen, unten Weinberge und Obstbäume. Es ist das der Westabfall des Odenwaldes, es sind die Berge der Bergstraße. Dieses Bild zieht uns an, wir möchten hingehen und alles Einzelne genauer betrachten.

Wir werden dies thun. Doch zuvor müssen wir den Odenwald räumlich umgrenzen und seinen Bau uns klar machen.

Die Westgrenze ist genau bestimmt: die Berge der Bergstraße fallen oft schroff nach der Ebene hin ab. Ebenso die Südgrenze und die Nordgrenze, wo der Neckar und der Main geographisch, wenn auch nicht geognostisch, das Gebirge abschließen. Unbestimmter sind die Grenzen im Norden und Südosten. Dort flacht sich das Gebirge ganz allmählich nach der Ebene zwischen Darmstadt und Aschaffenburg ab. Der Name gilt da bei den Bewohnern noch für solche Vertlichkeiten, wo weder Wald noch eigentliches Gebirge mehr ist, z. B. für die Gegend von Reinheim. Im Osten läßt den Odenwald Sebastian Münster's „Cosmographen“ (Ausg. v. 1598) bis an die Tauber reichen, im Südosten Heunisch („Beschreibung von Baden“, 1836) bis an die Jart. Allerdings ist das Ende des Gebirges hier nicht ganz fest zu bestimmen. Von der allerhöchsten Erhebung, dem Katzenbuckel, senkt sich durch einen rauhen Landstrich, den sogenannten Winterhauch, das Land allmählich abwärts und geht unmerklich in das hügelige Bauland (Gegend von Buchen) über. Als Grenzen mögen wir etwa die Elz, die nicht weit von Mosbach in den Neckar fließt, und die Mudau, die sich unweit Miltenberg in den Main ergießt, betrachten.

Ein Gebirge, meinen wol Manche, müßte, wenn es nicht, wie der Thüringer Wald, eine lang hingestreckte Kette bilde, etwa in der Mitte einen Knotenpunkt haben, von dem aus es nach allen Seiten hin abfalle. Als einen solchen nimmt nun Heunisch den Krähberg (nördlich vom Katzenbuckel) an. Er sagt: „Er sendet einen Arm gegen Abend, der mit dem Malchen (Melibokus) an der Bergstraße endigt, einen andern gegen Mitternacht, bis an den Einfluß der Rimling in den Main, und einen dritten ostwärts durch das badische Gebiet bis zur württembergischen Grenze bei

Mergentheim.“ Von diesen Armen ist nur einer, der nördliche, in Wirklichkeit vorhanden. Ein westlich bis zum Melibokus ziehender wäre schwer zu entdecken. Zwischen Krähsberg und Melibokus durchzieht, von Weinheim bis Reinheim, ein tiefer Spalt den ganzen Odenwald; in ihm strömt nach Südosten, dem Rheine zu, die Weschnitz, nach Norden die Gersprenz, die in den Main fließt. Zwischen beiden Flüsschen ist eine nur 284 m über das Meer sich erhebende Höhe zu überschreiten; von ihr aus erblickt man einerseits den Thurm der Windeck bei Weinheim und darüber hinaus die Berge der Hardt, andererseits den Oyberg; der Blick reicht also quer oder vielmehr in einer Diagonale durch den ganzen Odenwald.



Das Felsenmeer.

Und auch vom Oyberg und ebenso vom Wagenberg bei Weinheim aus sieht man über diese niedrige Höhe weg bis an die andere Seite des Gebirges. Wie kann also da von einem Arme die Rede sein, der vom Krähsberg bis an den Melibokus reicht?

Der Bau der Gebirge gliedert sich eben nicht so nach einer einförmigen Regel. Wir müssen diesen Bau unseres Odenwaldes genauer betrachten. Schon haben wir gesehen, daß durch jenen Spalt das Gebirge in zwei Theile geschieden ist, einen kleineren nordwestlichen und einen größeren südöstlichen.

Aus der Ebene ist in vormenschlicher Zeit Granit, Syenit, Gneiß emporgedrungen. Diese Gesteine liegen im ganzen kleineren und den angrenzenden Strichen des größeren Theiles zu Tage. Sie bilden Regel, Kuppen, länger gestreckte, aber immerhin etwas gewölbte Rücken. Wie ohne Regel und Ordnung stehen sie bei und neben einander; man könnte

keine bestimmte Richtung ihres Zuges angeben. Wenige übersteigen die Höhe von 500 m, so der Melibokus (519), der Felsberg (513), die Neunkircher Höhe (590), die Tromml südlich von Fürth (566). Durchbrochen ist das krystallinische Gebirge durch Porphyr, der bei Weinheim den steilwandigen, dachförmigen Wagenberg (389 m), bei Schriesheim den höheren Delberg (450 m) bildet. Auch im südöstlichen Theile des Odenwaldes, müssen wir uns vorstellen, traten einst jene krystallinischen Gesteine zu Tage; an zwei Stellen ist es noch der Fall: oberhalb Heidelberg am und im Neckar, und am Breunberg bei Neustadt an der Mümling. An den übrigen Stellen wurden sie, gleichfalls in unvordenklicher Zeit, überlagert von buntem Sandstein. Es ist dies ein Theil jenes großen Sandsteingebietes, das sich vom Solling an der Wejer durch das hessische Hügelland, die Rhön, den Spessart bis in den Odenwald zieht, dann wieder, nach einer Unterbrechung durch Muschelkalk und Keuper, im östlichen Schwarzwalde zu Tage tritt und auf der linken Rheinseite in der Hardt und dem Wasgau. Ruhig haben sich in gewaltigen Schichten die mächtigen Massen abgelagert und bilden breite, flache, einförmige Rücken. Die Höhe des Sandsteingebirges ist im Allgemeinen bedeutender als die des krystallinischen. Der Hardenberg bei Oberabtssteinach hat 593 m Meereshöhe, der Spessartkopf bei Grasellenbach 548 m, der Hardberg bei Beerfelden 593 m, ja auf dem Zuge östlich von Gammelsbach und Mümling kann man von der Sensbacher Höhe über den Krähberg (548 m) nach Sulzbach (519 m) und weiter sechs Stunden lang fortwährend wandern, ohne dabei tiefer als 500 m zu kommen. Später noch als die Porphyre haben Basalte die anderen Gesteine durchbrochen: so im Norden der Kopfberg (298 m) östlich von Darmstadt, dessen Gestein man bis in die Nähe von Frankfurt und Offenbach als Straßenstein benutzt findet, und der Ogberg (367 m), an dessen Ostseite der Sandstein durch die Glut des empordringenden Basalts gebleicht und in schöne Säulen abgesondert ist. Im Süden erhebt sich über den Sandstein die Doleritkuppe des Ragenbuckels, der höchsten Spitze des ganzen Gebirges (628 m).

Sehr schön und deutlich ist der Unterschied in den Formen der Gebirgsarten von manchen Höhen an der Grenze der Gesteinsgebiete aus zu sehen, z. B. von der Gegend von Lindensfels aus: nach Westen Regel und Kuppen in den verschiedensten Gestalten, nach Osten einförmige, flache Höhenzüge.

Während das Granitgebirge nur wenige größere Thäler in sich schließt, haben sich durch das Sandsteingebiet viele Bäche einen Weg gebahnt. Die größten sind die Mudau und die Mümling, die dem Main ihre Wasser zufenden, die Itterbach,*) die Laxbach mit der Ulfe und Finkenbach, die

*) Das Wort „Bach“ wird hier, wie überhaupt im mittleren Deutschland bis nach Schlesien hin, weiblich gebraucht (s. Grimm's Wörterbuch). Seit man von der Schlacht an der Katzbach erzählt, kann auch die Schriftsprache diese Form, wenigstens in Zusammensetzungen, nicht abweisen.

Steinach, die in den Neckar fließen. Diese Bäche bilden meist Längenthäler mit ziemlich steilen Gehängen.

In landschaftlicher Beziehung herrscht sonach ein großer Unterschied: im Granitgebirge reicher Wechsel, im Sandsteingebiete große Einförmigkeit.

Auch die Pflanzenwelt zeigt diese Verschiedenheit. Dort, besonders an der Bergstraße, neben den gewöhnlichen Obst- und Getreidearten Wein, Mandeln, Kastanien, Nußbäume, Tabak, mehr Laub- als Nadelwald, hier Heidekorn, mehr Kiefernwald. In der Gegend von Eberbach, wo viel junge Eichen wegen der in der Gerberei benutzten Rinde gefällt werden, besäet man die abgeholzten Waldstücke mit Hafer, Roggen oder Heidekorn (Buchweizen), ein oder zwei Jahre lang, und läßt dann erst das junge Holz ungehindert wachsen.

Die Thierwelt zeigt nicht viel Besonderes. Selten, daß man etwa einmal einem Reh begegnet. Hirsche und Wildschweine hält in eingezäuntem Walde bei Eulbach der Graf von Erbach, bei Waldleiningen der Fürst von Leiningen. Gegen Ende der sechziger Jahre wurde bei Eberbach ein Wolf erlegt, der einige Wochen lang viel Schaden angerichtet hatte. Er mußte sich wol aus dem Wasgau oder aus Lothringen herüber verirrt haben.

An menschlichen Wohnungen fehlt es nicht; „öde“ ist der Odenwald nur an wenigen Stellen des östlichen Theils. Für große Städte allerdings fehlen die Bedingungen des Daseins. Kleine Städte oder Flecken liegen in Thälern oder an deren Ausgängen, wenige, wie Lindensfels, auf Höhen. Viele Dörfer liegen sehr zerstreut; man wird bei ihrem Anblicke fast an das Wort des Tacitus erinnert, der von den Deutschen sagt: „Sie wohnen gesondert und entfernt von einander, je nachdem einem eine Quelle, eine Flur, ein Wald gefallen hat.“ Diese zerstreuten Dörfer strecken sich in Thälern hin, so Winterkasten, Östern, Schönimattenwang und vor Allem, in dieser Hinsicht im Odenwalde selbst sprüchwörtlich geworden, das fast zwei Stunden lange Mofsau. Da haben die Leute einen weiten Weg zur Kirche, zur Schule, auch zum Wirthshause. Manchmal sind zehn bis zwölf Ortschaften, deren manche zwar nur, aus fünf oder sechs Bauernhöfen bestehen, in eine Kirche eingepfarrt.

Die Bewohner haben kein ganz besonders ausgezeichnetes Gepräge, weder körperlich noch geistig. In ersterer Beziehung sei nur bemerkt, daß man bei Kindern häufig sehr blonde Haare findet, solche, wie sie die Römer bei den Kindern der Cimbern mit Erstaunen sahen und als „Greisenhaare“ bezeichneten. Ein allgemeines Urtheil über den Charakter zu fällen, ist schwer. In einem in den dreißiger Jahren erschienenen Buche steht: „Die Odenwälder sind schlichten Sinnes, Gott ehrend, genügsam, derb, aber fröhlich und freundlich. Nicht ungern weilt der Reisende bei den friedlichen Menschen mit ihren einfachen Sitten und Bedürfnissen. Man fühlt sich in die gute Zeit frommer Einfalt versetzt, in die Zeit des stillen Fleißes und der alten Redlichkeit.“ Das lautet denn doch etwas gar zu sentimental und entspricht wenigstens für die heutigen Verhältnisse nicht überall mehr der Wirklichkeit.

Wer als Fußwanderer die Odenwälder besucht, ohne einerseits besondere Ansprüche zu machen, andererseits eine falsche Herablassung (wie jener Hofmann in Zimmermann's „Münchhausen“) zur Schau zu tragen, der wird sie freundlich und in gewissem Grade zutraulich finden. Fragt der Fremde einen Bauer nach dem Wege, so führt ihn dieser, der jeden Umweg scheut, wol quer durch sein Kornfeld oder über seine Wiese. Manchmal, besonders in wenig bereisten Gegenden, tritt dem Fremden auch Mißtrauen entgegen. So ist es vorgekommen, daß zwei Vergnügungsreisende in einem wenig besuchten Thale die Bauern nicht von der Meinung abbringen konnten, sie seien Feldmesser, ausgeschiedt, um neue Messungen vorzunehmen, damit mehr Steuern gezahlt würden. Sehr vorsichtig muß der Fremde sein, wenn er vom Glauben an Geister, z. B. den Rodensteiner, etwas erfahren will. Manche Bauern zwar rühmen sich, all dies als „dummes Zeug“ zu betrachten; andere aber geben ausweichende Antworten, sie scheuen sich, diesen ihren Glauben einzugestehen, aus Furcht, verlacht zu werden. Die Bewegung des Jahres 1848 hat auch den Odenwald nicht unberührt gelassen. Als in Michelstadt, Lindenfels und an anderen Orten Volksversammlungen gehalten, demokratische Vereine gebildet worden waren und Forderungen an die Grafen und Fürsten gestellt wurden, fürchtete der Graf von Erbach für seine Waffensammlung und flüchtete sie nach Würzburg. Erst seit 1855 wird sie wieder im Schlosse zu Erbach gezeigt. Am 24. Mai 1849 wurde bei Oberlaudenbach während einer Volksversammlung ein heftiger Beamter, der beruhigen wollte, getödtet. Noch jahrelang nachher konnte man bei Odenwälder Bauern Nachklänge jener erregten Stimmung hören. Jetzt hat sich dies gelegt; in den Städtchen und Flecken stehen Denkmäler für die im letzten Kriege Gefallenen.

Die Mundart ist in verschiedenen Gegenden verschieden. In der Nähe von Darmstadt hört man das *r* kaum. Etwa bei Auerbach beginnt das pfälzische *scht*, z. B. „*koschte*“ (kosten). Im Mümlingthale wird „*Wold*“ statt *Wald* gesprochen. In der Nähe des Maines wird, wie weiterhin in Franken, das *ö* und *ü* sehr rein gehört.

Im Odenwalde, besonders dem östlichen, haben mediatisirte Fürsten und Grafen, die Leiningen, Löwenstein, Erbach (in drei Linien: Erbach, Fürstenau, Schönberg), große Besitzungen. In die Oberhoheit theilen sich der König von Bayern, die Großherzöge von Hessen und Baden. Gute Landstraßen durchschneiden den Odenwald, namentlich den hessischen Theil. Bis jetzt ist eine einzige Eisenbahn in den Odenwald eingedrungen, von Darmstadt am Nordrande hin und dann in das Mümlingthal bis nach Erbach. In Aussicht steht ihre Verlängerung bis nach Eberbach am Neckar. Schwierigkeit macht dabei die bedeutende Höhe der Wasserscheide bei Beerfelden (gegen 400 m).

Die Römer im Odenwald. Der Odenwald gehört zu denjenigen Theilen unseres Vaterlandes, die lange in römischer Besitze waren, und zwar zu dem sogenannten Zehntlande (*agri decumates*), in dem sich, nach Tacitus, als die Markomannen die Gegend verlassen hatten, gallisches Gesindel

ansiedelte. So besetzten die Römer ohne Kampf das Gebirge. Auf dem Heiligenberge bei Heidelberg hatten sie eine Befestigung; bei Schriessheim und Weinheim an der Bergstraße sind römische Grabstätten gefunden worden. Eine ganze Reihe von Befestigungen war auf dem östlichen großen Höhenzuge, an der Grenze des römischen Gebietes. Sie reichten von Schloßau in der Gegend von Mudau über Gulbach bis gegen den Einfluß der Mümling in den Main; bei Miltenberg war ein vorgeschobener Posten; den Eingang ins Mümlingthal beschützte eine auf dem Breunberg erbaute Feste.



Der Riesenaltar.

Auf letzterem sind einige römische Steine zu sehen; weiter findet man an Ort und Stelle wenig mehr; im Park des Grafen von Erbach zu Gulbach steht ein Obelisk, „aus den Trümmern der Römerfeste bei Würzburg errichtet“.

An einem ganz andern Orte aber sehen wir noch Spuren römischer Arbeit: am Felsberge die Riesen säule, den Riesenaltar und andere zum Theil in Angriff genommene Felsstücke. Der Felsberg ist vielleicht manchem der Leser aus Jordan's Bearbeitung der Nibelungen sage bekannt. Es sagt dort (im 21. Gesange) Hagen:

„Du kennst ja den Bergsturz am Malgenbühle,
Der das Felsmeer im Wunde des Volkes
Seit Alters genannt ist.“

Der Berg, östlich vom Melibokus, läßt sich von Mannheim, Mainz, Frankfurt, Aschaffenburg aus mit der Eisenbahn über Bensheim oder

Vickenbach leicht in einem Tage besuchen. Das gastliche Försterhaus nördlich vom Gipfel dient als erwünschter Ruhepunkt. An der Südseite mitten zwischen hoher Buchenwaldung liegen in geneigter Falte, in solcher Lage, wie wir in den Alpen Gletscher zu sehen gewohnt sind, Tausende von größeren und kleineren Syenitblöcken, meist mit abgerundeten Kanten und Ecken, gehäuft neben und über einander. Dazwischen schießt Farrnkraut und Brombeergebüsch hervor. Von einem schmalen Pfade, das etwa in der Mitte der Länge quer hinüberführt, hört man unter den Felsen ein Bächlein rauschen. Es ist ein großartiger Anblick, den man hier genießt. Wie sind nun diese Felsen dahin gekommen? Der ganze Berg besteht aus demselben Gestein. Es ist anzunehmen, daß in uralter Zeit weichere Theile verwittert sind, die Steine somit ihre Unterlage verloren haben und in die Lage, wie wir sie jetzt sehen, herabgestürzt sind. Im Walde umher liegen noch eine Menge zerstreuter Blöcke. Einer nun dieser Blöcke, nahe an der Ostseite des Felsenmeers, ist, ohne Zweifel von den Römern, zu einer Säule bearbeitet. Seit Jahrhunderten wol führt sie, da die Meinung der Umwohner ihre Formung den Riesen zuschrieb, den Namen Riesensäule. Sie liegt in einem kleinen Graben, so daß ein Theil von Erde verdeckt ist. Sie ist 10—11 m lang, $1\frac{1}{4}$ — $1\frac{1}{2}$ m dick. In der Nähe des unteren, dickeren Endes bemerkt man zwei Sägeschnitte, am oberen Ende eine offenbar durch Menschenhand bewirkte halbrunde Vertiefung. Ein schmaler Pfad führt aufwärts östlich nach dem Riesenaltar. Es ist ein großer Syenitblock, gegen 5 m breit, gegen 3 m tief (von vorn nach hinten), $1\frac{1}{3}$ m hoch, mit deutlichen Spuren von Bearbeitung: auf der oberen, glatten Fläche zwei Sägeschnitte von rechts nach links, im Vorderstück elf Löcher für das Einschlagen von Holzkeilen, die dann, mit Wasser begossen und dadurch ausgedehnt, das Sprengen bewirken sollten; weiter vorn an der Kante elf Vertiefungen, die uns zeigen, wo die Keile eingeschlagen waren. Hier ist offenbar ein Stück abgesprengt. Weiter nach unten einige Absätze, gleichfalls durch Menschenhand bewirkt. Ganz in der Nähe, wenn man vor dem Steine steht rechts, liegt ein von diesem abgesprengtes Stück. Im Walde zerstreut sind noch viele Steine, die Spuren von Bearbeitung tragen; der größte, das Schiff genannt, über 10 m lang, liegt gegen Beedenkirchen zu. Offenbar haben die Römer diese ganze Berghalde wie einen Steinbruch benutzt, und als sie dann im dritten und vierten Jahrhundert vor den Alemannen das Land verlassen mußten, ließen sie, was von ihren Arbeiten unvollendet war, der stammenden Nachwelt als Zeichen ihrer ehemaligen Anwesenheit zurück. Ein bearbeitetes Säulenstück aus demselben Syenit liegt am Marktbrunnen in Reichenbach, gleich unten im nächsten Thale, eine Säule befindet sich in Trier, drei Säulchen am Heidelberger Schlosse, und wahrscheinlich aus demselben Gestein auch Säulen am Saturnustempel in Rom. Es ist vorgeschlagen worden, die Riesensäule auf dem Schlachtfelde bei Leipzig aufzustellen. Warum sollte man aber dem Odenwalde eine seiner Merkwürdigkeiten rauben?

An der Ostgrenze unseres Gebietes, nahe dem Main, zwischen Kleinhau- bach und Mainbullau, liegen im Walde gleichfalls große Säulen, in der

Gegend Hünenfäulen (auch wol Henneftee[n]) genannt, an Wegweifern wol nicht ganz entfprechend als „Hainfäulen“ bezeichnet. Nach dem Volksausdrucke wollen einige Gelehrte fchließen, ihre Bearbeitung fei auf die Hunnen zurückzuführen. Als hätten die Hunnen bei ihrem fchnellen Raubzuge im fünften Jahrhundert, oder auch die manchmal mit dem Namen Hunnen benannten Ungarn des zehnten Jahrhunderts, fich hier mit etwas Anderem als dem Zerftören befchäftigt!



Schloßplatz zu Darmftadt.

Hünenfäulen bedeuten — wir erinnern an den Ausdruck Hünengräber — nur Riefenfäulen, und auch diefe find ohne Zweifel ein zurückgelaffenes Werk der Römer. Es liegen ihrer vier beifammen, dann wieder drei, und noch einige gefondert im Walde. Die größte ift etwa 7,60 m lang. Sie beftehen, wie diefer ganze Theil des Gebirges, aus Sandfteine.

Darmftadt und die Bergstraße. Die Bergstraße im engeren Sinne, die eigentliche Straße, ift fchon fehr alt, wol fchon von den Römern angelegt. Die Gegend erfcheint auch als ganz geeignet dazu: fie vermeidet die Sümpfe der Ebene und zieht bequem und faft eben an der Seite der Berge hin. Sie war früher als vielleicht irgend eine andere Landstraße Deutschlands mit Bäumen bepflanzt. Auf Karten des vorigen Jahrhunderts, z. B. von de l'Isle, Homann, Vaugondy, ift diefe Straße, und diefe ganz allein, durch eine doppelte Baumreihe bezeichnet. Jetzt ift fie, da an ihrer Seite

eine Eisenbahn hinzieht, nicht mehr so wie früher durch Frachtwagen und Eilposten belebt, immerhin aber vermittelt sie noch den Verkehr zwischen den zahlreichen an ihr liegenden Ortschaften. Im weiteren Sinne bezeichne man mit dem Namen Bergstraße auch die an ihr liegenden Berge, den Westabfall des Odenwaldes. Der Wein, der an diesen wächst, heißt Bergsträßer Wein. Betrachten wir nun diese Bergstraße im weiteren Sinne, so sehen wir ein schönes, heiteres Land. Zwar sagt Bädeler: „Die Bergstraße hat mehr Ruf, als sie verdient, es fehlt ihr ein Fluß.“ Das ist schon richtig; aber was sie sonst Alles bietet, wird dem unverwöhnten Beschauer reichen Genuß gewähren. „O Deutschland, Deutschland“, so rief ein italienischer Priester aus, der im siebzehnten Jahrhundert diese Gegend bereiste, „wie gern möchtest du Italien sein!“

Wenn wir von Frankfurt am Main kommen und also im Norden beginnen, so dürfen wir Darmstadt, obgleich es, streng genommen, nicht an der Bergstraße liegt, nicht übergehen.

Darmstadt gilt manchmal als wenig anziehend, sowol die Gegend als die Stadt und die Menschen. Nicht gerade mit Recht. Zwar erscheint das Land flach, der Boden sandig; die lange Pappelallee nach Westen hin und der ungeheure, oft öde Exercierplatz haben auch gerade nichts Anziehendes. Und betritt der Fremde vom Bahnhofe her die Stadt, so mögen wol die langen, geraden, übermäßig breiten, wenig von Menschen belebten Straßen des westlichen Theils jenes Vorurtheil zu rechtfertigen scheinen. Und sieht er die vielen einförmig grauen Uniformen der Beamten, und hört er Darmstädter in ihrer durch das fast gänzliche Fehlen des Lautes r unkräftig erscheinenden Mundart sprechen, dann glaubt er abermals eine Bestätigung jenes Urtheils zu finden. Trotzdem thut man wol, nicht zu vorschnell zu urtheilen.

Wir betreten vom Bahnhofe aus die Stadt, deren Thore, wie die mancher anderen Städte, gefallen sind. Vor dem Schlosse steht eine hohe, fast an die Vendomesäule erinnernde Säule aus Sandstein, mit dem Standbilde des ersten Großherzogs Ludwig gekrönt, eines Fürsten, dessen Sorge allerdings seine Hauptstadt viel zu verdanken hat. Die Säule ist durch eine innere Wendeltreppe ersteigbar. Wir blicken auf Stadt und Umgegend herab. In der Stadt sehen wir, einige Theile des Schlosses ausgenommen, nirgends sehr alterthümliche Gebäude. Im Südwesten fesselt unsern Blick ein hochgelegenes großes Rundgebäude. Herabgestiegen, besuchen wir es. Es ist die in den zwanziger Jahren erbaute katholische Kirche mit der einfachen Aufschrift Deo. Sie ist zu groß für die jetzige katholische Gemeinde. Störend ist hier, wie bei manchem Rundbau, das Hallen und Schallen der Stimme und des Trittes. Beleuchtet wird das Gebäude von oben durch ein einziges Fenster. Wir kehren zum Residenzschlosse zurück. Die einzelnen Theile sind in verschiedenen Zeiten nach verschiedenem Geschmacke gebaut. Was uns im Innern anzieht, sind nicht etwa mit fürstlicher Pracht ausgeschmückte Zimmer, sondern es ist die Hofbibliothek, es sind die Kunst-, Alterthums- und Naturaliensammlungen.

Die Bibliothek ist sehr reich versehen, und ihre Benutzung wird mit größter Freundlichkeit auch auswärtigen Gelehrten gestattet. Von den Gegenständen der Sammlungen heben wir nur die besonders bemerkenswerthen hervor. Dahin gehört eine reiche Folge von Korfnachbildungen römischer und griechischer Gebäude. Ferner der Bisbeler Mosaikboden. Bei dem Bau der Mainweiserbahn im Jahre 1849 kam man in der Nähe des eine Meile nordöstlich von Frankfurt gelegenen Städtchens Bisbel auf Reste eines römischen Landhauses, offenbar eines reichen Besitzthums.



Die katholische Kirche zu Darmstadt.

Man fand hauptsächlich den aus bunten Steinen zusammengesetzten, 7—8 m langen, 5—6 m breiten Boden eines Badezimmers, mit Darstellung von Fischen, Enten, Flußgöttern etc. Wenn das Wasser in einiger Bewegung war, so gewannen diese bunten und eigenthümlichen Gestalten Leben, und dies gewährte den Badenden heitere Unterhaltung. Zu erwähnen sind in der Naturaliensammlung Photographien von Menschen verschiedener Stämme aus Asien, von dem bekannten Reisenden Schlagintweit geschenkt; endlich ganz besonders das ungeheure Gerippe des Dhothieres oder amerikanischen Mammuth (*Mastodon giganteus*), sowie mehrere Geripptheile anderer urweltlicher Thiere, u. a. die bei Eppelsheim in Rheinheffen gefundenen vom *Dinotherium giganteum*. Vieles Andere von geringerem Interesse müssen wir hier übergehen.

Nördlich vom Schlosse sehen wir an Stelle des vor einigen Jahren abgebrannten früheren das neue Hoftheater. Es wird besonders bei der Aufführung von Opern wol auch von Frankfurt, Mainz, Worms und der näheren Nachbarschaft aus viel besucht.

Links davon stehen zwei Standbilder aus grauem Sandstein: Landgraf Philipp der Großmüthige und sein jüngster Sohn Georg I., der bei der Theilung der hessischen Lande das Gebiet südlich vom Main erhielt, und somit als Begründer der Darmstädter Linie anzusehen ist. Als er zur Regierung kam, im Jahre 1567, lag das Schloß in Trümmern; es war bei der Eroberung der Stadt durch kaiserliche Truppen im Schmalkaldischen Kriege (1546) zerstört worden. Er begann den Wiederaufbau; aus seiner Zeit stammen wahrscheinlich noch die ältesten Theile desselben.

Der gleich nördlich sich öffnende „Herrngarten“ erscheint etwas eiförmig und kann mit den fürstlichen Gärten in Diebrich, München u. s. w. nicht wetteifern.

Daß das geistige Leben in Darmstadt nicht ungepflegt blieb, geht schon aus Dem, was über Theater, Bibliothek und Sammlungen gesagt ist, hervor. Noch sei erwähnt, daß von Darmstadt aus — durch Zimmermann — einerseits (andererseits geschah es von Leipzig aus durch Großmann) der Grund zum Gustav-Adolf-Verein gelegt wurde; daß gleichfalls von hier aus durch Spieß der Turnunterricht einen neuen Aufschwung erhalten hat, und daß endlich Liebig und Servinus Söhne Darmstadts waren.

Und nun die Gegend? Allerdings fehlt ihr hinsichtlich des malerischen Eindrucks Manches, z. B. ein Fluß. Aber schöne schattige Waldgänge sind im Osten in der Nähe, und in der Nähe liegen gleichfalls die ersten bedeutenden Hügel der Bergstraße.

Wir wenden uns, indem wir dazu den Weg durch den schönen herrschaftlichen Garten von Bessungen wählen, nach dem nächsten von ihnen, der Ludwigshöhe (242 m). In einer guten halben Stunde haben wir sie erreicht. Wir können uns an der herrlichen Aussicht erfreuen. Sie giebt uns einen Vorgeschmack dessen, was wir auf höheren Bergen zu sehen bekommen; wir beschreiben sie indeß hier noch nicht.

Und nun können wir auf guten Wegen, fast immer, ausgenommen wo Thäler zu überschreiten sind, in schattigem Walde an der hessischen Bergstraße von Berg zu Berg, von Burg zu Burg bis nach Auerbach gehen. Zunächst zieht uns der Berg an, auf dem die Ruinen der Burg Frankenstein (397 m) liegen. Die Burg selbst, ehemals dem jetzt noch blühenden, in Bayern und Oberhessen begüterten Geschlechte der Freiherren von Frankenstein gehörig, von ihnen im Jahre 1662 an Hessen verkauft, liegt seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Trümmern, nicht im Kriege zerstört, sondern vernachlässigt. Ihre Steine, selbst solche mit Inschriften, wurden in einer Zeit, da man vor Denkmälern früherer Jahrhunderte keine Achtung hatte, bei anderen Bauten benutzt. Neuerlich aber wird sie, sowie fast alle Ruinen im hessischen Odenwalde, vor gänzlichem Verfall verständlich geschügt. Das Försterhaus neben ihr bietet bei bescheidenen Ansprüchen

Labung. Vor diesem Hause steht eine herrliche weitschattende Linde. Die Aussicht bietet von jedem dieser Berge aus wieder verschiedene eigenartige Reize oder Bilder dar.

Wieder geht es auf Waldpfaden an einem fürstlichen Park vorbei nach Seeheim und dann nach Jugenheim. Jugenheim hat erst neuerlich einen bedeutenden Ruf bekommen. Auf einer Höhe östlich vom Dorfe liegt ein fürstliches Schloß mit schönem Garten. Hier weilte öfters in ihrer Jugend die Prinzessin Marie, jetzige Kaiserin von Rußland. In ihrem fernen Petersburg gedachte sie dieser schönen, milden Gegend. Sie kommt öfters hierher, und ebenso ihr Gemahl, der Kaiser. Und so ist Jugenheim jetzt ein Ort, wo gar manchmal Fürsten sich freundlich begegnen.

Auch stattliche Landhäuser reicher Privatpersonen erheben sich in der Nähe. Von hier aus hat man etwa eine Stunde nach dem Jägerhause auf dem Feldberge zu gehen.

Wir wenden uns nun nach dem nahen Alsbacher Schlosse, das auf einer nicht bedeutenden bewaldeten Höhe (256 m) liegt. Ursprünglich hieß es Schloß Bickenbach. Wir gehen zurück in das Jahr 1463; das war eine unruhige Zeit im deutschen Lande. Im Jahre zuvor besiegte in der Schlacht bei Seckenheim — bekannt durch Uhland's „Mahl zu Heidelberg“ — Friedrich von der Pfalz den Grafen von Württemberg und dessen Verbündete; in der Schlacht von Giengen Ludwig von Bayern den Brandenburger Albrecht; wurde von den Anhängern Adolfs von Nassau Mainz erstickt, wurde endlich der schlaffe Kaiser Friedrich III. von den Wienern in seiner Hofburg belagert. In demselben Jahre nun, 1462, hatte Hans von Stein den Frankfurter Pferde weggenommen, einige Menschen zu Gefangenen gemacht und wurde mit seiner Beute auf Schloß Bickenbach aufgenommen. Die Sache wurde geschlichtet; aber im folgenden Jahre geschah Aehnliches zweimal. Da rüsteten sich die Frankfurter, und am 18. Okt. 1463 eroberten sie das Schloß und zerstörten es. Nachher wurde es wieder aufgebaut und kam in heftigen Besitz. Philipp der Großmüthige beherbergte dort eine Zeit lang den geächteten und vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg. Später wurde das Schloß nicht mehr bewohnt und verfiel. Wie schon erwähnt, sucht die Neuzeit uns die Ruinen zu erhalten, und so ist auch diese wieder in guten Stand gesetzt worden.

Wir können nun von hier aus gleich den Melibokus besteigen. Der Name ist falsch; der Berg hieß eigentlich Malchen; Gelehrte haben auf ihn den Namen Melibokus übertragen, den der alte Geograph Ptolemäos einem nördlicheren Gebirge, wahrscheinlich dem Harze, beilegt. Gegenwärtig ist der Name aber allgemein eingebürgert, auch beim Landvolke. Der Melibokus verdient einen Besuch. Seine Besteigung ist nicht beschwerlich; hoher Buchenwald schützt überall vor den Strahlen der Sonne; sogar mit leichtem Wagen kann man den Gipfel erreichen. Wir stehen hier 519 m über dem Meere, zwar nicht, wie Manche glauben, auf dem höchsten Punkte des Odenwaldes, aber doch auf dem höchsten Berge der Bergstraße, wenn wir nämlich den 567 m hohen Königsstuhl bei Heidelberg nicht zu dieser rechnen. Wir müssen aber

noch höher hinauf, denn auch den Gipfel deckt hoher Wald. Diesen überragt der im Jahre 1772 erbaute Thurm. Im Sommer trifft man meist den Schließer an Ort und Stelle. Ein oben befindliches Fernrohr unterstützt unser Auge.

Eine reiche Landschaft thut sich uns hier auf. Blicken wir zunächst nach Osten und Süden. Da grüßen uns auf unserer Warte die drei anderen Warten des Odenwaldes, die Thürme des Oßbergs, des Katzenbuckels, des Königsstuhls. Dazwischen breitet sich der Odenwald aus, in der Nähe die mannichfach gestalteten Kuppen des Granitgebirges, weiterhin die eiförmigen Rücken des Sandsteingebietes, die Höhen meist bewaldet, die Gehänge dem Feldebau dienend; einzelne Blicke reichen in Thäler, auf Dörfer und Höfe. Denen, die schon Morgens kurz nach Sonnenaufgang hier sind, zeigt sich an den Dünsten, die wol den Wiesen entsteigen, die Gliederung des Gebirges recht deutlich. Im Nordosten begrenzt der Speffart den Blick, im Norden und Nordwesten die schöngeformten Berge des Taunus. Das bewaffnete Auge erkennt einzelne Ortschaften der Gegend von Frankfurt und wol auch Thurmspitzen der Stadt selbst. Mit dem Taunus scheint weiter links der Hunsrück zusammenzuhängen. An der ganzen Westseite liegt ausgebreitet vor uns die weite Rheinebene, begrenzt vom fernem Rücken des Donnersberges, von der Hardt, von der wir Morgens einzelne Burgen, Ortschaften, Häuser erkennen können, und von dem Wasgenwalde. Dann, in Südsüdwest, zeigt sich auf eine kleine Strecke ebener Gesichtskreis, und dann wieder erhebt sich der Schwarzwald bei Baden. Die Ebene ist durchströmt vom Rheine; der Strom zeigt sich an vielen Stellen, je nach Wetter und Sonnenstand, silberweiß oder goldglänzend. Auch den Neckar erblicken wir, und manch kleines Wasser. Deutlich ist zu erkennen, wie fast alle Bäche, nachdem sie das Gebirge verlassen, sich, der nördlichen Neigung der ganzen Rheinebene folgend, nordwestlich wenden. Zwischen der Bergstraße und dem Rheine, von beiden meist etwas entfernt bleibend, zieht sich dunkle Kiefernwaldung hin; sie bezeichnet ein etwas höher gelegenes sandiges Land — Geestland würde man es im Norden nennen — die alten Rheindünen. Vergessen wir aber über der Ferne nicht die Nähe. Unten zu unseren Füßen schauen aus waldigen Wogen das Alsbacher und das Auerbacher Schloß hervor, weiterhin die Starckenburg, die Höhen der Bergstraße, die Straße selbst mit ihren schattigen Bäumen. Und überall Anbau; ein reiches Land, reich durch die Natur und durch den Fleiß der Menschen. Die Dörfer und Städte, die alle da unten liegen, wir können sie nicht zählen. Auf einige doch müssen wir schauen. Da ist vor dem Walde Lorsch. Hier war ein reiches Benediktinerkloster, dessen Gründung bis in die karolingische Zeit hinaufreicht; wenige Gebäude stehen noch als seine Reste da. Am Neckar Ladenburg, das Lupodunum der Römer, mit zweithürmiger gothischer Kirche. Am Rhein Mainz, dessen Schiffbrücke bei guter Beleuchtung auch dem unbewaffneten Auge erscheint; Oppenheim mit der hochgelegenen, von den Franzosen zerstörten, nur theilweise wieder hergestellten Katharinenkirche; Worms, dessen Domthürme man für aufragende Fappeln halten könnte;

Mannheim, Speyer mit seinem Kaiserdome, und, bei ganz klarer Luft, auch der Münster von Straßburg.

Ein schönes Stück deutschen Landes! Und denken wir nun noch daran, was sich Alles in dem Lande zu unseren Füßen seit zweitausend Jahren ereignet hat. Die Römer sind gekommen, haben Städte erbaut und Straßen; die Deutschen haben sie nach langen Kämpfen vertrieben; die Burgunderkönige hielten glänzenden Hof in Worms; einmal zogen, gleich einem schnell dahinbrausenden Sturmwinde, die Hunnen von Osten her verwüstend hindurch; Karl der Große hat von Höhen bei Ingelheim aus wol manchmal unsere Berge erblickt; seinen Gegner Thassilo hielt er, wie man glaubt, in Lorsch gefangen. In Lorsch ist Ludwig der Deutsche begraben worden. In Tribur, dort gegen Mainz hin, wurde Karl der Dicke abgesetzt und Arnulf gewählt. Dort links vom Donnersberge, bei Göllheim, fiel König Adolf von Nassau gegen Albrecht von Oesterreich; in Mainz druckte Gutenberg, dann Faust und Schöffer; des Letzteren Denkmal steht in seiner Geburtsstadt Gernsheim. In der Reformationszeit sehen wir Luther in Worms, hören in Speyer die evangelischen Stände protestiren. Im Dreißigjährigen Kriege überschreitet Gustav Adolf bei Oppenheim den Rhein und schlägt die Spanier. Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts sehen wir Speyer und Worms und so viele andere Orte von den Franzosen in Brand gesteckt. Freudenfeuer leuchten in den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen an den Bergen auf. Im Jahre 1848 sind es hessische Truppen, die dort, zwischen Heppenheim und Ladenburg, zuerst der von Süden her anstürmenden Revolution einen Damm entgegenstellen. Vor dem drohenden Eindringen der Franzosen im Jahre 1870 sind wir bewahrt geblieben. Und nun ist Friede; friedlich liegt das Land vor uns mit seinen Hunderten menschlicher Wohnsitze, mit seinen Hunderttausenden von Menschen. Möge Friede bleiben im Lande! Es tönt wol der Schall einer Glocke aus einem der Städtchen da unten zu uns herauf; da denken wir an das Wort des Dichters, und er wird uns nicht zürnen, wenn wir, es erweiternd, wünschen: „Friede sei ihr erstes — und ihr einziges Geläute!“

Den Rückweg nehmen wir, immer durch Wald, über das Auerbacher Schloß (350 m). Es war nicht Ritterburg, sondern Landesfeste. Seine Trümmer erinnern uns an die Einfälle der Franzosen. Turenne, der Sohn einer deutschen Fürstentochter, hat es im Jahre 1674 erobert und zerstört. Seitdem war es nicht mehr bewohnt und verfiel. Der eine der beiden Thürme stürzte im Jahre 1820 ein. Er ist wieder aufgebaut, auch alles Andere ist in guten Stand gesetzt und zugänglich gemacht. Das Schloß wird viel besucht; es sind auch wol schon in dem geräumigen Hofe Festlichkeiten abgehalten worden.

Wir kommen hinunter nach Auerbach. Dieser Ort eignet sich in jeder Beziehung, ebenso wie Jugenheim, zu einer Sommerfrische. Durch zwei Thälchen und die ihnen zur Seite liegenden mäßigen Höhen ist eine reiche Gliederung hervorgebracht, welche die mannichfachsten Erholungszgänge mit den verschiedensten Ausblicken ermöglicht. Das kleinere führt nach dem

Fürstenlager, einem Schloßchen mit Gartenanlagen. Von da aus kann man den Altarberg besuchen, oder den Park des Grafen von Erbach zu Schönberg, oder man kann sich links wenden nach dem Hochstätter Thale. In letztem ist, nahe bei einem schwachen Säuerling, „Gesundbrunnen“ genannt, ein kleines Bergwerk des Besuches werth. Weißer körniger Kalk liegt da zwischen Gneiß. Schönere Stücke werden zu Friedhofskreuzen und Aehnlichem verarbeitet, das Andere auf der nahen „Marmormühle“ vermahlen und zu künstlichem Mineralwasser verwandt. Schöne Kalkspathkristalle sind dort schon gefunden worden, manche, die an Durchsichtigkeit mit dem isländischen Doppelspath wetteifern. Auch Granaten und andere schöne Einschlüsse birgt der Kalkfels.

Die Höhen der Bergstraße bleiben nun eine Strecke weit niedriger und sind nicht mehr mit Wald, sondern fast bis obenhin mit Weinbergen bedeckt. Das nächste Städtchen ist das gewerbreiche Bensheim, ehemals mainzisch, daher vorherrschend katholisch. Hier wird guter Wein gezogen. Von dort zieht eine gute Straße nach Reichenbach am Südfuße des Feldbergs und weiterhin nach Lindensfels. Gleichfalls mainzisch war Heppenheim. Auf einem aus weißlichem, in dieser Gegend vielfach zu Bauten benutztem Sandstein bestehenden Berge erheben sich über dem Städtchen die Trümmer der Starkenburg (294 m). Die Erbauung dieser Burg führt uns in das elfte Jahrhundert. Der junge Kaiser Heinrich IV. wollte seinem Rathgeber, dem Erzbischof Adalbert von Bremen, das Kloster Lorsch mit seinen reichen Besitzthümern schenken. Da gründeten die Mönche, die dies nicht zugeben wollten, im Jahre 1066 auf dem ihrem Kloster zunächst liegenden Berge die Starkenburg. Adalbert belagerte sie, obwol vergeblich; sein Einfluß war ohnehin bald zu Ende. Mit Lorsch kam um das Jahr 1232 die Burg an Mainz. Sie hatte als starke Festung manche Belagerungen, von Turenne allein zwei, auszuhalten. Im Jahre 1765 wurde sie von Truppen entblößt und auf den Abbruch verkauft. Ein Blitz, der wenige Jahre später den Thurm traf, trug auch noch mit zur Zerstörung bei. Bereits im Jahre 1787 wurde übrigens dem Verkauf Einhalt geboten, „da das Starkenburger Schloß die ganze Bergstraße durch sein malerisches Ansehen ziere und ein sehr interessantes Denkmal aus alten Zeiten bleibe.“ Erst seit neuerer Zeit wird übrigens das Nöthige für Erhaltung der noch bestehenden Reste gethan, und schöne sinnige Anlagen zieren die Umgebung. Am Eingange ist noch ein Stein mit dem Mainzer Wappen und der Jahreszahl 1680 zu sehen.

In der Kirche des Städtchens Heppenheim findet sich eingemauert ein alter, etwa 2 m breiter, 80 cm hoher Stein mit einer langen lateinischen Inschrift. Auf dieser steht: „Dies ist die Begrenzung (oder der Sprengel) dieser Kirche.“ Nun folgen eine Menge von Ortsnamen, von welchen gar manche als die Namen heutiger Dörfer zu erkennen sind. Die Inschrift endigt: „Diese Begrenzung ist im Jahre der Menschwerdung des Herrn 805 von Karl dem Großen, römischem Kaiser, gemacht worden.“ Daraus ist nun die Meinung hervorgegangen (man kann sie in Heppenheim selbst von den Einwohnern hören), als sei die Kirche von Karl dem Großen

erbaut und der Stein zu seiner Zeit aufgestellt worden. Aber von der Erbauung der jetzt bestehenden, offenbar weit jüngeren Kirche steht gar nichts auf dem Steine; und der Stein sagt nur, daß jene Begrenzung im Jahre 805 gemacht, nicht aber, daß er selbst in jenem Jahre mit der Inschrift bezeichnet worden sei. Er stammt sicherlich nicht aus der Zeit Karl's, den man zu seinen Lebzeiten schwerlich auf Denkmälern „den Großen“ genannt hat; immerhin mag er etwa 600 Jahre alt sein.



Trachten aus Oberhessen.

Die Eisenbahn führt uns nun in das badische Land, und zwar zunächst nach dem bedeutendsten Orte an der Bergstraße, dem gegen 7000 Einwohner zählenden Weinheim, am Ausflusse der Wechnitz aus dem Gebirge gelegen. Die eigentliche Stadt liegt zum Theil auf einer sanften Anhöhe und streckt ihre Arme in zwei Thäler und nördlich über die Wechnitz hinaus. Sie ist alt, das bezeugen die Reste ihrer Mauern, und mittelalterliche Thürme, besonders der stattliche „rothe Thurm“ am Markte, und manche alterthümliche Häuser. Sie hat viel zu erzählen. Wir müssen uns aber hier kurz fassen. Ein Stein in der Mauer des gräflich Waldner'schen Gartens bezeugt: „Anno 1645 den 1. July Preß (Breche) geschossen.“ Als im Orleans'schen Kriege nach der Verbrennung Heidelbergs die Franzosen heranrückten, verhinderte das Nahen deutscher Truppen die Zerstörung. So war also damals Weinheim fast der einzige einigermaßen bedeutende

unzerstörte pfälzische Ort. Da schlug denn im Jahre 1698 der Kurfürst für einige Zeit seinen Regierungssitz hier auf; selbst die Universität wurde für kurze Zeit hierher verlegt.

Wenn man vom Bahnhofe aus seine Schritte nach der Stadt zu lenkt, erblickt man rechts von der Straße auf einem mit Syenitfelsen umgebenen, mit Zierpflanzen bewachsenen künstlichen Hügel das Marmorbrustbild des Freiherrn Lambert von Babo (geb. 1790, gest. 1862). Er war ein höchst talentvoller, vielseitig gebildeter, thatkräftiger Mann, geschickter Dilettant in Malerei und Musik, ausgezeichnet als Beförderer jedes Zweiges der Landwirthschaft, rühmlichst bekannt auch als Schriftsteller in diesem Fache.

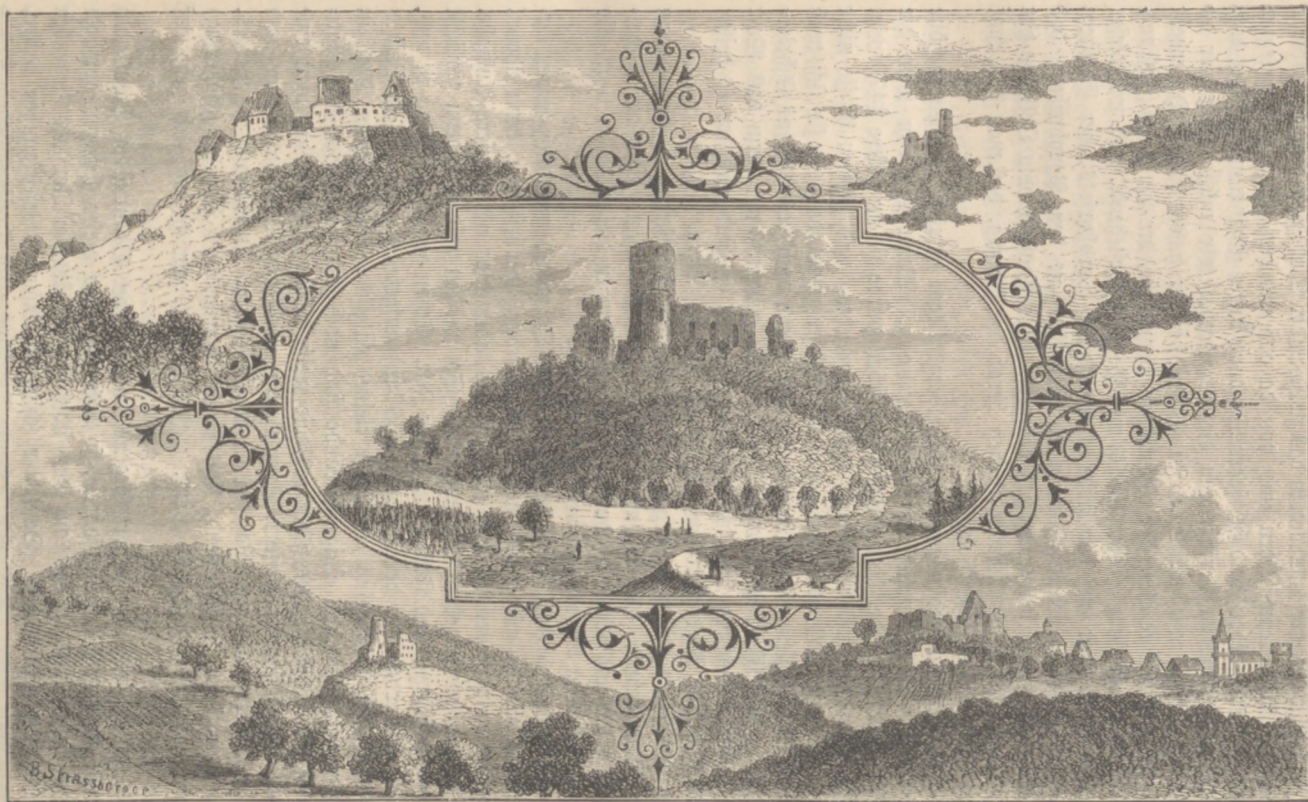
Dann sehen wir mehrere schöne neue Häuser mit Gärten; Fremde haben sich hier angesiedelt; die milde Luft — im ganzen Januar des allerdings ausgezeichnet gelinden Winters von 1833 auf 1834 standen an den Bergen Hunderte von Mandelbäumen in voller Blüte — und die herrliche Umgebung haben sie angezogen. Wenden auch wir uns dieser zu.

Eine Burgruine auf mäßig hohem Hügel lockt uns zuerst; es ist Burg Windeck (225 m), wahrscheinlich von den Abten von Lorsch erbaut; wol im Dreißigjährigen Kriege beschädigt, seitdem nicht mehr bewohnt, lange Zeit dem Verfall preisgegeben, in neueren Jahren vor gänzlichem Untergange geschützt, auch der Thurm besteigbar gemacht. An einer Wand sehen wir Spuren alter Wandmalereien: einige schwarze Halbmonde, offenbar von einst vergoldeten Heiligenscheinen herrührend, und etliches Laubwerk. Hier war die Kapelle. Als eine Merkwürdigkeit wird uns der „Pferdestall“ mit schönen steinernen Säulen gezeigt. Ob es nicht vielmehr eine Krypta (unterirdische Kapelle) gewesen ist?

Wir stehen nun vor dem höchsten Berge der näheren Umgebung, dem Wagenberge (389 m); ihn besteigen wir. Er besteht größtentheils aus Porphyr, der aus dem Granit emporgedrungen ist; er ist langgestreckt, mit theilweise sehr schmalen Grate und mit steil abfallenden Seiten. Von ihm aus sehen wir über den erwähnten Spalt des Odenwaldes hinüber bis an den Dyberg. Wir steigen hinab nach Birkenau und kehren durch das schöne Birkenauer Thal zurück. Es ist von der Weschnitz durchströmt, durch Mühlen belebt, wird, je näher wir Weinheim kommen, um so enger und ist dort von Granit-, Syenit- und Porphyrfelsen eingeschlossen. Wenn einst — was über kurz oder lang geschehen wird — eine Eisenbahn es durchsauft, wird es wol an wider Schönheit verlieren.

Das zweite der Weinheimer Thäler, nach dem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Dörfchen Gorrheim benannt, hat milderes Gepräge, es ist ein liebliches Wiesenthälchen. Vor Gorrheim steht ein Denkstein zur Erinnerung an die im Jahre 1799 im Kampfe gegen die Franzosen gefallenen Bauern, Glieder des damals errichteten Landsturms.

Zwei stattliche Berge stehen zu den Seiten des Wagenberges, im Norden der syenitische Hirschkopf, auf dem seit 1861 ein hölzerner Aussichtsturm erbaut ist, im Süden der granitische Geiersberg. Alle diese Berge sind nicht schwer zu besteigen.



Der Oyberg.
Die Stralenburg und der Delberg
bei Schriesheim.

Burgen im Odenwalde.
Die Starlenburg bei Heppenheim.

Die Burg Windeck, aus Wolken hervorragend.
Eindensfels.

Noch bequemer kann man in das zwischen der Stadt und dem Geiersberge gelegene Kastanienwäldchen und von da auf manchen neuerlich angelegten Pfaden weiter gehen, und bei jeder Wendung bieten sich ihm neue Bilder dar.

Die Eisenbahn verläßt nun die Bergstraße; wir müssen von hier an die alte Landstraße wählen. In Schriesheim halten wir. Da erhebt sich der zweithöchste Berg der eigentlichen Bergstraße, der Delberg (450 m), wie der Wagenberg größtentheils aus Porphyr bestehend, und wie dieser dachförmig. Fast auf der Höhe ist ein steiler Porphyrfels, der Edelstein genannt, der in seinen Formen einigermaßen an den Porphyrberg des Rheingrafensteins bei Kreuznach erinnert. Die Aussicht vom Delberge hat vor der von den nördlicheren Bergen herab den Vorzug, daß man den Lauf des Neckars deutlicher sieht.

An dem Nordwestabhange des Delbergs liegen in nicht bedeutender Höhe (204 m), die Trümmer der Stralenburg. Wann und von wem die Burg erbaut wurde, ist unbekannt; zerstört wurde sie im Jahre 1470 vom pfälzischen Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen, und seitdem ist sie nicht bewohnt. Ihr Besuch lohnt kaum die Mühe, zumal da man sie sich muß aufschließen lassen. Das Wappen der Burg und auch des Fleckens Schriesheim ist ein Pfeil, in älterer Zeit „Stral“ genannt, wie denn das Wort in dieser Bedeutung bei Uhland in „Tell's Tod“ zu finden ist, wo es heißt: „Wo du den Vogt getroffen mit deinem sichern Stral.“

Wir sind mit den Bergen und Burgen der Bergstraße zu Ende; denn der Heiligenberg (437 m) mit seiner Kloster ruine schaut schon auf Heidelberg hinab und gehört zu den näheren Umgebungen dieser Stadt, liegt also nicht mehr im Bereiche unserer Betrachtung.

Burgen und Schlösser. Wollten wir den Odenwald gründlich kennen lernen, so müßten wir jedes Thal besuchen, jede Höhe besteigen, denn überall würden wir Neues finden. Es ist das aber hier nicht unsere Aufgabe. Wir müssen Einzelnes herausheben. So wenden wir uns denn zunächst zu den Burgen und Festen aus alter Zeit. Schon ganz zu Anfang ist uns, an der Nordgrenze, der Dyberg (367 m) aufgefallen. Es ist ein Basaltkegel. Ihn krönt eine ehemalige kleine pfälzische Festung, zum Theil in Trümmern liegend, einige Gebäude sind noch bewohnt. Von der Plattform des dicken runden Thurmes, die weiße Rüste genannt, hat man eine weite Aussicht auf Speßart, Taunus, den nördlichen Odenwald, aber auch quer hinüber bis zum Wagenberge bei Weinheim. Am Abhang des Berges, ihn zum Theil umschließend, liegt ein Städtchen, der Hering (Höhering) genannt. Man sagt also hier: „Ich komme vom Hering, ich gehe auf den Hering.“

Wenn wir von dieser Gegend aus mit der Odenwälder Bahn nach Höchst an der Mümling fahren, so haben wir an dieser letzteren abwärts eine gute Stunde Wegs auf den über dem Städtchen Neustadt liegenden Breunberg (306 m). Daß hier schon die Römer Befestigungen hatten, haben wir gehört. Die später erbaute Burg hatte im Dreißigjährigen Kriege und dann von Turenne Manches zu leiden.

Vom Oberg aus sieht man nach Südwesten das auf einem Hügel (283 m) gelegene Schloß Lichtenberg. Das jetzige Gebäude stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert und ist Sitz einiger Behörden. Von der älteren Burg ist der sogenannte Bollwerksthurm übrig. In der Gegend von Lichtenberg lebt noch die Erinnerung an die Greuel und Leiden des Dreißigjährigen Krieges. Auf das feste Schloß flüchteten sich, als nach dem Tode Gustav Adolfs der Krieg mit immer größerer Wildheit geführt wurde, viele Menschen aus der Umgegend. Herzerreißend ist, was über jene Zeit, zumeist nach dem Tagebuche eines Pfarrers von Großbieberau, Ketter in seinen „Heftischen Nachrichten“ erzählt. Nur Einiges von dem vielen Betrüübenden möge hier eine Stelle finden.

Es heißt da: „Bald fielen die Schweden über Rhein herüber und jagten die Kayserlichen aus ihrem Quartier, bald jagten diese hinwieder jene hinaus. Dadurch dann das ganze Land zwischen Mayn und Rhein gar erschöpft wurde, und durffte sich kein Mensch aufm Land blicken lassen, ihm wurde nachgejaget wie einem Wild.“ — „Viele verkrochen und versteckten sich zwar in Wälder, Höhlen, Klippen u. s. w., waren aber ausgespüret, denn die Soldaten hatten bey sich Menschen-spürige Hunde, welche, wenn sie an Menschen oder Vieh kamen, mit ihrem Bellen solche verriethen, und den Räubern Anzeig gaben. Darum flohe alles auf die Schlösser, da lagen alle Gassen, Höfe und Winkel voller Leute, besonders zu Lichtenberg, welches ein klein Behelff, und derohalben auch viele in Regen, Schnee und Kälte, unter dem freyen Himmel, theils in Fässer und Bütten lagen. Die Stuben waren Winterszeit so voll, daß wegen der Menge keines sitzen, sondern dicht in einander stehen mußten.“ — „Inzwischen und neben der Kriegs-Ruthen schickte Gott hinter uns her die Pestilenz, die erregte sich im Anfang des 1635^{ten} Jahres, . . . davon die Leute schnell und Hauffenweise dahin fielen, daß man nicht genug begraben konte. Weil auch wie gesagt, das Lichtenberg so gar dicht voller Leute, daß derer viele unter dem freyen Himmel liegen mußten, so begaben sich viele heim, wolten unter ihrem eigenen Dach sterben, da waren sie aber für den Räubern nicht sicher, welche die Kranken aus ihren Betten warffen, sie durchsuchten, auch die Kranken noch darzu peinigten, vermeinend irgend Geld oder Brod von ihnen zu erkundigen. Da starb manch Mensch ausen aufm Land, daß niemand von seinem Tod etwas wußte.“ — Dann folgte Theuerung und Hungersnoth, 1635—1638. „Auch erkaltete zwischen den Ehe und andern Leuten die Liebe, daß keines dem andern viel dienete. Ein Ehgatt zoge von dem andern in ein ander Land, Brod zu suchen, Kinder lieffen von den Eltern und derer sahen ein Theil einander nimmermehr wieder.“

Ein freundlicheres Bild gewährt Lindensfels, die Perle des Odenwaldes. Das hochgelegene Städtchen, von Bensheim, Heppenheim, Weinheim zu Fuß in vier Stunden zu erreichen, ist ländlich und bietet an sich nichts Bemerkenswerthes. Die dasselbe überragende Ruine, 409 m über dem Meere, also höher als die meisten Berggipfel der Bergstraße gelegen, zeigt die Trümmer einer im zwölften Jahrhundert erbauten Festung.

Was Fremde zu mehrwöchigem Sommeraufenthalte nach Lindensfels zieht, ist die hohe Lage, die reine Luft, die herrliche Umgebung. Denn nirgends erscheint der Odenwald so reich gegliedert, nirgends bieten sich fast bei jedem Schritte so neue Blicke auf Nähe und Ferne dar.

Versteckt dagegen, im Norden an eine höhere, waldige Bergwand angelehnt, nur nach Süden über ein Wiesenthälchen nach dem Reichenberg bei Reichelsheim Aussicht gewährend, liegt der sagenreiche Rodenstein, am besten von Fränkisch-Crumbach aus zu erreichen, jetzt wenig gepflegt. Der letzte Ritter von Rodenstein starb im Jahre 1671; seitdem ist die Burg im Verfall. In der Sage mit dem Rodenstein verbunden ist der auf der andern Seite der Gersprenz liegende Schnellert, von dem nur sehr weniges Gemäuer noch übrig ist. Der Ritter vom Rodenstein, so erzählen die Leute der Gegend ihren Kindern — gegen Fremde sind sie, wie gesagt, oft schweigjam — war ein wilder Mensch, hatte nur Gefallen an Jagden und Kämpfen; seine Frau wollte ihn abhalten davon; da verstieß er sie hinaus in die Wildniß. Im Walde gebar sie ein todtcs Kind, und sie selbst starb auch. Sie fluchte ihm: „Du hast dein Weib verstoßen, dein Kind gemordet, du sollst auch im Grabe keine Ruhe finden.“ Bei einem Ritte zum Ritter von Schnellert stürzte er mit dem Pferde und starb; auf dem Schnellert liegt er begraben. Wenn nun ein Krieg im Anzuge ist, so zieht er bei der Nacht mit Geräusch durch einen Bauernhof von Kainsbach nach dem Rodenstein; wenn wieder Friede wird, kehrt er zurück nach dem Schnellert. — So die gewöhnliche Sage. In manchen Büchern ist eine andere zu lesen: Der Kaiser habe dem verschuldeten Ritter seine Güter frei gemacht; darauf habe ihm dieser gelobt, ihm im Leben und im Tode zu dienen. Davon wissen aber die Leute in der Gegend nichts. Im vorigen Jahrhundert wurden amtlich viele Protokolle über die Erscheinung aufgenommen. Im Jahre 1840, dem Jahre, da die Franzosen mit dem Säbel rasselten und das Becker'sche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben“, entstand, hörte man im Odenwalde sagen, der Rodensteiner sei ausgezogen. Ebenso im Jahre 1866. Was ist es nun, das die Leute wirklich gehört haben? Fernes Hundegebell, oder Eulengeschrei, oder Saufen des Windes? Oder sind Erdbeben (seit einigen Jahren sind solche im Thale von Reichenbach nicht selten) mit im Spiele?

Von den alten Burgen gehen wir über zu den neuen Schlössern. Die Grafen und Fürsten des Odenwaldes haben sich schöne Sommeritze gewählt. Der Graf von Erbach-Erbach hat in Eulbach, auf der breiten Höhe zwischen Mümling und Main, ein hübsches Schloßchen; im Garten ist eine künstliche Ruine, von der man weite Aussicht bis an den Taunus hat; dabei ist ein mehrere Stunden im Umfang haltender Park, in dem Hirsche und Wildschweine gehalten werden. Geht man auf der — übrigens reizlosen — Höhe weiter südlich, so kommt man nach etwa drei Stunden auf den Krähberg, wo der Graf von Erbach-Fürstenau ein einfaches Schloßchen hat. Im Walde versteckt, zwischen Eberbach und Amorbach, in einem weiten Parke, liegt Schloß Waldleiningen, Sommeritz des Fürsten von Leiningen, Stiefbruders der Königin Viktoria von Großbritannien. Es ist

prächtiger als die vorigen gebaut und ausgeschmückt. Die nahe Poststation Ernstthal, ehemals Neubrunn genannt, dient als Sommeraufenthalt solchen, die für eine Zeit lang Waldeinsamkeit lieben. Man ist hier wie außerhalb der Welt mit ihrem Treiben. Nach kurzem Gange ist man im Park: man sieht die Hirse frei, nicht erschreckt durch den Anblick der Menschen, ihre Nahrung suchen, und selbst die Wildschweine kommen gegen Abend zutraulich auf den Ruf ihres Wärters, ihr Futter in Empfang zu nehmen.

Wir steigen hinab in das gewerbreiche, von Hämmern, Mühlen, Gerbereien und anderen Werken belebte Mümlingthal, nach Michelstadt und Erbach. Im Jahre 815 schenkte Ludwig der Fromme dem Einhard und seiner Gattin Imma Michlinstadt im Odonovaldt, wo damals bereits eine hölzerne Kirche stand. Die Grafen von Erbach leiten — ob mit Recht, mag hier nicht untersucht werden — ihr Geschlecht auf Einhard und Imma, also auch, wenn Imma eine Tochter Karl's des Großen gewesen, auf diesen zurück. Michelstadt wird jetzt wegen einer Kaltwasserheilanstalt viel besucht. In kleiner Entfernung liegt Schloß Fürstenaue, Wintersitz des Grafen, zum Theil aus dem vierzehnten Jahrhundert stammend, mit schönem Garten.

Das Schloß in dem eine halbe Stunde südlich von Michelstadt liegenden, der Erbach'schen Linie der Grafen gehörigen Städtchen Erbach ist von vielen herrschaftlichen Sigen mit Recht berühmt wegen seiner Sammlungen. Der größte Theil der Gebäude stammt aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein dicker Thurm wol eher aus dem Mittelalter als, wie Einige glauben, aus der Römerzeit. Die Sammlungen hat Graf Franz (gest. 1823) angelegt; seine Bildsäule, in römischer Tracht, steht vor dem Schlosse. Man sieht da eine kleine Naturaliensammlung, eine Waffensammlung, ein Zimmer mit Geweißen, Denkmälern der Jagdlust der Grafen, chinesische Kunstwerke, Drechslerarbeiten, vom Grafen Franz in Erholungsstunden ausgeführt, etruskische Vasen, römische Kaiserbüsten, römische Rüstungsstücke — unter Anderem einen angeblich aus der Schlacht von Cannä stammenden Helm — und Geräthe, alte Grabsteine, den steinernen Sarg, in dem einstens die Gebeine Einhard's und Imma's (jetzt in Seligenstadt in einem Marmorfarge) ruhen, und manches andere Bemerkenswerthe. Hauptsache aber ist der Ritteraal. Graf Franz fing an, Rüstungen zu sammeln, und dann erst, als er deren einige besaß und als die Sammlerlust wuchs, baute er den Saal in gothischem, doch, da die Gegenstände aus verschiedenen Jahrhunderten stammten, absichtlich nicht in einheitlichem Stile. Es gelang ihm, den Saal mit werthvollen alten gemalten Fenstern zu schmücken. Es gelang ihm ferner, durch Schenkung und Kauf eine stattliche Anzahl von Rüstungen zusammenzubringen. Da sitzen nun zu Pferd sechs Geharnischte, nebst ihren Rossen theils zum Turnier, theils zum Kriege gerüstet, und siebzehn stehen da, außerdem ein gepanzertes Hofzweig. Bekannte Namen finden wir hier: die Kaiser Friedrich III. und Max I., Gustav Adolf und Wallenstein, Georg Truchseß von Waldburg, Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen. Im nämlichen Saale sind noch einige mittelalterliche Waffenstücke

Der Graf Franz hat sich durch diese Sammlung ein bleibendes Verdienst erworben, und seiner Stadt und seinem Ländchen hat er einen Namen gegeben.

Der Siegfriedsbrunnen. Wir gehen zum Schluß noch in das Gebiet der deutschen Helden Sage und besuchen den Siegfriedsbrunnen. Er liegt auf bewaldetem Bergabhange beim Dorfe Grasellenbach, das von Heppenheim oder Weinheim aus über Fürth in etwa fünf, von Lindensfels aus (nach Süden) in etwa dritthalb Stunden zu Fuß zu erreichen ist. Bekanntlich wurde nach dem Nibelungenliede Siegfried von Hagen im Odenwalde getödtet. Andere wollen zwar, es sei das im Wasgau geschehen; daran läßt sich aber, trotzdem daß nach den meisten Handschriften der Nibelungen eine Jagd im Wasgau angesetzt wird, nicht festhalten; dem widerspricht die weite Entfernung dieses Gebirges von Worms und auch die ausdrückliche Anführung des Rheiniüberganges von dieser Stadt aus. Wenn irgend der Verfasser des Nibelungenliedes eine bestimmte Vertlichkeit im Auge hatte, so mußte diese nothwendig im Odenwalde sein. Nun glaubt ein verdienter Darmstädter Geschichtsforscher, Knapp, mit Sicherheit den Ort der That bestimmen zu können. Er läßt die Helden, nachdem sie bei Worms den Rhein überschritten, an einer allerdings passenden Stelle, nämlich bei Weinheim, das Wechnitzthal entlang in den Odenwald eindringen. Hagen sagt im Liede, er habe den Wein irrthümlich nach dem „Spehtsharte“ geschickt. Wenn der Dichter wirklich mit unserer Gegend vertraut war, so konnte er hier das bekannte Gebirge dieses Namens, den Speffart, nicht meinen. Nun heißt heute noch ein Waldberg nicht weit von Grasellenbach der „Speffartskopf“. (Speffart bedeutet so viel als Spehtshard, Spechtwald, Wald, in dem sich Spechte aufhalten.) Nicht sehr fern von diesem mußte der Brunnen stehen. Knapp ließ weitere Erkundigungen einziehen und glaubte zu finden, daß den Bewohnern von Grasellenbach und dem nahen Affolterbach ein bestimmter Brunnen seit Menschengedenken als „Siegfriedsbrünnchen“ bekannt sei, und daß sie erzählten, ein Ritter habe einmal da einen andern ermordet. Er schließt nun hieraus, der von Alters her von den Leuten der Umgegend sogenannte Siegfriedsbrunnen sei derselbe, den der Dichter im Auge gehabt, und er vermuthet weiter, der Verfasser des Liedes habe eine in alter Zeit wirklich vorgekommene Thatsache nur dichterisch ausgeschmückt. Ob er mit der letzteren Vermuthung das Richtige getroffen habe, fragt sich. Knapp sorgte nun dafür, daß der Brunnen in guten Stand gesetzt wurde; es ist im Walde ein kleines Plätzchen gelichtet, einige Bänke sind angebracht und ein steinernes Kreuz ist errichtet und mit einer Inschrift, einigen Versen des Nibelungenliedes, versehen. Und jetzt kann jedes Kind aus Grasellenbach und Umgehung den Fremden nach dem Siegfriedsbrunnen führen.



Alt-Breisach.

Das Breisgau.

Alt-Breisach. Bedeutung des Breisgaaues. Freiburg und sein Münster. Schloß Zähringen und die Zähringer.

Kommen wir vom Elsaß vom blühenden Sundgau herüber, der alten Besitzung der Habsburger, die von der Aar herab in das Rheinthal links und rechts ihre Ländermacht einst ausdehnten, so grüßt uns bald am Gestade des Rheinstromes, der hier in der Mitte zwischen Wasgenwald und Schwarzwald durch eine weite Ebene strömt, ein hoher Felsenitz, gelehnt an einen langwelligen Gebirgszug.

Melancholisch blickt der romantische Münster hinab auf die weiten Sumpfflächen, wo die Reiher manch Fröschelein auf ihre Horste bringen. Schon sechs Jahrhunderte sind über sein Haupt gezogen; er sah des Reiches Herrlichkeit hier am Oberrhein. Er sah, wie die Feste hier auf dem feurigen Basaltblocke zu des Reiches Schutzmark vom frommen Rudolf von Habsburg gemacht ward, der so oftmals in diesen Gauen seinen Königsstuhl aufgeschlagen hat. Soll doch weiter nach Norden, am Fuße des Kaiserstuhles — so heißt die Berginsel vor uns — des Habsburgers Wiege zu Rimpurg bei Sasbach gestanden haben.

Von hier aus, von Alt-Breisach, dem das elsässische Landstädtchen Neu-Breisach mit dem Fort Martin gegenüber liegt, zog der Habsburger nach Frankfurt zu den Fürsten, die ihn am 29. September 1273 zum rex Germaniae gekürt hatten.

Die schwarzgelben Farben sind längst verblichen; am Eingange zum Breisgau, der vom Mons Brisiacus, wie Alt-Breisach in klassischer Rede heißt, den Namen trägt, am Ende der langen Schiffsbrücke steht ein Posten in blauer Uniform, der uns das Brückengeld mit einem frischen „guten Morgen“ abnimmt. Von der Freieung, wo der massige Dom mit seinen zwei eckigen Thürmen, der St. Stephansmünster, sich zum blauen Himmel hebt, da sieht der Wanderer hinein in die sonnige Landschaft. Zur Rechten hebt sich plateauartig der Kaiserstuhl, wo Kaiser Rudolf nach altgermanischer Sitte öfter zum Ding, zu Gericht, gesessen sein soll; gewaltige Gebirgsmassen thürmte hier im Rheinsee des Vulcanus berstende Feuerhand. Flüssig quoll durch einander vor Jahrtausenden in feurigen Fluten Trachyt und Basalt, Dolerit und körniger Kalk. Ohne daß dieses Gebirge, das sich „bei den neun Rinden“ an 560-m hoch erhebt, nach Leopold von Buch ein wirklicher Vulkan mit Ausbrüchen und Kraterentwicklung war, hat es sich doch nach Art einer Erhebungsinselform hier mitten im Rheinthal gebildet. Seine Bildung fällt sehr wahrscheinlich in die Diluvialperiode, und zwar in die Zeit zwischen der Absetzung des Diluvialgerölles und der Bildung des Böß, den wir auf seiner Höhe an vielen Stellen entdecken können. Zur selben Epoche entstanden am Oberrhein die Höhen im Odenwald, Malchen und Feldberg, und gegenüber im Hardtgebirge durchbrach bei Forst der gewaltige Strom des Basaltes den nur halb erhärteten Buntsandstein.

Und diese Revolution vor Olympos Zeiten, diese heißen Gebilde, welche plötzlich aus dem Erdinnern hervordrang, sie verliehen der Erde am Kaiserstuhl ihre Würze und ihre Wärme. Ein Viertelhundert Ortschaften mit an 40,000 Einwohnern erheben sich auf seinem Plateau und liegen versteckt zwischen Obstpflanzungen an seinen Rändern. Hier grünen am südlichen und westlichen Abhänge die goldenen Rebengelände, die den trefflichen Markgräfler bringen — der Vulkan zeitigt des Bacchus Gaben — geschützt vor rauhem, nordischem Luftzuge reifen hier die Früchte des Walnußbaumes und der edleren Kern- und Steinobstsorten. Eine solche Ueppigkeit und einen solchen Reichthum an Bodenerzeugnissen schafft hier das wechselnde Gestein, daß von 2720 phanerogamischen Pflanzenarten von Deutschland und der Schweiz nicht weniger als 1173 im Breisgau vorkommen.

Auch dem Auge zur Rechten höht sich ein Gebirgswall, das ist der Tuniberg. Zwischen ihm und dem Kaiserstuhl muß einstmals der Rheinsee den bindenden Pfeiler durchrissen haben, und die Insel so in zwei Stücke getrennt worden sein. Zwischen Munzingen und Thiengen, auf der Ostseite des Tuniberges, fand ein Forscher von Freiburg, Alexander von Ecker, im Böß des Rheinstromes eine vorgeschichtliche Niederlassung. Im weichen Böß hatte sich hier der Mensch der Vorzeit Höhlen gegraben, welche zusammenfallend ihn und seine Lagerplätze begruben. Da deckte

die Nachforschung rohe, geschlagene Kieselwerkzeuge auf, Steinmesser aus Jaspis, Perlen aus Bohnerz, grauschwarze Thonscherben und dabei Knochen und Beilfassungen, herrührend vom Kenthier. Hier am Orte, wo das Ren über den Rheensee setzte, wenn es heimkehrte aus den Ebenen an der Voire in den kälteren Nordosten, da lauerte der Kenthiermensch der Urzeit der Herde auf und nährte sich kümmerlich von dieser Jagdbeute. Und seit jener fernen Zeit hat der Mensch hier gehaust am Rande des Rheinsees; dann stieg er hernieder in die wasserfreien Fluren, und Kelten und Germanen gründeten im fruchtreichen Breisgau ihre Ortschaften und ihre Burgen. Aber weiter ab vom Felsen von Alt-Breisach, hinein in die sonnenbeschienene, weinselige Landschaft!

In drei Viertelstunden führt die neue Bahn, wo noch vor wenigen Jahren den Fremdling der Schwager kutschirte, von Alt-Breisach am Fuße des Kaiserstuhls nach Freiburg, vorbei an den reichen Dörfern Ihringen, Wassenweiler, Oberschaffhausen, Bötzingen, dann hin zu der Dreisam gelblicher Flut hinter der Station Gottenheim. Die Bahn läuft in starkem Bogen, um dem Nied, dem Reste des alten Binnensees, auszuweichen, der sich in nordöstlicher Richtung zwischen Tuniberg und Kaiserstuhl erstreckt. Im freundlichen Gottenheim blinkt über den dunkeln Mooswald eine herrlich vollendete, spitze, durchbrochene Pyramide herüber, welche wie ein Röslein aus dem Dickicht hervorschaut — es ist der Münster mit seinem unübertrefflichen, hochragenden Thurme. Fast einander gegenüber am Oberrhein stehen hoch die beiden Dome, die, in gothischem Stile erbaut, der fruchtbaren Ebene zum eigenartigen Schmucke gereichen, die von der Ferne schon den Blick des Wanderers fesseln und ihm entgegenrufen: „Schau her zu uns!“ Das sind die Münsterthürme von Straßburg und Freiburg. Doch schlingt sich jener am Vogesenrande empor, wie auf weichem Rasen eine stolzprangende Lilie, wie ein Mirakel im weiten Elifatenlande, das weit Alles in der niederen Umgebung hinter sich läßt und nur mit den massigen Bergen im Hintergrunde um den Vorrang ringt. So schaut der Münster von Freiburg hernieder in den Breisgau als der Ausdruck der naturgemäßen, künstlerischen Entwicklung der reichen Landschaft, als die Krönung des Gebäudes, das auf festem Grunde steht. Nicht übernatürlich ragt der Dom zu den Wolken empor, wie sein Bruder drüben, harmonisch vollendet hebt er sich ab von den dunklen Bergen des Schwarzwaldes. Es ist eine Blüte, entsprossen auf eigenem Grund und Boden, keine Lotusblume, welche die Seele hinweghebt von der Erde, den fernen Regionen zu. Sei gegrüßt, du Symbol des herrlichen Breisgaves, sei gegrüßt, du liebliches Kind zu Füßen des heimlichen Waldgebirges!

Und die Fahrt geht durch den sonnendurchbrochenen Mooswald nach dem Waldort Lehen; von Bezenhausen biegt die Bahn um nach Südosten, und bald landen wir in dem auf dem Boden der alten Festungswerke erbauten Bahnhofe. Und welch Getriebe in den Räumen desselben! Die Güter-Aus- und Einfuhr mit stämmigen Bäumen, Maschinen und Kohlen; dann der Lärm der Karossen, welche Reisende bringen und mitnehmen,

das Gesumme von Stimmen, der Anblick von Bauern mit hohen Stiefeln und dreieckigem Hute, von Soldaten, die in Urlaub gehen, von Musenöhnen, die eine Studiosfahrt am Rheine unternehmen oder von einer Paukerei heimkehren, die Geschäftsreisenden mit Lederkoffern und Leinwandbündeln! Das Alles beweist, daß Freiburg nicht mehr die stille Universitätsstadt von früher, sondern daß die erwachende Metropole am badischen Oberrhein, die Perle des Breisgaus, nicht nur die Göttin der Anmuth an sich gekettet hat, sondern allmählich Mercur, den Gott des Verkehrs, an ihre Stätte zu fesseln versteht.

Gegenüber dem Bahnhofe und längs der Anlagen, die an Stelle der Festungslunetten das Stadtgebiet mit lieblichem Kranze umziehen, breitet sich ein stolzes Gebäude aus: der Zähringer Hof, das erste Hôtel von Freiburg, das manchen Amerikaner und Engländer in seinen schönen Räumen sieht. Nach kurzer Rast gelangen wir durch die Eisenbahnstraße, in der zur Rechten durch das neue, elegante Postgebäude dem Bedürfniß nach Verkehr neue Hallen emporgerichtet wurden, in welcher manch niedliche Villa dem reichen Rentier ein frohes Tusculum gewährt, zum Kotteckplatze. Hier am Platze, wo dem Gründer des deutschen Liberalismus, dem Staatsrechtkenner und populären Historiker, der ehemaligen Bierde der nahe Universität, ein einfaches Denkmal, der Nachwelt zur Erinnerung, gesetzt wurde, scheidet sich der Kranz der Neubauten von den Gassen und Plätzen der alten Stadt, die Jahrhunderte lang von Wall und Graben, in Schranken gehalten wurde. Durch die Jesuitengasse, dem Orden zu Ehren genannt, der zur Zeit der österreichischen Herrschaft auch hier Unterricht und Bildung dem deutschen Wesen zum Nachtheil gepachtet zu haben schien, führt uns der Weg an den langen Bau des neuen Universitätsgebäudes. Die Hochschule für das Breisgau wurde als die erste im Reiche 1457 von Albrecht IV., Erzherzog von Oesterreich, ins Leben gerufen; zur guten Zeit entstand sie, als unter dem Einflusse des Falles des griechischen Kaiserthums die Männer der Wissenschaften von Osten nach Westen wanderten und die am Rhein erfundene und zuerst angewendete Buchdruckerkunst das regste geistige Leben zu verbreiten begann. Der Ruhm der Albertina nahm bald so zu, daß Fürsten und Grafen, Domherren und Geistliche von allen Seiten hier zusammenströmten. Die glänzendsten Vertreter wies von jeher die theologische Fakultät auf. Da lehrten Johann Geiler von Kaisersberg, der Schleiermacher seiner Zeit, Matthäus Zell, der erste Reformator der Kirche zu Straßburg, dann Jakob Sturm von Sturmeck, der Meister später im Rathe zu Straßburg, und Wolfgang Kapito [Kipfel] von Hagenau, sowie der Abraham a Santa Clara des 15. Jahrhunderts: Thomas Murner. Doch bald hemmte die österreichische Regierung den Fortschritt der Hochschule; Scholastik und Dialektik nahmen in der Theologie und Philosophie überhand; statt der Rheinländer, freien Geistes, erhielten die bedächtigen Schwaben, die Männer der Rückwärtserei, die Ueberhand. Anno 1620 ward die Gesellschaft Jesu eingeführt, nahm die Lehrstühle in Beschlag bis 1773; das war der Tod der Lehrfreiheit und der Reformationsideen.

Nach Vertreibung der Jesuiten hob sich unter dem einsichtsvollen Regimente Joseph's II. wieder der wissenschaftliche Standpunkt der Universität. Engelbert Klipfel gab damals in Verbindung mit Riegger und Dannenmair die erste theologische Zeitschrift in Freiburg heraus: «Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis». Mit der Stadt gelangte 1805 auch die Hochschule an das Haus Baden. Damit kam die Universität zu noch höherer Blüte; sie ward der Sitz der katholischen Theologie in Baden, wie Heidelberg der der protestantischen. Im Jahre 1820 nahm sie zu Ehren ihres neuen Begründers, des Großherzogs Ludwig, die Benennung Albert-Ludwigs-Hochschule an. Seither wirkten berühmte Staatslehrer wie: Rotteck, v. Welcker; Historiker wie: Heinrich Schreiber, dem Freiburg wie das Breisgau die urkundliche Erforschung ihrer Geschichte verdanken; wirken noch Gelehrte wie: der Anatom Ecker, der Mineralog Fischer, der Kulturhistoriker Kraus, an dieser alma mater im badischen Oberlande. Im Gegensatz zu der zweiten, rechtsrheinischen Hochschule, der Stiftung der Wittelsbacher, dem nicht fernen Heidelberg, deren Studiosen sich aus aller Herren Ländern zusammensetzen, rekrutirt sich diese Hochschule fast ausschließlich aus Landeskindern; zwei Drittel der Studenten gehören der katholisch-theologischen Fakultät an. Gegenüber dem Universitätsgebäude befindet sich die Bibliothek mit ihren reichen Schätzen an Manuskripten und Urkunden, alten Münzen und manchem archäologischen Denkmal aus Kelten- und Römerzeit, das H. Schreiber's Spürkunst dem Tageslicht wieder zurückerstattet hat.

Und vor diesen der Wissenschaft geweihten Gebäuden rauscht in einem röthlichen Becken der volle Strahl des Gebirgswassers; und auf dem vom Raß unströmten Pfeiler steht eine ernste Mönchsgestalt, in der Rechten die Bibel, die Linke sinnend an das Rinn gelehnt. Es ist der Freiburger Mönch Berthold Schwarz, der mit seiner schwarzen Kunst ein neues Zeitalter, das der Fürstengewalt, über Europa geführt hat. Ahnte vielleicht der sinnige Mönch, daß sein Blitz zwar eine neue Gewalt dem Alles erfindenden Menschen in die Hand geben, aber daß diese Kraft durch Fürstenhand der Kirche wieder entreißen sollte, was ihr der weltlichen Herrscher Arm verliehen hatte?

Eripuit coelo fulmen, . . . deditque tyrannis.

Sinnend schreitet der Wanderer weiter durch die engen Gassen mit ihren hohen alterthümlichen Giebeln und ihren kleinen Fenstern. Und überall auf Freiburgs Straßen und Plätzen sprudelt und rauscht der Strom lebendigen Wassers in Kanälen von Brunnen zu Brunnen, die mit charakteristischer Zierde besonders die breite Kaiserstraße schmücken, welche von Süd nach Nord in der Richtung der Landstraße von Basel nach Frankfurt die Stadt in zwei ziemlich gleiche Hälften theilt.

Bei der Wanderung nach Norden glänzt zwischen Kaserne und Kommandantenhaus die ewig junge Viktoria mit dem Lorbeerfranze; das Piedestal des Kriegerdenkmals für die 1870—71 gefallenen Landesvertheidiger schmücken in Erz gegossene Krieger zu Fuß und zu Roß; die Seiten sind bedeckt mit Reliefs, welche Scenen aus dem heiligen Kriege darstellen, der das schöne

Nachbarland von drüben wieder vereinte mit seiner Zwillingsschwester hüben dem Rheine. Dort nach Norden führt die Straße zum neuen Stadtviertel, der Zähringer Vorstadt, wohin die protestantische Kirche von der Abtei Thennenlach bei Emmendingen mit ihren romanischen Trümmern 1836 transportirt wurde. Zur Linken vom Kriegerdenkmal gelangen wir an die 1846 erbaute Ton- und Festhalle, ein lustiger, aus Holz errichteter Bau, der, geschmückt mit den Wappen der badischen Städte, das Volk im Breisgau vereint zu Industrieausstellungen, zu Gesangsfesten, zu Volksversammlungen und dergleichen.

Doch von diesen Baulichkeiten der Neuzeit zieht es das Herz hin zu der Stätte, wo sich in den blauen Aether, ein Triumph des menschlichen Geistes, der Pyramidenbau des Münsters erhebt.

Die Münsterergasse führt von der Kaiserstraße aus und ihrem bunten Leben und Treiben — denn dort promenirt die ganze noble Welt von Freiburg — auf den stilleren Münsterplatz. Den weiten Platz umgiebt in unregelmäßigem Viereck eine Reihe stattlicher Gebäude; in der Ecke zur Linken das Hofgericht mit dem alten Postamt, dann weiter zur Linken der langweilige Bau des Waisenhauses; zur Rechten das erzbischöfliche Palais und das alterthümliche Kaufhaus mit seinen offenen Bogenhallen, seinen lebendigen Statuen und seinen niedlichen Erkern.

Aber über die Häuserreihen hebt sich riesengroß, die Zwerge unter sich lassend, in der Diagonale des Platzes der Münster. Es ist der einzige Dom, den uns das Mittelalter fertig brachte, der auf einem ursprünglichen Plane beruht und dem die neuere Zeit keine überflüssigen Zuthaten anfügte. Daher sein großer Werth für die Kunstgeschichte. Der Eindruck des majestätischen einen Thurmes wird verstärkt durch seine Stellung direkt über dem Hauptportale. Das Schiff der Kirche erscheint dadurch niedriger; doch ist dies Verhältniß nicht so störend wie beim Straßburger Münster, dessen Thurm die Kirche fast erdrückt. Der Thurm ragt 116 Meter empor und bildet im unteren Drittheil ein Viereck, unter dem der Bogen der Vorhalle mit seinem mannichfaltigen Bilderschmuck zum Eintritt einladet. Oberhalb einer durchbrochenen Galerie gestaltet sich der Thurm in ein Zwölfeck, aus welchem wieder ein Achteck hervorgeht, das eine gleichfalls achteckige Pyramide emporträgt; noch unter letzterer zieht sich eine Galerie hin. Der ganze Bau, in rothem Sandstein ausgeführt, hebt sich auf dem weiten Platze, dem der Schloßberg nach Westen einen dunkeln Hintergrund giebt, klar und deutlich ab; es ist die reinste Manifestation des gothischen Baustiles, dieser Wunderbau aus Steinquadern. An den Thurm schließt sich das Langschiff an, das 57 Meter mißt. Beide Theile waren bereits im dreizehnten Jahrhundert vollendet. Die Sage nennt den Herzog Konrad von Zähringen — er regierte von 1122 — 1152 — als den Erbauer des Münsters.

Schon 1146 war das Werk so weit vorgerückt, daß Bernhard von Clairvaux in jenem Jahre darin seine Aufforderung zum Kreuznehmen ertönen ließ und mit flammender Gewalt die Christenheit zu den Waffen rief.



Der Münster zu Freiburg.

Noch ehe also jenseits der Münsterturm zu Straßburg angefangen wurde, stand hier schon Thurm und Langschiff. Der Chor der Kirche, der bedeutend höher als das Langschiff und von zwei Seitenthürmchen abgegrenzt ist, welche sich über den Querbau erheben, ist fünfseitig geschlossen und hat ein sehr kunstreiches, nebförmiges Gewölbe. Seine Länge beträgt an 52 Meter; er ward, wie eine Inschrift belehrt, 1354 begonnen und 1513 eingeweiht. Das Ganze ist danach angelegt in Form eines von West nach Ost gerichteten Kreuzes, mit dem Thurm auf dem Ostportal. Der Querbau ist der älteste Theil, er ist im byzantinischen Baustile aufgeführt. Die Arbeit von vier Jahrhunderten hat den einzigen Bau vollendet. Der neueren Zeit gehört nur der italienische Arkadenbalkon über dem südlichen Theil des Querbaues an, mit dem Mitte des 17. Jahrhunderts die Kirche verunstaltet wurde. Das Innere des Münsters widerstrahlt von gebrochenem Lichte, das von den mit prächtigen Glasgemälden aus dem 15. Jahrhundert stammenden, hohen Fenstern ausgeht. Mit Mühe dringt der Blick durch das Langschiff mit seinen grauen Säulen und seinen steingehauenen Heiligenfiguren zum Hochaltar im Chore. Sechs Altäre zieren das Innere. Den Hochaltar mit seinen mächtigen Flügeln schmückt eine Reihe von Meisterwerken, welche Scenen aus der heiligen Geschichte im altdeutschen Stile darstellen; sie stammen von der Hand Hans Baldung's, genannt Geier, aus Gmünd in Schwaben, sämmtlich gemalt um das Jahr 1516. In der Universitätskapelle im Chor zur Rechten sieht man zwei Altarbilder, welche Christi Geburt und die Anbetung der drei Könige darstellen; sie rühren von dem jüngeren Hans Holbein und seiner Schule her. Von Schnitzereien alter und neuerer Zeit sind treffliche Muster in der langen Reihe geschnitzter Domherrenstühle sowie in einigen Altären zu schauen. Der günstige Einfluß, welchen der herrliche Münster von jeher auf Künstler und Handwerker der Stadt äußerte, bemerkt H. Schreiber, ist unverkennbar. Ein Freiburger Schlossermeister, Mägler, verfertigte ein zum Ganzen des Münsters passendes eisernes Portalgitter. Die verloren gegangene Glasmalerei fanden die Brüder Helmsle von Breitnau wieder auf; von ihrer geschickten Hand erblicken wir auch die vier Evangelisten und eine Passion nach Albrecht Dürer, von denen erstere in ähnlicher Farbenpracht prangen wie die Originale zu St. Lorenz in Nürnberg.

Die Seitenschiffe, die das Mittelschiff begleiten, sind mehr oder minder das Dominium der Todten. Hier stehen die steinernen Sarkophage an den Wänden oder sind die Grabsteine den weißen und rothen Sandsteinplatten eingefügt. Da stehen in der Chorwand und in den Altären die Denkmäler und Grabsteine der schwertgewaltigen Helden und der federgewandten Ritter vom Geiste, darunter das gleichzeitige Grabmal des Herzogs Berthold V. von Zähringen mit vollständiger Rüstung, mit gefalteten Händen stehend auf einem Löwen, dem Wappenthier der Zähringer und Habsburger.

Die Grabinschrift lautet:

Bertholdus V. ultimus Zaeringiae dux, XIV. Februarii MCCXIII sine prole mascula obiit. Cujus ossa sub hac statua in crypta lapidea requiescunt.

Aber hoch, jetzt braust voller Orgelton durch die gewaltigen Räume, welche von der Harmonie zu erschwellen scheinen! Die Sonne wirft magische Schatten auf die alten Denksteine und die graugesättigten Säulenhallen, sie lockt hinaus in die freie Luft zum warmen Sonnenlicht; verlassen wir die mit Andächtigen, meist mit Frauen und Kindern, sich füllenden, geweihten Räume. Durch das Südportal treten wir hinaus und stehen gegenüber dem im Sonnenlicht wie Karneol erglänzenden Kaufhause. Fünf starke Säulen bilden eine gewölbte Rundbogenhalle, über welche eine steinerne Gallerie hervortritt, die an beiden Enden durch auf den Säulen ruhenden Erkerthürmchen eingefaßt sind. Zwischen den fünf breiten Fensterbogen, welche einem geräumigen Saale reiches Licht geben, stehen unter gothischen Dächlein die Steinbilder von vier Kaisern und Königen aus dem Habsburgischen Hause.



Das Zähringer Schloß.

Es sind dies „der letzte Ritter“, Maximilian I., sein Sohn Philipp I. und seine Enkel, die Kaiser Karl V. und Ferdinand I. Alle sind im Harnisch und geschmückt mit den Reichsinsignien. Das Gebäude repräsentirt den Uebergang vom gothischen Stile zur Renaissancearbeit und stammt aus dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Auf dem Marktplatze selbst mag man die zierlichen Trachten der oberländischen Bäuerinnen studiren, die weiten Aermel mit dem Faltenhemd, die koketten Zwickelstrümpfe, die fliegenden Haubenbänder, welche den frischen Gesichtern gut anstehen. Die Tracht ist im Ganzen dieselbe wie drüben im Elsaß von Kolmar bis Straßburg, und auch die Menschen sind von demselben Schlage,

kräftige Kinder des Alemannenlandes. Noch wäre Manches in der Stadt Freiburg der Betrachtung würdig: so das Martinsthor mit seinem den Mantel theilenden Heiligen; da drüben die Restauration „Zum Kopf“ mit ihren Auslesen von Oberländer Weinen und besonders dem würzigen Rothen, dem Originalgewächs „von unserm“, die reichen Sammlungen aus allen Naturreichen, das vortreffliche Institut der Landesblindenanstalt mit seinen sinnreichen Lese- und Schreibvorrichtungen. Doch den Wanderer treibt es hinauf zu den Bergen und den Ruinen, und deshalb zum Schwabenthor hinaus, auf dessen Innenseite ein behäbiger „Schwab“ einen beladenen Weinfarren, die segensreiche Fülle des Breisgaaes, seinem Dörfchen zuführt.

Mit manchem Spaziergänger, der den lieblichen Frühlingstag benutzt, ersteigen wir den Schloßberg, der unmittelbar über der Stadt in einer Höhe von 130 m sich erhebt. Vorüber führt der gemächlich durch Nebengelände ansteigende Weg an geräumigen Bierkellern, woher frische Lieder ertönen — die Freiburger sind ein munteres, höfliches Völkchen, das gern seinen guten Schoppen zu sich nimmt. Am Kreuzstz vorbei führt der Pfad rechts zur Ludwigshöhe, wo ein Pavillon mit eiserner Orientirungstafel das weite Panorama zu erklären sucht. Da liegt sie vor uns im Dufte des Sonnenscheins, die liebliche Landschaft des ganzen Breisgaaes. Zur äußersten Linken das wiesengeschmückte Dreisamthal mit dem frischsprudelnden Bergwasser, das hinten von Zarten, dem keltischen Tarodunum, herkommt. Man erkennt im Hintergrunde, wo es nach Westen dem Höhlenthale und seinen romantischen Engen zugeht, die Häuser der Dörfer Ebnet, Littenweiler, Zarten. Dort hinter Zarten, auf dem Platze, wo heute die Weiler Brand und Burg stehen, woraus die Franzosen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Stadt Brandenburg komponirten, standen in grauen Zeiten die Hütten und die Wälle des vorrömischen Tarodunum, der „Durchgangsstadt“, wie es Bacmeister aus dem Keltischen ableitet. Diese Burg dort hatte am Ausgangspunkte des Höhlenthales den Zweck, den Durchgang zur Rheinebene zu beherrschen, der vom Donauthale her durch die Dreisamschlucht hergeführt hat und noch herführt. Dieser von jeher wichtigen Passage auf der kürzesten Linie von den Donauquellen zum Oberrhein dankte dieses Thal vor uns seine historische und seine kommerzielle Bedeutung. Von den Helvetiern und Bojern an, die diese Straße zogen von Ost nach West; von den Legionären an, die einst mit Sack und Pack marschirten von Mons Brisiacus (Altbreisach) über Tarodunum (Zarten) nach Brigobanne (an der Brieg); von den wilden Hunnen an, die mit Feuer und Schwert heraufzogen, zu morden und zu plündern im Rheinthale, bis auf die Sansculotten, die unter Moreau 1794 hierdurch ihren berühmten Rückzug antraten — alle diese Völker und Heere mußten die von der Natur eingezeichnete Völkerstraße passiren, welche das Donauthal auf dem kürzesten Wege mit dem Oberrhein und weiter mit dem Westen verbindet. Und eben diese nothwendige Einmündung der Verkehrs- und Handelsstraße von der Donau her in den großen Rheinstraßenkanal gab den Grund dafür, daß hier auf dem Schloßberge die Römer, dies weitsehende Volk, ein Kastell

sich wölbten und ihre Ansiedelung da oben mit Mosaikböden, die zum Theil in der Universitätsbibliothek jetzt liegen, ausgeschmückt haben. Auch zu Tarodunum bezeugen Münzen und Ziegel, die beiden Urkunden für die Römerzeit, die Anwesenheit der südlichen Eroberer.

Und wenn wir jetzt weiter blicken vom Luginsland auf dem Schloßberge hinunter über die farbenprächtige Landschaft, auf den blühenden Gau mit seinen rebenumwundenen Hügeln, welche sich im Süden den Hochgipfeln des Belchen und des Feldberges vorlagern; den Brunenberg mit dem Küßfelsen, das Kirchlein Poretto, die hohe Schauenburg und die noch höhere Schneeburg mit ihren einsamen Thürmen, und dann hinüber zum Tuniberg und dem Kaiserstuhl im Osten, und endlich hinaus über Gottenheim und Riegel, wo der See einst den Gebirgsriegel sprengte, in die Rheinebene — da wird dem sinnenden Wanderer klar, daß dieser Punkt, wo der Münster sich hebt, bestimmt war, eine Stadt, die Herrscherin im Breisgau, erstehen zu lassen. Freiburg hat die günstige Stelle inne, wo die Achse des Donauthales im fruchtbaren, sonnigen Grunde zwischen Kaiserstuhl und den Vorläufern des Schwarzwaldes mit der Achse des Rheinthales zusammentrifft. Ein solcher Punkt mußte zu einem Brennpunkt des kriegerischen und friedlichen Verkehrs werden. Das Samenkorn, das die Natur hier dem Boden einlegte am Fuße des Schloßberges, das ließ ein Herzog von Zähringen aufgehen, der hier auf dem Schloßberge und weiter nördlich eine Burg besaß, Berthold III. Anno 1120 erfolgte durch ihn die Umbildung eines Fischer- und Köhlerdorfes am Fuße des Schloßberges in eine Stadt — Freiburg.

Wie aus der Verfassung, die er nach dem Vorbilde der Kölner seiner Stiftung gab, hervorgeht, war des Zähringer's Absicht, eine freie Niederlags- und Handelsstadt zwischen dem Mittelrhein und der Schweiz, zwischen Elsaß und Schwaben, zwischen Mainz und Basel, zwischen Straßburg und Ulm damit ins Leben zu rufen. Unter den Zähringern, welche ihren Schützling begünstigten, gedieh die Stadt; allein unter den Fehden mit den Grafen von Urach, unter die es seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts kam, litt die junge Blüte. Bis 1368 herrschten die Uracher als Grafen von Freiburg; um 13,200 Mark Silber kaufte sich damals die Stadt von ihren Zwingherren los und wählte die Brüder Albert und Leopold von Oesterreich zu ihren erblichen Herren. Beim Hause Habsburg blieb die Stadt und der Breisgau über 300 Jahre und gedieh so lange zu reicher Blüte, als das Haus Oesterreich die Macht hatte, seine rheinischen Besitzungen gegen den Franzmann, der wie die Römer sich rechts vom Rheine ausdehnen wollte, energisch zu schützen. In der Periode des Kampfes zwischen Habsburg und Bourbon kämpften oftmals um diese Festung die französischen und österreichischen Heere; in hundert Jahren hatte sie sieben Belagerungen und Zerstörungen auszuhalten. Manah Siebelhaus sank damals durch welsche Kugeln in Trümmer. Endlich per tot discrimina rerum, welche ihre natürliche Lage mitbrachte, kam diese Perle am Oberrhein 1806 in die hütenden Hände ihrer Gründer, des Hauses Baden, und seitdem erholt sich die Stadt wieder von den vielen geschlagenen Wunden.

Zählte sie doch Dezember 1878 bereits über 32,000 Einwohner als die drittgrößte Stadt des Großherzogthums Baden, und jährlich nimmt der Strom der Niederlassungen in diesem anmuthsvollen Kessel zu.

Vom Schloßberg führt ein Gang durch Waldesschatten und über grüne Matten mit einzelnen Ausblicken auf die Ebene nach Osten in das liebliche Inmenthal nach dem Jägerhäuschen. Hier genießt man neben einem vortrefflichen Glas Landwein und frischer Butter eine der schönsten Ansichten auf das Gelände um Freiburg, auf die baumreiche Landschaft, auf die hervorragenden Gebäude der Stadt, auf den Alles überragenden Münster mit dem vortrefflichen Hintergrund, den der niedere Lorettohügel und der die Gegend begrenzende Schienberg bildet. Das Ganze bildet ein abgeschlossenes Gemälde, und manchem trefflichen Zeichner hat dieser Anblick schon den Stift in die Hand gedrückt. Zu Füßen liegt das jetzt mit Freiburg verwachsene Dörfchen Herdern, welches als der älteste Ort des Breisgaaues schon 806 als Hardun urkundlich auftritt.

Ueber den Schönehof führt eine stille Waldung weiter. Hier war der Lieblingsaufenthalt des Geschichtschreibers Rotteck, der mit dem Staatsrechtslehrer Welcker, dem Vorkämpfer der großdeutschen Idee, eine Reihe von Jahren in Freiburg an der Hochschule gewirkt hat. Rotteck, ein geborener Freiburger, war mit seinem Freunde Welcker das Haupt der Liberalen in Baden. Am 26. November 1840 starb hier zu Freiburg der Mann, welcher der Freiheit des deutschen Bürgerthums sein Leben gewidmet hatte. Seine Werke folgen ihm nach, dem Ehrenmanne!

Wir steigen das Thälchen des Reutebaches hinab, an dessen Ausgang das Dorf Zähringen liegt, das in Urkunden zuerst 1008 erscheint. Ein hübscher Pfad führt den Wanderer an einigen Höfen vorüber zu einer von Hochwald umgebenen Burgruine. Die Umwallung der Burg, die auf einer Basis gewaltiger Felsen ruhte, ist noch in Resten erkennbar; erhalten vom Schloß Zähringen — denn diesem gehören die Trümmer vor uns an — ist nur noch ein runder, 58 Meter hoher Thurm, dessen Platte in neuerer Zeit dem Besucher zugänglich gemacht ist. Von diesem an 480 Meter hohen Standpunkte, der inmitten zwischen den Theilungen der Dreißam und der Glotter den Forst überragt, genießt man eine weite Aussicht. Wie eine reichbesetzte Tafel breitet sich vor dem entzückten Blicke das Breisgau mit seinen Hunderten von Ortschaften und Kirchturmspitzen aus. Der freie Blick schweift hinüber zu den Kämmen des Wasgenwaldes; man mag im blauen Dufte die Kuppen der beiden elsässer Belchen erkennen, und am Ausgange des Münsterthales blinken die Thürme der „drei Exen“ oberhalb Kolmar herüber. Nach Osten und Norden öffnen sich das Wildthal und das Föhrenthal, die zur Glotter münden, in einsamer Stille, und hoch über unserem Standpunkte zieht ein Edelsalke seine gedehnten Kreise.

Und ein Edelsalkengeschlecht war es, das einst vor Jahrhunderten auf diesem Felsenhorste, einem der kleinsten Nitterfitze des Breisgaaues, mit scharfem Blicke saß und seinen stolzen Flug genommen hat mit der Zeit nach Norden zu Neckar und Main, nach Süden zur Donau und zum Bodensee.

Zu Ende des 11. Jahrhunderts tritt die Burg in den Urkunden auf als Besizthum der Bertilonen oder Bertholde, der Gau grafen im Breisgau. Anno 1078 lesen wir in Urkunden von einem „Bertoldus de Ceringen“ und „de castro Zeringen“. Das Haus der Bertholde aber bestand schon lange Zeit vor der Erbauung dieses Falkenestes.



Das Siegesdenkmal in Freiburg.

Leichtken, Archivvorstand vormals zu Freiburg, hat wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Habsburger und Zähringer oder Bertilonen einem gemeinsamen Stamme angehören, dem der schwäbischen Herzöge, die nachweisbar mit einem Gottfried am Beginn des achten Jahrhunderts ihren Anfang nehmen, und zu deren Reihe die fränkischen Sendgrafen Berthold und Erchanger gehörten. Wie diese Verwandtschaft in Vorzeiten, auf die unter Anderem das gleiche Wappen, der aufrechte Löwe, hindeutet, auch sein mag, das steht fest, daß diese Bertilonen bereits Mitte des 10. Jahrhunderts reich

begütert waren im Breisgau und in der Ortenau, im Neggau und im Thurgau. Als einen Nachkommen des reichen Guntram, Gaugrafen im Breisgau erblicken wir in einem Diplome Otto's des Großen, vom 21. Februar 992, einen Grafen Birtilo „in pago Prisezgave in comitatu Pirihilonis“. Ein Jahrhundert später erscheinen diese Gaugrafen schon eine Stufe höher; der Siebente in der Reihe der Vertilonen, der 1078 im Breisgau auf der Lintburg verstarb, trägt bereits den Titel eines „Herzogs von Zähringen“. Von ihm stammen die zwei Gründer der beiden Zähringischen Hauptlinien ab. Berthold II., der Schwiegerjohn des Königs Rudolf von Habsburg, erbt die Besitzungen im Breisgau und in der Ortenau, im Schwarzwald und im Neckargau. Sein Bruder, Hermann I., bekam Hochberg im Breisgau und die Burg Baden. Als Besitzer der mit dem Herzogthume Kärnten verbundenen Mark Verona führte er den Titel „Markgraf“. Sein Sohn, Hermann II., nannte sich um 1100 zuerst Markgraf von Baden. Das sind die erlauchten Väter der jetzigen großherzoglichen Familie, der mit Recht das Besitzthum ihrer Vorfahren im Breisgau Anfang unseres Jahrhunderts wieder zufiel. Von diesem Felseneste auf ragender Adlerhöhe aus erstreckten die Zähringer, deren Stamm mit dem vorhistorischen Tarodunum = Zaro-dunum = Zarten in naher Verbindung stehen mag, ihr Scepter zum Rhein und zum Schwarzwald, den weiten Strom hinab und hinauf. Möge ihre milde Hand, die seit einem Jahrtausend auf diesen Gauen ruht, noch lange Jahrhunderte ruhen auf ihren Gründungen im Alemannenlande, vor Allem aber auf dir, du Perle im Breisgau, dir lieblichem Freiburg! — Die Landstraße dort im Westen bei Gundelfingen führt jetzt den Wanderer nach Norden, gen Baden-Baden.



Baden-Baden.

Baden-Baden und Karlsruhe.

Wo deine wärmste Segensquelle,
 O Alemannia, entspringt,
 Wo deiner Sprache Wohlkautwelle
 Am Blumenbach der Doss verklingt! —

Baden-Baden und Karlsruhe. Modernes Leben in Baden-Baden. Die großen Rennen.
 Die Residenz Karlsruhe.

Es ist nicht zu verwundern, wenn schon die Römer dieses schöne Fleckchen Erde entdeckten, auf dem die alte wie die neue Bäderstadt gebettet liegt.

Das Dosthal bildet sich aus dem Zusammentreten zweier kleiner Thäler, die sich bei Lichtenthal vereinigen, und mündet von da aus, von Ost nach West sich erstreckend, nach einer Länge von zwei Stunden in das Rheinthal, von dem rasch dahineilenden kleinen Waldbach, die Doss, durchströmt, die sich in die an Rastatt vorbeischießende Murg ergießt. Das Thal ist an sich nicht breit, aber es gehen von der Längenanaxe auf beiden Seiten für sich abgeschlossene Thäler aus, die so das Hauptthal erweitern und Gelegenheit zu herrlichen Spaziergängen und Anlagen bilden. Eine ununterbrochene Bergkette schließt das Dosthal vollständig mit Ausnahme der Mündung ab. An der nördlichen Seite zieht sich, vom Rheinthal anfangend, der Hardtberg, der Schloßberg, 610 m, der große Stausen oder Merkur (725 m) und der kleine Stausen (675 m) hin. An der südlichen Seite der Fremersberg (568 m), der Yberg (558 m), der Wurzgartenkopf, der Cäcilien- oder Leißberg und andere; desgleichen ist der Ursprung des Thales durch einige Bergkuppen, wie der Steinsberg (730 m), abgeschlossen, die so einen malerischen Hintergrund bilden. Durch diese Bergreihe ist das Thal vor den scharfen Nord- und Nordostwinden gänzlich geschützt und

auch die West- und Südwestwinde bringen nicht direkt in das Thal ein. Infolge dessen ist das Klima milder als im Rheinthale, und besonders der Aufenthalt im Frühjahr und Spätjahr, im Mai und Oktober, in diesem wohlverwahrten Thale behaglich und angenehm, ja entzückend.

Die Abhänge der Berge und der Thalwände sind mit Tannenwäldern bedeckt; zwischendurch entfaltet die Buche und die Eiche ihre weiten Kronen, und außerdem gewähren besonders im Thale Gruppen von Finden, Ulmen und Platanen reiche Abwechslung; an den nach Süden zu schauenden Abhängen breiten sich gegen die Mündung des Thales malerische Weinberge aus. An Feldfrüchten und Wiesen fehlt es nicht, das Obst ist vorzüglich; Mandelbäume und Maulbeerbäume kommen im Freien fort, und die Kastanie steht der italienischen nicht nach. In dieses reizende Thal mit dem milden schützenden Klima ist nun Baden gebettet.

Die Stadt liegt, amphitheatralisch sich ausbreitend, am Abhange des Schloßberges, von dem die Trümmer der alten Burg Baden aus dem Tannendunkel herniederschauen.

Das alte Baden enthält enge, unregelmäßige Straßen, zieht sich am Schloßberg hin und bildete bis ins vorige Jahrhundert, wie so viele Städte des Mittelalters, nur eine Art Vorburg des Schlosses. Sein Mittelpunkt ist die Stiftskirche; um sie lag der Marktplatz mit den Lauben und Bänken der Gewerbsleute und nahe dabei die markgräfliche Feste, das jetzige neue Schloß, durch Treppen und Schutzmauern mit den Ansiedelungen in Verbindung stehend. Die Wohnungen zogen sich von hier aus abwärts dem Thale zu und waren da, wo die äußersten Gebäude den Thalgrund berührten, mit Ringmauer und Graben abgeschlossen.

Später kam dann die Neustadt hinzu, die sich malerisch mit ihren Gasthöfen, Palästen, Kirchen, Villen im Thale und in den nächsten Thalabhängen hin ausbreitet. Die Quellen Badens, ungefähr zwanzig an der Zahl, treten am Abhange des Schloßberges gegen die jetzige Höllengasse hin, hinter der Stiftskirche und neben dem jetzigen Friedrichsbade auf kleinem Raum aus Gneis, Granit und Thonschieferpalten zu Tage. Es besteht kein Zweifel, daß ihr Ursprung ein gemeinsamer ist, daß ihr Quellherd im Granit, in ungeheurer Tiefe (mindestens 1400 m) zu suchen ist.

Einzelne dieser Quellen, wie der Brühbrunnen und die Juden-, Höllen- und Ungemachquelle, sind in einem etwa 400 m langen Stollenssystem, welches sich hinter dem Friedrichsbad unter das neue Schloß verzweigt, für jenes zur Benutzung zusammengefaßt. Dieses Stollenssystem liefert nach den neuesten Messungen ungefähr 500,000 Liter in 24 Stunden, sämmtliche Quellen nach früheren Messungen ungefähr 800,000. Im Hauptstollen hat das Wasser eine Temperatur von 66,8° C. oder 53,3° R.

Nach der neuesten Analyse von Bunsen gehören diese Quellen zu den alkalischen Kochsalzthermen, sie stimmen der Mehrzahl nach in ihrem Gehalte überein; die wichtigsten Bestandtheile sind das Chlornatrium und der schwefelsaure Kalk, der Gehalt an freier Kohlensäure ist wie bei allen echten Thermen gering; Stickstoff ist im freien Zustande nur in Spuren

vorhanden; das Wasser ist vollkommen klar und durchsichtig, von grünlicher Farbe, besonderer Weichheit und Glätte und eigenthümlichem, an schwach-gefärbte Fleischbrühe erinnerndem Geschmack.*) Die Temperatur bewegt sich zwischen 44° und 69° C.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Römer, nachdem sie im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts das Dekumatland dauernd in Besitz genommen, früh diese Quellen entdeckten und um dieselben eine Kolonie gründeten. Es lag dies um so mehr nahe, als das Rheinthal sumpfig war und die Ansiedelungen überall auf geschützte Thäler und Thalabhänge angewiesen waren. Nach den erhaltenen Meilensteinen war die Civitas Aquensis, wie Baden zuerst genannt wurde, der Mittelpunkt eines nicht geringen Verwaltungsbezirks, der sich nach Südwesten auf 2, nach Nordwesten auf 5 und nach Nordosten auf 9 Stunden nach den Orten Singheim, Steinbach, Aue am Rhein, Nöltingen und Elmendingen verfolgen läßt.

Aus einer Grabschrift des Aemilius Crescens, eines Soldaten der 14. Legion, erhellt, daß diese Legion bei Trajan's Ankunft im Dekumatland nach Pannonien verlegt wurde, schon Ende des ersten Jahrhunderts hier eine militärische Anlage war, und die Civitas Aquensis schon um diese Zeit bestand. Sie überflügelte auch bald die übrigen Orte der Gegend. Kaiser, wie Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, besuchten sie und thaten gewiß Manches zu deren Sicherung durch Verstärkung der Befestigungen und für deren Erblühen durch Errichtung von Bauwerken und Förderung des Handels; besonders aber hat sich, wie noch vorhandene Monumente bezeugen, Caracalla, der zugleich ein großer Baufreund war, 214 um Baden verdient gemacht; von ihm erhielt die Stadt nach seiner Familie den Beinamen Aurelia Aquensis. Auch Alexander Severus erscheint unter den Wohlthätern der Stadt. Nach den noch vorhandenen Ueberresten, wie sie im Anfange des Jahrhunderts und wieder 1846 bis 1871 bei dem Bau des Armen- und des Friedrichsbades aufgefunden wurden, waren die Badeanlagen zur Römerzeit sehr bedeutend, und müssen hier alle jene Einrichtungen sich befunden haben, mit welchen die an Luxus und Behaglichkeit gewöhnten Südländer, wie auch die bedeutsamen Ueberreste von Badenweiler bezeugen, ihre Bäder auszustatten pflegten. Danach bestanden in der Aurelia ohne Zweifel große öffentliche Bäder, warme, lauwarme und kalte Schwimmbäder, Douche- und Dampfbäder, Schwitzbäder, Salzbezinmer, Räume zum An- und Auskleiden, Hallen, Vorhöfe, ein großer Versammlungsaal, Speisesäle, Ballsäle, Baum- und Schattengänge mit Portiken, ein geräumiger gymnastischer Übungsplatz zum Ringen, Ballspiel und Werfen des Diskus. So spielte sich schon in diesen alten Zeiten ein BADELEBEN ab, das dem der Gegenwart nicht so ganz unähnlich war.

Nach den Fundorten zu schließen, muß das Terrain der jetzigen Stifts-

*) Dr. Franz Heiligenthal, Geschichte der Stadt Baden und ihrer Bäder. Karlsruhe, Braun, 1879.

kirche, an deren Platz früher wahrscheinlich ein Mercurtempel stand, und des Marktplazes mit seiner Umgebung der Mittelpunkt dieser römischen Anlagen gewesen sein.

Modernes Leben in Baden. Mit dem Vordringen der Alemannen am Ende des 3. und Anfang des 4. Jahrhunderts sank diese Herrlichkeit in Trümmer und die Anlage wurde ein Raub der Verwüstung. Doch sprudelten die warmen Quellen weiter, und der Reiz und das milde Klima der Landschaft lockte zu neuen Ansiedelungen auf der alten Stätte an. So finden wir denn auch, daß Clodwig, der Frankenkönig, nachdem er die Alemannen 496 in einer großen Schlacht am Mittelrhein geschlagen und sie zurückgedrängt hatte, Baden nun den Franken zutheilte und die Dos als Grenze zwischen den Franken und Alemannen festsetzte. So kommt es, daß die Dos noch heute die Sprachgrenze bildet zwischen den südlicher wohnenden Alemannen und den von Baden aus nordwärts sich ausbreitenden Franken, zwischen welchen beiden Sprachen sich allerdings von der Dos bis Bruchsal jetzt eine schwäbische Schicht eingeschoben hat. Um das Jahr 1100 kam Baden an die Herzöge von Zähringen, und Hermann II. nannte sich zuerst Markgraf von Baden 1122. Er ist es, der wol zuerst das Schloß zu Baden bewohnte; dauernd aber wurde es erst vom Markgraf Bernhard V. im 14. Jahrhundert zum Wohnsitz bestimmt.

Um dieses Schloß erstand dann die Altstadt, von Dienstleuten, Handwerkern, Kaufleuten bevölkert, wie sie mit einer solchen fürstlichen Hofhaltung in Verbindung standen. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Markgrafen Manches für die Hebung der Stadt thaten; es erhob sich die Stiftskirche, die in ihren hauptsächlichsten Bestandtheilen die Baustile von fünf verschiedenen Zeitaltern abspiegelt und die vermuthlich zuerst aus und auf den Trümmern eines Heidentempels errichtet wurde. Im Jahre 1510 erhielt Baden die Stadtrechte, die 1622 neu bestätigt wurden. Auch die Bäder bestanden als „Badestuben“ fort und waren besucht; ihre Inhaber hatten sie von den Markgrafen zu Lehen. Ende des 15. Jahrhunderts wird unter anderen die Herberge zum „Baldrian“ genannt, der eine eigene Quelle zugewiesen war, und zugleich grenzte der Markgraf die Benutzung des Wassers durch die Stadt scharf ab. Beim Beginn des 16. Jahrhunderts scheint der Besuch der Bäder von auswärt's schon erheblich gewesen zu sein, und es wurden vier Kurtage festgesetzt. Verschiedene Schriftsteller aus jener Zeit, wie Sebastian Münster, rühmen die Badener Quellen schon in ihren Werken.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts standen den fremden Gästen etwa 390 Badekasten zur Verfügung, so daß man die Zahl der Besucher etwa auf 500 bis 700 schätzen darf.

Man badete damals nicht bloß täglich, sondern verwendete zugleich mehrere Stunden auf das Bad. Die Kur begann mit einem Halbstundenbad und steigerte sich bis zu 5—8 Stunden; dann nahm die Zeit wieder bis zum Ende der Kur ab; das eine wurde das Aufbaden, das andere das Abbaden genannt. An eigentliches Vergnügen oder überhaupt komfortable

Einrichtungen war dabei nicht zu denken, doch scheint die „Schnabelwaid“, wie man die Versorgung nannte, gut gewesen zu sein; wenigstens rühmen Schriftsteller, daß es an herrlichen Kälbern, Hennen, jungen Kapauern, an Forellen, Grundelen, Krebsen und an feinen Weinen, Rheinwein, Egberger, Affenthaler, Gönsfüßer, nicht mangelte.

Dieses Aufblühen des Badeortes wurde aufs Neue unterbrochen durch die Schreckenstage des August 1689, als die Franzosen die Stadt niederbrannten und die Festungsmauern niederrissen. Bei dieser Gelegenheit ging auch das von Markgraf Jakob I. erbaute und von Markgraf Christoph erweiterte sogenannte kleine oder neue Schloß, die jetzige Residenz des Großherzogs Friedrich, in Flammen auf.

Erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte sich Baden, wenn auch langsam, zu jener Höhe, welche die Bäderstadt heute inne hat. Es wirkte hier in erster Linie mit das Interesse, welches das badische Fürstenhaus der Stadt widmete. 1809 nahm Großherzog Karl Friedrich zum ersten Mal zeitweise mit seiner Gemahlin seinen Aufenthalt dort. Nach dessen Tode wurde durch Großherzog Karl und seine Gemahlin, die Großherzogin Stephanie, der Aufenthalt in dem nothdürftig hergestellten Schlosse regelmäßiger. Es folgten sich andere fürstliche Personen, 1814 die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Königin von Schweden, Max Joseph von Bayern, und damit im Zusammenhang stellten sich zahlreiche Mitglieder der vornehmen Gesellschaft ein. 1842—47 wurde das sogenannte neue Schloß restaurirt. Daran reihte sich von Seiten der Regierung die Erbauung einer Reihe von Anstalten zur Entwicklung des BADELEBENS: das Armenbad, die Antiquitätenhalle, das alte Dampfbad und 1839—41 die Trinkhalle mit stattlicher Säulenhalle, deren Rückwand 14 Freskobilder von Friedrich Götzberger, Sagen aus der Umgebung Badens und des Schwarzwaldes darstellend, schmücken. Schon 1822—24 war ein neues Konversationshaus mit schönen Gartenanlagen, das jetzige, errichtet worden. Hier bildete das Hazardspiel schon seit Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre einen wichtigen Anziehungspunkt und nahm immer größere Dimensionen an. Die großherzogliche Regierung, welche dieses Spiel als ein nothwendiges Uebel betrachtete, hatte 1830 dasselbe an einen Herrn Chabert verpachtet; ihm folgte 1838 Benazet. Diesen, seinem Sohne und seinem Neffen Dupressoir, deren großartiger Geschäftsbetrieb Baden in kurzer Zeit zum Stelldichein der eleganten Welt Europa's machte, verdankt der Ort während einer Reihe von Jahren seinen Glanz und seine Blüte. Die sehr bedeutende Pachtsumme wurde zur Hebung der Kuranstalten, zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebung verwendet. Zugleich boten die Spielpächter Alles auf, um die Fremden durch Glanz und Luxus anzuziehen. Konzerte, Bälle, Theater, Wettrennen boten das Ausgesuchteste, was in dieser Richtung Wien, Paris und London zu leisten vermochten, und die Pracht der mit jedem Jahre glänzender hergestellten Säle des Konversationshauses wetteiferten mit den reichsten, luxuriösesten Einrichtungen der Welthauptstädte.

Baden war mit einem Male aus einem Kurort ein Luxus- und Vergnügungsbad ersten Ranges geworden.

Vor und in diesem ebenerwähnten prächtigen Konversationshause spielt sich denn auch das bunte Leben und Treiben der muntern Badegesellschaft ab. Schon bei der Morgenmusik zeigen sich an schönen Sommertagen gewählte, tonangebende Morgentoiletten der Damen; ihre Zahl vermehrt sich an den Nachmittagen um 3 Uhr, wo wieder Musik spielt. Vor Allem aber sind es die Abendkonzerte, bei denen sich von 8 Uhr an die ganze elegante Welt in den reichsten Toiletten vor dem Konversationshause hin und her bewegt. Hier war das eigentliche Stellbühnen eben so sehr der wirklich vornehmen Welt, wie eines Heeres von männlichen und weiblichen Abenteurern, die aus den Weltstädten hierher zusammenströmten, einer Jeunesse dorée, die mit einer glänzenden Halbwelt in den Zeiten des Hazardspieles eine nur allzu große Rolle inne hatte.

Und in der That sind solche Sommerabende in Baden wahrhaft entzückend: die Klänge einer guten Musik, die reiche Beleuchtung, das Gewoge glänzender Toiletten, der Blick auf die vom Mondschein erhellten Tannenwäldungen, deren Spitze die Trümmer des alten Schlosses krönen, die melancholisch herniederschauen — endlich die Steigerung des Eindrucks durch die feenhaftige Beleuchtung in einer sogenannten italienischen Nacht oder bei einem Feuerwerke — das Alles bietet ein Bild von wahrhaft magischer Schönheit, von überwältigendem Reiz und Anziehungskraft.

In den Zeiten des Hazardspieles flutete und wogte besonders Abends ein großer Theil des Menschenstroms um die Spieltische und in den glänzend erleuchteten Sälen des Konversationshauses umher. Dort konnte man die Pariser Halbwelt in ihren ebenso phantastisch-abenteuerlichen als geschmacklosen Toiletten an der Seite ihrer Kavaliere, Geldrollen auf die Tische werfend, in nächster Nähe sehen.

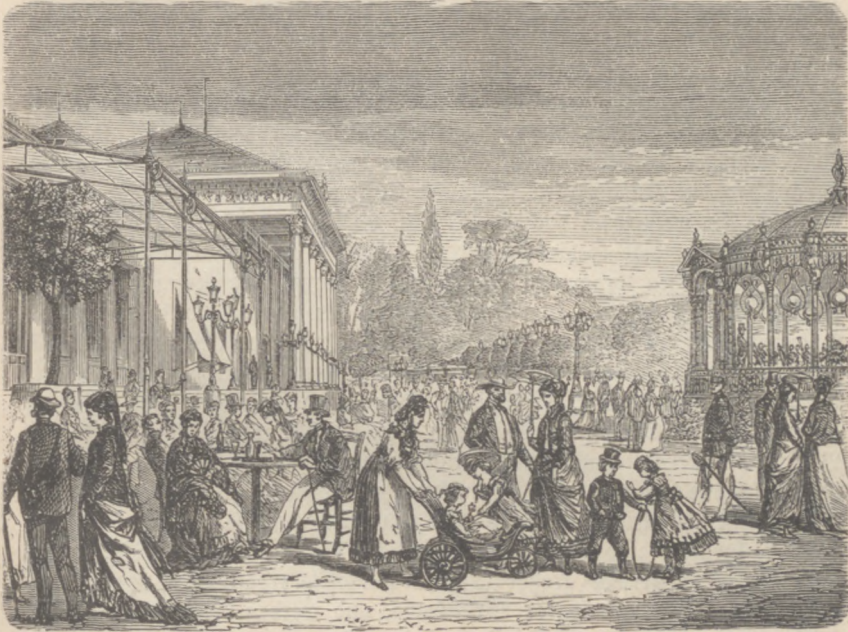
An Werktagen wurde gewöhnlich an zwei Tischen gespielt, an Sonntagen wurden auch die Nebensäle geöffnet. Rouge et noir, Trente-et-un und Roulette, das waren die Spielformen, mit denen man die gewinnlustige Menge anlockte. Es war ein seltsames Bild, dieses Bild um die verlockenden grünen Tische in Baden. Die eigentlichen Spieler, je nach ihrer Routine, scheinbar kalt und gleichgiltig die Geldrollen hinwerfend, oder aufgeregter und mit Leidenschaftlichkeit das Spiel verfolgend und den Verlust mit größeren Einsätzen auszutauschen suchend; um sie eine gaffende Menge und in nächster Nähe, rings um den Tisch herum, die zahlreichen Croupiers mit der gleichgiltigsten Miene die Geldrollen hin und her schiebend, einem glücklichen zögernden Gewinner, um ihn mehr zu firren, hier und da zulächelnd und ihr eintöniges Messieurs, faites votre jeu! unter die Menge rufend.

Das harmlosere Roulette lockte besonders die niedere Menge an; Gewerksleute, Handelsreisende, unerfahrene Leute aller Art versuchten hier ihr Glück, mit einem Guldenstück beginnend, aber in dem Streben, die Verluste durch höhere Einsätze wieder zu erlangen, oft ihr Hab und Gut, ihre Ehre

und Ehrlichkeit verspielend; selbst Dienstboten traten zusammen und frugen das mühsam Erworbene in die Hallen des Spiels.

Obwol schon der ungewöhnlich hohe Pacht und die kostspieligen Verschönerungs- und Vergnügungsarrangements durch die Spielpächter hinlänglich darthat, wie wenig zu hoffen war, so forderte doch die Leidenschaft des Spiels immer neue Opfer aus allen Ständen.

So gab die Regierung endlich trotz des Verzweiflungschreies der Behörden und Bewohner der Stadt, als ob ihre Bäderstadt ruinirt sei, der öffentlichen Meinung nach und hob im Herbst 1872 das Spiel auf.



Promenade vor dem Kurhause in Baden-Baden.

Die großen Rennen. Mit der Aufhebung des Spiels beginnt eine neue Periode für Baden. Baden wurde seiner Bestimmung als Kurort wieder zurückgegeben, oder wenigstens begann das Luxusbad und die Bestimmung des Ortes als Kurort sich die Wage zu halten. Es blieb vor Allem das Heer der Abenteuerer und die Gesellschaft der glänzend, aber frech auftretenden Halbwelt fern, oder sie blieb eine verschwindende Minorität. Mehr noch als die Aufhebung des Spiels hat der Krieg mit Frankreich den Besuch der Bäderstadt verringert, oder wenigstens ein zahlreiches, Geld in Strömen ausschüttendes, aber auch die Frivolität der großen Weltstadt mitbringendes Publikum ferngehalten: die Franzosen, die es seit ihrer Besiegung nicht über sich gewinnen konnten, den alten Lieblingsaufenthalt und Tummelplatz wieder aufzusuchen.

Um so mehr aber zogen die soliden Leute ein, die gern die Genüsse, welche Stadt und Landschaft bietet, suchen und reichlich bezahlen, aber nicht ohne Unterlaß von ungenirtem Gebaren zweifelhafter Existenzen umringt und gestört sein wollen.

Die Regierung sah frühzeitig genug ein, daß sie als Ersatz für das Spiel allerlei zur Hebung des Kurorts thun müsse.

Außer dem geschmackvollen Neubau eines Theaters, in dem das ganze Jahr wöchentlich ein- bis zweimal die Karlsruher Hoftheatertruppe spielt, wurde für Zugänglichmachung der Landschaft durch eine Reihe trefflicher Straßenbauten gesorgt und in der Stadt die Leseanstalten vervollkommnet; die öffentlichen Plätze wurden erweitert, der Osbach regulirt, störende Mauerreste weggeräumt und die Straßen sehr verschönert. Vor Allem aber war es eine großartige Schöpfung, welche auf Baden, als Besitzerin zahlreicher heilkräftiger Quellen basirt, neue Anziehungsmittel für die Stadt schaffen sollte: die Errichtung des Friedrichsbades. Schon Anfang der sechziger Jahre wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen, durch die Reisen des großherzoglichen Badearztes Frech, der die großartigsten Anstalten Europa's bereiste, um jede irgend praktische Einrichtung für das neue Bad zu verwerthen. Für 530,000 Mark wurden das nöthige Gelände erworben und 1869 die Ausgrabungen und Fundamentirungen begonnen. Der deutsch-französische Krieg unterbrach die Arbeiten, aber nach zurückgekehrtem Frieden wurden dieselben weiter fortgesetzt und der herrliche Bau sammt Einrichtung im Spätsommer 1877 mit einem Gesamtaufwand von über 2 Millionen Mark zu Ende geführt.

Die Kriegszeit war für Badens Ruhm auch nicht ungenützt vorübergegangen; denn unter der Anregung der Großherzogin Luise wurde in Baden eine internationale Winterstation für verwundete und franke Offiziere, Militärbeamte und Soldaten eingerichtet, welche die Heilkraft der Badener Thermen in schönstem Lichte zeigt. Das Friedrichsbad ist eine der wundervollsten, luxuriös und praktisch eingerichteten Badeanstalten der Welt. Unmittelbar am Fuße des großherzoglichen Schlosses erbaut, steht es mit dem Quellenherd in unmittelbarer Verbindung, und werden die großen Räume größtentheils durch Thermalwasser geheizt. Im untern Stock befinden sich unter Anderm zwei größere und zwei kleinere sogenannte Wildbäder, in denen das Wasser aus heißem Sande emporquillt, die Räume für Kaltwasserbehandlung und das elektrische Bad. Im zweiten Stockwerk breitet sich, fast die ganze Länge der Fagade umfassend, die große Halle aus zum Kurtrinken und zum Spazierengehen bei unfreundlicher Witterung.

Dann folgen in demselben Stock die großen Gesellschaftsbäder sammt Dampfbädern und Frottirräumen. Vom warmen bis zum kalten Vollbade, von der kalten bis zur heißen Douche und Brause in verschiedenen Fallhöhen und Stärken, und wieder in den Dampf- und heißen Bädern sind die Abwechslungen der verschiedenen Temperaturen so reich und mannichfaltig, daß sie jeder Konstitution angepaßt werden können. Das Ganze schließt mit einem glänzenden Kuppelbau ab, der dem Gebäude auch nach außen hin ein stattliches Ansehen verleiht.

Neben der warmen Theilnahme und Unterstützung der Stadt durch die großherzogliche Regierung ist das Badecomité und die Verschönerungskommission, die an die Stelle der Alles dirigirenden Spielpächter traten, in voller Thätigkeit. Es wird ihr aus den reichen, aus der Zeit der Hazardspiele angesammelten Badefonds jährlich eine bedeutende Summe zur Verfügung gestellt, und die Einführung der bisher nicht geltenden Kurtaxe verschafft ihr sonst noch bedeutende Mittel. Konzerte, Bälle, Theateraufführungen, Herbeizug von berühmten Künstlern, feenhafte Beleuchtungen und Feuerwerke dauern wie bisher fort. Und eine nicht minder glänzende Versammlung folgt diesen Genüssen und wagt Abends vor dem Konversationshause hin und her in glänzenden Toiletten.



Die neuen Kaufläden in Baden-Baden.

Diese Vergnügungen und Genüsse werden erhöht durch eine Einrichtung, welche seit der Aufhebung des Spieles und als Ersatz dafür in Flor kam, das sind die großen Rennen.

Schon früher wurden von Zeit zu Zeit Rennen abgehalten; seit Aufhebung des Spieles jedoch ging das Comité darauf aus, die Rennen in regelmäßigem Turnus abzuhalten und zu einer der glänzendsten Schaustellungen der Saison zu machen.

Eine kleine Stunde von Doss liegt in westlicher, genauer etwas nordwestlicher Richtung nahe am Rhein das Dorf Iffezheim, auf ebenem, sandigem Terrain, in dessen Nähe die Rennbahn sich ausdehnt, die in der

neuesten Zeit in musterhafter Weise eingerichtet ist. Hindernisse aller Art, Hürden, Tribünen, Gräben, Erhöhungen, Barrieren, erhöhen den Reiz des Schauspiels. Die Entfernungen betragen je nach der Art der Rennen, Handicap, Jagdrennen, Steeple-Chase, 2000, 3000 bis 6000 Meter. Die Preise, die theils von ihren Stiftern, theils von beliebten Ausflugsunkten der Gegend: Preis von Baden, Preis von Eberstein, Preis von Rastatt, Jugendpreis, Damenpreis, genannt werden, betragen 2000 bis 10,000 Mark; die ausgesuchtesten Rassenpferde werden hier vorgeführt, die Sportsmänner aller Länder finden sich zu den Renntagen von Iffezheim im Spätsommer ein.

In der That ist auch das Schauspiel ein überaus glänzendes. An der ganzen Linie der Rennbahn hin vertheilt sich oft das Publikum, die zahlreich errichteten Tribünen sind von dem elegantesten Publikum besetzt, daran reiht sich ein ganzer Corso von Wagen. Da die Rennen unter der Leitung des internationalen Klubs stehen, so erscheinen gewöhnlich diese vornehmen Freunde und Liebhaber des Sports in glänzender Ausrüstung; ihnen gesellen sich die reich decorirten Uniformen der Militärs zu, die zahlreich sich am Rennen selbst betheiligen und bis zu den höchsten Graden den Festlichkeiten anwohnen; durch die ganze Linie erglänzen die elegantesten und ausgesuchtesten Damentoiletten und, an diese Gruppen sich anschließend, das überaus bunte Spiel der einfachen Besucher, die von Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Stuttgart und weiterher herbeieilen. In Baden sind an den Renntagen keine Wagen mehr aufzutreiben, Rastatt, Karlsruhe, Droschken und Omnibusse der Umgebung werden in Anspruch genommen; die Wagenreihe zählt oft nach Hunderten, die große Zahl der Bauernwagen aus der Umgebung nicht gerechnet.

Eine besondere Weihe empfangen die Badener Rennen seit der glänzenden Inszenirung derselben 1872 bis heute durch die regelmäßige Anwesenheit des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin, und in ihrer Nähe und Begleitung durch die des Großherzogs und der Großherzogin von Baden und einer glänzenden, ausgewählten Reihe von Fürstlichkeiten. Eine freudige Bewegung durchzuckt die glänzende Versammlung, wenn der greise Fürst erscheint und die Hochrufe, untermischt mit den Klängen der Musik, die ganze Linie der Rennbahn entlang erschallen.

Großartig ist auch die Rückkehr der Versammlung, wenn der imposante Corso der Wagen mit ihren stolzen und eleganten Inwohnern sich in Bewegung setzt. Nimmt man noch hinzu, was bis jetzt meist der Fall war, daß günstige Witterung herrscht, daß die untergehende Spätjahrs-sonne die Landschaft und die nahen Berggruppen vergoldet und mit ihrem magischen Lichte übergießt, so darf man wol sagen, daß die Iffezheimer Rennen zu den ersten und glänzendsten der Welt gehören.

So bietet denn Baden auch in seiner neuen Gestalt, nach Aufhebung des Spiels, noch der Anziehungspunkte genug: die landschaftlichen Reize, in die es hineingebettet ist; die wundervollen Anlagen, die stundenweit links und rechts von Baden ohne Unterbrechung sich ausdehnen; unter ihnen in nächster Nähe die Lichtenthaler Allee mit ihren Gartenanlagen, Spring-

brunnen, Felsgruppen, stattlichen Ahorn-, Eichen- und Lindenbäumen; die herrlichen Ausflugsunkte: Burg Eberstein, Gernsbach mit Eberstein-Schloß, und mit dem nahen wildromantischen Murgthal; vor Allem die Trümmer des alten Badener Schlosses selbst, von dem in reichem, bunten Bilde ein Stück des Rheinthals und Elsasses mit Straßburg und weiter die Burgen der Rheinpfalz sich ausbreiten; endlich die stolze Reihe von Landhäusern, die links und rechts an den Abhängen und bis auf die Anhöhen sich erheben; die Verschönerungen der Stadt selbst mit stattlichen Bauten, darunter die protestantische Kirche im gothischen, die englische Kapelle im romanischen Stil, die griechische Kirche auf der Höhe des Michaelberges mit dem Mausoleum des Fürsten Stourdza; dann die ganze malerische Lage der Stadt, die Fülle von Vergnügungen, die in edlem Wettstreit das Kurcomité anordnet, — so werden alle diese Herrlichkeiten auch in Zukunft ihres Eindrucks auf den Besucher nicht verfehlen. So beginnt denn jetzt Baden als Kurort mit seinen reichen Quellen, seinen aufs Bequemste und Mannichfaltigste eingerichteten Kuranstalten mehr in den Vordergrund zu treten. Eine ganze Reihe angesehener Familien haben sich in Baden angekauft und bringen einen großen Theil des Jahres dort zu. Auch die Gasthöfe beginnen mehr und mehr nach Schweizerart zu billigen Pensionspreisen sich einzurichten. So spielt zwar jetzt manches glänzende Halbwelt- und Abenteurervolk keine große Rolle mehr, aber um so solider gestalten sich die Verhältnisse.

Die günstige kosmopolitische Lage des Kurorts, die Nähe von Frankreich, der Schweiz von Italien, die Lage an der Hauptverkehrs- und Durchgangsstraße zwischen Nord- und Süddeutschland sichern Baden den Besuch von angesehenen Gelehrten, Staatsmännern, hohen fürstlichen Personen, die sich hier aus allen Theilen Europa's leicht und gern ein Stelldichein geben.

Karlsruhe. Karlsruhe verdankt seine Entstehung auf einer sandigen Ebene, eben so weit von dem nahen Rhein wie von den Ausläufern des Schwarzwaldes, dem Einfall eines Fürsten. Karl Wilhelm war wegen verschiedener Ursachen mit den Bürgern seiner Residenz Durlach in Konflikt gerathen; jedoch fehlte es zum Aufbau des durch die Franzosen 1689 niedergebrannten Residenzschlosses an Geld, und so beschloß er, möglichst rasch sich eine eigene Residenz zu gründen. Er folgte zugleich einem Zuge der Zeit, dem seltsamen Wohlgefallen der damaligen Regenten an der Ebene, nach welchem z. B. sein Vetter, der Markgraf von Baden-Baden, kurz vorher die Residenz von dem reizenden Baden nach dem sandigen Raßtatt verlegte. In derselben Zeit vertauschte der Kurfürst von der Pfalz Heidelberg mit Mannheim, der Bischof von Bruchsal dieses mit Waghäusel, und in dem nahen Württemberg wurde Ludwigsburg Stuttgart vorgezogen.

Karl Wilhelm hatte schon als Erbprinz seine eigenartige Idee bei der Wiederherstellungsfrage des Durlacher Schlosses ausgekramt, fächerartig sich seine Residenz anzulegen. So wählte sich denn der Markgraf den nahen Hardtwald und gründete hier drei Viertelstunden von Durlach und anderthalb Stunden vom Rhein entfernt in direkter Linie zwischen beiden Punkten seine neue Residenz, die er Karlsruhe nannte.

Von einem Mittelpunkt, dem Schloßthurme, aus wurden 32 Radien nach der Windrose bezeichnet und ausgeholt und neun davon in den Stadtplan aufgenommen. Es kam dem Markgrafen darauf an, seine Residenz so schnell als möglich erstehen zu lassen, und so wurden sämtliche Wohnungen, das markgräfliche Schloß nicht ausgenommen, aus Holz aufgeführt.

Im Jahre 1715 wurde mit dem Bau begonnen und 1720 waren schon gegen 100 Häuser vollendet. Der Markgraf liebte es, die Wohnungen seiner Residenz in einer „äußerlich zierlichen Gleichheit“ aufgestellt zu sehen, und so brachten die Zimmerleute und Ziegler der Umgegend das zur Aufrichtung des Hauses nöthige Material, nach dem vorgeschriebenen Modell bearbeitet, jeweilig Freitags auf den Häusermarkt, und Handel wie Aufrichtung waren rasch geordnet. Jeder Neugekommene mußte in der Zeit von zwei Jahren sein Haus völlig aufgebaut ausweisen. An schönem Eichen- und Föhrenholz fehlte es dabei nicht; es wurde überall umsonst angewiesen „um dem Hardtwald Luft zu machen.“

Das Schloß allein war dreistöckig, die Arkadenhäuser zur Eingrenzung des Schloßhofs zwei-, und die meisten Bürgerhäuser einstöckig.

An Liebhabern zur Niederlassung in der Residenz fehlte es nicht. Schon die leichte Art, zu Häusern zu kommen, zog an; Markgraf Karl Wilhelm verwilligte den Einwohnern außerdem allerlei Privilegien, er erließ ihnen einen Theil der Wein- und Verbrauchssteuer, der Strafgeelder, wies der Stadt Wiesen und Acker an und erhob kein Schutzgeld von Juden und Hinterjassen. Außerdem, und dies wurde für die spätere Geschichte Badens bedeutsam, gestattete er neben der lutherischen Kirche auch der reformirten Duldung und ertheilte auch dem katholischen Kultus gewisse Rechte. So wurde hier der Grund gelegt in dieser streng lutherischen Markgrafschaft zu jener Duldsamkeit, welche hundert Jahre nachher die Vereinigung der Reformirten und Lutheraner zu einer Gemeinschaft zur Folge hatte, und neben diesen beiden auch dem katholischen und jüdischen Kultus einen Platz einräumte.

Die Residenz war freilich klein und war im Grunde auch nur in kleinem Umfang von dem Gründer beabsichtigt. Sie hatte ihre Südgrenze an der jetzigen Langen- oder Kaiserstraße, welche die neun Radien quer von Osten nach Westen durchschnitt.

Der kleine Umfang entsprach ganz dem kleinen Umfang der Markgrafschaft, die damals kaum 30 Quadratmeilen mit 80—90,000 Einwohnern umfaßte und noch in drei weit auseinander liegende Theile, die obere Markgrafschaft mit Schoppsheim, Lörrach und Badenweiler, die mittlere mit Emmendingen und der Hochburg, die untere mit Durlach und Pforzheim, zerstückelt war.

Im Südosten der Residenz schloß, aus zahlreichen Bauarbeitern und niederen Hofbedienten sich bildend, das sogenannte Dörfle oder Klein-Karlsruhe sich an, noch heute ein unregelmäßiges Häusergemisch von elenden Speulunken und engen Straßen, das ursprünglich eine eigene Gemeinde bildete, seit Anfang dieses Jahrhunderts aber mit der Residenz zu einer Gemeinde verknüpft wurde.

Einen andern Entwicklungsgang nahm Karlsruhe unter dem hochsinnigen Markgrafen Karl Friedrich, der 1746 zur Regierung kam. Er hielt eine solche Residenz ihrer selbst für unwürdig und beschloß, die Stadt aus einer hölzernen in eine steinerne zu verwandeln. „Hinkünftig (d. h. seit 1752) mußten in gedacht seiner Residenzstadt alle und jede Gebäude, ohne Ausnahme, es seien Vorder- oder Hinterhäuser, nach dem neuen, von Uns gnädigst genehm gehaltenen Modell von Steinen bis unter Dach aufgeführt werden.“ Durch Bauprämien wurde dieses Bestreben unterstützt.



Bierordtsbad in Karlsruhe.

So entwickelte sich Ende der sechziger Jahre und besonders, als durch den Anfall der Markgrafschaft Baden-Baden im Jahre 1771 die meisten Beamten von Rastatt nach Karlsruhe übersiedelten, eine lebhaftere Bau- thätigkeit. Schon vorher, seit 1750, hatte Karl Friedrich begonnen, auf dem Fundamente des alten Schlosses ein neues aus Stein, das jetzige, zu errichten und bis 1771 598,357 Gulden auf den Umbau verwendet.

Zu gleicher Zeit wurden der Stadtplan über die ursprünglichen Grenzen erweitert und neue Straßen angelegt.

Im Jahre 1803 wurde die Markgrafschaft wesentlich vergrößert durch den Anfall der Pfalz mit den Städten Heidelberg und Mannheim, ferner durch den Erwerb der Bisthümer Konstanz und der rechtsrheinischen Besitzungen der Bisthümer Speyer, Straßburg, Basel und die Aufhebung einer Anzahl Reichsstädte und Abteien. 1805 und 1806 kam dann noch

die Erwerbung vom Breisgau mit Freiburg und Breisach hinzu, sowie der Ortenau mit Offenburg, die Oberherrschaft über eine Anzahl reichsunmittelbarer Fürsten und Grafen, so daß die 1806 zum Kurfürstenthum und gleich darauf zum Großherzogthum erhobene Markgrafschaft 1806 250 Quadratmeilen zählte, die sich 1810 und 1811 durch württembergische Landestheile, wie Hornberg, St. Georgen, auf 278 Quadratmeilen erhöhten. Mit dieser Vergrößerung des Großherzogthums ging auch die Erweiterung der Residenz Hand in Hand. Schon Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschäftigte sich der Markgraf mit dem Plane der Herstellung eines geräumigen Marktplatzes. Links und rechts den Platz begrenzend, sollten sich stattliche, mit Portiken und Frontons geschmückte Gasthöfe erheben, weiterhin eine Kirche und gegenüber das Rathhaus. Der Plan kam seit 1803 zur Ausführung, mit Ausnahme der Gasthöfe, deren Karlsruhe erst seit 1876 im Germania-Hotel ein wirklich großartiges besitzt.

Unter der Regierung des Großherzogs Karl (1812—18) wurde eine Reihe neuer Straßen angelegt, unter Ludwig (1818—30) desgleichen und eine Reihe stattlicher Bauten aufgeführt. Die begonnene Verschönerung und Erweiterung der Stadt schritt unter Großherzog Leopold (1831—52) rasch fort: die polytechnische Schule (1832), die Gemädegalerie, das Militärhospital und der Neubau des am 28. Februar 1847 abgebrannten Hoftheaters ragen aus der Bauhätigkeit dieser Epoche hervor. Noch in den vierziger Jahren konnte Finanzrath Heß, der Verfasser sinniger alemannischer Gedichte, von Karlsruhe singen:

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
 Wo um der Kunstgebilde Pracht
 Der Lustgebüsch Schleier wallen
 Und eine Flur von Gärten lacht,
 Die frischer Wohlgerüche Wogen
 Der zierreichen Hauptstadt bringt
 Und einen bunten Regenbogen
 Um ihren Sonnenfächer schlingt.

Auch jetzt ist Karlsruhe reich an Nachtigallen und ihrem Gesang in den Parkanlagen, welche die Stadt durchziehen. Aber dieser Kranz von Gärten ist verschwunden; denn unter der Regierung des Großherzogs Friedrich hat sich dort ein neuer Stadttheil, der sogenannte Augarten oder die Eisenbahnvorstadt, gebildet, die 6—7000 Einwohner zählt und durch die Eisenbahn von der eigentlichen Stadt geschieden ist.

Auch die Altstadt hat sich erweitert, und besonders nach Westen haben sich als „Westend“ neue Straßen, Bismarck-, Wörth-, Belfort-, Westendstraße mit stattlichen Gebäuden: Kunstschule, die prachtvollen Gewächshäuser des botanischen Gartens, Gymnasium, Lehrerseminar, Turnhalle gebildet. Auch im Innern sind schöne Gebäude entstanden. Ein Kranz von Villen faßt die sogenannte Kriegsstraße ein, die mit ihren Gärtchen und Springbrunnen, mit ihren Baumalleen selbst einem Garten gleicht, der einen großen Theil der Fächerstadt umschließt. Eine wahre Zierde der Residenz ist der neu hergestellte Schloßplatz, der in Form eines umfangreich

geschwungenen Halbkreises das Schloß umgiebt und mit prächtigen Alleen abschließt, und der erst kurz vollendete Friedrichsplatz mit dem stattlichen Postgebäude und den vereinigten Sammlungen, vor denen herrliche Gartenanlagen mit Springbrunnen sich ausbreiten. Auch das mit allen Erfordernissen der Neuzeit ausgerüstete Bierordtsbad, eine Stiftung einer in Karlsruhe angefahrenen Familie, und die 1874 erbaute Festhalle, eine der geräumigsten Deutschlands, die in ihrem Innern wiederholt den Kaiser Wilhelm gesehen hat, bekunden deutlich das Streben Karlsruhe's nach dem Ansehen einer Großstadt. Eine neue, ganz wundervolle Anlage ist der an die Festhalle sich anschließende Stadtgarten sammt Lustwäldchen und Thiergarten.



Karlsruhe.

Allein nichtsdestoweniger klebt auch den elegantesten Stadttheilen Karlsruhe's das Gepräge seines improvisirten Ursprungs an; selbst in der in fortwährender Verschönerung begriffenen Kaiserstraße treten plötzlich neben schönen Neubauten zahlreich die kleinen, ärmlichen Wohnungen der alten Stadt auf, die immer noch nicht verschwinden wollen. Außerdem hat die Stadt keinen Mittelpunkt und ist über einen Flächeninhalt ausgebreitet, der leicht statt 50,000, wie viel Karlsruhe jetzt Einwohner hat, deren 100,000 fassen könnte und sollte.

Diese kleinen, meist ein- und zweistöckigen Häuser, diese räumliche Ausdehnung hat aber auf der andern Seite den großen Vortheil, daß die Stadt

namentlich in den neueren Stadttheilen, äußerst gesund ist. Die großartige Wasserleitung des letzten Jahrzehnts fördert das gesunde Klima wesentlich. Dazu kommt, daß durch die ganze Neustadt Alleen sich ziehen und lustige Plätze mit einander abwechseln. Wenn auch die Gärten des Karlsruhe der vierziger Jahre verschwunden sind, so tritt doch nach drei Seiten der Hardtwald dicht an die Stadt heran und führt „frischer Wohlgerüche Wogen“ der Stadt zu.

Die nächste Umgebung Karlsruhe's und der Boden, auf dem die Stadt ruht, ist sandig und unfruchtbar. Allein die Vorberge des unteren Schwarzwaldes sind bis auf eine Stunde nahegerückt und der Rhein ist nur anderthalb Stunden entfernt.

Karlsruhe bildet den Hauptknotenpunkt der badischen Eisenbahnen. Es kreuzen sich hier die Linien Paris-Strasbourg-München-Wien und wieder Frankfurt-Heidelberg-Basel. In einer Stunde trägt das Dampfroß nach Baden, in $1\frac{1}{2}$ Stunden nach Heidelberg oder Pforzheim, in wenig Stunden in das Herz des Schwarzwaldes oder die Schweiz. Eine Zweigbahn führt in 25—30 Minuten bei Maxau an den Rhein, dessen herrliche Badeanstalten, im Sommer durch Extrazüge und Preisermäßigung leicht zugänglich, Tausenden von Karlsruhe's Bewohnern zum wundervollsten Labial dienen; von Maxau führt die Bahn über die Eisenbahnschiffbrücke rasch zu den Bergen Rheinbayerns. Eine neue Bahn wurde kürzlich ostwärts in der Richtung nach Heilbronn eröffnet. So bietet Karlsruhe der Annehmlichkeiten und Vorzüge manche. An guten, vortrefflichen Konzerten ist Ueberfluß. Der Glanz der Residenz, die verwandtschaftliche Verbindung des Hofes mit dem Kaiserhaus; der patriotische Sinn der Fürstenfamilie, die wesentlich mit dem Zustandekommen des Deutschen Reiches verknüpft ist; die neue militärische Stellung des Großherzogs; ferner Karlsruhe als Sitz des Generalstabs des 14. Armeecorps und der obersten Behörden des Landes; die vortrefflichen Schulanstalten, einschließlich des Polytechnikums und der Kunstschule — Alles dies bildet einen mächtigen Anziehungspunkt für Fremde jedes Standes und Ranges. An Fabrikthätigkeit fehlt es auch nicht, und so dürfte der kleinen Residenz des Markgrafen Karl Wilhelm die noch um 1770 nur 4000 Einwohner zählte, eine schöne Zukunft beschieden sein.



Hebel's Geburtshaus zu Hausen.

Zwei Männer aus dem Volke.

So sint Vieder — sin mit Blümeduft
 Het's gsängt der May un in der Pflegi gda.
 Drum athme si so reini Mayelust.
 Me liest un liest und het sie Gfalle dra.
 Hebelbüchlein.

Johann Peter Hebel, alemannischer Volksdichter, und Karl Mathy, deutscher Staatsmann

Johann Peter Hebel, alemannischer Volksdichter. *) Als Hebel Anfang 1792 nach Karlsruhe als Subdiakonikus an das dortige Gymnasium illustre berufen wurde, da herrschte in der kleinen Residenz das lebhafteste Interesse für die erwachende deutsche Nationalliteratur. Der wiederholt erwähnte Markgraf Karl Friedrich war mit den Häuptern der deutschen Literatur in freundschaftlichem Verkehr. Er war zwei Jahrzehnte vorher mit dem jugendlichen Wieland wegen der Reform des Gymnasiums in Verbindung getreten und suchte auch den elsässer Dichter Pfeffel zu gewinnen. Im Sommer 1770 hielt sich Herder auf der Reise mit den holsteinischen Prinzen einige Zeit in Karlsruhe, vom Hofe hochgefeiert, auf. Etwas später, zur Zeit des Fürstenbundes, trug sich Karl Friedrich mit dem Gedanken, durch eine nähere Verbindung der aufgeklärtesten Gelehrten Deutschlands unter den Auspizien der einzelnen Regenten auf den Gemeingeist ihrer Völker hinzuwirken, und Herder schrieb auf diesen Gedanken hin und im Auftrage

*) Johann Peter Hebel, ein Lebensbild von Georg Längin. (Karlsruhe, Matert, 1875.)

Karl Friedrich's die Denkschrift über die Errichtung eines patriotischen Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands. September 1774 berief er Klopstock, den Sänger der Religion und des Vaterlandes, der bis März 1775 in Karlsruhe sich aufhielt.

Obwol seine plötzliche unmotivirte Abreise etwas verstimmte, so blieb Karl Friedrich doch dem Dichter zugethan, ließ ihm den ausgeworfenen Hofrathsgelohn auch in der Ferne und blieb mit ihm in brieflichem Verkehr. Welche Verehrung der Dichter für den patriotisch gesinnten, vorurtheilsfreien Fürsten hegte, zeigt seine Ode „Fürstenlob“ und die Widmung seines Bardietes „Hermann“ an „den fürstlichen Weisen“ (1784).

Während des Aufenthaltes Klopstock's war Karlsruhe das Stelldichein des großen Freundeskreises der Helden unserer Literatur: es kam Friedrich Heinrich Jacobi, es kam der Verfasser der Fürstengruft, der Württemberger Schubert; 1774 traf Knebel mit den beiden weimariſchen Prinzen August und Konstantin ein. Wenn es auch nicht sicher ausgemacht ist, daß Goethe Klopstock die ersten Scenen des „Faust“ in Karlsruhe in Gegenwart des Hofes vorgelesen hat, so erschien doch Goethe im Frühjahr 1775 in Karlsruhe, als er mit den beiden Stolberg die Reise nach der Schweiz machte. Sein Schwager, Obervogt Schloffer, war in badischen Diensten. Außerdem stand Karl Friedrich mit dem berühmten Historiker Schöpflin in Straßburg, einem Badener, in Verkehr und veranlaßte ihn, den Verfasser der «*Alsatia illustrata*», auch zur Abfassung der «*Historia Zaeringo-Badensis*». Die in Frankreich neu auftauchenden volkswirtschaftlichen Ideen erregten gleichfalls das lebhafteste Interesse des Fürsten, und er stand mit ihren Begründern Mirabeau, dem Vater des berühmten Sohnes, und mit Dupont in Verbindung und erhielt von ihnen Besuche. Außerdem hatte er eine Reihe tüchtiger Kräfte an das Gymnasium gezogen, wie Boeckmann und den Botaniker Gmelin; seine begabte erste Gemahlin Karoline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, unterstützte ihn lebhaft in diesen nationalen Bestrebungen.

Als Hebel in Karlsruhe eintraf, war er freilich im eigentlichen Sinne ein homo novus, eine unbekannte Größe. Er hatte zwar im Jahre 1774—78 die Oberklassen des Gymnasium illustre durchgemacht, wo noch einige lateinische Reden von seinem Talent und Eifer Zeugniß geben; der arme Knabe war von Karlsruher Professoren und Beamten zur Fortführung seines Studiums unterstützt worden und hatte mit deren Beihülfe in Erlangen Theologie studirt. Aber nach der Ablegung seines Examens war er ein Jahrzehnt wie verschollen, sei es, daß, wie man sagt, sein Examen nicht günstig ausfiel, oder daß sonst seine Freunde nicht mehr die großen Hoffnungen wie früher von dem jungen Manne hegten. Er hatte während dieser Zeit eine Anstellung als Hauslehrer in dem kleinen markgräflichen Dorfe Hertingen erhalten und wurde dann März 1783 Präzeptoratsvikar in Bruch.

Allein der Aufenthalt an diesen beiden Orten war bedeutſam für Das, wodurch Hebel einer der Lieblinge des deutschen Volkes geworden ist: für Hebel, den alemanniſchen Dichter, wie auch für Hebel, den vortrefflichen

Volksschriftsteller. Hier spielt meist der Schauplatz seiner Gedichte; hier hat er die Eindrücke gesammelt, die er später dichterisch verwerthete; hier hat er seine Natur gesund und frisch erhalten, daß er unberührt blieb von allen nachtheiligen Einflüssen einer Stadt und einer Residenz und in seinen Erzählungen das frisch fühlende, wunderbare Naturkind sich wieder spiegeln konnte.

Hertingen liegt in einer schönen und fruchtbaren Gegend an den Vorbergen des Schwarzwaldes, etwa vier Stunden unterhalb Basels und anderthalb Stunden vom Rhein entfernt. Oft ist er damals, wie er an seine Freundin Gustave Fecht schreibt, in der blizenden Morgendämmerung durch die Reben hingestolpert und hat den Pfarrersleuten zur Zeit der Ernte die goldenen schweren Garben heimbringen helfen. Eine Anzahl der reizendsten Bilder über das Landleben, seine Mühen und Freuden, die er in Gedichten wie „Der zufriedene Landmann“, „Der Morgenstern“, „Der Sommerabend“, „Der allezeit vergnügte Tabakraucher“ so meisterhaft gezeichnet hat, konnte er hier in frischer Anschauung in sich aufnehmen. Von Hertingen aus hat er sicherlich auch die Bekanntschaft mit dem nur anderthalb Stunden entfernten Posthaus zu Millheim gemacht, das er mit seinem Marktgräser Wein in „Schwarzwälder vom Breisgau“ verewigte:

3' Mülle an der Post
 Taufig sappermost
 Trinkt ma nit e guete Wi!
 Gohr er nit wie Baumöl i!
 3' Müllen an der Post!

Nicht weit davon lag hinter Hertingen „Bürglen auf der Höh“, ein altes Kloster, von dem aus man eine reizende Aussicht nach dem Blauen- und dem Rheinthale hat, und etwa drei Stunden abwärts das Städtchen Staufen am Eingang des Münsterthals und des Belchen, das mit seinem von den Schwarzwäldern so vielbesuchten Markt in demselben Gedichte verherrlicht ist. Noch zwei Stunden weiter, so lag Freiburg, „die Stadt so suver (sauber) und so glatt da, wo es an reichen Leuten und Jungfrauen wie „Milch und Blut“ die Fülle hat.“ Nicht weit von Staufen ist Krozingen, wohin er den Geist in der Neujahrsnacht verlegt; und eines seiner formvollendetsten, dramatisch beliebtesten Gedichte „Der Charfunkt“, spielt in dieser Gegend.

Noch bedeutungsvoller für sein späteres Geschick war der Aufenthalt in Lörrach, das damals ein kleines, freundliches, aber zu selbstbewußtem Wesen aufstrebendes Städtchen war. Am Ausgang des Wiesethals gelegen, gewähren die nahen Anhöhen eine herrliche Aussicht zunächst in das Wiesethal selbst, dann aber von der in seinen Gedichten ebenfalls gefeierten Tüllinger Höhe aus in die Schweiz, das Elsaß und in den Schwarzwald. Hier breitete sich vor seinen Blicken das liebliche Thal aus, dessen Schönheiten er besang, dessen Bewohner er sammt ihrem Leben und Treiben in seinen Gedichten für ewige Zeiten verherrlichte: „dieses einzige Thal“, wie er von Karlsruhe aus später in Heimatssehnsucht schreibt, „voll Schmelen und Kettenblumen, rüstiger Bächlein und Sommervögel, wo es immer

duftet, wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt, wie letzte Klänge ausgeläuteter Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mengeliret und verschmolzen . . .“

Hier konnte er täglich die hellsprudelnde Wieſe erſchauen, des Feldbergs liebliche Tochter, die er mit ihren ſegnenden Einflüſſen für Landwirthſchaft und Gewerbe in einem ſeiner meiſterhafteſten Gedichte bis zur Vermählung mit dem Rhein für ewige Zeiten geſchildert hat.

So er iſch's, er iſch's, i hörs am freudige Bruſche!
 So er iſch's, er iſch's mit ſine blaue Auge,
 Mit de Schwizer Hoſe und mit der ſammete Chreze,
 Mit de chriſtallene Chnöpfe am perlefarbige Bruſttuch,
 Mit der breite Bruſt und mit de chräftige Stelze (Beine),
 's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher von Baſel
 Stolz in ſine Schritte und schön in ſine Geberde.

Von hier lag weſtlich, nur zwei kleine Stunden entfernt, Baſel. Da war ſein Vater Johann Jakob Hebel, ſeines Gewerbes ein Weber, den Sommer über mit ſeiner Frau Urſula Dertelin von Hauſen im Hauſe Iſelin beſchäftigt. Er hatte vor ſeiner Verheirathung den Major Iſelin auf ſeinen Kriegszügen nach Flandern, an den Niederrhein und bis nach Korſika begleitet. Scenen, wie der Bettler im reizenden Gedicht dieſes Namens, Stellen wie die folgende:

I bi bim Paſchal Paoli
 In Corſika Draguner gi

ſind Erinnerungen an ſeinen ſchon 1761 verſtorbenen Vater. Hier in Baſel wurde auch Hebel am 10. Mai 1760 geboren, in einem kleinen Häuschen, wie er ſpäter ſchreibt, vor dem „Sante Hanſener (St. Johann's) Schwibbogen“. Hier hat er den Sommer über einen Theil ſeiner Kindheitsjahre verlebt; begreiflich, daß dieſes Baſel mit ſeinem „Mhi“, ſeinem Münſter, ſeinem Petersplatz, wo er oft im „Buebekamiſol“ ſich herumtrieb und mit — der ungewöhnlichen Naſe des gelehrten Buchbinders Scholer lebhaft „in ſeiner Erinnerung“ haſtete. Die Baſler Eindrücke giebt auch das Gedicht „Die Marktweiber in der Stadt“. Hebel's Eltern wohnten den Winter über in Hauſen, etwa in der Mitte des Wieſethals gelegen, wo Hebel's Mutter herſtammte, und die Familie bürgerlich war. Hier arbeitete der Vater auf ſeinem Gewerbe als Weber. Wenn man auch nicht ſagen kann, daß die Familie gänzlich arm war, ſo ging es doch im Hauſe äußerſt ſparsam und knapp her. Schon ein Jahr nach der Geburt Hebel's ſtarb der Vater, und ſo war der Mutter die ganze Sorge der Erziehung des Knaben, an dem man ſchon frühe gute Gaben bemerkte, überlaſſen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hebel eine zum Theil harte Jugend hatte. Im Sommer hatten Beide, Mutter und Knabe, bequemere Unterkunft im Hauſe Iſelin, aber im Winter war die Frau auf ihren geringen Verdienſt in ihrem Heimatsorte angewieſen. In Hauſen war eine der Eiſenhütten, die der Markgraf zur Hebung des Bergbaues an verſchiedenen Orten anlegen ließ; hier gab es für Beide Verdienſt. Hebel ſelbſt erzählt, daß er der Mutter zum Erwerb

mithelfen mußte, im Steinklopfen, Kohlentragen, Schlackenführen u. s. w.; auch Holz sammeln im Walde, den Dung auf der Straße zusammen lesen war ihm nicht erspart. Eine frische Schilderung dieses Treibens und Lebens, das durch die Eisenhütte im Dörfchen sich entwickelte, giebt er in seinem Gedicht „der Schmelzofen“; wo das Bild, daß der Schmelzer einem „jungen Bürschli“ das „Pfisle“ aus dem Munde reißt, mit den Worten:

Sug amme stözli Habermart,
Weisch Habermart macht Buebe stark,

während er zur Winterszeit gern einen armen Mann am Feuer sich wärmen läßt, ganz aus dem Leben gegriffen ist. Einen Ausdruck von dem Segen, der vom Schmelzofen in das Dorf ausging, giebt Hebel in jenem Gedicht in dem Rufe:

Es leb' der Markgrof un si Huus,
Ziehn d'Chappe ab und trinket us!

Vom sechsten bis zum zwölften Jahre besuchte Hebel abwechselnd die Volksschule in Hausen und die lateinische Schule in Schoppsheim; außerdem empfing er den Sommer über auch in Basel den Unterricht im Lateinischen und in anderen Lehrgegenständen.

Nach dem Tode seiner Mutter, die schon 1773 starb, als der Knabe kaum 13 Jahre alt war, kam er ganz nach Schoppsheim in das Haus des Leiters der Lateinschule Friedrich Obermüller. Hier lernte den talentvollen Knaben auf einer Reise Hofdiakonus Preuschen kennen, der als väterlicher Freund sich des begabten Schülers während seines Aufenthaltes auf dem Gymnasium in Karlsruhe so sehr annahm.

Noch sind in einem Stammbuch Hebel's die Worte erhalten, die der Lehrer Hebel bei seinem Abgang auf die Universität widmete. Er nennt ihn einen im hohen Grade ausgezeichneten Jüngling, der einst sein lebenswürdigster Schüler war.

Das schließt nicht aus, daß der lebhafteste Knabe auf dem Hin- und Herweg von Hausen nach Schoppsheim allerlei lose Streiche ausführte, daß Kirch- und Apfelbäume nicht vor ihm sicher waren und er namentlich seinen Lehrer in Hausen, den mit einem großen Stocke nach alter Schulmeistermanier bewaffneten Schulmeister Andreas Grether, gern foppte und neckte, gelegentlich auch abfonterserte.

In Hausen und seiner Umgebung, einige Stunden rückwärts und vorwärts bis Lörrach, spielt hauptsächlich der Schauplatz seiner Gedichte.

Von Hausen aufwärtsgehend gelangt man in dreiviertel Stunden nach Zell. Rechts in einem Nebenthal am Bergabhang liegen ziemlich hoch die im „Statthalter von Schoppsheim“ erwähnten Orte Raitbach und Sattelhof, Noch tiefer im Gebirge Herrischried, das hochgelegene im „Schwarzwälder im Breisgau“ genannte einsame Dorf:

Boni gang, so denk i dra
S'chunt mer nit uf Gegnig a,
B' Herrischried im Wald.

Abwärts gelangt man in dreiviertel Stunden nach Schopfheim und weiter in fünfviertel Stunden nach Steinen, in dessen Nähe am Gebirge die Sage von der „Häfnet Jungfrau“ spielt, und dann geht's über Brombach am Röttler Schloß vorbei in anderthalb Stunden nach Lörrach. Die noch heute interessante Schloßruine Rötteln gab Hebel Veranlassung zu einem der gehaltvollsten und reizendsten Gedichte: „Die Vergänglichkeit“, zugleich eine Erinnerung an seine ihm stets theure und werthe Mutter, die in der Nähe starb. Eine halbe Stunde unterhalb Schopfheim vereinigt sich mit der eigentlichen Wiese die sogenannte kleine Wiese. Von hier führt dem Laufe des Seitenflusses nordwestwärts folgend, über Längenau (den Heimatsort des Statthalters von Schopfheim) eine einsame Straße über das im Jahr 1858 durch den Tod Gager's bekannt gewordene Scheidegg nach Randern. (Gespenst an der Randrer Straße.) Von da zieht dann über Biel, wohin Hebel die Sage vom Mann im Mond verlegte, eine Straße in 3—4 Stunden nach Schliengen, Müllheim und in das Rheinthal.

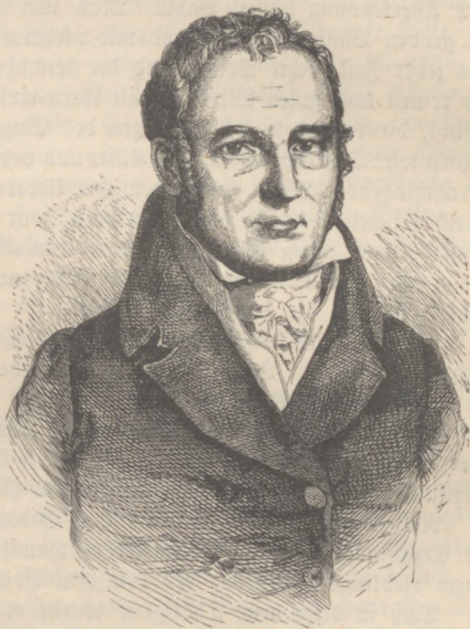
Der Aufenthalt Hebel's in Lörrach hatte aber noch nach einer andern Seite hin für diesen eine große Bedeutung. Hier trat er mit einer Anzahl Altersgenossen in freundschaftliche Verbindung, durch die sein Interesse und Verkehr mit dem Oberland erhalten blieb, und die so die äußere Veranlassung wurde für die Entstehung der „alemannischen Gedichte“. Es war zunächst der damalige Prorektor des Progymnasiums in Lörrach, Tobias Güntert, der später in dem reizend gelegenen nahen Dorfe Weil die Pfarrei übernahm, und dann Friedrich Hitzig, der bei seinem Vater in dem nahen Rötteln Vikar war. Sie bildeten in Verbindung mit einigen anderen Freunden als eine Satire auf die politischen Zustände der Zeit eine Art philosophisch-politischen Geheimbund mit eigener Schrift und eigener Sprache. Auch nach der Uebersiedelung Hebel's nach Karlsruhe dauerte dieses Verhältniß fort. Dabei bedienten sich die Freunde in ihrem Verkehr meist des alemannischen Dialekts und waren unerschöpflich in humoristischen Wendungen und in der Erfindung köstlicher Anekdoten, wie der noch vorhandene Briefwechsel zeigt. Von Lörrach aus trat er auch in freundschaftlichen Verkehr mit Gustave Fecht, der schönen Schwester der Frau seines Freundes Güntert. Bis an seinen Tod verband ihn dauernde Freundschaft mit ihr. Die noch vorhandenen Briefe Hebel's an sie, der freie Humor, die reizende Detailmalerei, die Art, wie er sich immer etwas mit ihr zu schaffen machte, Kleinigkeiten sandte, von ihr empfang, sind ein wahres Idyll für sich. Es scheint, daß Hebel anfänglich und lange Zeit den Gedanken hegte, sie zur Frau zu holen, daß er aber in seine Junggesellenhausehaltung sich immer mehr hinein lebte, und ohne es zu ahnen alt wurde.

In Karlsruhe war seine nächste Aufgabe, zu unterrichten und neben ihr: zu predigen. Seine Predigten sind einfach, natürlich, ohne Ueberschwänglichkeit und widrige Salbung, voll tiefer natürlicher Empfindung; aber sein eigentliches Element kam in ihnen nicht zur Geltung. Bald wurde ihm das Predigen abgenommen, und er wurde so immer tiefer mit der Schule verknüpft. Im Jahre 1798 wurde er Professor, 1808 Direktor der

Anstalt; seit 1814 gab er einen Theil der Stunden und die Direktion auf und ging in die evangelische Oberkirchenbehörde als Mitglied über, bis er im Jahre 1818 nach der neugegründeten Verfassung die höchste kirchliche Stelle als Prälat einnahm, mit Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände.

Ueber Hegel als Lehrer berichtet einer seiner Schüler, ein erst kurz verstorbenen hoher Kirchenbeamter: Hegel war kein großer Gelehrter. Außer im Lateinischen und Griechischen, das er Anfangs nur in den Unterklassen zu lehren hatte, mußte er selbst erst des Gegenstandes Herr werden; namentlich war dies im Hebräischen der Fall, wo er sich fast auf jede Stunde selbst vorbereiten mußte; das unterließ er nun zuweilen, und da gab es eine der lustigsten Stunden:

er griff irgend eine Seite des Gegenstandes heraus, ließ seinem Humor freien Lauf; aber bloßer Spaß war's nie, es wurde immer etwas dabei erreicht. Hervorragende Kenntnisse hatte er sich nach und nach mit Hülfe seines Freundes Gmelin, des Verfassers einer Flora Badensis, in seinen Briefen der „Chrüterma“ von Badenweiler genannt, erworben. Unter seinen Lehrgegenständen war auch die Erklärung des Theokrit, zu dem er wie zu Jean Paul eine große Vorliebe hatte, und dessen Geist auf Ton und Haltung der alemannischen Gedichte einen großen Einfluß übte.



Johann Peter Hegel.

Hegel war nie gern in Karlsruhe, in der Stadt, auf der sandigen Hardt, in deren Umgebung nur Prosa und Welschkorn wachse. Sein Geist und seine Sehnsucht weilte im Oberland und bei seinen Freunden in der Heimat. Aus dieser Sehnsucht und aus dem Verkehr mit seinen oberländer Freunden, wodurch das alemannische Sprachidiom bei ihm in Uebung blieb — gingen die alemannischen Gedichte hervor, deren Schauplatz wir oben schon gezeichnet haben.

Sie entstanden nach und nach absichtslos im Freundeskreise, den Freunden mitgetheilt; hier und da verirrte sich eins oder das andere in eine Zeitschrift. Der Beifall, den sie fanden, veranlaßte Hegel, eine Sammlung zu veranstalten, die 1803 bei Maclot in Karlsruhe erschien. 1804

erschien eine zweite Ausgabe, 1806 eine dritte und 1808 eine vierte trotz der vielen Nachdrucke. 1820 veranstaltete er noch eine fünfte die er mit den seit 1803 entstandenen Gedichten, die theils in der von Joh. Georg Jakobi herausgegebenen „Fris“, theils in Stöber's „Asatia“ erschienen waren, vermehrte; unter ihnen sind: Des Neuen Jahres Morgengruß, Der Schwarzwälder im Breisgau, Das Gewitter, Der Sperling am Fenster, Der Abendstern, Die Häffnet Jungfrau, die bedeutendsten. Die Herausgabe von Gedichten in einer Volksmundart hatte damals, wo nach den allgemeinen Anschauungen die Mundart nur eine verächtliche und herabgekommene, ungebildete Bauernsprache war, etwas Verfängliches. Allein Jakobi und Jean Paul, und nach der zweiten Ausgabe auch Goethe, nahmen sich des Dichters an, und so brach sich ihre Anerkennung schnell Bahn. Man war bis dahin Dialektdichtung nur im groben Bänkelsängerton und mit niederm Humor gewöhnt; hier blickte aus jeder Zeile echte Poesie, und der landschaftlich bestimmte Hintergrund, die reinen und guten Menschen mit ihren einfachen Sitten, das freie Naturgefühl, die reizenden Schilderungen des Einzellebens in der Natur, in Gedichten wie: Das Spinnlein, Der Käfer und vor Allem Das Habermuß, wirkten durchschlagend. Wenn in hochdeutscher Uebersetzung die Gedichte auch von ihrem frischen Schmelz etwas verloren, war es doch noch „urig“ (reine Poesie), was übrig blieb, und das neumodische Gewand zeigte nur, wie viel reicher an Wendungen und Bildern zur Befeeleung des Leblosen der Dialekt ist, als die hochdeutsche Sprache.

Gerade darin ruht neben dem speziellen badischen Interesse, das die Gedichte haben, die Hauptbedeutung der Hebelschen Gedichte, daß durch sie die Dialektpoesie wieder zu Ehren gekommen ist und seitdem immer größere Gebiete der Verehrung und Anerkennung sich erworben hat. Neben dem oberländer Freundeskreis bildete sich schon Ende der neunziger Jahre ein spezifischer Karlsruher Freundeskreis, dessen Mittelpunkt Hebel war.

Noch weiter als die alemannischen Gedichte trugen den Namen Hebel's die Erzählungen des „Rheinländischen Hausfreundes“; sie machten ihn zu einem Lieblingschriftsteller des deutschen Volkes.

Auch in diese neue Thätigkeit wurde er, ohne es zu wollen, hineingezogen. Zur Hebung der Einkünfte hatte Karl Friedrich dem Gymnasium unter Anderm auch das Recht verliehen, den Landkalender für die Markgrafschaft zu drucken und herauszugeben. Schon seit 1803 lieferte Hebel Beiträge hauptsächlich naturgeschichtlichen Inhaltes; 1806 wurde ihm die ganze Herausgabe übertragen, und schon der Kalender für 1807 ist unter seiner Leitung entstanden. Mit dem Jahre 1808 änderte er auch den Titel des Kalenders, der von nun an „Rheinländischer Hausfreund“ hieß; der eigentlich erzählende und unterhaltende Theil erschien unter der Ueberschrift: „Allerlei Neues zu Spaß und Ernst“.

Hebel traf in seinen Erzählungen den rechten Ton, der dem Volke und durch ihre natürliche Empfindung noch mehr den Gebildeten gefiel. Er wußte Ernst und Humor in trefflicher Weise zu verbinden und ließ das vorge setzte Ziel der Belehrung und moralischen Hebung des Volkes nie aus

den Augen. Auch die „Zundel-Friedergeschichten und Gaunerstreiche“, an denen er offenbar selbst einen großen Gefallen hatte, lassen diesen Gesichtspunkt nie ganz bei Seite, und er hat in den Helden dieser Geschichten Gestalten geschaffen, die theilweise dem Leben entnommen, in dieser idealisirten Form erst recht in ihrer Ueberlegenheit des Wises und einer unerschöpflichen Erfindungskraft sich aus Verlegenheiten zu helfen, zu Lieblichen des Volkes und der Gebildeten geworden sind.

Der Kalender fand ungeheurere Verbreitung; er wurde jährlich bis zu 4000 Exemplaren abgesetzt. Auch Goethe war unter den regelmäßigen Abnehmern. Die Erzählungen wurden bis zum Jahre 1811 im sogenannten Schatzkästlein des Rheinländischen Hausfreundes gesammelt. Seit dem Jahre 1811 tritt häufig im Hausfreund der Adjunkt und dessen Schwiegermutter auf. Der Adjunkt war der württembergische Gesandtschaftssekretair Kölle, der seit 1809 mit Hebel bekannt wurde und nach dessen Tode Manches zu seiner Charakteristik „Dichtung und Wahrheit“ veröffentlichte. Die Schwiegermutter war die berühmte dramatische Künstlerin Händel-Schütz, von deren deklamatorischen Darstellungen Hebel entzückt war und die er zum Vortrag seiner alemannischen Gedichte anleitete. Noch weiß man in Karlsruhe davon zu erzählen, welch einen Poffen sie ihm in einem solchen Vortrag im Theater spielte, als sie die Stelle aus dem Schwarzwälder im Breisgau:

Gelt du meinsch, i sag der wer?

Es isch e Sie, es isch kei Er

umkehrte in die Worte: Es isch kei Sie, es isch e Er, und dabei auf Hebel deutete. —

In diesem Geiste schrieb Hebel den Rheinländischen Hausfreund unangefochten bis zum Jahre 1815; da trat plötzlich eine Störung ein. Die Erzählung „der fromme Rath“, in der er einem Jüngling, der auf einer Brücke zwei Prozeffionen begegnete und nicht wußte, vor welcher er zuerst niederknien sollte, durch den einen der Geistlichen die Anweisung geben ließ, zum Himmel aufzuschauen, hatte Anstoß erregt und mußte umgedruckt werden. Hebel war über ein solches Verfahren umsomehr verstimmt, da ja der Kalender die Censur passirt hatte. Die Regierung hatte den Einflüsterungen einiger Katholiken nachgegeben. Hebel trat von der Leitung des Kalenders zurück: schon die Jahrgänge 1816, 1817 und 1818 haben von ihm nur noch kleinere Beiträge. 1819 übernahm er auf Zureden seiner Freunde die Herausgabe noch einmal, dann aber trat er für immer von derselben zurück.

Den Stoff zu seinem Kalender holte er theils aus alten Anekdotenbüchern, theils war er selbst unerschöpflich an Erfindungen. Eine günstige Veranlassung boten die Unterhaltungen im Karlsruher Freundeskreis, wo neben dem Räthselaufgeben das Anekdotenerzählen an der Tagesordnung war. Aber jeder Stoff wurde durch Hebel's Talent und seinen Humor zu etwas unbedingt Neuem umgestaltet.

In den späteren Lebensjahren betheiligte er sich lebhaft an den kirchlichen Angelegenheiten Badens und half wacker am Werke der Kirchen-

vereinigung zwischen der lutherischen und reformirten Kirche mit, die 1821 wirklich zu Stande kam. Für diese unirte Kirche schrieb er auch seine biblischen Geschichten, die sein wunderbares Erzählertalent eben so sehr bekräftigen, wie sein tief religiöses Gemüth, dem auch in diesen religiösen Gebieten ein freier Humor nicht fremd war. Sie sind in neuester Zeit wiederholt aufgelegt worden.

Hebel starb auf einer Visitationsreise in der durch seine Anlagen à la Versailles bekannten Sommerresidenz Karl Theodor's von der Pfalz, Schwetzingen, den 22. September 1826, in demselben Jahre, in welchem Voß starb, dem er in mancher Beziehung verwandt war. Seit 1858 ist auf dem Grabe ein Denkmal; ein anderes Denkmal steht seit 1835 im Schloßgarten zu Karlsruhe. Hebel ist einer der volksthümlichsten Dichter Deutschlands; von keinem stehen so viele Lesestücke in den Schulbüchern als von ihm. In seinem Heimatlande ist er heute noch von Jung und Alt hoch geehrt. Sein Vater war ein Franke, der von Simmern auf dem Hundsrück eingewandert war; seine Mutter eine Alemannin — aber Hebel's Wesen mehr alemannisch als fränkisch. Besonders der hundertjährige Geburtstag Hebel's 1860 frischte sein Andenken neu auf und gab Veranlassung zu mannichfachen Stiftungen. In Hausen, seinem Geburtsorte, wird alljährlich auf den 10. Mai eine Feier mit Prämien an die Schulkinder gehalten, zu der die „Basler Herren“ die Mittel geliefert. In Karlsruhe besteht ein Verein, der jährlich unter großer Betheiligung des Publikums eine Hebelfeier veranstaltet. Hebel war persönlich als Mensch sehr liebenswürdig, voll Humor, und verstand es, auch den dunkeln Partien des Lebens eine lichte Seite abzugewinnen. Die menschlich schöne, fast kindliche Seite seines Wesens spiegelt sich besonders in seinen Briefen. Wir dürfen wol mit dem Vergil'schen Vers auf dem Karlsruher Denkmal diese Skizze schließen: „Immer bleibet dir Name und Ehre und ewiger Nachruhm.“

Karl Mathy. Man kann sich kaum größere Gegensätze denken, als Hebel und Mathy. Mathy war eine Kernnatur, ein Charakter ersten Ranges, der mächtig in die Verhältnisse eingriff und selbst vor den brausenden Wogen des aufgeregten Volkes nicht zurückschreckte. Hebel war eine mehr weibliche, nachgebende Natur, die deshalb in seinen Hausfreundeerzählungen für die Erhebung eines Andreas Hofer und seiner Freunde kein Verständniß hatte und in politischer Beziehung ganz unter den Eindrücken der Kleinstaataerei und der Rheinbundsstimmung mit seiner Abneigung gegen Preußen stand.

Mathy's Verdienst bestand gerade darin, daß er das Staatsschiff nach schweren Erschütterungen mit entschlossenem Muth in das ruhige Fahrwasser lenkte, und besonders dauernd das angebahnte Ziel: im Bunde mit Preußen, festhielt.*)

Auch Mathy hatte theilweise eine harte Jugend; aber während der Lebensgang Hebel's ruhig dahin floß und er fast mühelos von Stufe zu

*) Max Duncker in der Badischen Biographie, herausgegeben von Fr. Bach, Heidelberg 1875.

Stufe stieg, nachdem einmal einige Freunde für die Ausbildung des Knaben gesorgt hatten, so war das ganze Leben Mathy's ein Kampf, ein Ringen um die höchsten Interessen und wieder mit die einfachsten Sorgen, in welchen es kaum ein behagliches Ausruhen gab. Geboren wurde Mathy den 17. März 1807 in Mannheim als der Sohn des Professors Arnold Mathy, der als Doktor der Theologie eine Zeit lang das katholische Stadtpfarramt Mannheim bekleidete, aber nach schweren inneren Kämpfen zum Protestantismus übertrat und nachher am Gymnasium in Mannheim eine Anstellung erhielt. An der nöthigen Gelegenheit zur Ausbildung, an nachhaltigen Einflüssen bester Art von der Familie aus fehlte es dem jungen Mathy nicht; aber es folgten seiner Geburt noch fünf Brüder und zwei Schwestern nach, und Karl mußte früher als andere Kinder das Sorgen und Entbehren lernen. Seinen Altersgenossen an Verneifer und Fassungskraft überlegen, absolvirte er glänzend das Gymnasium und bezog im Herbst 1824 die Universität Heidelberg. In seinem Vaterhause war neben Unabhängigkeitsfium auch das vaterländische Interesse mächtig in ihm geweckt worden, und das trieb ihn in Heidelberg in die Burschenschaft mit ihrem schwarz-roth-goldenen Banner, obwohl diese Verbindungen in Folge des Attentates an Kozebue, das wenige Jahre zuvor in Mannheim geschah, mit scheelen Augen von der Regierung und dem Bundestag betrachtet wurden. Erst ein Semester lag hinter ihm, als er den Vater verlor, und es galt nun, die nöthigen Hülfsmittel zum Weiterstudium durch Privatunterricht zu verdienen und noch seiner Mutter mit Rath und That beizustehen. Mit unermüdelichem Eifer studirte er die Finanzwissenschaften. Aber noch ehe er das Examen bestand, riß ihn die damals unter der Jugend Deutschlands hell auslödernde Begeisterung für das gegen das Osmanenthum sich erhebende Griechenland fort, und er erschien am 13. Mai 1828 in Paris und stellte sich dem philhellenischen Comité zur Verfügung. Aber die Sache der Griechen war schon in die Hände der Diplomaten übergegangen, und so kehrte er, nicht ohne durch mächtige Eindrücke von der Welthauptstadt bereichert zu sein, nach drei Monaten wieder in die Heimat zurück, holte das Staatsexamen mit der Note „sehr gut befähigt“ nach und trat 1829 als Kameralpraktikant in den Dienst der badischen Regierung. Die Wogen der politischen Bewegung gingen damals in Deutschland in Folge der französischen Juli-revolution von 1830 sehr hoch. In Baden kam das Ministerium Winter den Liberalen entgegen und die Presse war ungehemmt. Mathy hatte unmittelbar vorher eine Abhandlung über die Einführung einer Vermögenssteuer geschrieben und lieferte Kammerberichte in die Augsburger allgemeine Zeitung und national-ökonomische Artikel in das Rotteck-Welcker'sche Staatslexikon. Er gründete eine Zeitung, „der Zeitgeist“, die durch gediegenen Inhalt sich auszeichnete, und in welcher er, in Widerspruch mit den in Süddeutschland herrschenden Sympathien für Frankreich und Oesterreich, im festgefühten Preußen trotz seiner reaktionären Bestrebungen den Einigungspunkt für Deutschland erkannte. In diesem Sinne schrieb er 1834 eine Schrift über den Beitritt Badens zum Zollverein.

Die junge Freiheit war durch den Bundestag bald geknickt, die Censur wurde wieder eingeführt, und Mathy mußte seine Zeitschrift aufgeben. So besonnen seine Anschauungen waren, die Schärfe seiner Satire hatte in den hohen Kreisen erbittert; und da er politischen Flüchtlingen, auch wenn er mit deren überschwänglichen Ideen nicht einverstanden war, Schutz und Zuflucht gab, so wurde er seines Amtes entsetzt und in dem Augenblick, wo er sich verheirathen wollte, verhaftet. Wenn auch nach vier Wochen wieder frei gelassen, beantragte die Mainzer Untersuchungskommission zwei Jahre später abermals seine Verhaftung; daher riethen ihm seine Freunde zur Auswanderung. Er ging, seine Familie einstweilen in Baden lassend, in die Schweiz. Es waren fünf Jahre schwerer Entbehrung und doch rastloser Arbeit, zu denen ihm sein Aufenthalt in der Schweiz wurde. Er gab Unterricht im Englischen und Deutschen, er verfaßte nationalökonomische Schriften über die Schweiz; er kam, ohne dessen Pläne zu theilen, mit Mazzini in Verbindung und betheiligte sich an der vom Flüchtlingscomité herausgegebenen Zeitschrift „La jeune Suisse“. Aber das Treiben der Flüchtlinge war schon damals, als Mathy herübergekommen war, dem konservativen Regiment der Schweizer zur Last geworden; die Großmächte drängten zur Ausweisung, und so wurde auch Mathy für vogelfrei erklärt. Was thun mit einer zahlreichen Familie, einer schwer erkrankten Frau? Auf den Rath seiner Freunde in Aarau bewarb er sich um das Bürgerrecht dieses Kantons und erhielt, nach bestandnem Examen im Lehrfach, endlich eine Stelle an der Distriktschule in Grenchen.

Es war eine stille, bescheidene Wirksamkeit, mit der er etwas über zwei Jahre sich nützlich machte und sein Dasein fristete. Aber als er 1840 nach Baden zurückkehrte, wo die Verhältnisse für eine liberale Entwicklung sich günstig gestaltet hatten, gab ihm der Kleine Rath das Zeugniß: „Ihr Eifer war um so dankenswerther, als Sie, zu einer größeren Laufbahn befähigt, einen Ehrenpunkt darein setzten, sich ungetheilt auch einem kleinen Wirkungskreise hinzugeben.“

Nun war Mathy in seiner geliebten Heimat und ihm die Möglichkeit zu einer Wirksamkeit gegeben, die seinem Geiste und seinen Bestrebungen entsprach. Er gab sich zuerst der publizistischen Thätigkeit hin, er gründete die Landtagszeitung, er schrieb Artikel in Zeitschriften und Journalen; da wurde er Mai 1842 in die Kammer gewählt. Er trat auf die Seite der Opposition; aber er unterschied sich von den meisten Mitgliedern derselben dadurch, daß er vergebliche Erregungen vermeiden wollte; er wollte praktisch auf die Gesetzgebung wirken und sah klar, daß nicht die badische Regierung, sondern der Bundestag die freiheitliche Entwicklung hemme. Eine der glänzendsten Ausführungen war sein Antrag auf Pressefreiheit 1843, und wieder 1845, wo er in der Schilderung eines Musterzensors sein gefürchtetes meisterhaftes satirisches Talent bekundete. Es kam das Hungerjahr 1847, Gewerbe und Handel stockten. Mathy war auf Seite der Regierung, welche den drei größten Fabriken Badens durch Staatsmittel aufhelfen wollte, während seine radikalen Freunde Hecker, Struve,

Fickler, Brentano diesen Antrag als eine Schädigung der kleinen Produzenten und Arbeiter bekämpften.

Ein Hauptaugenmerk Mathy's war darauf gerichtet, ein Zusammenwirken des Liberalismus in Nord und Süd zu Stande zu bringen. Es war wesentlich sein Verdienst, als Juli 1847 die „Deutsche Zeitung“ gegründet wurde, an der die bewährtesten politischen wie staatswissenschaftlichen Kräfte sich beteiligten. Die Wogen der politischen Bewegung gingen immer höher; die Februarrevolution, die Louis Philipp's Regiment stürzte, brach herein, ihre Wirkungen pflanzten sich nach Deutschland fort. Schon Herbst 1847 war ein Kreis liberaler Männer in Heppenheim zusammengetreten, um die deutsche Einheit anzubahnen.



Karl Mathy.

Mathy wies darauf hin, daß die Grundlage dazu im Zollverein schon vorhanden sei, und daß sie nur durch dessen Erweiterung kommen könne. Aber mit Eintritt der Februarrevolution und der Erklärung Frankreichs zur Republik drangen die radikalen Elemente in den Vordergrund; man träumte, man schwärmte für eine deutsche Republik. Baden ging voran. Gerade in Mathy's Wahlbezirk, im Seekreise, war durch Fickler schon am 13. März die Republik erklärt worden. Mathy reiste unverzüglich hin; in stürmischen Volksversammlungen trat er gegen diese Idee auf: die gesetzliche Ordnung müsse aufrecht erhalten werden, und er ließ Fickler verhaften. Nie hat ihm seine Partei diese That vergeben, ihre Presse strömte von Schmähungen über. Er verteidigte muthig das Einschreiten der

Reichsregierung zur Unterdrückung der Schilderhebung, die mittlerweile bis nach Freiburg sich ausgebreitet hatte. Die Erhebung fand ihren Todesstoß bei Kandern, aber der treffliche General von Gagern fiel. Nun trat Mathy in das Ministerium, wobei er kräftige Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung befürwortete.

Am 4. April trat das Vorparlament zusammen und am 18. Mai das deutsche Parlament, dessen Mitglied er war. Er hielt hier unverrückt an der Ueberzeugung fest, daß frühere Bildungen sich nicht mit einem Schlage wegbannen lassen, und daß darum neben der Gesamtvertretung im Parlament eine Einzelvertretung der Regierungen einhergehen müsse. Er war deshalb auch nicht dabei thätig, als die provisorische Centralgewalt unter Erzherzog Johann ohne Befragen der Regierungen eingesetzt wurde. Doch war er bereit, als Finanzminister in das Reichsministerium zu treten, eine Stelle, welche er nachher Beckerath abtrat. Die Ablehnung der Uebernahme der Centralgewalt von Seiten Friedrich Wilhelm's IV. schuf entsetzliche Verwirrung. Die Reichsverfassung war festgesetzt, aber Oesterreich sammt Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg war die Ablehnung Preußens willkommen und für sie ein Grund, die Verfassung bei Seite zu schieben. Die radikalen Elemente im Bunde mit den Ultramontanen und Großdeutschen waren gleichfalls Gegner der Verfassung.

Mathy ermahnte, für Durchführung der Reichsverfassung zusammenzuhalten; allein die radikale Partei gab das Zeichen zum Aufstande in Baden, Pfalz, bald auch in Leipzig, Dresden. Mathy trat mit seinen Freunden im Mai 1849 aus der Nationalversammlung und schloß sich denen an, welche im Frankfurter Parlament auf den Ruf Preußens noch eine theilweise Verwirklichung der deutschen Einheit und freisinniger Einrichtungen hofften, als der Vertrag von Olmütz und die Unterwerfung Preußens unter Oesterreich die letzten Hoffnungen vernichteten. Nach der Unterwerfung des badischen Aufstandes und der Uebernahme der Regierung durch das reaktionäre Ministerium Kleber-Marschall wurde Mathy aus badischem Dienste entlassen, ohne ihm den gesetzlichen Ruhegehalt auszuwerfen. So war er wieder zur Existenz seiner Familie auf seiner Hände Arbeit angewiesen. Es folgte nun eine zehnjährige fruchtbare Thätigkeit Mathy's auf sozial-ökonomischem Gebiete, zuerst als Leiter der Verlagshandlung Wassermann in Mannheim, dann als Mitleiter der Diskontogesellschaft unter Hansemann's Führung in Berlin, endlich Ende 1857 als Direktor der Gothaer Bank. In allen diesen hochwichtigen Stellungen bewährte er sich eben so sehr durch seine unererschöpflichen Kenntnisse im Finanzfach, als durch seine einfachen, klaren, allen gewagten Unternehmungen abholden Grundsätze. Es waren diese Jahre für Mathy eine Zeit reicher Arbeit und gesicherter Existenz, aber schweren Kummers in seiner Familie. Aus seiner Ehe mit Anna Strohmayer erblickte eine zahlreiche Kinderschar, allein in wenig Jahren raubte ihm der Tod eines nach dem andern, und im März 1854, bald nach der Uebersiedelung nach Berlin, trugen Mathy und seine Frau auch ihr letztes Kind, einen hoffnungsvollen Sohn, der in Heidelberg sich

dem Studium gewidmet hatte, zu Grabe. Es waren ihm jetzt die Mittel gegeben, ausreichend für seine Kinder zu sorgen — aber da waren diese ihm genommen: der herbste Schmerz unter allen, die Mathy und seine an Muth und Ausdauer gleich geistesstarke Gattin zu tragen hatte. In Gotha war es auch, daß ihn innige Freundschaft mit Gustav Freytag verband, der in der Nähe seine Sommerresidenz hatte. Es ist bekannt, wie aus diesem Freundschaftsbund die reiche, umfassende Zeichnung des Lebensbildes von Karl Mathy durch Freytag's Meisterhand hervorgegangen ist.

Anfang der sechziger Jahre begann ein neuer Abschnitt im Leben Mathy's. Friedrich von Baden, seit 1852 Regent, seit 1856 Großherzog, hatte seit 1860, nach dem Sturz des Konfordsats, die Regierung in liberale Bahnen eingelenkt. Das Ministerium Lamey-Roggenbach begründete eine neue Wendung der Dinge. Man suchte nach tüchtigen, bewährten Männern, und so wurde Mathy in seine Heimat zurückgerufen und eine alte Schuld gesühnt. Er wurde zum Direktor der Hofdomänenkammer und zum vorzuziehenden Rath im Finanzministerium ernannt. Sein Hauptaugenmerk ging einerseits auf Feststellung eines guten Staatshaushaltes, andererseits auf Ausbau des Eisenbahnsystems und Schaffung von Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs. Allein seine Stimme war von Gewicht auch in den politischen Fragen und besonders in der internationalen Haltung Badens. Sommer 1863 wollte Oesterreich durch den improvisirten Fürstentag in Frankfurt die Leitung Deutschlands ohne Preußen an sich reißen. Es war vornehmlich der Widerspruch Badens, der die Verwirklichung dieses verhängnißvollen Gedankens hinderte; und da war es neben Roggenbach namentlich Mathy, der seinem Fürsten treu zur Seite stand.

Der Frühling 1866 brachte den Ausbruch des Konflikts zwischen Preußen und Oesterreich. Die Sympathien in Süddeutschland waren vorherrschend zu Gunsten Oesterreichs. Mathy aber war keinen Augenblick im Zweifel, daß Baden in keinem Falle Partei gegen Preußen ergreifen dürfe, das Heer solle kriegsfertig, aber neutral dastehen. Die persönliche Ansicht des Großherzogs war für Mathy. Den Vorstellungen Edelsheim's und der Mehrheit seiner Minister gegenüber, daß Baden nicht isolirt bleiben könne, daß es sich den Mittelstaaten anschließen müsse, entgegnete der Großherzog, daß er nicht gegen Preußen gehen wolle. In den ersten Tagen des Mai kamen die Mittelstaaten unter Bayerns Leitung in Augsburg zusammen; der Vertreter Badens — es war Herr von Edelsheim — wurde in Mathy's Sinn dahin instruirt, daß Badens Neutralität festzuhalten sei, daß jeder Staat für sich rüsten solle, aber daß man sich nicht ins österreichische Lager drängen lassen dürfe. Aber schon am 30. Mai schrieb Mathy in sein Tagebuch: „Die Mittelstaaten drängen uns und wir lassen uns drängen“. Als am 13. Juni über den Antrag, den Oesterreich gegen Preußen im Bundestag eingebracht hatte, abgestimmt wurde, mußte sich der badische Gesandte gemäß seiner Instruktion noch der Abstimmung enthalten. Aber drei Tage darauf wurde unter dem Drucke der wachsenden Aufregung des Landes der badische Gesandte beauftragt, mit Bayern zu stimmen, in

dem Sinne, daß dem von Preußen bedrohten Sachsen Hülfe gebracht und Bayern und Oesterreich mit dieser beauftragt würden. Die badische Division sollte zum achten Bundescorps stoßen. Mathy schrieb am folgenden Tage in sein Tagebuch: „Wir stehen auf der unrechten Seite, für das Faule (Habsburg, Welf) gegen das Frische. Der Ausgang wird es lehren.“ Am 30. Juni verlangte er seine Entlassung, der Großherzog ertheilte sie ihm mit schwerem Herzen. Sofort begann Mathy seine altgewohnte journalistische Arbeit wieder; seine Korrespondenzen flogen nach allen Seiten. Die ersten Nachrichten von den preussischen Erfolgen hatten sein nie wankendes Vertrauen neu belebt. Die Entscheidung folgte rasch. Auf allen Punkten wurde Oesterreich und seine Bundesgenossen geschlagen; die Preußen standen in Frankfurt, vor Würzburg, vor Wien. Mathy wurde schon am 27. Juli wieder ins Ministerium berufen. Rasch werden die badischen Truppen zurückgerufen, mit Preußen Frieden geschlossen, und schon am 6. September war die Kriegskontribution von sechs Millionen Gulden bezahlt. Neben der Ordnung der Finanzen war sein Absehen, Baden mit dem Norddeutschen Bund in nähere Beziehung zu bringen und das Werk der Einigung im Bunde mit Preußen zu fördern. Zu diesem Zwecke wurde in erster Linie das Militär nach preussischen Einrichtungen und den Erfordernissen des Norddeutschen Bundes umgestaltet. Mit nicht minderm Eifer betrieb er die Zollvereinsfrage; er arbeitete eine Denkschrift aus über die Umgestaltung des Zollvereins und ging selbst nach Berlin.

Gern hätte er es gesehen, wenn Baden alsbald vollständig in den Norddeutschen Bund eingetreten wäre, allein da Bayern und Württemberg nicht mit eintreten wollten, so war es für das Einigungswerk besser, wenn auch Baden nicht aufgenommen war; denn es konnte dann mit seinen ausgesprochen nationalen Tendenzen falsche politische Bildungen verhindern. Doch wurden auf Betreiben Badens militärische Verabredungen zwischen den genannten Staaten getroffen, denen Mathy den nationalen Charakter wahrte. Nach jenem Abschluß des Zollvertrages in Berlin fühlte er sich in Kopf und Herz müde; eine Erholungsreise erfrischte ihn vorübergehend, aber bald stellte sich Fieber ein. Ende 1868 trat sein Leiden in verstärktem Maße auf, und die Nacht vom 2. auf den 3. Februar endete das that- und kampfreiche Leben. Er hat die Einigung des deutschen Vaterlandes nicht mehr voll erlebt, aber er hat sie noch geschaut in nächster Nähe, und vor Allem hat er wie kein Anderer mit Mannesmuth für sie gearbeitet, mit Heldenmuth für sie gekämpft und gelitten; sie ist das Ziel seines Lebens gewesen, die Hoffnung und der Trost seines Geistes in trüben Tagen, und Mathy's Name wird in der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen unvergessen sein.



Pörrach.

Gewerbleiß in Baden.

Jahr (Segeltuch, Tabak, Eichorie, Spielkarten &c.). Bijouterie, Gold- und Silberwaarenfabriken in Pforzheim.

Baden war vor dem im Jahr 1835 erfolgten Anschluß an den Zollverein vorherrschend ein Ackerbau und Viehzucht treibender Staat, wozu es durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und die reichen Weideplätze ursprünglich angewiesen ist. Nur auf dem Schwarzwald erblühte schon Ende des vorigen Jahrhunderts die schon geschilderte Holz-, Bürsten- und Uhren-Industrie, zu der in neuerer Zeit die Strohflechterei hinzukam. Seitdem hat sich die gesammte Gewerthätigkeit und insbesondere die Fabrikindustrie wesentlich gehoben, und die neuen Verkehrs- und Niederlassungserleichterungen, infolge der Gründung des Deutschen Reiches, wodurch deutschem Fleiß ein bedeutender Markt gesichert wurde, wirkten desgleichen fördernd für die Industrie.

Die Regierung ihrerseits hat auch nicht gesäumt, durch Gründung von Gewerbehallen, von Musteransammlungen, durch Veranstaltung von Industrie-Ausstellungen, durch Förderung der Gewerbevereine und der gewerblichen Genossenschaften günstig auf die gewerbliche Entwicklung einzuwirken,

und es war namentlich die Persönlichkeit des Geheimraths Dietz, der in nahezu 25-jähriger Thätigkeit durch eine bis ins Einzelne gehende Vertrautheit mit den verschiedenen Gewerbszweigen und ihren Hauptvertretern sich wesentliche Verdienste erworben hat. Vor Allem aber war die Regierung bemüht, durch Anlegung von Straßen und Erbauung von Eisenbahnen auch die entferntesten Theile des langgestreckten Landes in den Verkehr zu ziehen.

Baden besitzt nach dem Bestand von 1870/71 767 Stunden Landstraßen, die seitdem auf über 800 vermehrt worden sind. Außerdem giebt es in Baden 1244,¹⁹ Stunden bedeutendere, zum größten Theil chaussée-mäßig gebaute Vicinal-, Kreis- und Gemeindestraßen, so daß 7,³² Stunden auf die Quadratmeile und 14,² Stunden auf je 10,000 Einwohner kommen. Baden geht durch dies günstige Verhältniß seiner Verkehrswege zum Flächeninhalt und zur Volkszahl des Landes den meisten europäischen Ländern voran und steht nur England und Belgien nach.

Baden war zugleich der erste Staat in Deutschland, der den Bau einer großen, das ganze Land durchziehenden Eisenbahn auf Staatskosten wagte, und zwar zu einer Zeit, wo noch vielfach Abneigung und Bedenken gegen diese neuen Verkehrswege und deren Rentabilität in Deutschland herrschten. Schon im Landtag 1838 wurde der Bau einer Eisenbahn von Mannheim-Heidelberg durch das Rheinthal bis an die Schweizergrenze beschlossen; den 12. März 1840 wurde die Strecke Mannheim-Heidelberg und den 20. Februar 1855 die letzte Strecke Haltingen-Basel in Betrieb gesetzt. Seitdem ist die Bahnlinie Basel-Konstanz, die Odenwaldbahn, Heidelberg-Würzburg und die Schwarzwaldbahn, von kleineren Linien abgesehen, die meist Privatunternehmungen sind, auf Staatskosten ausgeführt worden. Das ganze Bahnnetz umfaßte 1873 147,⁹³ Meilen, darunter 138,²² Meilen Staatsbahn und 9,⁷¹ Privatbahnen und wird fortwährend vervollständigt.

Zu diesem auf die Entwicklung der Industrie so günstig wirkenden Verkehrswegen kommt die Wasserstraße des Rheins, deren Waarentransport zwischen den deutschen und niederländischen Häfen durch Dampf- und Segelschiffe zu Berg und Thal fürs Jahr 1871 auf 121,100,000 Centner berechnet wurde. Hieran war Mannheim als die wichtigste Handelsstadt Badens und der bedeutendste deutsche Stapelplatz am Oberrhein mit 8,036,121 Centner theilhaftig. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Getreide, Wein, Handelsgewächsen (Tabak und Hopfen), Obst, Holz, Fabrikaten. Einfuhrgegenstände sind hauptsächlich Kolonialwaaren, besonders Kaffee und Reis, Süßfrüchte, ferner Baumwolle, Seide, Roheisen, Eisen- und Stahlwaaren, Kohlen, Schlachtvieh, Pferde und Boden- und Luxusartikel aller Art. Die von den Großgewerben und Fabriken verarbeiteten Rohstoffe werden im Werthe von etwa 25—30 Millionen und der von ihnen gelieferten Fabrikate im Werthe von 45—55 Millionen Mark geschätzt. Ueberblicken wir nun die einzelnen Zweige der badischen Industrie, so nahmen in Folge des Zollvereins in erster Linie einen Aufschwung die Rübenzuckerfabrikation und die Spinnereien und Webereien.

Von Rübenzuckerfabriken besitzt Baden zwei, in Mannheim und Waghäusel in der Nähe von Schwetzingen; darunter nimmt Waghäusel nicht bloß den ersten Rang in Baden, sondern in ganz Deutschland ein. Die Fabrik wurde durch eine Aktiengesellschaft gegründet, welche im Jahre 1807 das 1722 erbaute Schloß des Bischofs von Bruchsal, der um jene Zeit seine Residenz nach Waghäusel verlegte, kaufte. Sie erwarb 1874 die beiden in Württemberg gelegenen Zuckerfabriken Altshausen und Züttlingen. Rüben werden theils auf 2500 Hektaren eigenen Gebietes, theils durch Ankauf gewonnen. Sie werden theilweise frisch verarbeitet, theilweise getrocknet auf acht zerstreuten Trockenfilialen.



Lahr.

Außer dem so gewonnenen eigenen und Züttlinger Rohzucker, ca. 60,000 Centner pr. Jahr, wurden 1875/76 noch 100,000 Centner Rohzucker in der Raffinerie verarbeitet. Daneben große Einrichtungen für Herstellung der Nebenprodukte. Gesamtumsatz der Fabrik mit Nebenbetrieben 12 Millionen, durchschnittliche Arbeiterzahl 600, Oktober bis Januar oft bis 3000. Arbeitslohn wurde 1875/76 bezahlt 371,166, Eisenbahnfrachten 223,818 Mark.

Während vor Gründung des Zollvereins von den Spinnereien, Webereien und Tuchdruckereien im Ganzen 32 meist von kleinerem Umfang vorhanden waren, stieg ihre Zahl schon im Jahre 1849 auf 112. Der Hauptsitz dieser Industrie ist das Wiesenthal, hier sind die Mittelpunkte Lörrach und Schopfheim.

Vörrach, das freundliche, jetzt ca. 7000 Einwohner zählende Städtchen, hatte schon vom Kaiser Ruprecht im 15. Jahrhundert und später vom Markgrafen Karl Magnus städtische Privilegien erhalten, aber sie waren nie in volle Uebung gekommen; Markgraf Karl Friedrich erneuerte und erweiterte sie 1755; die neuen Stadtbürger erhielten damals die Leibesfreiheit, die Befreiung von Herrschaft- und Landesfrohnden außer ihrem Bann. Eine zehnjährige Befreiung von Staatsabgaben wurde denjenigen Vörrachern zugesagt, welche nützliche Gewerbe anlegten und für die dort sich niederlassenden Gewerbsleute die Berechtigung des gänzlich freien Wiederabzugs, der damals noch ungemein erschwert war. Zugleich wurden in deutscher und französischer Sprache die Vorzüge der Lage Vörrachs in einem Schriftchen zusammengestellt, um zur Niederlassung anzulocken: die kurze Entfernung vom Rhein und von Basel, eine mittlere Stellung zwischen den berühmten Handelsplätzen von Straßburg und Zurzach, die Gegenwart der Wiese, die Nähe des Elsaß, treffliche Fruchtfelder und Weinberge und Materialien genug zur Gründung von Gewerben. So war denn die große Spizen- und Kattunfabrik schon 1753 gegründet, und von hier aus gingen besonders seit Gründung des Zollvereins immer neue Unternehmungen der Wiese entlang.

Mit Vörrach wetteiferte Schoppsheim, der zweite Hauptort des Wiesenthals und des alten Markgräflerlandes. Hier sind es die Firmen Gottschalk und Grether, heute Gottschalk-Mayer, und die Gebrüder Sutter, von denen in und um Schoppsheim große industrielle Unternehmungen ausgingen. Zu den früheren Fabriken, einer Papierfabrik, verschiedenen Mahl-, Säge- und Delmühlen, mehreren Walken, Schleifen, einer Leinwandbleiche, einer mechanischen Spinnerei und bedeutendem Holzhandel kamen in neuer Zeit noch hinzu: eine mechanische Ziegelfabrik, eine Gipsfabrik, eine Ofen- und Thonröhrenfabrik, die Kraft'sche Leder-, Schuh-, Stiefel-, Riemen- und Filzfabrik, einige Webereien und die Grethersche Seidenspinnerei in Hausen an der Stelle des eingegangenen Hüttenwerks.

Neben den Kapitalisten aus Vörrach und Schoppsheim beteiligten sich auch Schweizer aus dem nahen Basel, so daß das Wiesenthal mit Fabriken, vorherrschend Spinnereien und Webereien, übersät ist bis an den Ursprung des Flusses. Für das hintere Wiesenthal ist das Amtstädtchen Schönau der Mittelpunkt, in dessen Umgebung gleichfalls Spinnereien errichtet wurden; außerdem in den Nachbarthälern bei Blasien und Wehr.

Von den Wiesenthalspinnereien hat z. B. nach dem Katalog der Ausstellung vom Jahre 1877 die Fabrik Merian in Höllstein 360 Arbeiter, einen Jahresumsatz von ca. 150,000 Kilo Baumwollgarn, 20—25000 Stück Baumwolltücher und 10,000 Kilo Floretgarne. Eine bedeutende Spinnerei und Weberei befindet sich in Offenburg, seit 1858 als Aktiengesellschaft gegründet, damals 14,340 Spindeln mit 336 Webstühlen, jetzt 21,416 Spindeln und 416 Webstühle, getrieben durch Wasserkraft und aushülfsweise Dampfkraft. Erforderliche Rohstoffmenge 385,000 Kilo, Garnerzeugniß 340,000 Kilo, die Weberei liefert 60,000 Stücke mit 3,350,000 Meter; Zahl der Arbeiter 380.

Bedeutende Tuchfabrikation findet sich zu Billingen auf dem Schwarzwalde. Das bedeutendste Etablissement dieser Art ist die Gesellschaft für Spinnerei und Weberei in Ettlingen bei Karlsruhe. Sie wurde im Jahre 1836—38 errichtet. Die Fabrikation umfaßt Baumwollspinnerei, Weberei, Baumwollsammt-Fabrikation, Bleicherei, Färberei und Appretur. Spezialität ist Sammtfabrikation und Satin. Sie verarbeitet jährlich 2800 Ballen amerikanischer Baumwolle. 3 Dampfmaschinen von 300 Pferdekraft, 4 Turbinen von 300 Pferdekraft, 1040 Arbeiter; Jahresumsatz 3 bis 4 Millionen Mark.

Eine bedeutende mechanische Hanfspinnerei und Weberei befindet sich in Emmendingen (120 Dampf-, 113 Wasserkraft und 120 Arbeiter).

Die Seidenspinnerei ist hauptsächlich durch die Firma Metz in Freiburg vertreten. Seit 1841 von derselben Firma Seidenspinnerei in Anasias in Kleinasien; Filialfabriken in Baden, in Endingen, in Karlsruhe, im Münsterthal bei Staufen, in Oberhausen, in Kappel am Rhein und seit 1876 in Christophsthal in Württemberg. Jahresumsatz ca. 30,000 kg rohe Seide, Produkt gefärbte Zwirne ca. 25,000 kg, Werth 1,200,000 Mark.

Von anderen Fabriken seien genannt: hervorragende Papierfabriken in Ettlingen, Freiburg, Emmendingen, Riefen, Aach, Schopfheim; Tapetenfabriken und Spiegelmanufaktur in Mannheim, Glasfabriken in Offenburg, Hagenau, Herzogenweiler, Bubenbach; Chemische Fabriken in Küppurr bei Karlsruhe, Pforzheim, Mannheim, Lahr, Freiburg; Porzellan- und Steingutfabriken in Hornberg und Zell im Kinzigthal, welche letztere, seit 1807 gegründet, mit 200 Arbeitern thätig ist. Sonst Thonwaarenfabriken in Lahr, Karlsruhe, Baden, Pforzheim und Durlach. Eine neue Spezies sind die durch Modelleur Glas in Billingen nach Zeichnungen von Keller-Leuzinger ausgeführten „Schwarzwälder Majoliken“. In Mannheim befindet sich auch die bedeutendste Gummiwaarenfabrik, Hutchinsohn & Co., welche 160 Arbeiter beschäftigt und für ca. 1 Million jährlich produziert.

In bedeutender Weise ist die Maschinenfabrikation, die seit der Erbauung der Eisenbahnen einen großartigen Aufschwung angenommen hat, im Augenblick freilich daniederliegt, vertreten durch die Städte Karlsruhe, Pforzheim, Mannheim. Das Etablissement in Karlsruhe ist eins der frühesten für Fertigung von Lokomotiven; dasselbe arbeitet in normalen Zeiten mit 800—900 Mann und fertigt jährlich ca. 75—80 Lokomotiven und Tender; in Pforzheim die Firma Benkiser, in Karlsruhe noch bedeutende Wagenfabrikation (Schmieder u. Meyer, Kautt u. A.); geschätzte Fabrikation von Feuerlöschspritzen und verwandten Geräthen in Heidelberg und Freiburg. Nähmaschinen vornehmlich in Karlsruhe die Firma Junker u. Ruh seit 1868, mit 270 Arbeitern und 2 Dampfmaschinen; jährliche Produktion 21,000 Nähmaschinen, lebhaftes Exportgeschäft nach Südamerika und Australien; ferner Haid u. Neu mit jährlich 12,000 Stück und 150 Arbeitern.

Zahlreich und durchs ganze Land verbreitet ist die Fabrikation von Nahrungs- und Genußmitteln, Mehlwaaren, Zucker, Chokolade, Gewürzen, Kaffeesurrogaten, Konjerven. Außer der schon erwähnten badischen Gesellschaft für Zuckerfabrikation in Waghäusel seien noch genannt in Mannheim:

Rauffmann Söhne, Zubereitung von enthülften Erbsen, Linsen, Vollgerste; Wickert Gebrüder, Cichorien- und Feigenkaffee, im jährlichen Werthe von 50,000 Mark; in Stockach: Winter Gebrüder, Kunstmühle und Teigwaarenfabrik mit 54 Pferdekraft, produzirt pro Woche 60,000 kg Mehl und 5000 kg Teigwaaren. Das großherzogliche Salzwerk Rappenaau, seit 1823 in Thätigkeit, arbeitet mit 120—140 Arbeitern und produzirt jährlich 250—270,000 Centner Salz; die Saline Dürrheim auf dem Schwarzwald, seit 1822 gegründet, produzirt jährlich 250—280,000 Centner. In der Fabrikation von Getränken waren 46 Firmen auf der Ausstellung vertreten: Schildach, Wolfach, Bruchsal, Mosbach, Griesbach, Gernsbach in gebrauchten Wässern. Mineralwasserfabrikation Bissinger in Mannheim; moussirende Weine in Freiburg und Mannheim, Apfelweine besonders Schaller in Werthheim, jährlicher Absatz von 20,000 l. Vorzügliche Weine Blankenhornsberg bei Ihringen am Kaiserstuhl von Dr. Adolf Blankenhorn. Das Rebgut wurde 1844/46 angelegt, mit Schnittlingen aus Burgund, Riesling und Traminer vom Rhein. Bierproduktion in Freiburg, Emmendingen, Lahr, Mannheim; großherzogliche Brauerei Rothhaus auf dem Schwarzwalde, vornehmlich aber Karlsruhe und Umgegend; hier nimmt die 1874 im großartigsten Stile mit Verwendung der neuesten und bewährtesten Einrichtungen erbaute burgähnliche Brauerei des Albert Prinz mit jährlich 3 bis 4 Millionen l. den ersten Rang ein, während die Sinner'sche Brauerei und Essigspritfabrik jährlich für 2 Millionen Mark umsetzt.

Tabakfabriken in Konstanz, Baden, Durlach; Firma Hurst mit 80 Arbeitern und einer Fabrikation von jährlich über 5 Millionen Cigarren im Werthe von 180,000 Mark; ferner Bruchsal: Reiß mit einem Jahresumsatz von 10 Millionen Cigarren; Stollhofen, Mannheim: Simon mit 600 Arbeitern und jährlicher Fabrikation von ca. 25 Millionen Cigarren.

Lahr. Unter den gewerblichen Mittelpunkten Badens nehmen die beiden hervorragendsten Stellen ein: Lahr durch seine Tabak- und Cichorienprodukte und Pforzheim durch seine Bijouteriewaarenindustrie.

Lahr, mit gegen 9000 meist protestantischen Einwohnern, liegt reizend am Ausgange des Schutterthals, eine halbe Stunde von der Rheinthalbahn, jetzt mit ihr durch eine Zweigbahn verbunden. Die erste urkundliche Erwähnung von Lahr ist vom Jahre 1179, wo ein Herr von Lahr (larga) erwähnt wird. Er gehörte wahrscheinlich zum Stamme der Geroldseck, deren Stammschloß zwei Stunden östlich von Lahr auf der Höhe des Schießbergs liegt, da, wo die Straße in das Kinzigthal nach Biberach ablenkt.

Das Schloß wurde 1677 von Marschall Créqui in die Luft gesprengt und liegt seitdem in Trümmern. 1634 starb die Familie Geroldseck aus. Von ihr stammt die Linie Geroldseck im Walgau im Vorarlbergischen; ob auch die im Wasgau, wo zwei schon berühmte Schloßherren gleichen Namens sich finden, ist wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar. Die Stadt ist offenbar im Anschluß an das Schloß entstanden und war auch über 200 Jahre im Besitze der Herren von Geroldseck. Jetzt ist ihre Bürgerschaft stolz auf ihre behäbige Unabhängigkeit.

Der Letzte der Geroldsecker vermachte sie seinem Schwiegersohne, Johann von Mörs, der seiner Zeit die Hälfte von Lahr an Baden verpfändete. Nach dem Erlöschen des Hauses Mörs fielen dessen Besitzungen an Nassau; so ward Lahr zur Hälfte badisch, zur Hälfte nassauisch, bis es 1803 ganz an Baden fiel. — In den Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts wurde Lahr sehr mitgenommen und kam durch nachträgliche Prozesse, die ungeheure Summen kosteten, sehr herunter.



Lahrheim.

Es fing erst Ende des vorigen Jahrhunderts an, sich wieder zu erholen, nachdem im Jahre 1767 die bekannte Firma Schneyder und Vogtbeck mit der Fabrikation von Segeltüchern begonnen hatte. Schon zehn Jahre darauf bestanden die Tabakfabriken von Vogtbeck und Hugo.

Infolge der Kontinentalsperre erhoben sich durch Trampler und Andere Cichorienfabriken, die von früh an bedeutende Geschäfte in die Schweiz machten. Der eigentliche Aufschwung Lahrs datirt aber erst vom Anschluß an Baden. Es dehnte sich die Fabrikation nun immer mehr aus, auch blühte der Hanfhandel auf. Nach dem Vorgange von Trampler entstanden neue Cichorienfabriken. Die Vogtbeck, die um ihre Verdienste für die Industrie in den Adelstand erhoben worden, erweiterten die Fabrikation von Schnupftabak immer mehr; an sie schlossen sich die Firmen Hugo, Schöpfer, Herbst.

Bald wurden in die Lahrer Industriethätigkeit neue Artikel hineingezogen: Cartonnagefabrikation, Baumwollspinnerei, Webereien für wasserdichte hanfene Schläuche, ferner Band-, Tabaksdosen- und Spielkartenindustrie.

Die drei Hauptzweige jedoch, welche Lahr einen Namen in der industriellen Welt sichern, sind Schnupftabak-, Cichorien- und Cartonnagefabrikation. Die Fabrikation von Spielkarten wird auch noch stark betrieben, aber Lahr hat in Girnd u. Jacob von Mannheim einen bedeutenden Konkurrenten erhalten.

Die Schnupftabakfabrik der Gebrüder Logbeck verarbeitet durchschnittlich jährlich 8000—10,000 Centner Rohtabake und beschäftigt 200 Arbeiter, und außerdem sind eine Dampfmaschine von 18 Pferdekraft und drei Mühlen in Thätigkeit. Die Cichorienfabrik von Trampler, 1790 gegründet, beschäftigt 125 Arbeiter, hat zwei Mühlen am Wasser mit 40 und eine Dampfmaschine mit 12 Pferdekraft in Thätigkeit; der jährliche Umsatz beträgt 700,000 Mk.

Die Cartonnagefabrikation, hauptsächlich durch die Firma Dreyßpring vertreten, wurde von derselben bereits 1817 zuerst in Deutschland eingeführt. Anfangs mit dem Bezug des Materials auf Paris angewiesen, ist die Lahrer Fabrikation jetzt fast ganz von Frankreich unabhängig und bezieht von dort blos Ausschmückungsachen für feinere Cartonnagen, welche die dort den Ton angehende Mode rascher liefert. Es werden in Lahr alle Arten Cartonnageartikel angefertigt, von den ordinärsten bis zu den feinsten. Die Firma Dreyßpring beschäftigt in und außerhalb der Stadt 215—220 Arbeiter und etwa 50 Kinder und fabrizirt jährlich 100,000 Stück feiner Artikel, als: Bonbonnièren bis zum Preise von 40 Mark per Stück, Schmuck-, Thee-, Handschuh-, Parfümeriekästen u. mit Ueberzug von Sammt, Seide, Leder, Holz, Sparterie; eine Menge Artikel zur Verpackung von Schokolade, Gold- und Silberwaaren, Kästchen zu Mineraliensammlungen, etwa 6 Millionen Apothekerschachteln u. Das Absatzgebiet erstreckt sich über ganz Europa, Nord- und Südamerika, Ostindien und Australien.

Die Stadt hat ein Progymnasium, eine Handelsschule und ist Sitz des Oberamtes. Sie besitzt mehrere Buchhandlungen, unter diesen die renommirte Verlagsbuchhandlung Geiger-Schauenburg, deren Namen der „Lahrer Hinkende Bote“ als geachtetster Volkskalender mit einem Absatz von nahezu einer Million Exemplaren in alle Welttheile trägt, wo Deutsche sich finden.

Gold- und Silberwaarenfabriken in Pforzheim. Am Nordende des Schwarzwaldes, da, wo er seinen östlichen Rücken ins Württembergische sendet, entspringen ihm drei helle Gewässer, die Enz, Nagold und Würm; zahllose Mühlen und Wasserwerke treibend, auch Holz auf ihrem Rücken fließend, durchheilen sie dunkle und enge Thäler. Vorbei an den württembergischen Orten Wildbad und Rauenberg, Calw und Liebenzell, betreten sie erst nach längerem Laufe das Badische, und vereinigen sich bei Pforzheim, um fortan unter dem Namen Enz dem Neckar zuzueilen.

An diesem schon durch die Natur begünstigten Punkte, wo der Schwarzwald „seine untere Pforte grüßt“, daher porta Hercyniae, Pforzheim, entstand schon zu den Zeiten der Römer eine Niederlassung.

Noch steht nahe bei der Altstadt einer der Thürme, deren die Römer zum Schutze des rechten Rheinufers eine ganze Menge erbauten. Nachweisbar ging auch über Pforzheim und das nahe Röttingen die alte Römerstraße, die nach dem Neckar führte. Später ließen sich Holzarbeiter hier nieder, es entstand

ein geschlossenes Dorf und später ein städtisches Gemeinwesen, das schon im 13. Jahrhundert badisch wurde. Markgraf Rudolf nahm zuerst seinen Aufenthalt hier, mit Baden abwechselnd; im Jahre 1300 wurde es bleibende Residenz bis 1565, wo Markgraf Karl II. von Baden-Durlach die Residenz nach Durlach verlegte, und von da siedelte sie 1720 nach Karlsruhe über.

Die Stadt wurde mit der ganzen Markgraffschaft Baden-Durlach 1560 protestantisch und deshalb im Dreißigjährigen Kriege schwer heimgesucht. In diesen Krieg, 1622, fällt die Sage von den 400 Pforzheimern, die sich für ihren Fürsten opferten. Markgraf Georg Friedrich stand mit 20,000 Mann gegen die katholische Uebermacht unter Tilly bei Wimpfen. Schon hatte sein tapferes Heer den Sieg in den Händen, als die Pulverwagen plötzlich in die Luft flogen und das markgräfliche Heer in Verwirrung setzten. Da hätten die 400 Pforzheimer ihn gedeckt und sich dem Fürsten geopfert. Die Sage ist in dieser romantischen Form erst Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden; die Kirchenbücher Pforzheims wissen nichts von solchen Verlusten in der Stadt, und es ist aus früherer Zeit keine Kunde von derartiger oder ähnlicher Heldenthat überliefert; hingegen ist kein Zweifel, daß sich das weiße Regiment, das Leibregiment des Markgrafen, welches sich vermuthlich auch in jener Zeit schon aus Pforzheim und der Umgegend, überhaupt aus dem Amtsbezirk Pforzheim rekrutirte, tapfer für seinen Markgrafen wehrte und ihm ohne Zweifel nur unter sehr großen Verlusten das Leben rettete.

In der Kultur- und Literaturgeschichte hat sich Pforzheim einen bleibenden Namen erworben als Geburtsort Reuchlin's, des wackern Kämpfers gegen hierarchische Geistesbeschränkung und Unduldsamkeit in wissenschaftlichen Dingen; zugleich war er Hauptverbreiter der klassischen Studien in Deutschland, schrieb die erste hebräische Grammatik und war der Lehrer Philipp Melancthon's, der, des großen Luther Freund, in dem nahen Bretten geboren war.

Pforzheim hat jetzt etwa 16,000 meist protestantische Einwohner. An freundliche Berge angelehnt, erstreckte sich die Stadt hauptsächlich dem linken Nagoldsufer entlang und war von drei Vorstädten umgeben; jetzt ist sie mit denselben, namentlich mit der Bröginger Vorstadt und dem Dorfe Bröggingen, fast zusammengewachsen. Von der Altstadt liegt ein Theil auf dem Schloßberge, in seiner Mitte die im gothischen Stil aufgeführte Schloßkirche; sie ist sehr alt und jedenfalls vor 1267 erbaut, da sie eine Grabchrift von diesem Jahre enthält. Markgraf Ernst machte sie zur Gruft des badischen Fürstenhauses, was sie auch bis 1830 geblieben ist. An Bildungsinstituten fehlt es nicht; unter anderen befindet sich ein Gymnasium hier, und in der neuesten Zeit wurde eine Kunstgewerbeschule errichtet. Jetzt ist Pforzheim der Knotenpunkt für die Eisenbahnlinien Karlsruhe-Stuttgart, Pforzheim-Wildbad und Pforzheim-Carlshorb-Neutlingen-Ulm.

Die günstige Lage Pforzheims am Zusammenströmen von drei Gewässern und am Zusammenstoß der Straßen von Karlsruhe, Stuttgart und Ettlingen, Albthal-Stuttgart, veranlaßte schon früh einen bedeutenden Handel mit Holz und anderen Artikeln. Schon 1745 bildete sich ein Floßverein, der zuerst bis Mannheim und Worms, seit 1810 direkt bis Holland Handel trieb;

hierzu trat 1801 eine zweite und 1870 eine dritte Compagnie, die sich später wieder verringerten. Seit 1770 blüht auch der Delhandel. Auch die Tuchfabrikation und Maschinenspinnerei fand früh Eingang. Berühmt sind in dieser Beziehung die Spinnerei von Finkenstein und in erster Linie die Saffian- und Lederfabrik von Gruner, das Kupfer- und Eisenhammerwerk und die Eisengießerei von Benkiser u. Comp. Das Benkiser'sche Etablissement für Dampfmaschinen, Turbinen, Brückenbau u. arbeitet mit 40 Pferden Wasserkraft, 20 Dampfkraft, hat 280 Arbeiter und einen Jahresumsatz von ca. 1,500,000 Mark. Einen weitgehenden Ruf hat auch von Alters her die Pforzheimer große Bleiche, die jährlich mehr als 70,000 m Leinwand in Behandlung hat.

Derjenige Industriezweig jedoch, der Pforzheims Namen in die weite Welt getragen hat, ist die Gold- und Bijouteriewaarenfabrikation. Sie erhob sich aus den Trümmern der Quincailleriefabriken, Kurzwaaren in Stahl, Eisen u. s. w. Schon 1811 gab es 21 größere und kleinere Fabriken; nach Gründung des Zollvereins stieg die Zahl rasch auf 54. In der Ausstellung von 1877 waren 89 Firmen vertreten, darunter die Firma Dennig & Comp., seit 1800 bestehend, welche in neuerer Zeit nur gestempelte Waaren verfertigt mit Garantie für 14 Karat Gold.

Die Fabrikation erstreckt sich auf Parüren, Garnituren, Armbänder, Broschen, Ohrgehänge, Medaillons, Kreuze, Nadeln, Fingerringe, Uhrketten, Halsbänder, Aermel- und Hemdenknöpfe, Uhrenschlüssel, Verloques, Anhänger, Petschafte, Fingerhüte, Bleistift- und Federhalter, Zahnstocher, Brillen, Zwickel, Feuerzeuge, Emailleur- und Guillocheurarbeiten. Dieselbe beschäftigt Tausende von Arbeitern und hat sich, da die Einrichtung verhältnißmäßig einfach ist, ziemlich weit auf die umliegenden Ortschaften verbreitet.

Unter den ältesten, bedeutendsten Firmen seien genannt: Dennig, Dittler, Christoph Becker, Bissinger, Gschwind, Rämpf & Comp., Katz, Kiehule, Kreuz & Becker, Ketter, Ungerer, Zerener, Karl Siebenpfeiffer, welcher letzterer sich besonders durch geschmackvolle Fabrikate auszeichnet. Das Absatzgebiet erstreckt sich über ganz Europa, auch Oesterreich, Rußland, Türkei, dann nach Amerika, namentlich Südamerika und den Inseln der Südsee.

Die Goldwaarenindustrie ist sonst nicht unbedeutend in Mannheim und namentlich in Karlsruhe vertreten, wo die Firma Christofle & Comp. ihren Sitz hat. Sie arbeitet in elektrochemisch versilberten und vergoldeten Tafelgeräthen und Bestecken, in massiv silbernen Tafelgeräthen, Galvanoplastik und Wiederversilberung. Sie hat Niederlagen in fast allen bedeutenden Städten Deutschlands und Manufakturen in Paris. In Schleiferei von echten und unechten Steinen für Bijouterie- und Phantasiartikel hat sich Waldkirch in der Firma Wintermantel einen Namen erworben.

Die badische Industrie hat auf den Ausstellungen in München, Wien, zweimal in Paris, glänzende Anerkennungen erhalten. Man nimmt an, daß jetzt 38 bis 40 Prozent der Bevölkerung sich mit der Industrie beschäftigen und es ist zu hoffen, daß der Schutz, der von Reichs wegen der deutschen Industrie gewährt worden, auch für Baden von günstigem Erfolge sein werde.



Mülhausen im Elsaß.

Gewerbleiß an der Ill.

Straßburg ohne charakteristischen Gewerbebetrieb. — Gutenberg in Straßburg. —
Mülhausen und seine Industrie.

Als im Winter 1872 auf 73 in Straßburg von Seiten eines hervorragenden Gelehrten der Vorschlag gemacht wurde, eine Kunstgewerbeschule in Straßburg zu errichten, fand derselbe bei der damals herrschenden politischen Windrichtung in der Bürgerschaft wenig Anklang. Wer den Verhandlungen auf dem Rathhause der Stadt mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt war, der hätte glauben sollen, Straßburg eigne sich nur für Pastetenbäcker und Bierbrauer, aber keineswegs für Kunsttischlerei und andere Gewerbe. In der That wird ein schwunghaftes Geschäft mit den berühmten Gänseleberpasteten von Straßburg getrieben, und man kann den Umsatz, welchen acht größere Betriebe dieses Geschäftszweiges jährlich erzielen, auf 12 bis 16 Millionen Mark veranschlagen; das ist der Verkaufspreis von ca. 500,000 Pfund dieses Leckerbissens, welcher in sauberen kleinen Terrinen zur Versendung kommt, nachdem die Gänseleber in Stücke geschnitten und, mit Trüffeln gemengt, in einen Teig von feingehacktem Fleisch gehüllt worden ist. Auch die Bierbrauerei ist ansehnlich genug, sowol in Ansehung

der erzeugten Massen, wie des konsumirten Quantums. Wurden doch nach der letzten Volkszählung und statistischen Aufnahme in ganz Elsaß während des Jahres 1877 auf 78 803,136 hl Bier gebraut, von denen allein auf Unterelsaß 628,965 hl kommen. 757 Personen arbeiten in dem genannten Bezirk im Brauereigeschäft und bedienen sich dabei der Hilfe von Maschinen mit zusammen 298 Pferdekräften. Die meisten dieser Anstalten finden sich in und bei Straßburg, und die Stadtbevölkerung unterstützt ihre Bestrebungen derart, daß bereits auf 184 Einwohner eine Schankwirthschaft kommt, in der neben dem Weinsaß auch die Bierquelle fließt. Das großartigste unter diesen Etablissements ist unstreitig das von Gruber u. Reeb in Königshofen vor Straßburg, das an 28 Orten Deutschlands und Frankreichs Zweiganstalten eröffnet hat. Seine Besitzer haben von den kleinsten Anfängen ihr Geschäft zu dieser Höhe gebracht, indem sie mit dem Fortgang der chemischen Wissenschaft stetig Schritt hielten und so jenes wohl-schmeckende und gesunde Bier lieferten, welches ihren Namen weit und breit bekannt gemacht hat.

Insoweit aber hatten die Gegner der Kunstgewerbeschule von 1872 wirklich Recht, als sie von einem eigentlich für Straßburg charakteristischen Gewerbebetrieb oder Handelszweig nichts wissen wollten. So betriebsam die Stadt in allen Arten von Kleingewerbe und manchem vereinzelt Fabrikunternehmen ist (wir wollen jedenfalls die dem Staate gehörige Tabakmanufaktur und die mancherlei Privatunternehmungen der Tabakindustrie nicht vergessen, welche in Straßburg allein 1076 Personen ernährt), so wenig hat sie eine Thätigkeit, welche dem Ganzen der Stadt ihr Gepräge ausdrückte. Auch auf dem Gebiete des Handels finden sich außer ein paar großen Hopfengeschäften keinerlei mit dem Leben des Landes eng verwachsene oder gar dominirende Erscheinungen. Die Bedeutung Straßburgs in dieser Hinsicht liegt in der Vergangenheit, liegt vor 1681, als die Stadt noch das große Emporium am Oberrhein war, als die Handelsverhältnisse sich noch mit der langsam fördernden Schifffahrt auf dem Rhein vertrugen, als Straßburg noch inmitten des Reiches lag, im fröhlichen Besitze zahlreicher Handelsprivilegien. Diese Bedeutung sank, als die Stadt zu einer französischen Grenzstadt wurde, der man die natürliche Verbindung mit ihrem Hinterland abgeschnitten hatte, ohne ihr dafür eine neue Verbindung mit dem Lande jenseit der Vogesen eröffnen zu können. Noch einmal blühte die Stadt auf in ihren Handelsbeziehungen während der Kontinental Sperre. Als die englischen Flotten die Häfen des napoleonischen Kaiserreichs sperren, wurde Straßburg der Hauptstapelplatz für alle möglichen Kolonialprodukte, namentlich für Baumwolle und Zucker, welche in neutralen Häfen gelandet oder eingeschmuggelt wurden und auf einem kostspieligen Landwege von hier aus in das eigentliche Frankreich eingeführt wurden. Im Entgelt dafür wurden die Seidenwaaren von Lyon und die Weine von Bordeaux hier ausgeführt und manches große Vermögen der modernen Straßburger Patrizier datirt aus jener Zeit einer Treibhausblüte des Straßburger Handels. Dieselbe verwelkte bald an dem frischeren Lufthauch, der nach dem Sturze

Napoleon's den europäischen Handel durchwehte. Wieder legte sich die Zollgrenze hart vor Straßburgs Thore. Der Rheinhandel konzentrierte sich in dem rasch emporwachsenden Mannheim, und Straßburg lag wieder weit entfernt von den französischen, abgeschnitten von den deutschen Handelsbeziehungen. So günstig die natürliche Lage des Ortes für kommerzielle und gewerbliche Unternehmungen ist, so blieb doch infolge der politischen Verhältnisse Handel und Gewerbe in einer gewissen Stagnation.



Gutenberg's erster Buchdruck.

Man hat neuerdings daran gedacht, durch Anlegung eines Kanals von Ludwigshafen-Mannheim bis nach Straßburg diese letztere Stadt wieder in Verbindung zu bringen mit der großen Verkehrsader der Rheinstraße und Straßburg so zum Endpunkte der deutschen Rheinschiffahrt, zum Uebergangspunkte in das elsässische und französische Kanalsystem zu machen. Gewiß würden durch eine solche Verbindung großartige Folgen herbeigeführt werden; aber man müßte so viel weitschauende Geduld haben, um sie nicht an einem Tage fertig sehen zu wollen. Der Charakter einer Stadt ändert sich erst nach Menschenaltern.

Als ein eherner Zeuge einer Kunst, mit deren Geschichte Straßburgs Name eng verflochten ist, ragt das Denkmal Johann Gutenbergs, ein Werk des französischen Bildhauers David (d'Angers) auf dem alten „Gartnersmerk“, der jetzt nach dem Erfinder der Buchdruckerkunst den Namen Gutenbergsplatz bekommen hat. Uns muthet es zwar etwas fremd an, wenn wir auf dem entrollten Blatt in Gutenberg's Hand lesen: *et la lumière fut*; aber gleichgiltig, in welcher Sprache, es wurde doch in der

That Licht durch die schöpferische Kraft des Mainzer Bürgers, der hier in Straßburg seine Kunst zuerst übte. Von der Heimat vertrieben durch den wogenden Parteikampf der Geschlechter und Zünfte, kommt der junge Gutenberg*) 1434 nach Straßburg, eine lebendige Bewährung des ausschreitenden Bettelmönchs in dem Wappen seines Geschlechtes. In dem Kloster St. Arbogast (jetzt ist es die Wirthschaft zum Grünen Berg vor dem Schirmecker Thor) nahm er sein Quartier und versuchte von da aus sich Recht zu holen wider seine Mitbürger in Mainz. Der Rath von Straßburg hat sich begütigend ins Mittel gelegt, und in seinem Einkommen verkürzt, sucht der fahrende Ritter andern Erwerb. Zu dem Ende schließt er etliche Jahre vor 1439 einen Vertrag mit einem Straßburger Patrizier, Namens Andreas Dritzehn, und lehrt ihn die Kunst der Steinschleiferei. Aber neben dieser Beschäftigung gehen bereits andere Versuche her. Wie der Goldschmied Hans Dünne von Straßburg vor Gericht aussagt, hat er bereits um 1436 mit Dem, was zum Drucken gehört, ungefähr 100 Gulden von Gutenberg verdient, und als für das Jahr 1439 eine große „Heilumsfahrt“, d. i. Wallfahrt nach Aachen, bevorstand, schloß unser Gutenberg im Jahre 1437 einen Vertrag mit Dritzehn, um diesen die Kunst des Spiegelmachens zu lehren: keine schlechte Spekulation für die Wallfahrt, die im Jahre 1496 an einem Tage 142,000 Pilger zusammenführte. In den Vertrag über Spiegelfabrikation ward Dritzehn mit aufgenommen. Auch ein geistlicher Herr, Herr Anton Heilmann, tritt mit in diese Industrie-gesellschaft ein, und sie bringen gemeinsam die Summen auf, welche das Geschäft fordert. Aber die Aachenschifft wurde auf 1440 hinausgeschoben und demgemäß ward auch die Gesellschaft erweitert und auf fünf Jahre, bis 1443, verlängert. Fleißig wird in der Gesellschaft jener Leute gearbeitet. Wir hören von bleiernen Formen, von hölzernen Pressen, und Andreas Dritzehn hofft auf reichen Ersatz aller in der geheimnißvollen Werkstatt aufgewendeten Summen; aber in der Weihnachtszeit 1438 erkrankt er und stirbt. Da schickt Gutenberg seinen Knecht eilends zu dem Bruder des Verstorbenen und bittet ihn, die Presse an „den zwei Wirbelchen“ zu öffnen; thäte er dies, so fielen die Presse auseinander, und Niemand könne sehen oder merken, wie das Ganze zusammengehungen. Aber der Bruder fand nichts mehr; die Presse war gestohlen, welche der Konrad Sahspach gemacht hatte. Der Tod des A. Dritzehn brachte viele Verwirrung hervor. Die Brüder des Verstorbenen wollten an dessen Statt in die Gemeinschaft aufgenommen werden, und als Gutenberg dies verweigerte, strengten sie wider Johann Gänzfleiß zu Gutenberg den berühmten Prozeß an, dessen Akten unsere Zeit die Einzelheiten dieser Darstellung verdankt. Für Gutenberg war dieser Prozeß nicht nur eine Kränkung, sondern auch eine Gefährdung seiner Existenz; das Lehrgeld, das er von seinen Mitgesellschastern beziehen sollte, blieb aus, und in seiner Verlegenheit nahm Gutenberg von anderswo neue Summen auf. Seinen Kredit kann er unmöglich verloren haben; denn 1441 erscheint er als Bürge

*) Vgl. A. v. d. Linde, „Gutenberg“ (Stuttgart 1878).

für einen Dritten; aber schon 1442 nahm er selbst bei dem St. Thomaskapitel eine Summe von 80 Pfund auf, für die er eine Rente von 4 Pfund jährlich verkaufte. Aber als sein Straßburger Unternehmen scheiterte und Gutenberg nach Mainz zurückgekehrt war, vergaß er die Zinszahlung, und ein neuer Prozeß war die Folge, der sich gegen Gutenberg und seinen Bürgen bis 1474 vor dem Reichsgerichte in Rottweil fortspann; erst dann gab das Kapitel das Kapital verloren. So weit hat Straßburg Antheil an dem merkwürdigen Manne, der in allerlei Künsten und Kunstfertigkeiten die Grundlage besaß, auf der sich kurze Zeit danach der schöpferische Gedanke mächtig erhob. Dazu half ihm nach seiner Rückkehr nach Mainz, die um das Jahr 1448 erfolgt sein mag, der Mainzer Bürger Johann Fust, der ihm in wiederholten Verträgen 1450 und 1452 die Kapitalien vorstreckte für Beschaffung des „Gezüges“, des Handwerkszeuges zum „Werke der Bücher“. Die Erfindung der beweglichen Typen, einmal gemacht, ruhte nicht lange im Kopfe des Erfinders. Mit dem altberühmten lateinischen Schulbuche des Donat machte er den Anfang, wahrscheinlich im Jahre 1451; die Herstellung von Ablassbriefen folgte. Aber hoch über diesen Schnitzeln der Kunst, welche Geld einbrachten, steht die großartige Unternehmung des Bibeldrucks. Wie die Griechen mit ihrem Homer, so traten die Deutschen mit der Bibel an den Anfang einer neuen geistigen Entwicklung. Auf 881 Blättern erschien die sogenannte 36zeilige Bibel, Blätter von ungeheurem Werthe für uns. Für ein einziges Exemplar der vollständigen Bibel wurden 1873 in London 68,000 Mark gezahlt! — Mit diesem Drucke streitet sich die 42zeilige Bibel um die Ehre der früheren Entstehung. Von der letzteren wissen wir, daß sie um 1456 bereits vollendet vorlag. — 68,000 Mark bringt jetzt ein einziges Pergamentexemplar der berühmten Bibel mit ihren kräftigen Lettern (wir würden sie gothische nennen); dem Erfinder brachte die ganze Auflage — einen Prozeß mit seinem stillen Compagnon, dem Johann Fust, und der Spruch lautete: Johann Gutenberg solle Rechnung thun von allen Einnahmen und Ausgaben der Buchdruckerei und danach das geliehene Kapital mit den Zinsen erstatten. Offenbar hat Gutenberg die Buchdruckerkunst besser verstanden als das Rechnen, und so fiel er aus einer Abhängigkeit in die andere. „Der Stadt Metz pfaff und Jurist Dr. Humery“ erscheint in der Folge als sein neuer Gläubiger, und mit seinem Gelde beschaffte Gutenberg die Typen für das neue Werk in 373 Blättern, das „Katholikon“ des Johannes Balbus aus Genua, eine lateinische Grammatik, an deren Schluß Gutenberg Folgendes verkündet:

„dem Schutze des höchsten Gottes, durch dessen Wink der Kinder Mund beredt wird und der oft den Kindern enthüllt, was er den Weisen verbirgt, ist dieses treffliche Buch Katholikon im Jahr der göttlichen Menschwerdung 1460 in der hehren Stadt zu Mainz im Lande der berühmten Deutschen Nation, die Gottes Milde des Vorzugs eines so gnädigen Geschenkes vor andern Nationen und der Erleuchtung mit einem so hohen Geisteslicht

gewürdigt hat, nicht durch Rohres, Griffels oder der Feder Hülfe, sondern durch wunderbare Anpaßung von Patronen und Formen, durch genaue Uebereinstimmung und Maß gedruckt und vollendet worden. Davon sei Dir, heiliger Vater, mit dem Sohn und dem heiligen Geiste Lob und Ehre dem dreieinigen Gott!“

Aber seinen Namen nannte er nicht unter seinem Werke: sein Straßburger Gläubiger hätte die Auflage mit Beschlag belegen lassen, wenn er sie durch Namensunterschrift als sein Eigenthum anerkannt hätte. Seinen Ruhm hätte er ihm freilich nie verkümmern können, er so wenig wie die Urheber der Costerlegende, welche die Ehre der Erfindung für Holland in Anspruch nehmen. Darum hat, als ganz Deutschland im Jahre 1840 das Jubiläum der edlen Kunst feierte, auch Straßburg seinen Antheil an der Geschichte der Erfindung gewahrt durch die Errichtung jenes Denkmals, das heute ernsthaft still auf die Gemüselörbe der Gärtnerfrauen niederblickt.

Mühlhausen und seine Industrie. Einem großen Garten hat man das wohlangebaute elsfässer Land verglichen, und mit vollem Recht. Finden doch von seinen 1½ Millionen Einwohnern nur 249,836 ihre Beschäftigung im Gewerbe; die große Menge der übrigen ist auf den Landbau, das will sagen Ackerbau, Weinproduktion und Nutzgärtnereibetrieb angewiesen. Die moderne Statistik kommt also dem alten Urtheil zu Hülfe und zeigt, daß das Land im Ganzen in der That ein ackerbautreibendes ist, innerhalb dessen sich nur eine einzige industrielle Enklave eingeschlossen findet, diese allerdings im Besitze einer Großindustrie von höchster Bedeutung.

In und um Mühlhausen konzentriert sich der größte Theil der 79,816 Personen, welche in der Textilindustrie ihren Erwerb haben, so jedoch, daß die ganze Strecke vom Münsterthal bis zum St. Amarinthal in das Mühlhäuser Industriegebiet mit eingerechnet wird. Mit 30,041 Köpfen rücken die Bekleidungsgerber ins Feld, während die eigentlichen Handelsgewerbe nur 21,439 Personen ihren Unterhalt geben. Mit der Bearbeitung des Holzes — wir denken dabei an die Pflege und Gewinnung des Stammes bis zur Verarbeitung in der feinen Schnitzerei auf dem Rippestisch — beschäftigen sich 16,899 Leute. Erst dann rückt das Corps Derer an, die mit dem Vertriebe von Nahrungs- und Genußmitteln sich nähren, 14,609. Ihnen kommt der Bergbau am nächsten, der in Verbindung mit dem Hütten- und Salinenwesen 14,308 Leute beschäftigt. Bau- und Metallarbeiter halten sich mit 12,535 und 12,092 Personen nahezu das Gleichgewicht; und das gleiche Verhältniß findet statt zwischen den Gewerben, die sich mit Gewinnung und Verarbeitung der Steine (11,961) und mit Herstellung von Maschinen, Werkzeugen, Instrumenten befassen (11,785). Trotz der großen Zahl der Wirthshäuser beträgt die Summe der Personen, die sich mit Beherbergung und Erquickung befassen, nur 9922. In rascher Folge geht es nun abwärts. Die Papier- und Lederindustrie beschäftigt 5180 Personen, die Verkehrsgewerbe 2626, in der chemischen Industrie arbeiten 1841, in den Heiz- und Beleuchtungsgewerben 1428; die Druckerei und die Vielfältigungsgewerbe werden von 1394 Personen

gehandhabt. Im künstlerischen Betrieb für Gewerbezwecke stehen 823 Personen, die Kunstgärtnerei schließt sich mit 778 dem an, und den ganzen Reihen schließt die Fischerei mit der für das stromdurchzogene Land auffallend kleinen Zahl von 359 Gewerbetreibenden. Desto größer ist die Zahl derer, die aus der Fischerei ein Vergnügen machen und selbst den kleinsten Weißfisch nicht verschonen. Diese Art Fischerei grassirt wie eine Art Wasserppest unter den Bewohnern, gleich verderbend für die Fische wie für die Energie der Fischenden.

Das Bild der industriellen Thätigkeit würde aber unvollständig sein, wollten wir nicht hinzufügen, daß die größere Hälfte aller Industriellen (126,415 Personen) in dem Kleingewerbe arbeitet, d. h. so, daß nur 1 bis 5 Arbeiter demselben Betriebe angehören, während 123,430 in solchen Geschäften arbeiten, die 5 oder mehr als 5 Arbeiter beschäftigen. Es giebt nach der letzten Zählung 469 Betriebe, deren Arbeiterzahl zwischen 1 und 10 sich bewegt, 791 zwischen 11 und 50, 272 zwischen 51 und 200, 126 zwischen 201 und 1000, und endlich 13 große Betriebe, deren Arbeiterzahl 1000 übersteigt. Von diesen letzteren gehören 6 der Textilindustrie an. Das Königreich Sachsen, dessen Verhältnisse sich am ehesten zur Vergleichung heranziehen lassen, hat zwar 163 Betriebe mit einer Arbeiterzahl von 201—1000, aber nur 7 Etablissements mit mehr als 1000 Arbeitern. Und wenn, um im Vergleich zu bleiben, die Textilindustrie im ganzen Deutschen Reiche 926,727 Personen beschäftigt, so würde Elsaß-Lothringen allein mit seinen 78,816 Textilindustriellen 8,62 % davon stellen. Die größere Hälfte der elsässischen Textilarbeiter sind Männer oder Knaben (56,16 %), nur 43,84 % kommen auf die weibliche Bevölkerung.

Den Scharen der Arbeiter entspricht die Verwendung von Maschinenkräften im Lande. Mit 60,215³/₄ Pferdekraften arbeiten die Maschinen, von denen wiederum die Textilindustrie allein 30,931 in ihrem Dienste stehen hat. Die Flüsse der Vogesen, hier und da zu Hochreservoirs aufgestaut, aus deren planmäßige Vertheilung ihrer Kraft erfolgt, liefern eine bedeutende Anzahl von Kräften in die Ebene herab, und helfen den Dampfmaschinen die Masse von Spindeln drehen, deren bei der letzten Zählung nicht weniger als 1,786,373 gezählt wurden. Die weitaus größte Masse derselben steht in Baumwollspinnereien; nur der sechste Theil etwa spinnt Wollfäden, und sehr gering im Verhältniß ist die Zahl der Seiden- und Leinwandspindeln. Bedenkt man, daß daneben noch im Ganzen 47,894 Webstühle (34,61 % davon im Handbetrieb) arbeiten, nebst 4296 Krempelmaschinen, 875 Räummaschinen u. s. w., so wächst die Vorstellung von der Großartigkeit dieser Industrie. Ihre Produktion steht dazu im Verhältniß. Man rechnet, daß im Jahre 1878 eine Spindel zwischen 15—18 kg Garn im Durchschnittswerthe von 2 Mark 40 Pf. lieferte, während ein mechanischer Webstuhl durchschnittlich 25—30 m gewöhnlichen Calico pro Tag produziert. Danach läßt sich eine Gesamtjahresproduktion von ca. 25 Millionen kg Gespinnst und etwa 300 Millionen m Gewebe als das Resultat der elsässischen Textilindustrie annehmen, für welches reicher Gewinn in das Land einzieht.

Allerdings sind die Anlagekosten nicht minder bedeutend. Man veranschlagt das Anlagekapital auf etwa 40 Mark pro Spindel und ca. 1050 bis 1200 Mark für den Webstuhl. Das bedeutet ein Anlagekapital von 57 Millionen Mark für sämtliche Spinnereien und 31 Millionen Mark für die Webereien des Landes. Das sind aber erst die Anlagekosten; es kommen noch die Betriebskosten hinzu. Allein in Oberelsaß konsumirt die Textilindustrie jährlich 55,803,600 kg Kohlen von den 77,051,800 kg, welche nach einer sehr niedrig, wahrscheinlich zu niedrig gegriffenen Angabe von den sämtlichen Dampfmaschinen des Oberelsaß verbraucht werden. Allein an Arbeitslöhnen werden auf dem Gebiete der Spinnerei, Weberei, Bleicherei, zc. jährlich 28,012,540 Mark ausgegeben, von denen ein Spinner durchschnittlich täglich 1 Mark 95 Pf., ein Weber 1 Mark 55 Pf., ein Buntdrucker 1 Mark 80 Pf. bezieht. Dazu kommen die gewaltigen Kosten für Beschaffung des Rohmaterials, das auf weitem Landwege von der Seeküste hergeschafft werden muß. So wird allmählich die Vorstellung von den riesigen Kapitalien vollständig, welche im Gebiete der oberen Ill sich im Laufe der Zeit gesammelt haben und auf deren solider Basis dort eine Plutokratie, eine Reichthumsherrschaft, sehr im Unterschiede von dem behäbigen Wohlstande des Kleinbürgers und Bauern im übrigen Lande sich gebildet hat.

Wer das Wappen Mülhauens sieht, ein gezahntes Rad, der könnte glauben, die Stadt sei vom Schicksal bestimmt für Kammräder und Zahnräder, für Dampfessen und Dampfkessel, für Maschinenlärm und Kohlendampf. Aber das Wappen deutet nur höchst bescheiden auf die Mühlen, die, ein Eigenthum des Straßburger Stephansklosters, dort an der Ill gelegen waren und die dem Orte den Ursprung und den Namen gegeben haben. Welche Umstände dazu mitgeholfen haben, um im Herzen des europäischen Festlandes eine Industrie wachzurufen, die sich von einem überseeischen Produkte nährt und deren natürlicher Platz in der Nähe der Landungshäfen gewesen wäre; welche Umstände gerade hier in der Nähe dreier großer Zollgebiete das Emporblühen Mülhauens begünstigt haben — das bleibt noch in seinem ganzen Umfange zu ergründen. Wir haben es hier nur mit dem fertigen Produkte eines großartigen Bürgerfleißes zu thun, das in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich entwickelt hat. Als in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ganz Europa seine buntgewebten Stoffe, die sogenannten indischen Stoffe, aus Indien selbst herbeiholte, gründeten im Jahre 1746 Samuel Köchlin, Johann Jakob Schmalzer und Johann Heinrich Dollfuß in Mülhausen die erste Fabrik buntgedruckter Stoffe. Aber lange dauerte es, bis die Mülhäuser Industrie mit einigem Erfolg sich in den Nachbarländern bewegte. Dieselbe Staatsform, welche den eigensüchtigen Sonderbestrebungen der Mülhäuser Patrizier zusagte, ward die lästige Fessel ihres Reichthums. Als Reichsstadt hatte sich Mülhausen dem Eidgenossenbunde angeschlossen. Forderte nun das Reich seine Römmermonate, so berief sich Mülhausen auf seine Eigenschaft als Bundesglied der Schweizer Eidgenossen; forderte die Tagsatzung der letzteren, so mußte die Eigenschaft

als freie Stadt des heiligen Reiches den Beutel schützen, bis dann endlich mit dem rascheren Fall des Deutschen Reiches die Hinneigung zu der kleineren, aber solider begründeten Eidgenossenschaft eine stärkere wurde. Dafür aber war Mülhausen aus geschlossen von größeren Absatzgebieten, und erst die Einverleibung in Frankreich schaffte darin Wandel. Es kam die Zeit der Kontinental Sperre, und die Treibhausluft derselben, welche viele Handelskeime zu einer frühzeitigen und darum ungesunden Entwicklung brachte, begünstigte hier das Gedeihen der schon seit längerer Zeit eingewurzelter Röchlin-Dollfus'schen Unternehmungen. So ward im Jahre 1803 die erste große Spinnerei zu Wesserling im benachbarten St. Amarinthal begründet; 1804 folgten die Fabrikanlagen in Bollweiler und Maßmünster und 1805 die Anlage der ersten Fabrik in Weiler. So streckte die Industrie ihre Polypenarme in die Vogesenthäler hinein und die munteren Gebirgsflüsse begannen, die Räder und Turbinen der Fabriken zu treiben. Erst später erfolgte die Verwerthung der Dampfkraft. 1812 stellte das betriebfame Haus Dollfus, Mieg & Co. in Mülhausen die erste Dampfmaschine auf und bald folgten ihm andere Firmen. Die Maschinenindustrie im kleineren Maßstabe ward im Elsaß heimisch, ihr erstes größeres Betriebsfeld fand sie bei dem Hause Nicolas Schlumberger & Co., das 1824 in Gebweiler errichtet wurde, und 1826 folgte die Begründung des Hauses Röchlin in Mülhausen, das jetzt unter dem Namen der elsässischen Maschinenbaugesellschaft florirt. Raum wurden die ersten Eisenbahnen in Europa begründet, so wurden hier auch schon Lokomotiven (seit 1838) gebaut und der Textilindustrie direkt durch die Versuche mit dem mechanischen Webstuhl in die Hände gearbeitet. Als strenges Geheimniß wurde in England Arkwright's Walzenstreckwerk gehalten, und wie eine romantische Entführung sieht der erste Versuch aus, Maschinenteile aus England nach dem Elsaß einzuführen, damit sie dort als Modell dienten. 1822 begannen diese Versuche. 1840 war die Fabrikation von mechanischen Webstühlen heimisch geworden und der erfinderische Geist der Industriellen selbst half auf der Bahn des Fortschritts rüstig voran. Josua Heilmann lieferte im Jahre 1845 die Kämmmaschine mit Wechselbewegung, und G. A. Hirn ist durch die Anwendung des überhitzten Dampfes zu einem ehrenvollen Platz eben so wol auf dem Gebiete der Maschinentchnik wie der Wärmelehre gekommen. So half also Eins zum Andern, und aus den unscheinbaren Anfängen erhob sich allmählich die stattliche Frucht. Waren es 1828 466,363 Spindeln gewesen, die in dem Industriebezirke surrten, so waren es 1846 schon 779,300; 1851: 857,566; 1862 war die Million überschritten mit 1,308,314 und im Anfang 1870 waren es 1,522,796 geworden, eine Zahl, die 1875 auf 1,426,302 zurückgegangen war. So machte sich Krieg, Auswanderung und Geschäftsstockung auch auf diesem Gebiete geltend. Der jährliche Umsatz aber auf dem Gebiete der Spinnerei, Weberei und Druckerei, der 1828 etwa 73 Millionen betrug, ist auf 260 Millionen im Jahre 1872 gestiegen.

Treten wir ein in eines der großen Häuser, mag es nun die große Fabrik am Vogelbach bei Kolmar sein, die uns der Reichstagsabgeordnete

Grad im letzten Kapitel seiner Heimatskunde schildert, oder eines der großen Mülhäufer Etablissements von Röchlin, Mieg oder Dollfus. Da lagern zunächst in den Vorrathsräumen die großen Ballen, in denen aus Georgien, Algerien, Taiti und Peru die langfaserige Baumwolle für die feineren Gespinnte kommt, während die ägyptische Baumwolle sowie die von Centralamerika und Louisiana zur Anfertigung der mittleren Sorten dient. Die ostindische Baumwolle endlich wird für das gröbere Fabrikat bestimmt.

In großen Haufen werden die verschiedenen Sorten je nach Bedürfniß gemischt. Je feiner das beabsichtigte Garn, desto größer die Zahl der Maschinen, durch welche die Baumwolle hindurchlaufen muß, um aufgeschlossen, gefarbet, gekämmt zu werden; dann erst kommt die eigentliche Spinnmaschine. Diese Maschinen stehen meist in Sälen zu ebener Erde, die von einem säulengestützten Dache bedeckt sind. Man vermeidet durch diese Anlage die Gefahr eines Brandes und gewinnt zugleich hohe luftige Räume, in denen Luft und Licht der Arbeit und dem Arbeiter zugleich zugute kommen. Dabei geht nichts von dem Rohmaterial verloren. Sogar die Abfälle werden sorgfältig benutzt, um die gröberen Stoffe zu bereiten. Die erste Arbeit beginnt die Duvreuse, zwischen deren gezahnten Walzen der Baumwollensfilz gelockert wird, während die Ventilatoren dazwischen blasen und allen Staub, alle Blattreste u. s. w. aus dem Material entfernen, welches endlich auf der Siebtrommel zu einer Art Watte vereinigt wird. Auch von dieser Maschine hat das Elsaß verschiedene eigenartige Modelle produziert, von denen namentlich die Röchlin'sche Maschine für kurze Baumwolle in Gebrauch gekommen ist. Was die Duvreuse noch an fremden Stoffen in der Baumwolle gelassen hat, das soll alsdann von dem Schläger (bateur) durch Klopfen derselben entfernt werden. Die Watte, welche aus der Duvreuse hervorgegangen ist, wird hier wieder in Flocken zerkleinert und unter der Einwirkung des Luftzuges gereinigt, aufs Neue in einer zusammenhängenden Masse auf Walzen gebracht. Noch sind aber Ungleichmäßigkeiten in den Fäden; manches Knötchen sitzt noch darin und muß erst unter den Karden neu gestreckt werden. Wie zwei Eggen stehen mit den Spitzen gegen einander gekehrt zwei sich bewegende Flächen; durch diese hohle Gasse muß die Baumwollenfaser hindurch, wenn sie endlich eine glatte, elastische Faser werden will. Ungemein zahlreich sind die verschiedenen Formen gerade der Kardirmaschinen, die je nach dem Material der Platten und der Häkchen, nach der Geschwindigkeit ihrer Bewegung, nach der Anordnung der einzelnen Theile der mannichfachen Variationen fähig sind. Auch hier hat man Walzen und Kämme zwischen den Stiften in bunter Abwechselung angebracht und auf die gröberen Karden die feineren folgen lassen, aus deren letzter in Form eines Bandes die Baumwolle auf die Doublirmaschine übergeht. Dieselbe soll die Gleichmäßigkeit und Elastizität der Faser erhöhen, indem sie die Bänder, welche aus der Karde kommen, durch eine Reihe von ausgeföhnten Cylinderpaaren hindurchgehen läßt. Was die Spinnerin am Rocken thut, wenn sie den Faden zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchgehen läßt, das besorgt diese Maschine in der Spinnerei. Um das

Sechs-, ja Achtfache der eigenen Länge vermehrt, kommen die Baumwollenbänder aus der Tortur dieses Prokrustesbettes heraus. Und nun erst steht dem Baumwollenfaden das kunstreiche Gewirr des Flyers und des Spinnstuhls bevor, die ohne die Hülfe der Menschenhand durch selbstthätige Arbeit den Faden zwirnen, fortziehen und aufrollen. Je nach der beabsichtigten Stärke des Fadens wird die Zahl der Drehungen größer oder geringer, so daß z. B. bei einer gröberen Sorte auf den Meter 1000 Windungen des Fadens kommen.



Die Markthallen zu Mülhausen.

Aber es hieße gar zu tief in die mechanischen Geheimnisse des Spinnstuhls eingehen, wollten wir den Faden bei allen seinen Wanderungen und Wandlungen im Einzelnen begleiten. Fügen wir hinzu, daß das Oberelsaß zwischen 15 und 16 Millionen kg gröberer Garne unter Nr. 40, 2,210,000 kg zwischen 50—60 und endlich über Nr. 60 650,000 kg produziert. So ist es dann Zeit, das Reich der Fäden zu verlassen und das der Gewebe zu betreten. Wir setzen dabei allerdings voraus, daß der Mechanismus des einfachen Webestuhles dem Leser bekannt ist, auf dem aus der Kette und dem Einschlag durch die Hand des Webers das Gewebe entsteht. Aber ihre Zahl ist in der gegenwärtigen Phase des Fabrikbetriebs, im Elsaß wenigstens, ganz gewaltig geschwunden. Sie sind ersetzt worden durch den mechanischen Webstuhl, der mit oder ohne die Jacquardvorrichtung in 31,317 Exemplaren arbeitet, während für den Handbetrieb Alles in Allem

nur noch 4535 im Elsaß vorhanden sind. Der Mittelpunkt dieser Industrie befindet sich in Markirch und dem gewerbreichen Thale, das sich von dieser Stadt nach Schlettstadt zu öffnet. Dort werden die wollenen Gewebe namentlich, auch seidene und Bandwaaren gefertigt, während für die weiße Waare, die jetzt als elsässer Cretonne auch auf dem deutschen Markte ein gangbarer Artikel geworden ist, Mülhausen und Gebweiler die Hauptfabrikationsorte sind. Mehr aber noch als die Weberei ist die Buntdruckerei im Elsaß entwickelt worden. Schon der Ursprung der gesammten elsässer Weberindustrie geht ja zurück auf die Nachahmung der farbigen indischen Tücher, und in schneller Entwicklung hat man es von dem groben Abdruck einer gefärbten Platte, die auf dem Drucktisch geschah, zu dem überraschenden Resultate gebracht, daß im Jahre 1878 78 Millionen Meter baumwollener Gewebe im Oberelsaß bedruckt wurden. Dazu haben freilich die Walzendruckmaschinen mitgeholfen. In genau berechneter Entfernung sind gravirte Walzen angebracht, die sich selbst färben und in ihrer Gesamtwirkung auf dem vorüberleitenden Gewebe die feinsten Zeichnungen oft in sechs bis acht verschiedenen Farben aufdrucken. Und was für Farben! Man muß die Ausstellung der starkgewebten Möbelcretonne gesehen haben, welche zur Feier ihres 50jährigen Bestehens die Mülhäuser industrielle Gesellschaft im Jahre 1875 veranstaltete, um die Kraft und Tiefe der Farbe und daneben wieder den zarten Ton der leichtesten Tinten recht bewundern zu können. Die kühnsten und verwickeltesten Muster werden von der Maschine so sicher ausgeführt, daß man glaubt, einer feinen Stickerei, dem Werke ausdauerndster Künstlerarbeit, gegenüber zu stehen. Darin entfaltet sich ein Geschmack und eine Zierlichkeit der Muster, daß es kein Wunder ist, wenn gerade diese Waare den ersten Rang auf allen Märkten behauptet. Aber neben dem prunkvollen Vorhang im Zimmer des Reichen kommt hier in gleicher Güte und in entprechender Billigkeit der einfache Stoff, in den der Arme sich kleidet, und in den Musterbüchern einer großen Fabrik finden wir genauen Aufschluß über die wunderliche grün-schwarze Farbenzusammenstellung, welche das Auge der Injulauer auf den fernen Philippinen liebt, neben den Andeutungen darüber, wer denn jene grellen Kontraste des Chromgelb mit Ultramarinblau und Türkischroth für seine Kopftücher wünscht: ein wahres Musterbuch des Geschmacks und des Farbensinnes bei den Völkern der weiten Erde. Für sie alle arbeitet das gewerbfleißige Land an der Ill.

Will man sie recht schätzen lernen, diese Mülhäuser Kaufleute und Fabrikanten, so müssen wir uns allerdings über das trotzige Selbstgefühl hinwegsetzen, mit dem sich die Baumwollenkönige des Oberelsaß dem deutschen Wesen entgegenstemmen und sich über die Vogesen nach Frankreich hinüber wenden. Das ist ja für Leute, welche wesentlich nur die Zahlen des Hauptbuchs als bestimmend ansehen, Sache des Geschmacks, ob sie lieber nach der aufgehenden oder nach der untergehenden Sonne blicken. Lassen wir diese mehr politische Seite außer dem Spiel, so können wir uns nur freuen über all das Tüchtige, was speziell in Mülhausen und Umgegend geleistet worden ist, vor Allem durch die Société industrielle.

Seit ihrer Gründung im Jahre 1825 hat dieselbe einen stetigen Aufschwung genommen, so daß sie schon 1832 unter die Institute von öffentlichem Nutzen aufgenommen wurde. Die Statuten setzen die Förderung und Ausbreitung des Gewerbes im Handbetrieb wie im Landbau zum Ziel der Gesellschaft und fordern die Vereinigung aller möglichen Unterrichtsmittel, die Mittheilung der neuesten Erfindungen und Beobachtungen unter den Gesellschaftsmitgliedern. Dazu kam wie von selbst die Fürsorge für das physische und moralische Wohl der Arbeiter.



Colmar.

Schließlich fand jede Ermuthigung eines nützlichen Gedankens, eines Fortschritts in Kunst und Wissenschaft, in Handel, Industrie und Ackerbau in dieser Gesellschaft die bereite Stätte. Jährlich erfolgt ein Preisausschreiben, welches in klingender Münze oder in Ehrenmedaillen den lockenden Lohn in Aussicht stellt für Solche, die an dem Fortschritt der chemischen Wissenschaft arbeiten, für neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Mechanik, für Forscher im Gebiete der Naturgeschichte und im Bereich der Nationalökonomie und Handelswissenschaften. Auch Geschichte und Statistik gehen nicht leer aus, und endlich wird alljährlich der Fortschritt im Gebiete der einzelnen Gewerbe durch eine Reihe spezieller Belohnungen für besondere Leistungen angefeuert. In acht Abtheilungen gliedert sich diese Genossenschaft für Chemie, Mechanik, Handel, Naturwissenschaft, Geschichte und Statistik, Künste, öffentlichen

Rugen und Papierfabrikation. Ein Centralcomité vereinigt die Vorstände der einzelnen Abtheilungen. Monatlich treten die Abtheilungen, monatlich auch die ganze Gesellschaft zusammen. Obgleich die regelmäßigen Einkünfte der Gesellschaft nur auf den Beiträgen der Mitglieder beruhen, so ist doch ohne Hülfe von Stadt und Staat, einzig durch den Bürgerfinn der Mitglieder, ein großartiges Versammlungsgebäude das Eigenthum der Gesellschaft geworden, in dem neben einer stattlichen Bibliothek die reichen Sammlungen für Naturgeschichte und fürs Gewerbemuseum Platz gefunden haben. Hier sind Proben vereinigt von der Hauptindustrie Mülhauens, der des Buntdrucks, aus allen Perioden des Geschmacks und der Entwicklung dieses Gewerbes, und eine Sammlung indischer Muster ermöglicht den Vergleich der früher unerreichten ausländischen Arbeit mit dem, was seither auf diesem Gebiete in Mülhausen geleistet worden ist. Daneben unterhält die Gesellschaft zwei Anstalten, in denen sie eben so sehr den eigenen Vortheil wie das Gemeinwohl fördert, eine Zeichenschule und eine Malerakademie. Manches schöne Talent der jüngeren Pariser Malerschule hat hier zum ersten Mal in dem unentgeltlich erteilten Unterricht der Gesellschaft den Weg zum eigenen Ziele gefunden. Ueber die Arbeiten der Gesellschaft giebt ein Jahresbericht Auskunft, der jährlich einen stattlichen Band von ca. 600 Seiten bildet. So sehr sind diese Berichte gesucht, daß dieselben sogar in zweiter Auflage erschienen sind. In lebhaftem Verkehr der Gesellschaft mit gleichartigen Vereinigungen Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs finden dieselben ihren Weg weit über die nächsten Umgebungen hinaus und vermitteln so einen Austausch wahrhaft gemeinnützigere Anregungen. Man begnügt sich überdies nicht mit den regelmäßigen Jahresberichten, sondern zahlreiche Einzelveröffentlichungen behandeln natürlich zunächst die Weberei, Buntdruckerei und Spinnerei. Ueber Bleicherei werden umfassende Untersuchungen veröffentlicht. Vervollkommnung des Maschinenbestandes bildet einen Gegenstand unablässiger Sorge. Die Frage der Dampfkessel-Explosionen und ihrer Verhütung wird theoretisch und praktisch behandelt; das statistische Material für die Industrie des Oberrheins ist bereits 1834 zum ersten Male gesammelt worden, eine lange und mühevollere Arbeit, hinter der die Untersuchung über die Handelskrisen von 1831—47 kaum an Umfang und Werth zurücksteht, und schließlich — doch nicht etwa als unbedeutender Schluß, reiht sich Alledem eine großartige Thätigkeit für das Wohl der arbeitenden Klassen an, durch welche Mülhausen ein Muster für alle anderen Städte geworden ist.

Wir betreten die Stadt. Von weitem hat sie sich angekündigt durch die Rauchatmosphäre, die über ihr schwebt, aus hundert hohen Schloten entsendet. Der Bahnhof verräth in nichts die große Industriestadt, eher schon die Hafenbecken unmittelbar davor, in denen die Kanalschiffe ihrer Steinkohlenladungen und Baumwollenballen entlastet werden. Die Straßen sind gefüllt von einer eifertigen Bevölkerung, die Häuser, dicht aneinander gedrängt, im Stil des 17. und 18. Jahrhunderts, nur in einzelnen Neubauten den Reichtum der Besitzer verrathend. Das ist das alte Mülhausen,

um das sich die neuere Stadt in mehrfachem Gürtel herumgelegt, auf der einen Seite die parkumgebenen Villen der Handelsherren, auf der andern die Masse der Fabrikgebäude, hier noch nach altem Stil hoch über einander gethürmt in mehreren Stockwerken; und endlich, wenn wir nach Norden hin die Kolmarer Straße einschlagen, zu unserer Rechten eine in ihrer Regelmäßigkeit auffallende Häusergruppe: wir stehen vor der berühmten Arbeiterstadt von Mülhausen. Zwei lange Reihen Häuser, nach außen hin begrenzt durch die Dollfus- und die Köchlinstraße, von einander getrennt durch die Straßburger Straße, führen nach dem Straßburger Platz, auf dem sie genau senkrecht von der Josua Heilmann-Straße getroffen werden.



Das Kaufhaus zu Kolmar.

Bis an den Abzugskanal der Belforter Vorstadt führen die sauberen baumbepflanzten Straßen und weiter über demselben erscheinen zu beiden Seiten der Straßburger Straße neue Häuserreihen, zur Linken in aneinander stoßenden Reihen von je 20, zur Rechten Häuser in Gruppen von je vier unter einem Dach, welche wie die vier Viertel eines Quadrates zusammengeordnet sind. Das sind die Häuser, welche den Mülhäuser Arbeitern bestimmt sind.

Nimmt man an, daß Mülhausen am Ende des vorigen Jahrhunderts 6000 Einwohner zählte, daß diese Zahl im Jahre 1840 auf ca. 20,000 gestiegen war, so wird man gern glauben, daß die rasche Vergrößerung der Einwohnerzahl (jetzt hat sie sich auf ca. 70,000 vermehrt), eine Wohnungsnoth erzeugt hatte, welche namentlich auf der Arbeiterbevölkerung mit

schwerem Drucke lastete. In Miethkasernen zusammengepfercht, hatten die armen Leute eine beinahe unerträgliche, gesundheitsgefährliche Existenz, und neben dem Bedenken für die leibliche Gesundheit wuchs eine sittliche Gefahr in der dumpfen Luft dieser Anhäufungen menschlicher Armuth. Ein Arbeiterproletariat von ungewöhnlicher Ausdehnung war in der Bildung begriffen, wenn man nicht Abhilfe schaffte. Die bedenkliche Größe der Gefahr wurde ebenso wie das Mittel zur Abwehr richtig erkannt. Der Mangel eines reinlichen und geordneten Heims wurde als eines der größten Uebel des Glends richtig herausgefunden, hier wollte man den Hebel zur Milderung desselben zuerst ansetzen.

In der Sitzung der industriellen Gesellschaft vom 24. September 1851 ward von Herrn Zuber dem Jüngeren die Frage angeregt, und die Abtheilung des öffentlichen Nutzens übernahm es, vorbereitende Schritte zur Begründung billiger Arbeiterwohnungen zu thun. Die Arbeit war nicht leicht, denn höchstens in England fanden sich Vorarbeiten, im Uebrigen mußte man die Erfahrungen erst selbst machen. Man probirte an der Napoleonsinsel mit mehr ländlichen Wohnungen, den englischen Cottages nachgebildet, in der benachbarten Fabrikstadt Dornach mit Häusern städtischen Bedürfnisses. So vorbereitet, schritt man zu der Gründung einer Gesellschaft für Anlegung der Arbeiterstadt, welcher der damalige Kaiser Napoleon einen Beitrag von 300,000 Frcs. für Ausführung ihrer Pläne gewährte. Mit einem Kapital von 350,000 Frcs. und dem erwähnten Staatszuschuß ging man muthig an die Ausführung. Terrain wurde erworben, auf dem die Arbeiterhäuser sich erheben sollten, welche man dann vermietthen oder allmählich zum Selbstkostenpreise den Arbeitern überlassen wollte. Zu letzterem Zweck wurde das sehr einfache Mittel einer etwas erhöhten Miethszahlung ergriffen. Nach einer kleinen Anzahlung (etwa 240 Mark) wurde das Haus dem Käufer zunächst übergeben und der Rest der Kaufsumme durch monatliche Abzahlung des Besitzers getilgt, so daß derselbe nach 13 Jahren im vollen Besitze des Hauses war. Für dasselbe Geld, welches er sonst als Miethzins für eine vielleicht viel geringere Wohnung hätte geben müssen, hatte er jetzt eine gesunde Wohnung und überdies nach verhältnißmäßig kurzer Zeit einen eigenen Grundbesitz. In einem Miethbuche wird Buch und Rechnung geführt über die gemachten Einzahlungen, die mit 5 Proz. verzinst werden, und wie ein Spartassenbuch mahnt dasselbe seinen Besitzer nicht an gemachte Ausgaben, sondern an wachsende Ersparnisse. Damit hat aber die gemeinnützige Thätigkeit der Gesellschaft noch nicht ihr Ende erreicht. Zwei Kleinkinderschulen sorgen für diejenigen Kleinen, deren Väter durch des Tages Arbeit, deren Mütter durch des Hauses Sorge abgehalten werden, sich mit ihnen zu beschäftigen. Am Straßburger Platz (früher hieß er Place Napoléon) erhebt sich in einem stattlichen Gebäude die Wasch- und Badeanstalt. Man muß einen Tag in den staubigen und dunstigen Räumen einer Fabrik zugebracht haben, um zu wissen, welche Wohlthat das erfrischende und reinigende Bad für Leib und Seele ist. Wie viel mehr noch für Den, den die Arbeit alltäglich in diese Räume führt. Darum haben

schon einzelne Fabrikanten in ihren Gebäuden Privatwasch- und Badeanstalten für ihre Arbeiter angelegt; hier wird für die Haushaltungen der Arbeiter derselbe Vortheil für den billigsten Preis (das Bad 12 Pfennige) geboten. Die Benutzung der Waschanstalt mit ihren Vorräthen an warmem Wasser, ihrer Wringmaschine und ihrem Trockenboden ist bei der Billigkeit des Preises (4 Pfennige für die beiden ersten Stunden, eben so viel für jede folgende) auch der ärmsten Haushaltung zugänglich gemacht, in denen Keuschheit und damit Wohlfahrt auf das Beste befördert werden. Preise werden überdies alljährlich vergeben für diejenigen Haushaltungen, die sich besonders durch Keuschheit und Ordnung hervorthun. Dem Badehaus im Aeußern etwa entsprechend, befindet sich auf der andern Seite die Bäckerei und die Restauration der Arbeiterstadt, auch diese von der Gesellschaft errichtet. An Jedermann verkauft sie das Brot zu billigeren Preisen, als das in den Bäckereien der Stadt möglich wäre; aber sie verkauft nur gegen baares Geld, so daß das Schuldenmachen unmöglich gemacht ist. Gerade darum aber wird die Anstalt, welche der Uneigennützigkeit des Herrn Johann Dollfus ihren Ursprung verdankt, noch nicht in dem Maße benutzt, welches man ihr wünschen möchte, und ebenso geht es der Restauration, welche etwa in einer altdeutschen Stadt den Namen Volksküche tragen würde. Für 32—40 Pfennige wird in derselben Frühstück und Mittagbrot geliefert, nach der Tageskarte, die an großem schwarzen Brete ausgehängt ist, und der zufolge Rindfleisch für 12, Rinderbraten für 20, Kalbsbraten für 24 Pfennige geliefert wird. Sollte das noch zu theuer sein? Die geringe Benutzung läßt fast darauf schließen, wenn man nicht annimmt, daß die meisten in der Nähe wohnenden Arbeiter verheirathete Leute sind, die im eigenen Hause Verköstigung finden. Der wahre Grund aber ist doch wol der, daß gerade in seinen materiellen Bedürfnissen der Arbeiter am wenigsten irgend etwas dulden mag, was wie eine Bevormundung oder wie eine Beaufsichtigung aussieht. Das ist auch der Eindruck, den wir erhalten, wenn wir in dem Bureau der Gesellschaft die mit großer Zuverlässigkeit gegebene Statistik der Arbeiterstadt ansehen. Unter den ca. 6500 Einwohnern der Arbeiterstadt befinden sich die eigentlichen Fabrikarbeiter in der Minderzahl. Es ist entweder die Aristokratie unter den Arbeitern, d. h. die Werkmeister, oder es sind Angestellte in unteren Posten, oder endlich Vertreter des Kleingewerbes, die sich dorthin gezogen haben. Wollte man daher die menschenfreundliche Schöpfung der Mülhäuser Fabrikherren als eine Lösung der so unendlich schwierigen Arbeiterfrage betrachten, so würde das doch ein Irrthum sein. Die eigentliche fluktuirende Arbeiterbevölkerung entzieht sich dem wohlmeinenden Versuche, sie sesshaft und damit zu Bürgern zu machen, und nach wie vor hat sie die Ungebundenheit des Genusses lieber als jede, selbst die freundlichste Ueberwachung und Anleitung. Aber immerhin ist unendlich viel Segen durch die Humanität der Mülhäuser Geldaristokratie geschaffen worden. Wer blos die Zahlen reden hören will, dem sagen wir, daß im Jahre 1875 von 892 Häusern 886 bereits verkauft waren, und daß darauf 2,920,000 Frs. bereits abbezahlt waren, während 854,000 noch

zu bezahlen waren. Das bedeutet aber nichts Anderes, als daß nahezu 3 Millionen Francs = 2,400,000 Mark in diesen kurzen 22 Jahren von 886 Besitzern erpart worden sind, denen Freude am Eigenthum und gesicherter Besitz dadurch erwachsen ist. Wer aber auch über die Zahl hinaus sich überzeugen möchte, den führen wir in eines der Häuser, am liebsten am Abend, wenn nach des Tages Last und Arbeit die Familie in dem kleinen Garten vor der Thür sich des eigenen Wachstums freut, der Mann, statt im Bierhaus zu sitzen, im eigenen wohnlichen Heim mit den Kindern verkehrt, die den Vater sonst ganz entbehren müßten; wenn die Mutter mit einem erfreulichen Stolz die einfache, aber saubere Einrichtung des Hauses zeigt, für dessen inneren Bedarf die Gesellschaft oder der Fabrikherr oder einer der mehrfach bestehenden Konsumvereine das Nothwendige in Küche und Keller und in die freundlichen Zimmer geliefert hat, und zwar auch dies zu dem möglichst billigen Preise. Wer in der Jagd nach dem Gelde, wie sie sich in einer solchen Fabrikstadt nothwendig einstellt, nach einem Idyll suchen will, der kann es in der That hier finden. Noch mancher Zug ist in dieses Bild der Menschlichkeit einzutragen. In jenem Hause wohnt die Diakonissin und hat der Quartierarzt sein Sprechzimmer, wo für die Leiden dieses Lebens Linderung durch Rath und That ebenfalls unentgeltlich auf Kosten der Gesellschaft gegeben wird. In jenem andern öffnet sich eine Volksbibliothek. Dort meldet man sich mit der Bitte um Unterstützung bei einem der vielen Vereine, welche um den Mittelpunkt der Industriellen Gesellschaft herum entstanden sind, Vereine zur Unterstützung von Wöchnerinnen, von Armen. Dort wieder steht das Altersversorgungshaus für alte arbeitsunfähige Personen, das Alles hervorgerufen von dem thätigen Bürgerfinne Mülhauens. Ehre ihm!



Bäckerei, Waschanstalt, Speisehaus und Bad in Mülhausen.



Das Hambacher Schloß.

Die Pfalz.

Zum Willkommen! — Name und Wappen der Pfalz. — Kurpfalz und Rheinpfalz. Wanderung durch die Pfalz: Am Gebirge hin; Bergzabern; Madenburg; Klingenstein; Landau; Ludwigshöhe; Hambach; Neustadt; Deidesheim; Dürkheim. — Erinnerung an die Nibelungen.

Wer das schöne Elsaß in der Richtung des Rheinlaufes „vom Fels zum Meer“ auf Schusters Rappen längs des Vogesengebirges beschaulich durchwandert, der gelangt zuletzt zu dem in „Sage und Geschichte“ bekannten, vielgenannten Weissenburg. Dort macht er Halt und steigt hinauf auf des Gaisbergs Höhen, schaut von dort noch einmal zurück auf das durchwanderte herrliche Gebiet; denkt des blutigen Kampfes, der gewaltigen Männerschlacht, die hier in den heißen Augusttagen 1870 getobt; er zieht, überwältigt von der Erinnerung, den Hut ab, widmet ein stilles Gebet den Gefallenen, die ihr junges Leben lassen mußten, um neues, blühendes Leben dem theuern Vaterlande zu erkaufen, und sendet ein heißes Flehen zum Himmel, daß er segne und schütze Kaiser und Reich. Dann steigt er herunter, kehrt noch einmal im „Engel“ ein, trinkt von dem liebgewonnenen „Elsässer Tokaier“ oder „Rangen von Thann“ ein Fläschchen auf das Wohl des „Reichsländels“, der edlen Perle, die einst so schmackvoll uns geraubt und jetzt so ruhmvoll wiedergewonnen und in des Barba blanca Krone eingefügt worden ist, und gen Norden, die alte Richtung verfolgend, geht die Reise weiter. Da erzählt das Thor, durch das wir eingewandert, wie an jenem 6. August 1870 hier die Bayern Schulter an

Schulter mit ihren preussischen Brüdern gekämpft, und wie hier die erste Feuertaufe der neu versöhnten Brüder Bund traf — denn die vier Jahre vorher, 1866, als Feinde sich bekämpften, sie kämpften Einer für den Andern hier — und Einer war des Andern werth. So ist es denn heiliger Boden, den unser Fuß betritt, eine Stätte der Versöhnung und des Beginnes gerechter Vergeltung. Mit solchen Erinnerungen und Empfindungen überschreitet nun der Wanderer die Grenze nicht mehr zweier feindlicher Länder, sondern zweier Tochterländer der einen Völkermutter Germania, und wandert aus Elsaß in die Pfalz. Die Weißenburger Linien, die weiland etwas zu bedeuten hatten, läßt er sich in ihren unbedeutenden Ueberresten von weitem zeigen; aber sie können ihm das gewonnene freudigstolze Empfinden nicht einen Augenblick trüben — sie sind ein überwundener Standpunkt. Bist du, lieber Leser, nun der Wanderer, der aus Elsaß herüber, — eigentlich sollte ich sagen herunter kommt, aber das thut der Pfälzer nicht gern, denn wenn die Pfalz auch, dem Rheinlauf nach, dem Elsaß nachfolgt, so glaubt sie ihm doch in nichts nachzustehen; — also, bist du der Wanderer, der aus Elsaß herüber kommt, so erlaube, daß ich dich auf der Grenze herzlich willkommen heiße in unserer Pfalz, mich dir vorstelle als Einen, der die Pfalz lieb hat von ganzem Herzen und sich innig freut, wenn er etwas von der Liebe zu seinem Vaterländchen auch in anderen Herzen wecken kann. Also herzlich willkommen in der Pfalz! Du hast nun, lieber Leser, wol gleich bei dem Namen Pfalz eine Frage auf den Lippen, ich sehe es dir an. Daß der Name aus dem lateinischen Palatium herzu-leiten ist, und daß die königlichen Burgen Pfalzen im Mittelalter hießen, das ist es nicht, was als neu und unbekannt ich über den Namen mittheilen kann. Aber dem Nichtpfälzer, wenigstens Einem oder dem Andern derselben, dürfte vielleicht die Erklärung der Namensentstehung noch nicht zu Ohren gekommen sein, die der Volkswitz in Form einer Sage ausgesonnen. „Vor undenklicher Zeit war die Pfalz, all das weite schöne Land, ein weiter, unabsehbarer See. Das Wasser verlief sich nach und nach, aber der Geist des Wassers zog sich grollend zurück in das Innere der Westricher Berge und hauste dort mit seinen Gefellen — den Riesen. Diese traten, wie sie es überall thaten, in unausgesetzten Kampf mit dem Geschlechte der Menschen. Die Sonne schien nun warm und schuf auf dem vom Wasser verlassenen Gebiete ein wahrhaftes Paradies. Da überkam eines Tages unsern Heiland die Lust, die schöne Pfalz zu durchwandern und der Böse, der ihn erblickte, trat zu ihm, nahm ihn an der Hand und führte ihn auf den Berg, auf dem heute das Hambacher Schloß steht, zeigte hin auf all das herrliche Land mit seiner reichen Pracht, und sprach zu ihm: „Siehe, das Alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Der Herr aber, den auch die schönste Pracht nicht von seinem gottgewiesenen Wege ablenken konnte, sprach ruhig: „Behalt's“. Und dieses Wort hörten die Bewohner, die bewahrten das Wort und sprachen's nach in ihrer Mundart: Palz — und es wurde der Name des Landes, in Schriftdeutsch heißt er heute „Pfalz“. — Das wäre denn zugleich ein Stückchen von Volkssinn und Charakter, das sich in dieser

Sage darthut. Und da wir noch an der Schwelle des Landes stehen, so können wir ja sagen, wir treten durch sein Thor ein, und das Thor zeigt Namen und Wappen; so wollen wir auch das letztere gleich uns anschauen. „Der Ursprung des Wappens wird von der Chronikensage in uralte Zeit gesetzt. Hildegast, der Vertraute des Frankenkönigs Childerich, Priester und Wahrsager, hatte, nachdem er vor dem Altare einer heidnischen Gottheit das Opfer verrichtete, eine seltsame Vision. Das war (224) vor dem Beginne der Schlacht. In begeisterten Worten verkündigte er den Sieg der Sigambren über die Römer jenseit des Rheines: er schaute den muthigen Löwen mit der Schlange Klugheit als Sieger über den römischen Adler. Also gemahnt, that Childerich die drei Frösche, die er bisher geführt, aus seinem Wappenschilde und setzte hinein den Löwen in erhobener Stellung, mit offenem Rachen; der Kopf stand im blauen Felde und sah über den Rhein in die blaue Ferne. Der Schweif war getheilt, die eine Hälfte endete in einer Schlange. Als aber Chlodwig die fränkische Herrschaft auf die Dauer befestigt, verließ er das Sinnbild seiner Väter und wählte die Lilien, von welchen ein Priester sagte, sie seien vom Himmel gefallen. Die übrigen Glieder des fränkischen Hauses behielten den Löwen bis heute. Herzog Johann I. von Zweibrücken hat dies also besungen, wie es, auf einer Steintafel eingehauen, über dem Eingange seiner Burg Kirkel angebracht ist:

Chyldrich der Frankenkönig war
 Vor mehr denn Dreyzehnhundert Jar,
 Der aus Rath ein's, der Hildegast hies,
 Die drei Frösch in seinem Schild verlies.
 Dafür in's Panier den Lewen gut
 Nam, das Hintertheil sich krümmen thut,
 Gleich wie ein Schlang, um des Adlers Hals
 Darmit anzuzeigen gleiches Falls,
 Daß der Franken Lewenherzen frey,
 Manheit und rechte Klugheit darben,
 Nach Gottes Wille mit Krieges Macht
 Sollten bezwingen der Römer Pracht,
 Wie dann hernach geschehen ist.
 Nachdem der Adler entflogen ist,
 Frankreich Lilien zum Wappent nahm,
 Der gekrönte Lew blieb der Pfalz Stamm.
 Gott erhalt die Pfalz beim Lewen gut,
 Und dieß Haus allzeit in seiner Gut.
 ANNO CHRISTI MDCVII.

Verzeih', lieber Leser, daß ich dir mit so alten Dingen zuerst aufwarte, aber es ist doch gut, wenn man aus der Vorzeit des Hauses und Landes, in das man eintritt, etwas weiß; gemeiniglich hilft es dazu, zu erkennen, mit wem man es zu thun hat. Doch jetzt tritt näher, wir wollen das Land selbst uns ansehen.

Da muß ich dir nun gestehen, der Name Pfalz, der dann im Laufe der Geschichte so vieldeutig ist, der einst einem der mächtigsten Theile des alten heiligen römischen Reiches gehörte, ist in seiner Bedeutung heutzutage etwas

eingeschrumpft, und nur im pfälzer Bewußtsein umfaßt er noch die herrlichen Gebiete am Neckar und drunten am Rhein bis Stahlecke, die einst zur reichen Kurpfalz gehörten; auf der Landkarte sind sie ganz unbarmherzig durch blaue oder rothe Striche von der heutigen Pfalz, dem bayerischen Rheinkreise, getrennt. Freilich, es ist kein Leid ohne Trost, kein Verlust ohne irgend welchen Ersatz, und die kleine Pfalz von heutzutage hat hinwiederum Gebiete, die zur Zeit der Kurfürsten unter geistlichen oder weltlichen Herren von allerlei Namen standen und bald freundlich, bald feindlich die Kurpfalz umgrenzten. Aber es ist und bleibt doch wahr, was H. Riehl sagt: „Die bayerische Rheinpfalz ist blos ein topographisches Fragment ohne topographischen Mittelpunkt.“ Als man sie neu zurechtstutzte, vergaß man sie so zu gestalten, daß alle die ihr zugewiesenen Theile sich naturgemäß um einen Mittelpunkt gruppirten und harmonisch zu einem Ganzen zusammenwachsen könnten. Bei der alten Kurpfalz war der Rhein, der mitten durch sie hinsaß „die topographische Achse“, die Herzader, deren Schlag durch die kleinen Nebenadern in alle Theile pulsirte. Heute besteht die Pfalz topographisch aus Bruchstücken der Rheinebene, der Vogesen, der Naheberge und des westlicher Steinkohlengebirges, die fast nirgends durch planmäßige Linien begrenzt sind, und die einzige Naturgrenze ist eben derselbe Rhein, der sich darum auch sträubt, zu trennen, was er einst verband. Er hat sich deshalb mehrere Brücken auf die Schultern geladen, um es den Pfälzern hüben und drüben leicht zu machen, sich zu sehen und zu sprechen. Dazu haben sie oft das Bedürfniß, denn die im Osten wohnen, suchen sich den Mittelpunkt für ihre geistigen Interessen in Mannheim und Heidelberg, und die im Südosten in Karlsruhe. Der Punkt, der die Pfälzer auf pfälzer Land einigte, ist eben nicht da. Speyer ist offizielle Hauptstadt, aber aus ihr wird nur „herabgeschlossen“, es zieht die pfälzer Herzen nicht zu ihr hin. Neustadt, das sich ernstlich und emsig bemüht, das Fehlende zu ersetzen, hat bis jetzt nicht durchdringen können und wird es auch wol nie, eben so wenig wie Kaiserslautern; denn solch ein Mittelpunkt muß eine zwingende politische Bedeutung verbinden mit reicher Fülle geistigen Besitzes, so daß von ihm die Lebensregungen nach allen Seiten und Gebieten menschlichen Wissens, Wollens und Empfindens ausgehen. Das ist in der Pfalz in keiner Stadt; darum sucht der Pfälzer auswärts, was ihm bei sich nicht geboten ist, darum gehen wie die Ostpfälzer nach Mannheim und Karlsruhe, so die Nordpfälzer nach Mainz und die Nordwestgebiete nach Kreuznach und Bingen. Das erklärt sich, wenn wir die Pfalz nach ihrer geographischen Gestalt näher betrachten und im Laufe unseres Beisammenseins ihre Geschichte kennen lernen.

Eine Wanderung durch die Pfalz. Wir betreten also bei Weisenburg die Pfalz, und alsbald überzeugen wir uns, daß von der Natur nicht die Grenze gezogen war, die einst die zwei hier zusammenstoßenden Länder trennte. Da zieht sich derselbe Höhenzug, aus demselben rothen Sandstein aufgebaut, derselben Richtung folgend, wie im Elsaß, hin; da erstreckt sich dieselbe Ebene, breit, reich von der Natur bedacht, bis hinüber zu den

blauen Bergen; und nehmen wir unsern Standpunkt auf dem ersten pfälzischen Berge, dann sehen wir, dort zieht derselbe Silberstreif durch die Mitte der Ebene, in dessen Glanz sich der Straßburger Münster gespiegelt hatte. Zwei Drittel der Pfalz sind uns auch mit diesem Anblicke charakterisirt. Der Ostheil der Pfalz ist Rheinebene, den mittleren Theil nimmt das waldirge Gebirgsland der Vogesen ein. Freilich, so stattliche Bergkolosse, wie sie der Südzug der Vogesen aufzeigt, finden sich hier nicht mehr. Je weiter nach Norden sich das Gebirge zieht, desto mehr neigt es dem Charakter des Hügellandes zu, den es nahe beim Donnersberg vollkommen annimmt. Aber es sind in dem zwischen 7 und 3 Meilen breiten Hardegebirge doch noch immer ganz stattliche Höhen, und der Anblick des Gebirges von der Ebene aus wird dadurch gehoben, daß gerade die bedeutendsten Höhen dem Ostrande nahe gerückt sind, und dieser selbst nicht allmählich, sondern schroff und steil zur Ebene abfällt. Gleich an der südöstlichen Ecke des pfälzischen Gebirges, an deren Ostseite wir in die Pfalz eingetreten sind, im „Oberen Mundat“, sind Höhen von 483 bis 550 m.

Der Gesamtanblick des Gebirges wird ferner durch die häufigen, oft tiefen Thaleinschnitte ein mannichfach gestalteter. Zählt man doch auf einer Strecke von nicht mehr als 10 Meilen mindestens 20 Bäche, die zum Theil, weit aus der Mitte des Gebirges kommend, nach einem 6 bis 12 Stunden langen Laufe in tiefer Thalspalte die Ebene begrüßen, theils aus den nächsten Bergreihen entspringend, immerhin die Ostwand tief einschneidende Austrittswege sich geschaffen haben. Und gleich bei Weißenburg grüßte uns ein echtes pfälzer Kind, die Lauter. Das ist eine Tochter der Harde. Weit drinnen in den Bergen, im Kanton Waldsichbach, ist ihre Quelle; von dort floß sie durch herrliche, aber einsame Waldthäler mit breitem Wiesengrunde nach Südost, vereinigte sich bei Kaltenbacher Hof mit einer Freundin, auch einer Tochter der Berge, deren Vaterhaus aber im Süden stand und die Salzbach heißt, und fließt mit ihr, nachdem sie den breiteren Wiesengrund verlassen, durch enge Felsenspalten sich zwängend, bei Dahn vorüber. Bei St. Germain verläßt sie die Pfalz, betritt bei dem Dorfe Weiller den ehemals französischen, jetzt reichsländischen Boden und fließt zwischen die Weißenburger Linien. Es ist eine schöne Strecke pfälzischen Gebirges, von dem uns die Wieslauter erzählt. Sie hat am Fuße des Jungfernsprungs bei Dahn eine Quelle aufgenommen, die ihr erzählt hat von jenem schönen pfälzer Kinde, das einst auf der Höhe jenes mauergleich abfallenden Felsens, dort, wo jetzt in der schwindelnden Höhe das Kreuz vom kahlen Felsenhaupt in das Himmelsblau sich erhebt, vom wilden Jäger überrascht worden war, das seinem heißen, glühenden Verlangen die Entrüstung jungfräulicher Scham entgegengesetzt, und das, als er bethört von sündlicher Blut es umfassen wollte, den sicheren Tod vorzog und vom Felsen herabsprang. „Er hat seinen Engeln über dir befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß an keinen Stein stößest“, lautet die Verheißung, die dem Gerechten gegeben ist und der züchtigen Jungfrau erfüllt ward. Die Winde wurden zu Engeln und trugen sie hinab ins Thal, woselbst sie

unversehrt ankam. Aber wie sacht auch ihr Fuß auf den Stein sich niederließ, der dort im Grunde lag, das Quellschen, das darunter geschlafen hatte, war doch wach geworden, hatte das schöne Kind gesehen, und das Wunder vernommen, das mit ihm sich zugetragen, und eilte, von innerem Drange angeeifert, weiter zur Wieslauter, um ihr zu erzählen, was sie gesehen; und diese trägt die Kunde weiter zum Rhein, der es mit vielen anderen schönen Sagen denen erzählt, die ihm zu lauschen verstehen. Aber nicht nur durch so herrliche Sagen und Erzählungen von der Brudersehde dort auf dem Schlosse Alt-Dahn und Grafen-Dahn, die so hart neben einander, nur durch eine Steinbrücke über schmaler Klust getrennt, stehen, weiß die Wieslauter die Menschen zu erquickern; auch den Realisten wird sie gerecht, denn sie bringt auf den Tisch die herrlichsten Forellen, welche sie in ihrem Wasser groß gezogen, und die feistesten Krebse, die unter ihren Steinen sich groß und dick gefaulenzet haben.

Wandern wir nun zunächst in halber Höhe des Ostrandes auf wohlgepflegter Straße, zwischen wohlbestandenen Obststücken und reichen Saatzfeldern hin; uns erfreuend der schmucken Kastanien, die uns Grüße aus ihrer südlichen Heimat zurufen, der Nebengelände, die uns gleich einem Wahrzeichen der Pfalz erscheinen — so gelangen wir an den wohlhabenden Dörfern Schweigen, Rechtenbach und Oberotterbach vorüber nach Bergzabern. Schon haben wir zwei Quellsbäche überschritten, die sich ungefähr eine halbe Stunde südlich von Langenkandel vereinigen und als Otterbach bei Neuhof in den Altrhein münden, ehe wir herabschreiten zum alten Tabernæ Montanæ. So nannten die Alten den Ort, der eine der drei römischen Etappenstationen war. In späterer Zeit gehörte es zu dem Fürstenthume Zweibrücken und nahm an den Schicksalen desselben Theil; so wurde es z. B. von Friedrich dem Siegreichen eingenommen und später ward ihm derselbe Leidenskelch gereicht, wie dem übrigen Rheinlande; so wurde es zu zwei Dritteln nebst seinem Schlosse im Jahre 1676 von den Franzosen eingeäschert. Allerliebste liegt das Städtchen in der Hut seiner Berge. Ein munterer Bach, der ungefähr zwei Stunden weit aus den Bergen kommt, der Erlentbach, durchfließt es, und man sieht es ihm nicht an, daß er manchmal so zornig einherbrausen kann, daß die Anwohner belästigt werden durch sein überschäumendes Temperament. Nahe bei dem Otterbach, unterhalb des Dorfes Leimersheim, ergießt er sich ebenfalls in den Altrhein. Das Thal, das bei Bergzabern aus dem Hauptthöhenzuge mündet, ist durch seine herrlichen Waldungen bekannt und ein gernbesuchter Ort. Wenn in den Waldungen die „Bucheln“ gut gerathen sind, so kommt im Herbst ein Strichvogel, der Gägler, der Berg-, Stock- oder Mistfink genannt, den die Bergzaberner und Pfälzer Böhhammer nennen, in großen Scharen zu dieser seiner Lieblingsspeise. Tausend und abertausend von Böhämmern fallen dann in die Wälder ein, und nun beginnt in der Dunkelheit des Abends ein eigenthümliches, bewegtes Leben. Eigenartige Jäger ziehen hinaus mit Jackeln und Blasröhren; im Schimmer des Jackellichtes erblickt man die Aeste der Bäume dicht besetzt mit den Wandervögeln, und es beginnt nun ein heimtückisches Morden.

Sicher, obgleich still und geräuschlos, fliegt der Tod aus den Geschossen der Blaströhren hinauf in die Reihen der harmlosen, schlafenden Böhämmer und holt einen um den andern daraus. Nun ist der Böhämmer ein sehr geselliger Vogel und hat es gern auf zwei Seiten warm. Wo also eine Lücke eintritt, rücken die übriggebliebenen zusammen, so daß die Reihen immer geschlossen sind und das Zielen dem mordgierigen Schützen immer leicht bleibt. Nach Hunderten zählt die Beute eines solchen Abends. Aber es giebt eine Gerechtigkeit in der Welt, still, aber sicher waltend, und so muß die ganze Pfalz für dieses Morden büßen.



Die Böhämmerjagd.

Dem in den stillen Stunden der Nacht, wenn die Leute beginnen, heimzugehen von des Bier- und Weintisches allabendlichen Unterhaltungen, dann fliegen die Geister der gemordeten Vögel durch all diese Gesellschaften, und sie mögen wollen oder nicht, sie „böhämmern“; immer näher rücken die sich lichternden Reihen zusammen; dann wird es sehr spät, bis der Letzte heimgeht, und innerhalb der Schlafzimmer verschwiegenen Wände wird die Rache der gemordeten Böhämmer an den „böhämmernden“ Pfälzern verübt in ernstester Rede. Die Pfälzer rächen sich dann wieder an den Bergzabernern, die solches Verhängniß über sie gebracht, und nennen sie mit argem Schimpfworte: Böhämmer. Sie hören's nicht gern und ein ordentlicher Mann sagt es nicht laut, sondern nur leise einem guten vertrauten Freunde von dort, wenn er ihm in liebenswürdiger Gastfreundschaft das Geheimniß der „Böhämmererei“ nahe gebracht hat.

Gehen wir weiter nach Norden, von Bergzabern über die Dörfer Fleisweiler und Gleiszellen, so kommen wir in einer guten Stunde an einen der schönsten Punkte der oberen Hardt, der auch dem schönsten Zwecke geweiht ist, der Heilung unglücklicher Kranken, der aber nichtsdestoweniger gerade um dieser Kranken willen immer ein Gefühl schmerzlicher Theilnahme, aufrichtigsten Mitleides erweckt. Nahe bei dem Marktflecken Klingenstein liegt auf einem Hügel mit weiter Fernsicht die Kreis-Irrenanstalt, ein großes, weitläufiges Gebäude, das im Jahre 1857 bezogen wurde, und über 400 Kranke in seinen Räumen aufnehmen kann. Einst stand in Klingenstein eine Abtei; gewiß nicht weniger gottgefällig aber ist der Tempel der Menschenliebe, der jetzt den Hügel ziert. Ist er doch mit allen seinesgleichen ein beredtes Zeugniß, daß der echt christliche Geist auch außer den Formen des Kirchenthums immer mehr und mehr alle Sphären des menschlichen Lebens durchdringt; ist er doch ein beredtes Zeugniß fortschreitender Humanität. Einst hielt man die Irren für vom Teufel besessen, heute sind sie Kranke; damals hat man sie gemieden und oft gepeinigt, heute wendet man ihnen Liebe und sorgsame Pflege zu.

Bei Klingenstein öffnet sich auch ein Thal, das bald in mehrere kleine Thäler aus einander geht, die gemeinschaftlich den Namen Gossersweiler Thal führen. Die grotesken Formen verwitterter Sandsteinfelsen, die zerstreut im ganzen Thale umherstehen, bieten einen eigenartigen Anblick. Für den Geologen ist dieses Thal wol eines der interessantesten Fleckchen in der ganzen Pfalz. Wie vom Scharfenberg aus Nordost, so überschaut man vom Lindelbrunner Schloß aus Südwest das ganze Thal. Beim Eingange in das Thal von Klingenstein aus liegt rechts die Ruine der alten Burg Landeck, früher wol zum Schutze der Abtei Klingenstein errichtet, und hinter ihr erhebt sich der Treutelsberg 500 m hoch.

Von Klingenstein immer weiter am Fuße des Hauptstockes der Hardt, über die ihm vorliegenden, rebenbepflanzten Hügel und über das freundliche Thal des Klingensbachs hinüber, der, am Nordwestende des Gossersweiler Thales entspringend, am Fuße des 574 m hohen Rehberges, des Beherrschers der ganzen Gegend, vorüberfließt, um, nachdem er eine ganze Reihe wohlhabender Dörfer begrüßt hat, bei Hördt sich in den Ultrhein zu ergießen, gelangen wir zu dem Dorfe Eschbach, das am Bächlein gleichen Namens und am Fuße des 464 m hohen Rodenberges liegt. Daß wir hier verweilen, hat sich nicht das Dörflein zur Ehre zu rechnen; es bietet außer seiner Fernsicht in die Ebene des Rheines, die wir auf dem ganzen Wege her, an einzelnen Punkten noch schöner als hier, genießen, nichts Besonderes. Aber hoch über ihm, auf dem nach drei Seiten steil abhängigen südlichen Vorsprunge des Rodenberges, liegt die alte Bergfeste Madenburg, im Volksmunde das Eschbacher Schloß geheißten. Man vermuthet, daß der Name des Schlosses, der in früheren Urkunden Madel- und Magdenburg heißt, mit dem St. Magdalenenstifte zu Klingenstein in Zusammenhang steht. Steigen wir auf die steile Höhe hinauf, so stehen wir erstaunt in einer weitläufigen, den früheren bedeutenden Umfang der Feste bekundenden Ruine.



Bergabern. Sandeck. Madenburg. Neukastel. Trifels. Annweiler Thal. Rietburg. Kropfburg. Kalmit. Mayburg.
 Klingenmünster. Birkweiler. Albersweiler. Franckweiler. Gleisweiler. Ludwigsböde. Grentoben. Sambach.



Neustadt. Hardt. Gimmelbinaen. Königsbach. Deidesheim. Wachenheim. Limburg. Ungstein. Battenberg. Neu-Weinigen. Grünstadt.
 Rusbach.

Panorama des Harzgebirges.

Diese Ruine ist wol die umfangreichste der Pfalz, der höchstens Hardenburg bei Dürkheim an die Seite gestellt werden kann. Ein überwältigender Ausblick bietet sich uns hier, wie auf anderen hohen Punkten des östlichen Hardtgebirges; besonders reizend ist der durch eine Oeffnung im Schloßhofs wieder hinein ins Gossersweiler Thal und dann hinüber zu Scharfenberg, Anebos und Trifels, zu welcher letzterer Burg man in gut zwei Stunden auf herrlichem Waldwege gelangen kann; denn der Rodenberg hängt mit den Trägern der Burgdreifaltigkeit zusammen. Die Madenburg ist wol eines der ältesten Schlösser der Pfalz, denn schon im Jahre 1107 erscheint ein Herr von Madelburg unter den Rittern des Landes. Ueber die frühere Zugehörigkeit der Madenburg sind verschiedene, noch nicht vollständig begründete Kunden vorhanden. Im Jahre 1516 aber wird sie Eigenthum des Bischofs von Speyer. Nicht lange danach rückten die Ruffdorfer Bauern, deren Führung sich fast die ganze Umgegend angeschlossen, nachdem sie sich im Hofe des Klosters Eufesthal gesammelt hatten, vor die Mauern der Madenburg. Der Bischof hatte in sein werthvolles Besizthum zwar auch eine Besatzung gelegt und zwar Bauern aus dem Oberamte Lauterburg; allein deren Führer, Niclas Wynstall, übergab sie an die heranrückenden Bauern und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache in der Plünderung des Schlosses. Da ging es lustig zu, und des Herrn Bischofs guter Wein floß stromweise durch die durstigen Bauernkehlen und stärkte und erfreute die Glieder, die so oft in hartem Frohdienste ermüdet waren. Und nachdem sie gegessen und getrunken, da standen sie auf und zündeten das Schloß an, daß seine hell aufloodernden Flammen drüben in Speyer und weithin am Rhein verkündeten, die Bauern wollen frei sein.

Als die Bauern niedergeworfen waren, zwang der Bischof seine ganze Bauernschaft im Oberamte Lauterburg, ihm die Madenburg und das Schloß zu Jockgrimm, das sie ebenfalls zerstört hatten, wieder aufzubauen, und in die Keller der neugebauten Schlösser setzte er Die, welche die Bauern geführt, aber nicht mehr zum Wein und fröhlichen Schmause, sondern in Ketten und zu Wasser und Brot. Im Jahre 1552 wurde die Burg vom Markgrafen von Brandenburg zerstört; dann brausten die Stürme des Dreißigjährigen Krieges auch über dieses Schloß einher, und der Graf Ernst von Mansfeld, der in Landau als Kommandant lag, überkam die Burg, raubte sie aus und legte pfälzische Besatzung hinein. Dann nahmen sie 1633 die Franzosen, 1635 die Kaiserlichen und 1644 wieder die Franzosen, und im Westfälischen Frieden wurde sie dem Bischofe wieder zugesprochen. Nach dem Rymweger Frieden 1679 wurde sie wie der Elsaß die Beute der Franzosen, und in demselben Jahre kam Montclar, um sie wie alle übrigen Bergfesten, die unter Frankreichs Oberhoheit gekommen waren, zu schleifen. Die Französische Revolution nahm die Burg und ein paar hundert Morgen Tannenwald, dann Kastanienspflanzungen und was sonst zur Herrschaft Madenburg gehörte, und verkaufte es an Private. Mehr und mehr verfiel die Burg, der Schutt füllte die Räume und über dem Schutte wucherten Brombeersträucher und Brennnesseln in lustigem Wettstreit, bis die Neuzeit durch den

Verfchönerungsverein etwas Ordnung in das wilde Chaos der Zerstörung bringen ließ. So schaut sie nun hinaus, die steinerne Kunde aus rauher Zeit und grüßt die Kinder der Neuzeit, von denen wol keines die Tage zurückwünscht, in denen die Hallen noch wiederklangen von der Speyerer Bischöfe und ihrer Genossen frohen Zechgelagen.

Noch müssen wir über einen Bach, wenn wir unsere Wanderung fortsetzen längs dem Gebirge nach Norden, über den Birnbach, ehe wir zu dem ersten großen Querschnitte durch den Wall des Hardtgebirges gelangen, zum Annweiler Thale. Da führt uns der Weg vorüber an einer Burg, Neukastel, die wol als Thürhüter des Thales angesehen werden kann, obwohl sie nicht unmittelbar an seiner Mündung liegt. Dann kommen wir über Birkweiler nach Siebeldingen, und jetzt sind wir an der Queich angelangt und an der Oeffnung des Annweiler Thales.

Die Queich entspringt als „Queichbach“ eine gute halbe Stunde oberhalb Hauenstein, am Fuße des Winterberges, rechts dem von ihr herabziehenden Fahrwege, aus der starken Quelle Moos-Queichbrunnen; nimmt dann Zuflüsse auf aus vier bis fünf Brunnen, verstärkt sich bald darauf durch das Mistbächlein, die Steinbach und den Hagenbuchbrunnen, und mit ihnen fließt sie am Fuße des früheren leiningenschen Schlosses Neu-Falkenburg, dessen Ruinen noch jetzt zu ihr herabschauen, vorbei und nach Wilgarts-wiesen zu; unterhalb desselben nimmt sie die Brandsbach auf, die durch den „Straußenweiher“ floß. Erst nachdem sie vor Rinnthal noch den Ebersbrunnen aufgenommen, erhält sie den Namen Queich, das bescheidene „Bach“ wegwerfend.

Dort bei Rinnthal war es, wo im Jahre 1849, als es bereits mit der pfälzer Revolution dem Ende zuging, eine Schar der irgeleiteten und jammervoll schlecht geführten Freischärler sich den nachrückenden Preußen in den Weg werfen wollte. Noch ehe sie sich dessen versahen, hatten die Preußen sie eingeschlossen und nach kurzem Kampfe löste sich der Widerstand, von dem sich die sanguinischsten Köpfe Vernichtung der Preußen versprochen hatten, in wilde Flucht auf. Viele kamen glücklich durch, einer, nachdem er als Kellner, in den ihn der befreundete Gastwirth schnell verwandelte, den Herren Feinden bereitwilligst das Diner servirt und zu jeder Flasche „Wohl bekomm's“ gesagt hatte; aber ein paar unschuldige Schwärmer mußten doch daran glauben, wie man in der Pfalz sagt, sie wurden standrechtlich erschossen.

Auf ihrem weiteren Wege immer noch durch neue Zuflüsse verstärkt, kommt die Queich nach Annweiler, dem freundlichen Städtchen am Fuße des Trifels, bei dem wir später länger verweilen werden. Bei Annweiler erinnert jetzt nichts mehr daran, daß auf Wunsch seiner Gemahlin Anna einst Kaiser Rothbart die Stadt mit Mauern und Thürmen versehen hatte. Sie hatten den Annweilern nicht viel geholfen und die Bauern im Jahre 1525 nicht abgehalten; sie hatten den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges nicht gewehrt und die Franzosen hatten sich auch nicht darum gekümmert. So hat denn das Städtlein im Jahre 1820 den alten einengenden

Gürtel abgelegt, hat Mauern und Thürme auf den Abbruch versteigert und breitet sich nun nach Belieben in dem herrlichen Thale aus. Im Sommer ist hier stets ein reger Fremdenverkehr, und manche Familie wählt sich Annweiler als Sommerfrische. Ist doch die Gegend außerordentlich reich an den herrlichsten Spaziergängen in schattigem Wald, auf lustigen Höhen, und bietet sie stilllauschige Plätzchen, wildromantische Partien und weitesten, reich lohnenden Ausblick, und das Klima ist mild und freundlich; von den Ufern der Queich aufsteigend, schmücken die Abhänge der nördlichen Berge Weinberge, der erste Gruf der sonnigen Vorderpfalz. In der That treten jetzt die hohen Berge der Hardt munter aus einander und die Queich fließt durch die rebenumkränzten Vorhügel hin, grüßend die stattlichen und reichen Dörfer Albersweiler, Siebeldingen und Godramstein.

bleiben wir einen Augenblick bei Siebeldingen stehen, um einen geschichtlichen Ausblick zu thun. Hier bestand für die Dörfer Siebeldingen, Godramstein, Kolckenbach und Birkweiler ein eigenes Thalgericht, welches erst in der Französischen Revolution aufgehoben wurde. Es war das Thal bis ins 14. Jahrhundert ein unmittelbares Reichseigenthum, und es entwickelte sich in ihm ein Stückchen freien Bauernlebens, wie es mitten in den feudalen Zuständen des Mittelalters vereinzelt vorkam: Saatkörner späterer Ernte, zur Reife aufbewahrt. Jedes Jahr trat das Gericht drei- bis viermal zusammen zum „Dingtag“. Auch hatte das Thal sein eigenes Blutgericht, und soll der Name eines Berges „Affolter“ so viel bedeuten als „Richtplatz“; hier wäre also der blutige Endplatz mancher verbrecherischen Laufbahn gewesen. Und da wir in jene alte Zeit zurückgeblickt haben, so wallen wir ihr zu Liebe vom Ufer der Queich gegen Norden hin einen freundlichen Hügel hinauf zum Dörfchen Frankweiler. Bei diesem Dorfe ist der „Lutramsforst“ gelegen, der weiland Dingstuhl der Gaugrafen von Speyer. Der Name Lutramsforst wird abgeleitet von Lint = Leute, ram = stark und forum = Richtstuhl; somit Dingstuhl der starken Leute. Das war ein wichtiger, geweihter Ort. Heute aber wächst so friedlich die Rebe dort, als habe da nie schwere Anklage gezeugt wider einen Bösewicht.

Die Queich fließt dann nach Landau, und da dieses die Hauptstadt der ganzen südlichen Pfalz ist, zu der von der ganzen Linie, die wir bisher gewandert sind und noch weiter am Hardtgebirge, alle Beziehungen hindrängen, so folgen wir diesem Drange und machen einen kurzen Abstecher in die Ebene; wir wandern mit ihr nach Landau.

Die „Land-Aue“ ist ein bezeichnender Name für die in reicher, weit ausgehnter Landane gelegene Stadt. Weiland eine freie deutsche Reichsstadt, hatte sie die Ehren und Leiden einer solchen reichlich genossen, bis sie im Jahre 1686 von Ludwig XIV. für sich in Anspruch genommen und von dessen Ingenieur und Festungsbaumeister Bauban in eine der stärksten Festungen damaliger Zeit umgewandelt wurde. Auf ihrem Thore prangte eine Sonne, die das wohlgetroffene Porträt Ludwig's XIV. als Kern hatte, und über ihr stand der stolze Spruch verzeichnet: „Nec pluribus impar.“

(„Auch Vielen gewachsen!“) Als Festung hat es denn auch „manchen Sturm erlebt“. Im spanischen Erbfolgekriege wurde es viermal belagert, und Melac übergab es im Jahre 1702 nach vierundachtzigtägiger Belagerung und sehr tapferer Vertheidigung an Prinz Ludwig von Baden unter den ehrenvollsten Bedingungen. Ein Jahr darauf rückten die Franzosen wieder vor die Stadt, und ihr Baumeister selbst, Vauban, leitete den Sturm. Wieder hielt sie sich tapfer vom 12. October bis zum 23. November und wurde, nachdem das zum Entsatz herbeieilende Heer durch Tallard gänzlich geschlagen war, unter eben so ehrenvollen Bedingungen den Franzosen übergeben.



Die freie Reichsstadt Landau. Nach einem Kupferstiche M. Merian's aus dem Jahre 1640.

Und wieder blieben die Franzosen nur ein Jahr lang ihrer Herr, denn 1704 rückte Prinz Eugen von Savoyen davor und setzte ihr im Beisein des römischen Königs Joseph II. heftig zu. Landau aber hielt sich, und nur gegen die früheren ehrenvollen Zusagen ergab es sich. Im Jahre 1713 wurde es abermals von den Franzosen belagert; auch dieses Mal ergab es sich, aber nicht unter ganz so günstigen Bedingungen. Der Friede von Rastatt gab es Frankreich in Besitz und es blieb in diesem Besitz bis in unser Jahrhundert. Im Jahre 1792 war es von den Allirten umzingelt, aber vergeblich zur Uebergabe aufgefordert worden; 1793 wurde es durch den österreichischen Feldherrn Wurmser und durch die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig stark beschossen, aber es bewahrheitete seinen Spruch: „Nec pluribus impar“ und wurde durch General Vincent entsetzt. Im Jahre 1815 wurde die Stadt laut der Pariser Uebereinkunft an Oesterreich und durch weitem Traktat vom 1. Mai 1816 an Bayern übergeben und

zwar als deutsche Bundesfestung. Jetzt ist sie unbrauchbar geworden. Ihre Mauern werden eingerissen, ihre Wälle geschleift, ihre Gräben ausgefüllt, und breite Straßen mit schönen neuen Häusern dehnen sich jetzt nach allen Seiten hin aus. Von hier geht die Queich, die jetzt nicht mehr die Aufgabe hat, die breiten Gräben der Festung zu füllen, nach dem Rheine, noch einmal an einer Festung vorüber, an Germersheim, in dessen nächster Nähe sie in den Rhein mündet.

Und da wir doch einmal abgeschweift sind, so wird es dir, lieber Leser, nichts verschlagen, wenn wir einen Ort in der Nähe Landau's besuchen, dessen Namen wir oben schon einmal gehört haben bei der Madenburg, allerdings gerade nicht in sehr empfehlenswerther Weise — Rußdorf. Doch was die Rußdorfer dort gefehlt — wenn es ein Fehler war — ist längst geföhnt. Wir besuchen den Ort nur, um einer Pflicht der Dankbarkeit zu genügen. Denn siehe, lieber Leser, dort auf dem Kirchhofe zu Rußdorf befindet sich ein Grab; in diesem Grabe liegt ein Mann, und dieser Mann war, ehe sie ihn dorthin betteten, Pfarrer in Rußdorf und hat neben seinem Amte gesucht und geforscht in alten Büchern und Schriften; er hat aus ihnen mit großer Mühe und unermüdlichem Fleiße herausgeholt, was darin stand über die Geschichte der Pfalz und aller ihrer einzelnen Orte. Und was ich dir erzähle von ihren Burgen und Städten, das ist zum größern Theile von diesem Manne aus dem Staube der Vergessenheit wieder herausgeholt worden. Der Mann hieß Johann Georg Lehmann und war der fruchtbarste unter allen pfälzischen Geschichtschreibern. Wir stehen einen Augenblick still an seinem Grabe, zollen seinem Andenken Ehre und kehren zu unserm Gebirge nach Frankweiler und zu dem dazu gehörigen Gleisweiler zurück.

Ein rüstiger Fußgänger aber wird gut thun, zuerst auf den Drensbberg hinaufzusteigen, an dessen Fuß beide Orte liegen. In drei Viertelstunden erreicht man die Spitze, und nun hindert uns nichts, von dem Namen geleitet — der ursprünglich „Odinsberg“ hieß, in jene Zeit zurückzuweisen, da hier unser Ururahne dem Odin opferte. Aber wie anziehend auch solch eine Wanderung im Geiste sein mag, an einem Punkte, wie dem Drensbberge, da will die Wirklichkeit, die Gegenwart ihr Recht, da heißt es, komm und siehe! Das Auge trinkt gierig all diese Schönheit, und ob es auch oft Gesehenes ist, das ist ja der geheimnißvolle Zauber aller Schönheit, daß sie mit immer neuer, nie veraltender Gewalt uns in ihrem Kreise hält. Vom Drensbberge herab nach Gleisweiler. Das ist durch seine Kaltwasserheilanstalt und als Luftkurort im pfälzer Lande und weit darüber hinaus bekannt. Ebenso versteht es sich ganz von selbst, daß im Lande der Neben ein solcher Ort auch Traubenturort ist. Wir wünschen Jedem, der hierher geht, um Heilung zu suchen, daß er sie finde; aber auch jeder Gesunde wird hier finden, was das Gefühl der Gesundheit immer mehrt und recht zum Bewußtsein bringt, Freude und frohe Stunden. Nahe bei Gleisweiler winkt uns vom Hügel eine Kapelle, der heiligen Anna geweiht. Dorthin ziehen am Annatage große Prozessionen frommer pfälzer

Katholiken, und wie sie Umland in seinem Gedichte: „Der Waller“ so ergreifend schildert, wallen auch schwer gedrückte Sünder dort hinauf. Aber auch heillose Heuchler mischen sich in die frommen Scharen. Deren einer war jedenfalls der Bauer, dem aufgegeben war, daß er, mit Erbsen in den Schuhen den Annaberg hinaufsteigend, einen Frevel sühnen solle, und der seinem Genossen, der ihn fröhlich steigen sah und nicht begriff, wie er die Qualen der Erbsenwallfahrt so leicht trage, heimlich zuflüsterte: „Ich habe die Erbsen weich gekocht.“



Schloß Ludwigshöhe.

Und immer weiter, durch Weiher, das schön gelegene, weithin blickende, kommen wir durch Kastanienwald wandernd nach Ludwigshöhe. Das ist die Villa, die König Ludwig I. von Bayern sich hier im italienischen Stile hat erbauen lassen, um von ihr hinauszublicken in die lachende Ebene, die ihn in ihrem Sonnenglanze erinnerte an Italiens farbige Fluren. Es war ein eigenes Geschick, das diesen kunstsinigen Fürsten verfolgte. Und wer, der an diesem Orte einkehrte, müßte seiner nicht gedenken? Wie stolz er auch den Namen eines Königs von Bayern trug, er hörte sich eben so gern Pfalzgraf bei Rhein nennen. Er hatte die Pfalz lieb und sie hatte ihren jovialen Pfalzgrafen ebenfalls gern. So kam es, daß er sich unter seinen Pfälzern häuslich niederließ, um wenigstens einen Theil des Jahres in ihrer Mitte zuzubringen. Da kam das Jahr 1848, und wie in den Fässern der Wein, so gohr es in den Herzen der Pfälzer: es sollte sich der goldene Wein der Freiheit klären. In solcher Gährung aber werden die

unreinen Erdstoffe im Weine und in den Menschenherzen aufgerüttelt; es trübt sich der Trank, und es muß immer ein Kenner sein, wenn er in solchem Zustande würdigen will den Wein im Fasse und den Geist im Volke. Dem König Ludwig aber gefiel es nicht, was das Jahr 1848 braute, und er legte seine Krone nieder. Dann kam 1849 die pfälzer Revolution, die an Allem rüttelte, auch dem früheren freundschaftlichen Bande zwischen Land und Pfalzgrafen. Er aber, der alte Herr, hat es in seiner Ruhe den Wildfängen in seiner Pfalz doch nicht nachgetragen. Er kam in seinen letzten Lebensjahren immer gern um die Sommerszeit hierher, und seinen siebzigsten Geburtstag hat er da gefeiert im Schoße seiner Familie. Damals war auch sein Otto noch da als König von Griechenland, den sie bald darauf verjagten, und wie kurz vor der pfälzer Revolution die Ludwigshöhe, so wurde kurz vor der Verjagung König Otto's der Prachtbau der Propyläen in München vollendet. — Den Griechen aber hat er nicht verziehen, wie den Pfälzern, die Propyläen hat er nicht mehr angesehen. — Von seiner Villa aus konnte er hinsehen auf ein Lieblingswerk seines Lebens, auf den Speyerer Dom, der seine Erneuerung und vollständige Wiederherstellung nur seiner königlichen Freigebigkeit verdankt. Jetzt steht die Villa leer; der Enkel des Erbauers, dem sie gehört, hat sie noch nicht besucht, der hat seine Lieblingsplätze in den bayerischen Alpen.

Nicht weit von der Ludwigshöhe sehen wir auf spitzem Bergkegel ein stolzes Schloß blinken, dessen Anblick uns in Zweifel läßt, ist es Ruine, ist es neu gebaut? Fast sollte man das Letztere glauben; die Mauern sind errichtet und schauen fertig hernieder, aber die Fensteröffnungen entbehren noch des gastlich schützenden Glases. Es ist eine eigene Geschichte, die diese Burg erlebt, und sie steht mit der neuen pfälzischen Geschichte in so enger Verbindung, daß wir sie hier nicht beiseite lassen dürfen. Einst war sie wie andere Burgen auf der Stelle gebaut, wo früher ein römischer Wachtthurm stand, dann hatte sie verschiedene Herren, gehörte den Saliern und später dem Bischof von Speyer. Der Brandenburger Alcibiades machte ihr darum auch 1552 einen unhöflichen Besuch und zündete sie an. Dann wurde sie Eigenthum eines pfälzer Bürgers im Jahre 1823. Und als im Jahre 1832 aus Westen der revolutionäre Wind blies, da sammelten sich viele jugendliche Männer auf der Höhe des Hambacher Schlosses, denn so hieß die Burg, und es wurde geredet von einer Republik und von Freiheit; und über der fröhlichen Schar, die mit Festesjubiläum eine Umstürzung des verhaßten Alten ins Werk setzen wollte, wehte die schwarz-roth-goldene Fahne, das Symbol all der Träume, Wünsche, Hoffnungen, die in dem zur politischen Selbstständigkeit strebenden deutschen Volke damals lebten. — Da kam eine Reiterschar und die Gesellschaft wurde, ehe sie mit der Republik zu Stande gekommen war, aus einander gejagt und die Republik — war nichts. Aber das Hambacher Fest war lange Zeit der Leitstern der Gedanken und sein Glanz überstrahlte auch das ganze Außere der Pfälzer. Sie gingen in Hambacher Hüten und trugen Hambacher Bärte, und Alles, was die Spekulation der Begeisterung absehen konnte an den

Augen als erwünscht, das färbte sie mit Hambacher Farbe und bot es ihr und — machte ihr Geschäftchen. Nun geschah es, daß im Jahre 1842 der damalige Kronprinz von Bayern, Maximilian, Hochzeit hielt, und die Pfälzer brachten ihm das Hambacher Schloß oder die Kästenburg als Hochzeitsgeschenk. Nun hieß die Burg Maxburg, und sie sollte ausgebaut werden zu einem stolzen Fürstensitze. Schon waren die Mauern errichtet und das Dach mit Zink gedeckt, da kam 1848 und — 1849 — und König Max wollte nichts mehr von der Maxburg wissen. So steht sie halb vollendet, wieder dem Verfalle preisgegeben. Was für Wandlungen des öffentlichen Lebens wird sie noch als Zeugin erleben? —

Und nun wieder herab von der Höhe nach Hambach und von dort nach Neustadt. In drei Viertelstunden sind wir dort.

Die Lage Neustadts ist sowol für Handel und Wandel die möglichst günstige, als auch für das Auge eine überraschend schöne. Hier kreuzen sich zwei natürliche Straßen, die am Fuße des Hardtgebirges von Süd nach Nord ziehende und die aus dem Westen durch die breite Thalspalte des Speyerbachs nach dem Rhein hinweisende. Was die Natur angeboten, haben die Menschen angenommen. Denn daß die Stadt den Namen Neustadt trägt, ist wol schon lange her, nur wird er früher in römischer, noch früher in keltischer Sprache erklingen sein. Jedenfalls ging eine Römerstraße durch das Rheinthal, und jedenfalls kam hier eine Römerstraße aus dem Bliessgau durch das Gebirge heraus. Jetzt, in unseren Tagen, kreuzen sich hier die Schienenstränge der Ludwigsbahn, die vom Rhein in die Kohlengebiete der Saar führt, mit denen der Maxbahn, die vom Elsaß herunter und der Dürkheim-Grünstadter Bahn die Verbindung mit dem Norden der Pfalz herstellt. Wer an einem Sonntagnachmittage bei schönem Wetter Neustadt besucht, der muß sich am Bahnhofe durch eine wahre Völkerwanderung hindurchkämpfen, denn von nah und fern strömt Alles in „die Neustadt“. Da kommen die Leute vom Lande, die wollen „inkaase“ und „noher e Schoppe peke“. Da kommen aus den kleinen Nachbarstädtchen Deidesheim, Edenkoben und den wohlhabenden Orten der Ebene die „junge Herrn“ vom Dreistuhl im Bureau und von der Weinkufe im Keller und wollen sich an den „etwas großstädtischeren“ Vergnügungen Neustadts für die Entbehrungen der Woche erholen; da kommen von Mannheim die einzelnen Vereine, sie ziehen mit Musik durch die Stadt nach irgend einem schönen Punkte der Nachbarschaft. Kurz, es wogt und drängt im Bahnhofe und in der engen Hauptstraße, bis, des Drängens müde, Einer um den Andern „macht, daß er vun der Gaf kommt“ und in eines Wirthshauses kühlem Grunde der Bequemlichkeit seiner Nebenmenschen auf der Straße dieses liebevolle Opfer bringt. Neustadt weiß aber auch seinen Gästen etwas zu bieten. Wer aus dem Bahnhofe heraustritt, wird verwundert fragen, was ist das für ein großes Gebäude? denn ein Prachtbau, wie man ihn wol in großen Städten von solchen Massen und Formen sieht, steht vor uns. „Der Saalbau“, sagt ein echter Neustädter mit Stolz, denn es ist das Gebäude, das Bürger der

Stadt durch eine Aktiengesellschaft hergestellt und den Genüssen, die Kunst und Geselligkeit bieten, geweiht hat. Ein prachtvoller Saal, so groß, wie keiner mehr in der Pfalz, nimmt den großen Mittelbau ein. Die ganze Längsseite nach Süden ist ein Hotel, dessen Wirth, wenn Neustadt und die Umgegend einer der neun Mäsen huldigt, für den sterblichen Theil seiner Mitbürger liebevolle Sorge zu üben hat. Die Nordseite enthält Räumlichkeiten für das Kasino, dessen Mitglieder die Aktionäre der Gesellschaft sind, und einen Theatersaal. Die Absicht der Neustädter war, für die ganze Pfalz einen Mittelpunkt der geistigen Genüsse zu bieten, und so gewissermaßen Mannheim, das jetzt nicht mehr pfälzische, zu ersetzen. Sie boten deshalb Alles auf, um die große Aufgabe zum Vortheil ihrer Stadt und zur Zufriedenheit der Pfalz zu lösen. Es hat nicht leicht in den großen Städten eine schwedische, italienische oder sonstige Nachtigall gesungen, sie lockten sie mit goldenem Korn in den Saalbau; die Patti, die Lucca und wie sie heißen, waren Alle schon in Neustadt; der Berliner Domchor, das schwedische Damen- und Herrenquartett waren da; die schwarzen Jubiläumssänger haben ihre wehmüthigen Melodien im Saalbau erschallen lassen, und Geiger und Cellisten und Pianisten von irgend welchem Rufe, die Neustädter berufen sie. Und die Herren Kinkel, Wirth, Scheffel, Bodensteht, Schlagintweit, Rohlfß u. s. w. haben im Saalbau zu Neustadt Vorträge gehalten. Aber das Ziel, das die Neustädter sich gesteckt, werden sie doch nicht erreichen; da sind einmal die pfälzer Verhältnisse zu klein, um ein solches Institut, das bedeutende Summen verschlingt, und nur bestehen kann, wo Staats- oder Hofzuschüsse geboten werden, auf der Höhe zu erhalten, und auf der andern Seite sehen doch auch die Nachbarstädte etwas neidisch auf das „Krischernecht“, das ihnen die Kunden wegzunehmen strebt und über sie herrschen will, und sei es auch nur mit dem sanften Herrscherstabe des Vergnügens. Immerhin aber ist der Saalbau ein so schönes Zeichen aufstrebenden, unternehmenden Bürgergeistes, daß es immer verdient, beachtet und geachtet zu werden. So gern wir auch in Neustadt weilen möchten, es zieht uns weiter an der Hardt hin, die Fahrt durch das Neustädter Thal behalten wir uns vor. Wir steigen auf Treppen, die des Weges Steile jeweilig brechen, und an deren jedem obersten Absatz ein breiter weißer Strich von doppelter Mannshöhe an der Wand angebracht ist, nach Hardt, dem Dorfe, hinauf. Blieben wir, nachdem wir das Hardter Schloßchen, das jetzt neben den Ruinen der Burg Winzingen ein neu errichtetes schloßartiges Wohnhaus schmückt, und nach einem Besuche im Garten der Frau Wittve Wolf von Wachenheim, in einem der Hardter Gasthäuser und wollten uns dort laben bis zur Dunkelheit, um dann nach Neustadt zurückzukehren, wir würden die menschenfreundliche Absicht jener weißen Striche wol erkennen und würdigen. Wollte uns der Wein auch vorwärts führen mit Ungestim — halt! langsam! hier ist eine Treppe, riese still leuchtend der Strich zu uns. Und da wir hier dieser Striche gedachten und ihrer edlen Bedeutung, so wollen wir uns durch sie auch erinnern lassen, daß wir jetzt eintreten in das eigentliche Weinland der Pfalz.

Zwar begleiteten schon am ganzen Hardtgebirge hin uns die Weinberge, und manch ein Schoppen guten Weines hätte uns erquicken können, wenn wir in Burweiler oder Weiher, am Fuße der St. Annakapelle, eingekehrt wären, wenn wir bei Birkweiler gefragt hätten nach einem Schoppen Kästenbuscher, oder wenn wir bei Annweiler uns nicht die Mühe hätten verdrießen lassen, drei Viertelstunden nach Gräfenhausen daran zu wagen, um einen echten „Rothen“ zu trinken; aber die Weine alle, wie sie auch heißen mögen, sind doch nur „joviale dicke Herren, bürgerlichen Standes“, wie sie in Roquett's „Waldmeister's Brautfahrt“ treffend bezeichnet werden.



Neustadt an der Hardt.

„Es sein Dmwerläuner“, sagt der Pfälzer. Neustadt und Umgegend bildet den Uebergang von der oberen Hardt zur mittleren, die sich von Deidesheim über Forst, Wachenheim, Dürkheim bis Ungstein erstreckt.

Schon dem oberflächlichen Beobachter wird sich in der Art des Weinbaues ein bedeutender Unterschied bemerkbar machen. An der oberen Hardt, also bis in die Nähe von Neustadt, sind die Weinstöcke viel höher gezogen als von Neustadt abwärts in der eigentlichen guten Weingegend. Der Boden ist dort massiger, „schwerer“, wie man in der Pfalz sagt. Die „Kammern“, in die mehrere Stöcke zusammen verbunden werden, sind dort 1, $1\frac{1}{4}$, stellenweise $1\frac{1}{2}$ m — bei Nierstein und weiter unten am Rheine werden sie vollständig zu „Lauben“ in die Höhe gezogen; — bei Deidesheim, Forst, Wachenheim, Dürkheim, Ungstein werden die eigentlichen

Stöcke der Trauben ganz nahe am Boden gehalten und nur einzelne Reben jedes Jahr bis zu $\frac{2}{3}$ m von der Erde stehen gelassen. Schaut man näher zu, so findet man, daß die größere Schwere des Bodens es im obern Hardtgebirge den Winzern gestattet, zwischen den einzelnen Kammern breite Wege liegen zu lassen, die, im Sommer mit Gras bestanden, noch dem Viehe nutzbar gemacht werden; ja in den Kammern selbst, zwischen den einzelnen Reiben der Weinstöcke, lassen sie Futterkräuter üppig wachsen, und erzielen doch eine größere Quantität Weines als am mittleren Hardtgebirge. Da werden die Weinberge mit ängstlicher Sorgfalt von jedem Unkraute frei gehalten, und es ist keine kleine Arbeit, außer dem Düngen, Hacken, Schneiden im Frühjahr auch den ganzen Sommer über die „Wingerte“ rein zu erhalten. Freilich, der Boden ist dankbar für die ihm zukommende Pflege; denn wenn er auch am mittleren Gebirge durchschnittlich auf gleicher Fläche nur die Hälfte, oft nur ein Drittel des Ertrages eines Weinberges am oberen Gebirge giebt, so legt er in die geringere Quantität um so mehr Kraft, Blut und Feinheit, so daß beim Verkaufe sich jene doch im Vortheil findet. Aber zur Zeit hat sich dennoch für das mittlere Hardtgebirge ein im Vergleiche zur oberen Hardt ungünstiges Verhältniß herausgestellt. Im Oberlande ist mit Ausnahme von wenigen Ortschaften der Weinbau nicht der alleinige, ja oft nicht einmal der Haupterwerbszweig. Die meisten Orte der oberen Hardt treiben so viel Ackerbau neben dem Weinbau, daß sie einerseits auch den nöthigen Dung meistens selbst in ihrer Landwirtschaft erzielen, andererseits in den nur allzu häufig eintretenden Mißjahren durch der Acker Erträgniß mehr geschützt sind. Am unteren Gebirge ist das Gleichgewicht gestört, die Weinberge brauchen mehr als noch einmal so viel Dung, als der Ackerbau und die Viehzucht dort produziren. Der eine dadurch entstandene, gar noch nicht genug gewerthete Schaden ist die vollständige Abholzung der Ostabhänge des Gebirges, und mehr als das, noch auf Stunden weit in das Gebirge hinein, die Verkümmern der Wälder. Es fehlt Stroh, und da muß das „Sträsel“ herhalten für Streuung im Stalle und nebenbei in einzelnen Gemeinden auch als sehr wirksames Agitationsmittel bei Gemeinderathswahlen. Die Streu aber dem Walde entziehen, heißt ihn langsam vernichten; denn allmählich rächt sich diese nationalökonomische Sünde schwer, wie jede Schuld im Leben — erstens dadurch, daß die schlechtbestandenen Abhänge keine Schutzwehr gegen Wassergefahr bilden, zweitens dadurch, daß selbst die nöthige Streu fehlt. Das Letztere hat dann nothwendig wieder zur Folge, daß der Dung massenhaft von auswärts bezogen werden muß, daß also Ausgaben entstehen, die bei richtiger Vertheilung der Bodenbenutzung unnöthig gewesen wären; und daß drittens durch die schlechte Behandlung des Waldes immer mehr Ausfälle in der Gemeindefasse erwachsen, die nun durch größere Umlagen wieder gedeckt werden müssen. Rechnet man nun, daß nach der Erfahrung der pfälzer Weinbauern auf zehn Jahre durchschnittlich ein „Stichjahr“ kommt, dann wird man es leicht erkennen, wie sehr das mittlere Hardtgebirge unter diesen Verhältnissen

zu leiden hat. Es ist schwer, die Sache zu ändern, aber eben so verkehrt wäre es, dieselbe zu leugnen. Es wird doch kein anderes Mittel übrig bleiben, als auf die Dauer mehr und mehr den Weinbau zu beschränken und zwar nur auf die wirklichen Weinlagen, und in den anderen geringeren Lagen nach und nach mehr darauf zu sehen, in die Weinberge, wo sie bleiben, noch Obstbäume zu pflanzen, um so den vielen Unfällen, denen der Weinbau schon ohnedies ausgesetzt ist, möglichst vorzubeugen. Das Letztere ist am unteren Hardtgebirge, gegen Grünstadt zu, und mehr in die Ebene hinaus, in Freinsheim und Weißenheim am Sand, schon der Fall, wie wir gelegentlich erfahren werden.

Doch wer eine Wanderung durch die Pfalz macht, läßt sich durch solche Erwägungen und Bedenken nicht die frohe Laune trüben. So wandern denn auch wir von der Hardt durch die Weinberge zuerst durch Gimmel dingen, dann nach Königsbach, das wie Gräfenhausen einen berühmten Rothen produziert, nach Deidesheim herunter. Deidesheimer! Wie oft habe ich den Namen auf Etiketten der Weinflaschen mißbraucht gefunden. Es war eine lange Zeit hindurch, daß alle pfälzer Weine als Deidesheimer, Forster und Wachenheimer in der Welt draußen getrunken wurden, und was ist da nicht Alles unter dieser Flagge gesegelt! Aber wer einmal aus bewährtem Keller dort etwa einen „Gewürztraminer“ getrunken hat, oder wem Forster „Kirchenstück“ oder „Jesuitengarten“, oder feiner Riesling die „Saugdrüsen geschwellt“, wie ein guter Pfälzer gesagt; wer aus den Kellern der „Flaschenbarone“ in Wachenheim sich den Begriff vom Adel dieses Weines ertrunken, der wünscht, wo er solchen Mißbrauch irgendwo findet, daß noch das hochnothpeinliche Halsgericht über solchen Frevel aburtheilen und eine seiner härtesten Strafen dafür festsetzen dürfte. Setzen wir uns einmal im Geiste als Gäste eines der Herren: Jordan, Buhl in Deidesheim, die ja dem Deutschen unserer Tage auch aus den Reichstagsverhandlungen und ihren Feldzügen gegen die Reblaus bekannt sind, oder Wolf in Wachenheim in irgend eine „lustige Trinkemmate“, und lassen vor uns stellen eine Batterie Flaschen, die mit einfachen, schlichten Zetteln besetzt sind, auf denen Nr. 65, 34, 100, 250 oder sonst eine steht, und lassen uns nun so eine nach der andern öffnen, und wir fangen an zu nippen. Das beginnt ja noch ganz bekannt und wie früher schon dagesewen; aber mehr und mehr fühlt man sich über das Gewöhnliche erhaben, Stufe für Stufe steigt Wohlgeschmack, Duft, Würze — eine wahre Himmelsleiter baut sich uns auf — und wir bekennen:

„Das kochten uns Erdfeuergeister
Mit Aether und Sonne im Bund.“

Wir schnalzen mit der Zunge, denn „wir läppern allhier nichts Schlechtes“, und kunstlos, aber wahr wie die höchste Kunst, sagen auch wir:

„Und nähert sich solch' einem Schoppen
Mein Herz — dann überwallt's,
's is halt 'n verflucht feiner Tropfen,
Ich segne die Hügel der Pfalz!“

Ja gesegnet seien sie und fern von ihnen bleibe: Frost, Sauerwurm, Reblaus, Hagel, und über sie stolpere zum Nichtmehrauftreten jeder Weinschmierer! — Wer hier sich einen Einblick in die unterirdischen Gemächer des Königs Feuerwein verschaffen will, der wird es nicht bereuen, und die Freundlichkeit der Herren von der Flasche öffnet Jedem gern diese Thore. Man wird mit Staunen erfüllt beim Gedanken an all den edlen Gehalt in schmuckloser Hülle. Da liegen in langen unterirdischen Gassen Reihen von Fässern, enthaltend zwei, drei, vier, sechs, acht Fuder und wol mehr. Du kloppst an ein Faß, lieber Freund, das klingt nicht laut und macht kein Geräusch — aber denke, wie viel gute Gedanken, wie viel frohe Lieder, wie viel Sorgen besiegende Kraft ruht schlummernd hinter diesen anspruchslosen Dauben! Und wenn du nicht so ideal gestimmt wirst im „tiefen Keller“, so denkst du vielleicht: wie viel flüssiges Gold ist hier verwahrt, das sich, wenn nur sein Herr will, in festes verwandelt. Von letzterem kann man sich einen Begriff machen, wenn man einer Weinversteigerung aus solchem Keller mit anwohnt und hört, zu welchen Preisen die wohlgepflegten Weine abgehen.

Wollen wir noch länger hier bleiben? Gern, aber wir haben uns schon von so manchem lieben Orte schneller wieder entfernt, als uns lieb war, thun wir es auch hier. Und es soll uns nicht allzu schwer werden, denn wir gehen nun von Wachenheim in zwanzig Minuten nach Dürkheim.

Das ist ein freundliches, lieblich gelegenes Städtchen, am Austritte der Idenach aus den Bergen, am Fuße eines Vorberges des Peterskopfes; Soolbad und Traubencurort. Und dort im Nordosten der Stadt, jene dreigewellte Hügelreihe, das ist der Michelsberg, der große und kleine Spielberg; perlt deren Gold in Pokale, kann man den Abschied von Deidesheim, Wachenheim und Forst wol verschmerzen.

Hier ist der Sitz eines naturwissenschaftlichen Vereins der Pfalz, der seinen Namen, Pollichia, einem pfälzer Naturforscher Namens Pollich verdankt. In den letzten Jahren hat er eine Sektion für Alterthumskunde, für Prähistorie und Anthropologie gegründet und steht mit all den Bestrebungen zu gleichem Ziele in steter Korrespondenz. Ein Beweis dafür, daß der Pfälzer, dem gewöhnlich ein nur auf das Greifbare gerichtetes Streben angedichtet wird, auch ernstern, geistigen Arbeiten freudig zugethan ist. In Dürkheim sind wir nun eingetreten in das Land der Sage, deren einzelne Goldfäden zu einem herrlichen Gebilde verwoben sind, das uns als Nibelungenlied entzückt und begeistert, mit dem sich unsere deutsche Dichtung ebenbürtig dem griechischen Epos erwieß.

Der Idenachbach, der ungefähr vier Stunden östlich von Dürkheim an der Wasserscheide gegen den Speyerbach hin entspringt, mehrere Weiher bildet, die zum Zwecke der Saline Philippshalle angelegt wurden, durch das freundliche Dürkheimer Thal, an den Dörfern Hardenburg und Grethen und am Fuße des alten Leiningers Schlosses Hardenburg und der Abtei Limburg vorüber nach Dürkheim, von dort nordöstlich noch Lugstein, Erpolzheim, Lambsheim und zuletzt in den Frankenthaler Kanal mündet, war

seiner Zeit die Grenze zwischen dem Worms- und dem Speyer-Gau. Wir dürfen nur auf die nächste Höhe hinaufsteigen, die nördlich Dürkheim begrenzt, so kommen wir zu einem Platze, dessen Name an die alten Herren von Worms, die Burgunden, erinnert. Das Volk heißt ihn „Krummholzstuhl“, in einer Urkunde des 14. Jahrhunderts heißt er „Brunholdisstuhl“, und der Verschönerungsverein, der sich hier wie überall in der Pfalz Mühe giebt, alle Wege zu schönen Punkten gangbar, die schönen und geschichtlich interessanten Punkte würdig im Stande zu halten, hat hier eine Tafel angebracht, die diesen Namen trägt. Wollen wir einen Augenblick hier verweilen? Bei klarem Himmel sehen wir schon beim Heraussteigen dort im Norden den Feldberg des Taunus in blauer Ferne; da drüben, etwas nördöstlich, der spitze Kegel ist der Melibokus und der südlich davon die Höhe, die das Auerbacher Schloß trägt; dort ist Bensheim, Weinheim am Fuße der Bergstraße, dort sieh! wie der Königsstuhl steil abfällt zum Neckar, als wollte er ihm den Austritt wehren; doch nein, er beugt sich nur grüßend nieder zu der Perle des Rheinlandes, zum Heidelberger Schloß, dessen alt-ehrwürdige Mauern im Sonnenscheine herüberleuchten zu uns. Was ist aber das im hellen Weiß erglänzende Gebäude dort über der Burg? Gehört das dazu? Nein, das ist das Schloßhotel, das ein spekulativer Kopf dort auf einem wunderbar schönen Punkte hingebaut hat, um die zahlreichen Besucher des Schloßes, sofern sie in Heidelberg übernachteten, bequem für sich gewinnen zu können. Durch das Laub des den Königsstuhl bedeckenden Waldes wirbelt noch kein Dampf. Das Projekt, dort hinauf eine Bahn zu bauen, das vor mehreren Jahren einmal ernstlich besprochen wurde, ist wieder eingeschlafen. Dort, weiter nach Süden hinaus, jener höher aufstrebende Gebirgszug ist der Schwarzwald. Und nun in der Ebene, die sich zwischen dem Hardtgebirge und dem Oden- und Schwarzwalde ausdehnt, die hundert Dörfer, die dort fast zu einer einzigen langen Häuserreihe dem Auge zusammenfließen. Wo dort die weiten Schornsteine ragen und rauchen, das ist Oggersheim mit seinem Kloster, das König Ludwig I. errichtet, Ludwigshafen, das seinen Namen trägt und seine Schöpfung ist, und Mannheim, dessen Jesuitenkirche an der hochragenden Kuppel leicht zu erkennen ist; und dort, im Südosten, hebt sich so majestätisch aus der Ebene heraus der alte Kaiserdom, dann westlich davon, schlank und spitz, das Altpörtel, und im Nordosten, auf seinem Felsgrunde, ragt der Dom von Worms.

Sollte unser Platz nicht geeignet sein, jener stolzen Brunhilde als Ruhepunkt gedient zu haben, wenn sie von der hohen Königsburg zu Worms „am Wasser“, wie Jordan in seinen „Nibelungen“ singt, zum nahen Gebirge gezogen kam? Hier mußte es sich gut rasten lassen, und dann konnte sie ihre Gedanken, wenn sie hinüberschaute zur Heimat, wie die Augen über die Ebene, die sie von dort trennte, so über all Das schweifen lassen, was sie von dem ungeliebten Gemahle trennte, der in schnöder List ihre Kraft überwunden und ihr Wort ihr gestohlen. Es ist ein stolzer Herrscheritz, dort der Brunholdisstuhl, und ein Ort, gemacht zum weitansichweisenden

Sinnen. — Wenn wir dem Laufe der Isenach entgegen ungefähr zwei Stunden durch das Thal gegangen sind, kommen wir an ein Forsthaus, „Zum Jägerthal“ genannt, in dem einst Pflland, als Gast des Fürsten zu Leiningen, seine „Jäger“ schrieb; dort führt ein Weg durch ein südliches Seitenthal in ungefähr anderthalb Stunden zu den „Hohbergen“, wie sie im Volksmunde heißen, deren höchster Rücken den Namen „Drachensfels“ trägt. Es ist wol zu begreifen, daß in der Nähe des Burgundenfises auch die Erinnerung an die mit ihm in Verbindung stehenden Sagen Leben und Gestalt bekamen, und der ganze Eindruck, den die Höhe selbst hervorruft in ihrer Waldeinjamkeit, ist wol geeignet, dem sagenbildenden und gestaltenden Triebe im Volksgeiste zu dienen.

Man wird reich belohnt, wenn man die Höhe ersteigt. Es weitet sich die Brust und sie saugt begierig die reine duftige Waldesluft ein; es weitet sich der Blick und labt sich an dem sattgrünen Wogen der Wälder auf hundert Bergkuppen, die man von hier übersehaut. Vom Donnersberge im Norden bis zur Kalmit und weit hinten im Südwesten zu den Birmasenfer Höhen reicht der Blick. Und nun diese gewaltigen Felsmassen, die den Berg krönen, an denen man jetzt, nachdem Stufen gehauen und sorglich Geländer angebracht sind, in die Höhe und Tiefe steigen kann. Und in diesen Felsen das gewaltige Thor, die Höhle, wie geschaffen zum Aufhalte eines Unthiers, das hierher seinen Raub in Sicherheit bringt. — Ja, es ist des Drachen Wohnung, der die holde Königstochter geraubt und hier in der „Drachenkammer“ verwahrt und bewacht hat. Hier suchte ihn Siegfried auf und erschlug ihn mit seinem selbstgeschmiedeten Schwerte. Hier floß des Ungeheuers Blut, und der junge heldenmüthige Sieger badete sich darin, daß sein Körper mit der „hörnin“ Haut überzogen ward, wie mit einem Harnisch; ach, nur auf einem Platze, da, wo das Lindenblatt aufgelegt war, schützte ihn der Panzer nicht, und die allzu sorgliche und allzu arglose Frau, die ihn so innig liebte, mußte dann nach kurzen Jahren des Glückes die Stelle dem unerbittlichen Todfeinde verrathen. — Und drunten im Thale, nicht weit vom Drachensfels, ist der „Siegfriedsbrunnen“; da war es, wo der Held im Wettlaufe Alle überholte und von der Jagd erhitzt sich niederbeugte zum erfrischenden Trunke; da war es, wo der grimme Hagen, seiner Königin in Dienstmannentreue ergeben, Siegfried's Herz durchbohrte, dessen Gattin, die edle Kriemhilde, in selbstbewußtem Stolze Brunhild, Gunthar's Gemahlin, einst Siegfried's Braut, beleidigt hatte. Hier entsprang denn jener Unglücksquell, der, bald zum Strome angewachsen, in seinen blutigen Wogen das ganze Königshaus und alle seine Mannen in den Untergang zog.

Man darf nicht darüber rechten, daß nach dem Nibelungenliede und nach altbewährter Annahme der Brunnen im Odenwalde zu suchen und der Drachensfels bei Bonn gelegen sei; die Sage wandert — sei uns der Vergleich gestattet — wie die Anekdote von Land zu Land, von Ort zu Ort, und überall ist geschehen, was sie erzählt — sie benutzt, was sie dem Volke, das ihrer Erzählung lauscht, zeigen kann. Die Völker sind darin

wie die Kinder, sie bedürfen des Anschauungsunterrichtes. So kommt es, daß eine Anekdote überall geschehen ist, wo sie erzählt wird, und überall ist natürlich der Mann genau bekannt und wird mit Namen genannt, der ihr Held ist. Die Sage aber von Siegfried, dem Drachentödter, wie sie entspringen ist dem tiefen Grunde der altdeutschen Mythologie, so ist sie in allen deutschen Stämmen lebendig geworden, und überall wird die Wahlstätte gezeigt, wo der Gott des Lichtes der Finsterniß Macht bricht. Ist ja gelegentlich der Erfolge des letzten Krieges Siegfried und sein Drachensieg im Liede neu erstanden, als vor unseren Augen lebend. Alsatia war nun die Königstochter, die Frankreichs Bier, der Drache wild, geraubt und Deutschlands Einheit ist der neue Siegfried, der sie seinen Krallen wieder entreißt.

Alsatia, die werthe, die edle Kaiserbraut,
Wie zukt' die Hand zum Schwerte, wenn wir nach ihr geschaut;
Dem Raubthier hat entriffen sie nun der Recken Hand,
Wie könnten wir sie missen, der deutschen Größe Pfand.

Wenn wir vom Drachensfels wieder herabsteigen, dann fällt uns am Rande seines Hochplateaus der Ueberrest eines Steinwalles ins Auge, den wir beim Hinaufsteigen überfahren und, wir erinnern uns, daß wir auch auf dem Brunholtdisfuhle solchen zum Walle auf einander gehürnten Steinen begegnet sind. Es ist hier wie dort eine „Ringmauer“, dort aber ist sie noch in ihrer ganzen Ausdehnung wohl erhalten. Wir erinnern uns nun auch, daß wir von jener schon gelesen, denn Cooper hat nach ihr einen vielgelesenen Roman benannt. Was waren sie einst, diese Ringmauern? Einfriedigungen geweihter Wälder, in denen die heiligen Rosse frei weideten? Nahe bei jener Dürkheimer Ringmauer liegt der Teufelsstein, ein riesiger Koloss von Felsblock, in den oben eine Mulde eingehauen erscheint, aus welcher Abzugsrinnen am Steine herniederziehen. War das der Opferstein, so mag die zu seinen Füßen sich ausbreitende Ringmauer des heiligen Haines Umfriedigung gewesen sein. Aber wenn jene „Heidenlöcher“ bei Deidesheim auf ein Dorf schließen lassen, das in der Steineinfriedigung sich barg, so waren vielleicht auch diese Ringmauern solche ursprüngliche Festungen. Man hat auf der Dürkheimer Ringmauer Scherben aus frühester Kulturzeit gefunden und Steine, die als Handmühlen gedient haben; man hat aber auch römische Funde dort gethan, so daß man wol schließen darf, wer auch zuerst diesen Wall erbaut, und wozu immer er zuerst errichtet sein mag — im Laufe der Jahrhunderte hat er verschiedene Bewohner gehabt und hat verschiedenen Zwecken gedient. Es ist ein weites Feld, das der Phantasie sich beim Betrachten dieser Stätte eröffnet, und sowol die Prähistorie wie die Poesie wandern munter in diesen Gefilden freier, willkürlicher Gestaltungen umher.

In Dürkheim selbst ist ein Alterthumsverein, welcher das, was auf der Ringmauer, bei Ausgrabungen an der Limburg und sonst in der ganzen Gegend gefunden wurde, als steinerne Urkunde von längst dahingegangenen Geschlechtern zusammengestellt und dadurch wesentlich beigetragen hat zur Erhellung des Dunkels, das auf der Vorzeit liegt.

Von Dürkheim nehmen wir nun den Weg nach Ungstein, aber blos, um dort eine Flasche „Herrenberger“ zu trinken. Das ist der fünfte der bedeutenderen Weinorte, aber obwol zuletzt genannt, ist er nicht der letzte. Das ist ein feurig, kräftiger Wein, und doch so sanft weiß er sich einzuschmeicheln. — Von Ungstein über Kallstadt und Herxheim, Orte, die bereits zur unteren Hardt zählen, über Kirchheim an der Eck nach Grünstadt führt uns die Straße zur Linken; langgestreckt liegt dort der Peterskopf, dann flachen sich die Hardtberge mehr und mehr ab; der Battenberg, der das Leininger Thal südlich abschließt, ist der letzte der Berge, wie wir sie bisher gewohnt waren zu sehen; jetzt steigen die Vorhügel plateauartig auf, und der Höhenrücken senkt sich so, daß hügeliges Hochplateau bis zum Donnersberge verläuft. Immer mehr treten jetzt die Getreidefelder in den Vordergrund, die Weinberge werden vereinzelt.

Wir besuchen noch das gewerbreiche Städtchen Grünstadt, dessen Lage uns so recht den Unterschied der Landschaft an der unteren Hardt von der der mittleren und oberen Hardt zum Bewußtsein bringt. Bergzabern, Annweiler, Neustadt, Dürkheim, drängen sich in die Thalöffnungen, als wollten sie geborgen sein unter dem Schutze der thalbegrenzenden Berge, die mit ihren Nebgeländen und waldbekrönten Höhen hinwiederum einen malerischen Hintergrund und Rahmen für das Städtbild abgeben. Die Dörfer an der oberen und mittleren Hardt schmiegen sich an die aufsteigenden Bergwände an, und ihre Straßen sind häufig steil ansteigend, von munteren Bergwässern erfrischend und reinigend durchflossen. Das gilt hauptsächlich bei der oberen Hardt. Hier liegen Grünstadt und seine Nachbardörfer, in breiter Aue behaglich gebettet. Kein Hintergrund, kein Rahmen, nur etwa die Obstbäume, welche die Orte einschließen.

Wir nehmen jetzt von dem landschaftlichen Reize, der uns auf der ganzen bisherigen Tour von Ort zu Ort gelockt und uns immer neu entzückt, mit neuen, ungeahnten Bildern erfreute und auch dem vorher Gesehenen neue gefällige Seiten abgewann, Abschied; die ganze Landschaft macht hier nur noch den Eindruck des Nutzbaren. Es zweigt hier von dem nach Norden weiterführenden Schienenstrange die Eisthalbahn ab, die über Albisheim nach Eisenberg führt. Die Namen verrathen schon, welche Schätze der Boden hier birgt: Erz und Thon, zu fügsam schmuckem Gebilde und starker Wehr. Schon die Römer haben hier ihre Eisenschwerter geschmiedet, ihre Urnen geformt.

Das Thonfeld (Albisheims Name wird von der weißen Erde abgeleitet, auf der es steht) dehnt sich hier weit um Grünstadt herum aus und bietet einen reichen Gewinn. Leider ist die Thonerde bis jetzt noch nicht genug im Lande selbst verarbeitet; die größten Quantitäten werden nach Holland und in das nassauische „Rannenbäckerland“, nach Grenzhausen und Umgegend, ausgeführt. Einstmals war in Frankenthal und später in Grünstadt eine Porzellanfabrik, die ihre Erzeugnisse selbst an den türkischen Sultan verkaufte, der sie in seinem Palaste zum Schmucke verwendete. Wo ist der unternehmende Geist, die kunstfertige Hand, die des Bodens Schätze nicht

nur hebt, sondern ihnen des Geistes Stempel aufdrückt, den todten Stoff zum Leben im Reiche der Kunst erhebt? —

Die Eis, das Flüsschen, das dem Thale den Namen gegeben, entspringt östlich von Alpenborn und fließt nach Nordosten, um bei Worms in den Rhein sich zu ergießen.

Trotzdem die landschaftliche Schönheit zur Fußwanderung nicht einladet, wir haben unser Ziel, den Donnersberg, im Auge; dorthin heißt es noch: gegangen, denn die Leiterwagen, die uns etwa zu Gebote gestellt würden, sind für ein verwöhntes Kind des 19. Jahrhunderts doch gar zu unsauft.



Dürkheim a. d. Harbt.

Also zu Fuß weiter, über Geinsheim und Lautersheim nach Göllheim zu; da weitet sich vor uns die Ebene des Hasenbühls aus, und im Geiste sehen wir die Fähnlein sich scharen und gegen einander ansprengen. Wir sehen dort um zwei Reiter ein wildes Gedränge, der eine fällt. — Adolf von Nassau, im eisernen Würfelspiele hast du verloren; von deinem Haupte fällt die deutsche Königskrone. Dort, wo die Kapelle steht, dort lag die königliche Eiche vom Sturm gefällt; jetzt liegt sie mit der des Gegners Albrecht von Habsburg im Dom zu Speyer.

Auffallend sind in der Gegend, in der wir uns jetzt befinden, die zahlreichen Ruinen von Klöstern und Abteien. Rosenthal mit seinem herrlichen gothischen Kirchlein, einer wahren Perle der Gothik, in der einst, ehe sie nach Speyer gebracht wurden, Adolf's Gebeine ruhten; Münster-

Droifen, von der nur noch wenige Spuren übrig sind; Abtei Rothenkirchen; dann weiter nach Norden die Nonnenklöster Deimbach, Syon, Hane. — Es muß die Gegend zum beschaulichen Leben einladen.

Ueber Dannenfels hinauf zum Donnersberge! Auch hier wieder finden wir die Spuren des Verschönerungsvereins, der uns die Wege geebnet, Stufen in die Felsen gehauen hat, der uns Bänke zu Ruheplätzen angebracht hat. Wir freuen uns seiner Schöpfungen und leichter wird uns der schwere Weg.

Jetzt sind wir oben. Der höchste Punkt der Pfalz ist erstiegen, nun weide dich, Auge, an all der Herrlichkeit. Dort der Hundsriick und der Taunus, hier der Odenwald und Schwarzwald; da vor dir die breite Mauer des Hardtgebirges, und unten in diesem von Riesenmauern gebildeten Becken all der reiche Segen, die Dörfer, Städte, Felder, Wälder. Wie majestätisch zieht sich der Forst dort nach Süden und dann nach Westen hin, das weitgestreckte Hügelland mit den einzelnen Erhebungen, die über die große Masse der Hügel hinausragen: der Kaiserstuhl, der Dissibodenberg, der Hühnerberg.

Hier wird uns mit einem Male die Dreitheilung der Pfalz klar. Der Osten ist die Rheinebene, die Mitte das Hardtgebirge in der Breite von durchschnittlich fünf Meilen, und den ganzen Westen bis hinauf zum Donnersberg nimmt das Hügelland der Vogesen ein. Vorderpfalz, die Rheinebene, das Gebirge die Hardt, Westrich das Hügelland.

Wir sind an der Grenze der Ebene und des Gebirges die ganze Länge der Pfalz hingewandert, wir haben auf einen Blick den Charakter des Gebirges und der Ebene erkannt. Wollten wir nun durch die Ebene selbst unsere Wanderung fortsetzen, so würde diese sehr großes Einerei uns bieten; die Dörfer sehen eins dem andern gleich: breite Straßen, an denen die Häuser giebelweise gereiht stehen, immer zwischen zwei Häusern ein großer Hof mit großem Einfahrtsthor und unmittelbar am Hause mit kleiner Eingangsthür; die Häuser hell, meistens weiß angestrichen, mit hellen, oft blauen oder grünen Läden; an den niederen Fenstern stehen Blumen, und der Weinstock rankt seine Zweige oft bis an den Giebel empor, an anderen bildet er über die Straße längs dem Hause eine schattige Laube. So ist der Grundcharakter der vorderpfälzer Dörfer. In der letzten Zeit sind auch in dieser berechtigten Eigenthümlichkeit nicht unerhebliche Wandlungen eingetreten. Die reichen Bauern wollen nicht wie ihre Vorfahren die Hauptfensterreihe in den Hof und auf den Mittelplatz gehen lassen; die Leute, die draußen vorbeigehen, sollen auch die schönen Vorhänge sehen, sollen den Klang des Pianino vernehmen, das „vun Manneim is“ und 1000 Mark gekostet hat. So unterbricht die altväterische Giebelreihe der breite Frontbau des Sohnes der Neuzeit. Dem Fremden, der in die Pfalz kommt, fällt die große Keilichkeit der vorderpfälzer Dörfer auf und ihre meistens gepflasterten Straßen.

Sie zeichnen sich dadurch vortheilhaft aus vor den westlicher Dörfern, die schon an und für sich keine so stark ausgeprägte Eigenthümlichkeit der

Bauart haben, bei welcher vielmehr der augenblickliche Landbesitz für die Anlage und Stellung der Häuser maßgebend war. Die Straßen sind darum oft sehr unregelmäßig und von der einen Hauptstraße in kleine Sackgäßchen abzweigend, oder die Hauptstraße selbst ist viel gewunden. Außerdem bietet den westricher Dörfern das hügelige Terrain größere Schwierigkeit. Während die Dörfer der Vorderpfalz ihre Straßen bequem in der Ebene dahinziehen und nach der Schnur richten, als hätten sie alle das Muster an Mannheim abgesehen, winden sich die Straßen der westpfälzischen Dörfer mühsam oft steile Hügelvorsprünge hinauf, auf denen sich dann einzelne Häuser, burgartig thronend, über die anderen erheben. Reinlichkeit ist leider den westpfälzischen Dörfern im großen Ganzen nicht nachzurühmen. Die Landwirthschaft wird meistens noch nach „Großvaters Schnitt“ betrieben. Die Riesenfortschritte, welche die Agrikultur an der Hand der Physik und Chemie gethan, finden hier nur ein Nachhinken mit beiden Füßen. Ausnahmen, wie sie große Gutsbesitzer und Hofbeständer, die in ihrer Landbewirthschaftung keinem Vorderpfälzer nachstehen, bieten, bestätigen nur die Regel. Die meisten Kleinbauern kennen die erste Regel des landwirthschaftlichen ABC noch nicht: daß der Dung und die Jauche Goldes werth sind. Sie dürsten alle zu dem vorderpfälzer Gutsbesitzer, den sie verächtlich „Manschettenbauer“ genannt hatten, in die Schule gehen, der, auf dem Balkon seines neugebauten Hauses stehend, einen Wagen voll Mist mit drei Pferden vorbeifahren sah, und in freudiger Erregung seine junge Frau rief: „Pieschen, Pieschen! Komm, komm! Rieche einmal, der ist gut, der ist fett!“ Der solches Wohlgefallen hatte an diesem sonst nicht beliebten Odeur, dachte mit dem Gerber, indem er Häutchen in Mistchen verwandelte: „Mistchen, wie stinkst du; Geldchen, wie klingst du!“ Der Misthaufe wird in der Vorderpfalz so wohl gepflegt und heilig gehalten, wie weiland in der Menschheit Kindesalter das Feuer, und er ist wie jenes seiner Pfleger Wohlthäter. Der westricher Kleinbauer, und die Meisten sind solche, lassen den Mist verwahrlost vor dem Hause liegen und der Regen schwemmt den für die Felder so unentbehrlichen Gehalt weg. Dadurch werden die Straßen verunreinigt und die Bauern bleiben arm, wenigstens sind die Reichen unter ihnen selten; und darum macht ein westricher Dorf durchschnittlich den Eindruck der Dürftigkeit und Unreinlichkeit, das vorderpfälzer Dorf den Eindruck der Reinlichkeit und Wohlhabenheit. Der Maler freilich wird dem westricher Dorfe weitaus den Vorzug geben, das in seiner Unregelmäßigkeit, mitten in Obstbäumen und Hügel an Hügel herab sich ziehend, dann am frischen Wiesengrund mit der einen Seite wol auch an Wald sich anlehnd, das mit seinen oft etwas verwahrlosten Dächern und Giebeln ein trefflicher Vorwurf für den Landschaftsmaler ist, während das pfälzer Dorf die vollendete Nüchternheit, oft Langweiligkeit darstellt. Bist du Maler, lieber Leser, so gehe in den Westrich; suchst du für Mund und Nase, was sie erfreut, dann gehe in die Vorderpfalz.

Die Reize der Ebene sind überhaupt nur dem praktischen Landwirth erschlossen, der den fetten Marschboden sucht und die ebenen Aecker, der

die Tabakspflanzen, das weite über Mannshöhe hinausragende Korn, der die Mais-, Weizen-, Gerstefelder, die Hopfenstücke und die Kleeäcker viel schöner findet als Tannengruppen, rauschende Buchenwälder, schwellendes Moos und rieselnden Waldbach. Ein solch praktischer Blick schaut in der Pfalz seine helle Freude, ob er jetzt bei Landau, bei Zeiskam und Umgegend die Gartenfelder sieht, welche bei Frankenthal der Ebene zu sich wiederholen, mit ihren Zwiebeln, Gelbrüben, Spargeln, Meerrettig, Kohlrabi, Kraut — ob er weiter rheinabwärts, bei Ludwigshafen einwärts der Ebene die weit hingestreckten Kleefelder und die schönblühenden Tabaksfelder — ob er in der nördlichen Pfalz die sanften Hügel mit dem schönsten Korn geschwellt sieht. Wer zum Vergnügen die Ebene durchwandert, der muß es mit Eulenspiegel's Sinn thun, muß sein Auge ruhen lassen auf der weithin gestreckten, vielgekuppelten Reihe des Hardtgebirges mit ihren Burgen, die weithin sichtbar grüßen, und denken der Schönheit, die dort seiner wartet — dann wird er, wie Eulenspiegel fröhlich zum Berge stieg, fröhlich die Einförmigkeit durchwandern.

Aber auch der Jäger findet in der Ebene seine helle Freude, denn die ganze Südostecke ist von einem prächtigen Walde, dem „Bienwalde“, bedeckt und längs des Rheines hin, von dort, wo er an die Grenze der Pfalz tritt, bis nach Speyer, sind die „Altrheine“, die Ueberbleibsel des alten vorgewundenen Rheinbettes, das der Fluß, entweder dem Gesetze seiner Fortbewegung folgend, von selbst verlassen hat, oder das er, folgend dem Zwange des Menschen, der ihm seine Bahn vorschrieb, aufgeben mußte. Die Gefahr der Ueberschwemmung, die durch den von unzähligen Windungen am schnellen Abflusse gehinderten Strome für das Land auf mehrere Stunden Breite alle Jahre, oft mehrmals, entstand — der Gedanke wol auch, Tausende von Aren, die so unbenutzbar oder wenigstens nur sehr geringen Nutzen bietend dalagen, dem Menschen zu gewinnen, haben die angrenzenden Staaten veranlaßt, ganz bedeutende Summen und tüchtige Kräfte auf die Regulirung des Rheinstromes zu verwenden. Und wer jetzt eine Karte zur Hand nimmt der sieht, wie dem Strom eine sanftgeschwungene Lauflinie allmählich aufgenöthigt wurde, und die Erzeugnisse seiner ausschweifenden Launen, die tollen Sprünge, die er früher ins Land hinein gemacht, die sehen sich jetzt auf der Karte fast wie die Raupen an, welche im Sommer am Zweige eines Apfelbaumes über einander kriechen und die Köpfe nach den Blättern ausbiegen. Solche Ueberreste des alten Flußbettes also heißen Altrheine und erstrecken sich oft stundenweit vom jetzigen Rhein in das Land. So hauptsächlich bei Wörth und Maximiliansau, dort also, wo die Bahn von Winden, der zweiten Station südlich von Landau her, über den Rhein führt nach Karlsruhe, wo also auch die erste Pontonbrücke in ganz Europa ihre Brauchbarkeit erprobt hat. Dort läuft nämlich die Bahn über eine Schiffbrücke, wie sie sonst nur für Fußgänger und Fuhrwerk tauglich erschien, und die Vorrichtungen sind so wohl ausgedacht und gut ausgeführt, daß der im Zuge darüber Fahrende kaum das sanfte Biegen der Brücke fühlt. Das Modell der Brücke, von einem Pfälzer erdacht und

ausgeführt, hat seiner Zeit in Paris großes Aufsehen gemacht, und nach dem Vorbilde der Maxauer Brücke ist auch die Germersheimer und Speyerer jetzt gebaut.

Ehe man von Winden aus zu dieser Brücke gelangt, bei dem Dorfe Wörth, sieht man links neben der Bahn hinziehend solch einen Altrhein, der sich, vielfach verzweigt im großen Bogen, dann stundenlang nach Norden zieht. Bewachsen mit Erlen und Weiden und dichtem Schilf und Rohr, bieten diese Altrheine dem Jäger ein Jagdrevier, wie er es sonst in der Pfalz nicht mehr findet. Wildenten und Wildgänse, und wie das verwandte Geflügel heißt, giebt es da in Menge, und auch Wild, das dort sich gern birgt. Für die Gesundheit der nächstliegenden Orte sind diese Altrheine nicht gerade zuträglich, aber nach und nach werden sie alle, wie es mit einigen schon geschehen ist, trocken gelegt und angebaut. Eine besondere Schwierigkeit bietet dabei der Umstand, daß der Altrhein mit dem Hauptrhein unter der trennenden Erdschicht in Verbindung steht. Das Wasser des Altrheins fällt und steigt mit dem des Rheines. Aber Ausdauer und Geduld und rastloser Fleiß werden auch hier dem Menschen zum Siege verhelfen.

Das ganze Ufer des Rheins, wenigstens so weit er die Pfalz begrenzt, ist niedrig und flach, nur ganz wenige Stellen ausgenommen. So weit des Stromes Ueberschwemmungen noch reichen, sei ihm als Gebiet und Stromfurche zuerkannt. An sie grenzt dann die tiefste Stufe der Rheinebene, die eine Stunde breit sich in das Land erstreckt. Bei den Dörfern Niedesheim, Lambsheim, Dannstadt, Schifferstadt, Schwegenheim, Bellheim und Langentandel ist ihre Grenze bezeichnet. Dort ist ein Steilrand bemerklich von ungefähr 6 m Höhe, der diesem niedrigsten Theile ganz das Ansehen eines ausgetrockneten großen Seebeckens verleiht. Vor der Höhe des Steilrandes dehnt sich dann bis an das Gebirge die eigentliche Rheinebene aus, die bis zu drei Stunden Breite gewinnt. Neben Dirmstein, Freinsheim, Dürkheim, Meckenheim, Mußbach, Deidesheim und dann rein südlich nach Landau und Weissenburg eine Linie gezogen, wird ihre Grenze ziemlich richtig angeben und sie abschließen von dem dritten Haupttheile, dem von der Ebene zum Gebirge sanft sich erhebenden Hügellande, das sich wie schwacher Wellenschlag dann am steilen Ostrande der Hardt spielend hinaufhebt. Das letztere Gebiet haben wir bereits bei unserer Wanderung kennen gelernt: das ist das Weinland der Pfalz; die mittlere Ebene ist ihre Kornkammer und die tiefste bietet Marschboden zu Acker- und Gartenbau, Sand und Geröll im Süden zu Wald.

Aus der Ebene führen, wie wir ebenfalls schon bei unserer Wanderung zu bemerken Gelegenheit hatten, durch das Gebirge zu dem Westrich mehrere Pässe hin, die auch zum Theil von dem neuesten Beförderungsmittel der Menschheit, dem Dampfwagen, aufgefunden worden sind. So geht von Winden, als Fortsetzung der Linie von Karlsruhe her, eine Bahn nach Bergzabern. Dieselbe ist aber aus Ungunst der Verhältnisse nicht weiter eingebrungen in das grüne Waldgeheimniß der Hardt und wird wol auch nie

etwas schauen von den Schönheiten des Lauterthales, wird nie an Bufenbergs wilden Steinmassen vorbeisaußen, um bei Kaltenbach im Heiterweidenthal die Schwesterbahn zu begrüßen. Diese kommt von Annweiler, geht an Rinnthal und Willgardswiesen vorbei, windet sich dann durch die engen, oft schluchtenartigen Thäler, kreuzt sie, bohrt sich durch entgegenstehende Berge und kämpft sich endlich bei Kaltenbach auf die Höhe der Wasserscheide hinauf, die dort mit dem Westrande des eigentlichen Höhenzuges der Hardt zusammentrifft.

Wenn wir von unserem hohen Standpunkte, dem Donnersberge, nun auch diesen zweiten Theil der Pfalz im Gesamtbilde überblicken, wie wir es mit der Ebene gethan haben, so sehen wir, daß dort über Göllheim, das vor uns liegt, nach Birstadt, Neuhemsbach, Alsenborn, Eselsfürth und Kaiserslautern sich eine tiefe Einbuchtung zieht, die als Westgrenze des Hauptstockes der Hardt im Norden sich anzeigt. Die Einbuchtung zieht sich dann nach Westen über Landstuhl, Homburg, Neuhäusel und St. Ingbert; aber sie ist nun nicht mehr des eigentlichen Hardtstockes Grenze, sondern sie scheidet die westlichen Vogesenzone der Pfalz, das Westrich, wieder in zwei Theile. Von Kaiserslautern südlich bildet des Hauptzuges der Hardt Grenze die Wasserscheide, eine ziemlich gerade, nach Süden ziehende Linie, deren Hauptpunkte das Forsthaus Johanniskreuz, der Blasfölkler, der uns bekannte Punkt Kaltenbach und im Süden der an der Grenze gegen das Reichsland liegende Erlenkopf sind. Zwischen diesem Erlenkopfe und Weißenburg, bei dem wir in die Pfalz eintraten, tritt der Hauptstock der Hardt in einer Breite von etwa zehn Stunden in die Pfalz ein. In nichts unterscheidet er sich von dem Gebirgstheile des Elsaß, an das er hier angrenzt. Es ist der alte Wasgenwald, hier wie dort, es ist der Theil des Wasgauens, der durch das Waltharilied so berühmt geworden:

„In einem schattig finstern Walde ritt er ein.
Das war des Waidmanns Freude, der alte Waschenwald,
Wo zu der Hunde Bellen das Jagdhorn lustig schallt.
Dort ragen dicht beisammen zwei Berge in die Luft,
Es spaltet sich dazwischen anmuthig eine Schlucht,
Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räuberneß.“

So beschreibt das Lied Walthari's Ruheplatz, wo er Hildegunde barg. Dort siehst du sie, die beiden Felskolosse, aus dem Grün eines elsässischen Waldthales ragen. Dort nach Weißenburg zu liegt die alte Reichsfeste Wegelnburg, auch eine Ruine, die wir den Franzosen verdanken.

Es sei hier bemerkt, daß in dem Gebrauche des Namens Hardt als des pfälzischen Hauptgebirges keine Uebereinstimmung herrscht. Die Einen nennen Hardt den ganzen Gebirgsast der Vogesen, der sich in der Pfalz verzweigt, die Andern nennen den Hauptzug, dessen Grenzen wir gezeichnet haben, Hardt; wieder andere Geographen — und diese dürften wol Recht haben — nennen das Gebirge von der Queich nordwärts mit diesem Namen. Aus solcher Verschiedenheit ist nur Eins unverkennbar sicher: das ganze

Gebirge gehört zusammen und ist nur in der Einzelbenennung Rücksicht zu nehmen auf charakteristisch unterschiedene Theile des Ganzen. Die höchsten Punkte des Hauptgebirgsstockes, die, wie wir bereits oben gesehen, zum größten Theile dem Ostrande nahe gerückt sind, heißen: Großer Kalmit, bei Edenkoben, 680 m, das Schänzel südöstlich davon, 682 m hoch. Im Jahre 1794 hatte hier der preussische General Pfau eine feste Stellung, in der er sich unbegreiflicherweise von den Franzosen, die durch die Quertäler des Gebirges von Kaiserslautern aus hier gegen Edenkoben vordrangen, überrumpeln und schlagen ließ. Die Sorglosigkeit kostete ihm das Leben. Der Rehberg bei Annweiler, 574 m, die Wegelburg, 570 m, Hohberg am Drachensfels, den wir von Dürkheim aus besuchten, 572 m, Peterskopf, 497 m.

Es ist eine außerordentlich reiche Mannichfaltigkeit, ein überraschender Wechsel der Oberflächengestaltung in Verbindung mit den vielen pittoresken, Burgruinen ähnlichen Felsgebilden, an den steilen Gehängen und auf den einzelnen Bergücken, vereint mit den vielverzweigten frischen Wasseradern und den an ihnen prangenden Wiesengründen; es ist der Wechsel zwischen dunklen Tannen- und Fichtenwäldungen und saftig grünen Buchen- und Eichenforsten, was in kurzen Zügen den Hauptcharakter des Hardtgebirges ausmacht.

Die Bäche, die aus diesem Gebirgstheile kommen, haben wir, als zum Rheine fließend, bereits kennen gelernt.

Wir sehen uns nun noch den dritten Theil an.

Der dritte Haupttheil der Pfalz, den man gewöhnlich Westrich nennt, hat seine Ostgrenze also in der als Westgrenze des Hauptzuges der Hardt angegebenen Linie. Seine übrigen Grenzen fallen zusammen mit den politischen Grenzen der Pfalz, wobei aber hier aufs Neue zu bemerken ist, daß die politische Grenze in keiner Weise von der Natur, daß sie auch nicht, wie in der neuesten Politik der neue Grenzbegriff lautet: eine wissenschaftliche Grenze ist. Das Gebirge, das diesen Theil ganz einnimmt, kommt im Süden mit dem Hauptzuge aus dem Reichslande und ist zunächst von jenem nur in den Höhen und Abdachungsverhältnissen verschieden.

Während sich die Bäche des Hauptzuges alle nach Osten und geradezu dem Rhein zuwenden, zerfällt der westliche Theil in zwei große Kessel, deren Abflüsse einerseits nach Norden durch die Nahe und andererseits nach Südwesten in die Blies, dann von ihr in die Saar und Mosel und erst durch diese dem Rheine zugeführt werden. Die Scheidewand dieser beiden Abdachungen bildet ein Höhenzug, der dort bei Kaiserslautern, südlich der Einbuchtung, von der wir gehört, daß sie über Homburg, Landstuhl, Kaiserslautern, Alsenborn nach Göllheim sich verläuft, wo diese mit der Westgrenze des Hauptzuges zusammentrifft, seinen Ausgang nimmt, dann südlich jener Einbuchtung sich über Danzenberg, Effensteig und Hohenecken, weiter im Süden von Landstuhl vorüberstreichend, südwestlich nach Martinshöhe führt, von dort rechts von Lamsborn nach Homburg, dann nordwestlich nach Waldmohr zieht und sich westlich fortzweigt zum Höcherberge. Damit hat er die Westgrenze der Pfalz erreicht, in deren Nähe er sich bis

Abessen nach Norden zieht; dann überschreitet er die pfälzische Grenze und zieht westlich derselben und unter Krümmungen über Schwarzerden, Reidscheid, Reichweiler, Steinberg und dann durch den Winterhauch im Süden vor Neunkirchen vorbei und schließt an den Hundsrück an. Mit dem Hundsrück bildet der eben beschriebene Höhenzug und der Hauptzug der Hardt selbst das Gebiet der Nahe, die bei Neunkirchen im Hemerichwalde entspringt, nebst allen ihren Seitenflüssen und zugehörigen Bächen.

Vom Winterhauche geht abermals ein Auswuchs des oben beschriebenen Höhenzuges zu der nahen südlichen Höhe von Tholey, wendet sich nach einer kurzen Abiegung ostwärts bald wieder nach Süden bis gegen Leimerscheid und von dort in einem Winkel, nachdem er die pfälzische Grenze wieder überschritten hat, nach Spiesen, um Spiesen herum südwärts nach Rohrbach, von da um die Quelle des Eschringbaches herum wieder aus der pfälzischen Grenze austretend, südwärts an die Saar, gegenüber Saargmünd; dort naht sich aber zwischen Bliès und Saar, im Südosten, ein bei Lemberg im Reichslande, südwestwärts von Bitch, beginnender Zweig der Vogesen. Diese beiden Gebirgszüge und die südwestliche Wasserscheide des Hardtgebirges, vom Erlenkopf über Johanniskreuz bis Kaiserslautern und wiederum von dort nach dem Hundsrück ziehend, bilden den zweiten Haupttheil des Westrichs, den Blièskeffel.

Was nun den nordwestlichen Theil, das westricher Hinterland, anlangt, so ist sein Boden aus den mannichfachsten, rasch mit einander abwechselnden Gesteinsarten gebildet und mannichfach gestaltet seine Oberfläche. Diese zeigt ein Hauswerk von Einzelbergen, Hügeln und Rücken, welche scheinbar ohne inneren Zusammenhang sich an einander reihen und nur durch eine gleiche, von Südwest nach Nordost verlaufende Ausdehnung und Richtungslinie eine natürliche Verwandtschaft unter einander verrathen. Kein wasserscheidender Rücken durchzieht dasselbe. Es wird von allen größeren Gewässern quer durchbrochen, bis sich die Bäche in den Längenthälern des Glans und der Nahe zusammenfinden. Die Quellen dieser Bäche liegen alle in der südöstlichen Scheidefläche gegen die Hardt, oder derselben benachbart, so daß diese Grenzfläche den Anschein einer Hochfläche erhält. Aus dem Durchbrechen zahlreicher Bäche quer durch die Hügelreihen erklärt sich das zerrissene und zerstückelte Aussehen des westricher Hinterlandes. Viele tiefe, enge Thäler, von hohen, steilen Gehängen eingeschlossen, trennen die einzelnen Bergköpfe und Rücken, welche aus Schieferthon und Sandstein des Kohlengebirges, hauptsächlich aber zunächst aus jüngeren Floßgebilden aufgebaut, meist abgerundet und gewölbt, selten von Felsen gekrönt sind. Wo Melaphyr und Porphyr sich die Herrschaft errungen haben, als sie vom Granite zum Beistande gerufen,

„Die krystallinischen Schiefer
Sie rissen mitten entzwei“ —

da erschienen hohe, oft felsige Bergtegel, schmale Steinrippen und wildzackige Felsgruppen; und schluchtenartige, enge Thäler haben, in solchen Gegenden ihre Rinnen in dem festen Gesteine ausgenagt.

Unter diesen geologischen Revolutionären des weitricher Hinterlandes giebt es übrigens stattliche Herren. Der Königsstuhl bei Wolfstein ragt 536 m hoch, der Pötzberg bei Cusel 583 m, der Eisenberg, der den Grenzpunkt im Südwesten gegen das Bliesgebiet bildet, 483 m.

Zu diesem Gebiete gehört die Appelbach, die bei Falkenstein entspringt, und in Hessen bei Langenlohnshheim in die Nahe fällt. Eines der bedeutenderen Gewässer dieses Gebietes ist die Alsenz, die durch ein mit mannichfachen Schönheiten gezieretes Thal, von Alsenborn über Weinweiler nach Rodenhäusen, von dort nach Alsenz und vorüber an der Altenbaumburg endlich bei Ebernburg in die Nahe sich ergießt.

Die Altenbaumburg, war das Stammschloß der Reichs- und Raugrafen, die mit dem Schirmrechte und höchsten Richteramte von dem Pfalzgrafen bekleidet und zur Schlichtung der Rechtsachen aufgestellt waren, welche der Pfalzgraf durchzusetzen hatte. Der Name Raugraf hieß also ursprünglich wol „Rugegraf“. Diese Ruge- oder Raugrafen waren sehr strenge, gebietende Herren an der Nahe und am Rhein. Im Jahre 1501 wurden ihre Burgen vom pfälzer Kurfürsten als Erb-lehen den Edlen von Cronberg verliehen. Der letzte bekannte Lehnsträger der Kurpfalz hier war ein Herr von Fienburg.

Gegenüber liegt noch eine Burg, Treuenfels, von der aber nicht viel zu sagen ist. Jetzt hat sie die Aufgabe, das Nahethal zu verschönern. Nicht unbemerkt wollen wir lassen, daß hier an den Hügeln die Rebe grünt, und der Wein des Alsenzthales, wenn er sich auch nicht mit Forster und Deidesheimer messen kann, doch immerhin manchem „Oberländer“ sich würdig an die Seite stellen darf. Der Alsenz folgend, kommen wir an ihre Mündung, zum lieblich gelegenen Ebernburg, über der die alte „Herberge“ der Gerechtigkeit thront.

Zwei Sickingen'sche Burgen. Es ist eine wunderbar schöne, wie in der Pfalz sonst nirgends gebotene Aussicht, die sich uns hier eröffnet. Nicht in eine weite, dörfereiche Ebene verliert sich unser Blick, nicht auf wogenden Waldeswellen wird er hier gewiegt, wie dort auf den Höhen der Hardt; aber grüne Wellen des in weitem Bogen von Westen daherkommenden Flusses, der Nahe, sättigen und erfrischen das Auge, und der lieblichen Alsenz Anblick erfreut das Herz. Und dort die starrenden Felsen, die Gans und der Rheingrafenstein, diese steilen Wände! — einen harten Kampf muß es der Nahe einst gekostet haben, bis sie sich von den Steinriesen den Durchgang extrogt. Dann schweift der Blick über die steilen Felswände der Ufer weg bis hin zum Hundsrück, dessen blaue Kette den Horizont im Norden begrenzt, und zurück über die Gefilde von Feilbingert im Westen; dann ruht er wieder auf dem Städtchen Münster mit seinen Villen und seiner Saline, das am Fuße der steilen Felsen, Ebernburg gegenüber liegt. Haben wir uns gelabt an dem herrlichen Bilde, dann treten wir in die gebrochenen Umfassungsmauern ein. Das war die „böse Else“, die im Jahre 1523 die Mauern zertrümmerte. Damals gehörte die Burg dem tapfern Ritter Franz von Sickingen. Von den fränkischen Herzögen

war sie im Laufe der Zeit an den Grafen von Saarbrücken gekommen; dann hatte sie den Leiningern, den Raugrafen, den Grafen von Sponheim gehört, und im Jahre 1448 war sie als Pfand an Reinhard von Sickingen gekommen.

Ein Ahn dieses Sickingen, Schwicker von Sickingen, war um seiner Anhänglichkeit an die kurpfälzische Sache willen im bayerischen Kriege auf dem Blutgerüste gestorben, und dessen Sohn Franz von Sickingen ist einer der interessantesten Männer jener Zeit; und wie in die große Geschichte der deutschen Reformation, so in die besondere Landesgeschichte der Pfalz ist sein Name so eng verflochten, daß wir hier auf seiner Burg nicht weilen können, ohne in etwas seiner zu gedenken.

Franz von Sickingen war gleich seinen Vorfahren in pfälzische Lehnsdienste getreten. Er war pfälzischer Amtmann gewesen in Kreuznach und allezeit ein gewaltiger Haudegen. In die verschiedensten Fehden verwickelt, kämpfte er bald für sich, bald im Interesse seines Lehnsheerrn. Den pfälzischen Dienst quittirte er dann und ward kaiserlicher Feldherr und ein geschicktester Condottiere. Mit seinem früheren Lehnsheerrn aber blieb er zunächst in persönlich befreundeter Stellung, und als Kurpfalz mit dem Kaiser zerfallen war, war er es, der dem Kurfürsten den Kaiser gnädig stimmte.

Da kam der neue Geist und die von ihm erregte Bewegung. Nicht blos auf dem religiösen, auf allen Gebieten des Lebens, auf dem politischen und sozialen wie auf dem der Wissenschaft und Kunst, waren die erstarrten Kräfte aufgethaut, die vertrockneten Zustände in Fluß gerathen, um sich in eine neue Form zu ergießen, die der Geist ausgedacht. Mit dem Kampfe für Freiheit des Gewissens und wider das Mönchthum und die Geistes-tyrannie verband sich der Kampf gegen alle Bevormundung und gegen die Uebermacht der kleinen Fürsten, die auf Kosten des einheitlichen Reichsgedankens sich bereichert hatten.

In einem Manne wie Franz von Sickingen mußten diese Geistesfunken zünden, und sie loderten in ihm zu hellen Flammen empor. Ein mächtiges deutsches Reich unter einem Kaiser, dessen Macht gegenüber der Macht der Einzelfürsten nicht eine blos eingebilddete sei, eine Kirche frei von Rom, der Ritterstand als der Träger der neuen Ideen und Gedanken, als der Verbündete des Kaisers, als der Leiter der großen revolutionären Bewegung, wieder zu Ehren gebracht — das waren die Ziele, die er sich steckte, das war der Preis, für den er in die Schranken trat. Sein Schicksal ist tragisch. Ausgerüstet mit allen den Mitteln, die seinem Werke hätten zum Siege verhelfen können, hat er sich in seinen Freunden, in der Schätzung ihrer Hilfe bedeutend verrechnet. Mit seinem früheren Lehnsheerrn, als einem Fürsten, ward er befeindet, denn dieser sah in der Fehde, die Sickingen gegen den Feind und erbitterten Gegner der Reformation und für den Freund der Franzosen, den Kurfürsten von Trier, begann, ein Unternehmen gegen die eigene fürstliche Stellung und wandte sich gegen ihn. Des Reiches Acht erging demzufolge über ihn. Seine Freunde und Anhänger wurden bedrängt; ein Versuch der Reichsregierung, den Handel friedlich

zum Austrag zu bringen, scheiterte, und der Kampf gegen Sickingen wurde von den Fürsten in der Absicht unternommen, daß sie in ihm, dem Haupte der ganzen Bewegung des Adels, die Bewegung selbst niederschlugen. Pfalz, aller Treue Sickingen's vergessend, verband sich mit ihrem früheren Gegner, gegen den Sickingen sie geschützt, mit Hessen, und mit Sickingen's bitterstem Gegner, dem Kurfürsten von Trier. Sie sammelten ihre Streitkräfte an der Nahe, um den auf seiner Feste Landstuhl weilenden Sickingen zu täuschen, brachen dann rasch auf und mit Verstärkung, die sie unterwegs an sich gezogen, erschienen sie vor Landstuhl; die Hülfe, die Sickingen erwartete, blieb aus, und der kühnste Vertreter der neuen Ideen ward mit der Waffe der neuen Zeit, dem Feuerrohr, überwunden. Die Mauern seiner Burg wurden in wenigen Tagen zusammengeschossen und er selbst, der in die Bresche trat, um zu sehen, wie noch zu helfen sei, wurde von einem Balkensplitter tödlich getroffen. Als am 6. Mai — vom 30. April an wurde die Burg belagert — dieselbe sich übergab, da fanden die Sieger ihren gefürchteten Gegner dem Tode nahe in einem Gewölbe seiner Burg. Er hörte ihr Schelten und Anklagen ruhig an und antwortete ihnen würdig. Er starb, wie er gelebt, als Mann und Held, am 7. Mai 1523. Mit ihm



Franz von Sickingen.

ging der Hauptvertreter der politischen Reform zu Grabe und ein wackerer Förderer der kirchlichen Reformation war in ihm gestorben. Nachdem Landstuhl gefallen war und die übrigen Burgen gebrochen, kam auch an Ebernburg die Reihe. Am 6. Juni mußte sie sich ergeben, sie, die Hutten die Herberge der Gerechtigkeit genannt; auf der Sickingen die Helden der Reformation, einen Luther, einen Melanchthon, beherbergt hatte; von welcher Ulrich von Hutten seine Blitze gegen Rom schleuderte, in der eine Buchdruckerei Luther's Schriften vervielfachte, daß sie ausgingen und würben für die neue Zeit und den alten Glauben, wie er einst in Palästina gepredigt worden.

Und von all der ruhmreichen Vergangenheit geben jetzt ein paar Trümmer, zerbrochene Wappenschilder, aus dem Schutte gegrabene Kugeln und Streitärzte Kunde und die Spekulation, die überall ihre Fangnetze ausspannt, hat ein neues großes Gebäude aufgerichtet, das übrigens zu der ganzen Burg „wie ein Fauscht auf's Nag paßt“, um pfälzisch zu reden. In dem „Rittersaal“ sind Sickingen, seine treue Hedwig und Ulrich von Hutten im Bilde zu schauen, wird ein Humpen gereicht, aus dem Sickingen seinen Labetrunk gethan. Sickingen's Arbeit ist wenigstens zum großen Theile im Laufe der Jahrhunderte gethan worden; aber ob auch das Reich und der Kaiser erstanden sind, ob die protestantische Kirche längst ihre volle

Berechtigung neben der römischen hat, ob Frankreichs Politik dem deutschen Volke nicht mehr die Wege vorzeichnet, auf denen es gehen muß — ein gutes Theil Dessen, was Sickingen und die Reformation anstrebten, bleibt noch zu thun. Mögen Alle, die aus seinem Humpen trinken, Alle, die sein Bild in der Erinnerung sich erstehen lassen, seines Geistes einen Hauch verspüren, sich nicht abschrecken lassen, an ihrem Theil und auf ihrem Posten mitzuwirken, daß mehr und mehr ganz Deutschland werde eine „Herberge der Gerechtigkeit“.

Steigen wir von der Ebernburg auf demselben Berggrücken, dessen Nordostausläufer sie krönt, nach Südwest, so kommen wir zu dem Dorfe Feil, von dem aus wir auf allmählich ansteigender Straße wieder nach Norden, der Nahe zu, wandern und auf den Lemberg gelangen. Von hier bietet sich wieder eine reizende Rundsicht dar: Hundsrück, Taunus. — Man sieht von hier aus gut den Punkt des Niederwaldes, auf dem das große Denkmal für den Krieg von 1870—71 errichtet werden soll; also wird die Pfalz von hier aus das Sinnbild jener großen rettenden That, die sie befreit von der steten Angst, welche sie als Grenzland hatte — des Nachbarns Beute zu werden — in Erz strahlend sehen, eine andere Wacht am Rhein!

Der Lemberg ist jetzt wie viele andere Berge ein Pflögeling des Verschönerungsvereins; auf seiner Spitze steht ein russisches Gartenhaus und dient dazu, daß im Sommer die sich an der herrlichen Aussicht labenden Schutz vor plötzlich eintretendem Unwetter und Erfrischung durch Raft und Alfenzwein und pfälzisches Bier finden können. Der Berg im Westen dort ist der Gangelberg und südwestlich davon der Dissibodenberg, an dessen westlichem Fuße die Nahe an die Pfalz herantritt, um bis an die Ebernburg hin ihre Grenze zu bilden. Zwischen dem Gangelberg und Dissibodenberge mündet der Glan in die Nahe, der größte der pfälzischen Zuflüsse zur Nahe.

Der Glan entspringt am Höcherberg bereits im Zweibrücker Bezirke, hält zuerst eine östliche Richtung ein und fließt dabei durch das Landstuhler Moor bis zur Altenwogsmühle, wendet sich dort nach Norden und nach einer Biegung nach Westen vom Norden des Kantons Kusel aus nach Nordosten. In dieser Richtung bezeichnet er bis zu seiner Mündung in die Nahe die Richtung der Nordwestgrenze der Pfalz, die ihn in willkürlichen Sprüngen herüber und hinüber übersezt, bald preussisches Land auf seine rechte, bald bayerisches Land auf seine linke Seite legend. Die Hauptzuflüsse des Glan sind auf der rechten Seite der Moorbach, von Kaiserslautern herkommend, der Reichenbach, Tettenbach und vor Allem die Waldlauter, die im Stiftswalde bei Kaiserslautern entspringt und eine Stunde unterhalb flosbar wird. Links nimmt sie den Kohlbach, Dhmbach, Steinbach, Eisenbach und Schweinsbach auf.

Das Gebiet des Glan und der Alfenz ist um seiner rauhen Gebirgszüge wegen weniger als die Gebiete der Vorderpfalz und der Zwischenegenden um den Donnersberg her dem Ackerbau günstig; darum verlegen sich die Bewohner hier auch mehr auf die Viehzucht. Breite, fette Thäler und Triften begünstigen dieselbe. So kommt es auch, daß in der Ebene

keine ihr eigene Rasse, weder von Rindvieh noch von Pferden, gezüchtet wird, dagegen der Westrich in seiner nördlichen Abdachung zwei Rindviehrassen, die Donnersberger und die Glaner Rasse, in seiner Südwestabdachung seine berühmte Pferdezzucht aufweist.

Die Glaner Rasse, mit kurzem, gedrungenem Bau, tonnenförmigem Leibe und weiter Brust, ist nieder vom Boden, mit feinen Knochen, kurzem, breitem Kopfe und aufwärts gewundenen Hörnern und wird besonders als Milchkuh und Mastvieh hochgeschätzt, während die Donnersberger Rasse, schwerer als die des Glan, stärker und gröber gebaut, sich mehr zu Arbeitsvieh eignet. In dem Glanthale sind darum auch die Hauptviehmärkte der ganzen Pfalz, so in Quirnach, wo der Bartholomäusmarkt ein außerordentliches Leben in dem sonst stillen Dorfe hervorzaubert und dem sich dafür Interessirenden eine „landwirthschaftliche Merkwürdigkeit der Pfalz“ darbietet.

Wie das Alsenzthal, so bietet auch das Glanthal in seinen unteren Gegenden der Rebe einen günstigen Standort; wie der Alsenzwein, so ist auch der Glanwein gehaltvoll, oft „brandig“, aber es fehlt ihm der feine Duft, den sie am Rheine bei Caub „Musik“ nennen.

Wenn wir die in dem ganzen Gebiete des Glan und seiner Zuflüsse liegenden Orte betrachten und von ihnen aus erfragen, was in ihrer Geschichte und in ihrem jetzigen Leben Wichtiges und Interessantes zu erzählen ist, so müssen wir billig voranstellen, wenn sie auch nur an einem Seitenflusse des Glan, der Waldlauter, liegt, die alte Barbarossastadt Kaiserslautern.

„Von der Natur ist Kaiserslautern in den Mittelpunkt der Pfalz gelegt“, hat ein Mann gesagt, der mit dem logischen Denken auf etwas gespanntem Fuße steht; er hatte aber jedenfalls insoweit Recht, als Kaiserslautern jetzt im Mittelpunkte der botanischen Pfalz liegt. Wer es dorthin gelegt, darüber — wenn sie auch soweit einig sind, daß nicht die Natur es war — sind die Gelehrten strittig. Der älteste Chronikenschreiber Lauterns weist diese Schuld der Assyrerin Lutrina zu, verlegt den Ursprung also in das Jahr 292. Andere nennen Julius Cäsar als den Gründer einer Stadt an diesem Orte, die er Caesarea Julii genannt habe. Von der finde man nichts mehr, weil Attila 450 sie dem Boden gleich gemacht habe. — Dann soll wieder Karl der Große das neue Lautern angelegt haben, u. s. w. Wenn wir aus dem Bereiche sagenhafter Chronik und gelehrter Spekulation herantreten und die Wirklichkeit fragen, so erfahren wir als historische Thatsache, daß im elften oder zwölften Jahrhundert erst der Boden, auf dem Lautern steht, so weit entsumpft war, daß man an diesem für den Verkehr der verschiedenen Theile des Landes so wichtigen Plage einen Ort oder eine Burg anlegen konnte. — Friedrich Rothbart hat unmittelbar nach seiner Thronbesteigung hier eine Burg errichten lassen. Ihr zur Seite war ein großer „Wog“, der Kaiserswog genannt. An dem saß denn auch einmal Frau Sage und warf ihr goldenes Reß aus; da fing sie zwei Karpfen mit goldenem Halsringe, die gab sie den Kaiserslauterern und diese nahmen sie, als von Friedrich Rothbart in den „Wog“ gesetzt, und verwahrten sie, in Stein gehauen, ihrem Städtegründer

zu Ehren. Dann soll im Jahre 1497 Kurfürst Philipp einen Hecht gefangen haben, der 19 Werkshuhe maß und 350 Pfund wog. Er trug einen goldenen Ring, der sich beim Wachsen des Fisches ausdehnen konnte und in griechischer Sprache folgende Inschrift trug:

„Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher durch die Hände Kaiser Friedrich's II. in diesen Wog gesetzt worden, den 5. Oktober 1230.“ Dieser Methusalem unter den Fischen sei dann, so wird weiter erzählt, nach Heidelberg gebracht und auf der kurfürstlichen Tafel verspeist worden. Im In-siegel der Stadt Lautern prangt der Fisch und in der Fruchthalle, die vor jetzt dreißig Jahren erbaut wurde, hängt er nachgebildet in den angegebenen Maßen als das Wahrzeichen von Lautern.

Doch von der Sage zurück zur Geschichte. Als zweiten Begründer und Mehrer der Stadt nennt diese Rudolf von Habsburg, der Lautern die Rechte gab, die Speyer bereits besaß, und es zur freien Reichsstadt erhob. Durch Ludwig den Bayer wurde Kaiserslautern, das für Friedrich den Schönen gekämpft hatte, versetzt; es verlor nach und nach seine Reichsunmittelbarkeit und kam unter Pfalz, und die Burg der Hohenstaufen wurde Sitz des kurpfälzischen Amtmannes.

Kurfürst Friedrich III. hatte seinem Sohne Johann Kasimir die zwei Ämter Neustadt und Lautern zugewiesen, und ihm ans Herz gelegt, die in Frankenthal, St. Lambrecht und Ottersberg angesiedelten, aus den Niederlanden geflüchteten Wallonen in der Ausübung ihres Glaubens mächtig zu schützen. Da war denn Lautern seit der Zeit des Habsburgers Rudolf zum ersten Male wieder fürstliche Residenz. Aber „das Fürstenthum Lautern“ hörte nur zu bald wieder auf, da Johann Kasimir als Vormund der Kinder seines früh verstorbenen Bruders nach Heidelberg zog.

Wie Kaiserslautern an den Leiden der Pfalz theilnehmen mußte, das haben wir schon an anderem Orte erfahren. Uns genügt noch ein Blick auf seine Gegenwart. Im Jahre 1810 legte Napoleon I. die sogenannte Kaiserstraße an, die von Paris nach Mainz führte. Dadurch wurde Kaiserslautern so recht „an die Straße gesetzt“, und es verstand seinen Gewinn aus der neuen Lage zu ziehen. Zuerst kamen die Truppendurchzüge, dann in den Friedenszeiten die Tausende von Frachtfuhren, die jährlich die Straße zogen, das Alles half Lautern auf. Als aber erst die Eisenbahn von Bexbach nach Ludwigshafen an Kaiserslautern vorbeizog, da begann die Stadt zu wachsen und sich auszudehnen in einer Weise, die fast an amerikanische Vorbilder erinnert, Fabrik an Fabrik wurde gebaut, das Kaiserslauterner Bier, in immer mehr großen Brauereien bereitet, hatte lange Zeit die Herrschaft in der Pfalz. Ja, im Jahre 1849 wäre Lautern beinahe die Haupt- und Residenzstadt der Republik Pfalz geworden, wenigstens hatte sich die provisorische Regierung dort wohllich eingerichtet und erließ von dort aus ihre Akas, bis der Wind aus Nordost zu wehen anfing, vor dessen eifigem Hauche das zarte Blümchen der „Volkshfreiheit“ erstarbte. Da wurde Kaiserslautern wieder wie „der anderen eine“. Aber von dem Aufwärtstreben war denn doch etwas in der guten Stadt geblieben und sie ward weitaus die

bedeutendste Fabrikstadt der Pfalz und an Kopfszahl überragt sie alle die anderen bei weitem. Im Jahre 1840 zählte Lautern noch nicht 10,000, 1870 nahezu 20,000 und jetzt (1879) schon über 26,000 Seelen. Damit ist Kaiserslautern auch eine bedeutende Last erwachsen, denn die große Arbeiterbevölkerung birgt in sich große sittliche und soziale Gefahren. Entsprechend seinem Uebergewichte in gewerblicher Betriebsamkeit, besitzt Kaiserslautern jetzt ein pfälzisches Gewerbemuseum, das, in einem wahren Palaste untergebracht, verbunden mit der ebenfalls dort errichteten Kreis-, Bau-, Industrie- und Gewerkschule, der pfälzischen Industrie ein Mittelpunkt werden soll, von dem aus die Bildung des Geschmacks und Aneignung der neuesten Erfindungenschaften der Technik ihren Weg in alle Kreise des Gewerbes finden sollen.

Ein humanistisches Gymnasium, das protestantische Lehrerseminar und eine Realschule erster Klasse vervollständigen den Bildungsapparat von Kaiserslautern. Wie für Volksbildung und Industrie, so auch für Handel ist Kaiserslautern sehr bedeutend, und seine Fruchtmärkte insonderheit gehören mit zu den besuchtesten am ganzen Oberrhein.

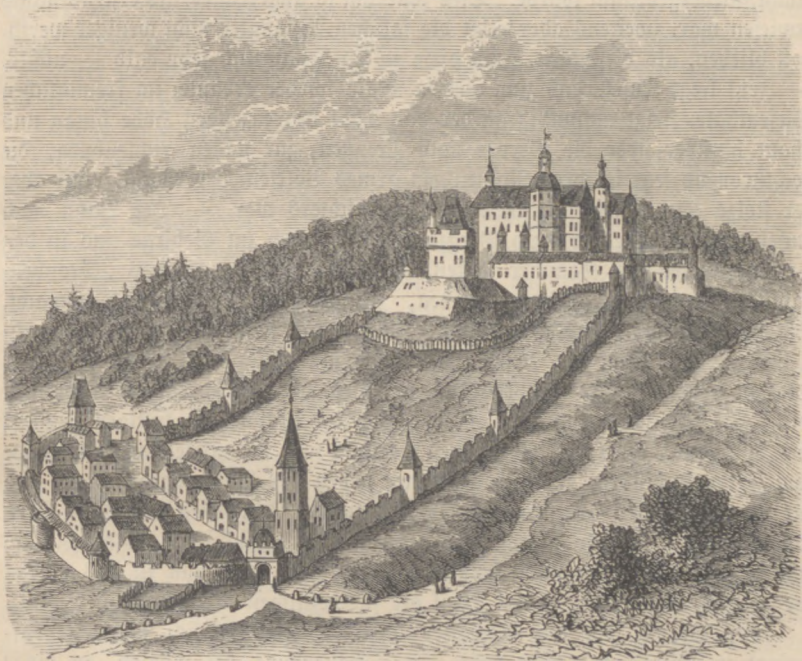
Wie Kaiserslautern, so ist auch Landstuhl an der Südgrenze des von uns besprochenen Gebietes der Pfalz gelegen. Zu ihm führt uns von Kaiserslautern die Kaiserstraße, wenn wir ihr nach Westen folgen, am Fuße der „Sickingen Höhe“ vorbei, deren Vorsprung hier die alte Feste „Manstall“, das spätere Schloß Franz von Sickingen's, trägt. Noch ehe wir nach Landstuhl, der Stadt selbst, kommen, sehen wir im Felde, seitwärts der Straße, drei große Würfel liegen — die „Sickingen Würfel“ — große gehauene, ohne Ordnung auf einander gethürmte Steine mit unentzifferter Inschrift. Woher sie stammen? Niemand weiß es, das Volk aber erzählt, Franz von Sickingen habe kurz vor der Belagerung seiner Feste mit diesen Würfeln gespielt und das Schicksal zu erforschen gesucht, das ihm im schweren Kampfe bevorstand. Da die Würfel ihm immer ungünstiges Orakel boten, habe er sie im Grimme zum Fenster hinausgeworfen, daß sie den Berg herunter und hierher gerollt seien. Daß Franz dann noch ein paar Klaster größer müßte gewesen sein als „Riese Goliath“, um mit solchen Würfeln zu spielen, das stört die Sagenbildung nicht. Landstuhl selbst ist ein freundliches Städtchen, malerisch gelegen. Die alte, gebrochene Feste dort oben auf ihrem Berge, die jetzt dem Reichstagsabgeordneten Stumm gehört, ist vom Schutte befreit und wird nun wohl gepflegt. Auf einem nach Südwest gelegenen freien Felsvorsprunge ist dem berühmtesten ihrer Burgherren ein Denkmal gesetzt, dort steht sein Bild aus Stein gehauen. Und im Jahre 1874 war es, da kam gelegentlich der großen Manöver, die bei Homburg gehalten wurden, der deutsche Kronprinz nach Landstuhl; und dort stand er vor der Statue des kühnen Kämpen längst vergangener Zeit, er, der Held der neuen Zeit. Was für Gedanken mögen durch die Seele des Mannes gegangen sein, als er an dem Orte stand, da der gelebt, der für des Reiches Herrlichkeit schwärmte und fiel, der für den Protestantismus kämpfte, um „dem Evangelium ein Loch zu machen“, und hier sein Leben für seine Sache lassen mußte. — Und jetzt, nach mehr als dreihundert Jahren, da ist es gelungen,

was Jener gewollt: das Reich ist neu erstanden; ein Bekenner jenes Glaubens, für den Franz von Sickingen stritt, trug die deutsche Kaiserkrone, und sein Sohn hatte soeben das Heer der verbündeten deutschen Fürsten in seinen Uebungen geschaut. — Gewiß hat jenes Gefühl mit leisem Flügel- schlage damals des Kronprinzen Seele berührt, das Gefühl, dem sein Vater nach der Schlacht bei Sedan in den Worten Ausdruck verlieh: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Zur Erinnerung an diesen welt- geschichtlichen Moment, wo der einstige Schirmherr des Reichs und des Protestantismus dem früheren Kämpfer für Reich und Glaubensfreiheit der Erinnerung Ehre widmete, hat dieser selbst nahe dem Standbilde Sickingen's die „Kronprinzeneiche“ gepflanzt. In der katholischen Kirche zu Landstuhl ist eine Nische, durch grünen Vorhang abgeschlossen. Wer den Vorhang wegzieht, sieht dahinter das Grabdenkmal Franz von Sickingen's. Da steht er vor Augen der starke Ritter, aber hinter einem Vorhang. Warum darf, der in dieser Kirche begraben liegt, sein Steinbild den Lebenden nicht sehen lassen? Die Einen sagen, die Tracht des Ritters im Eisenharnische sei dem früheren Pfarrer von Landstuhl nicht mehr dezent genug für unsere Zeit erschienen; die Andern vermuthen andere Gründe.

Nabe bei der Burg sind zwei bergabstürzende Thälchen oder Schluchten, nach Osten hin das „Bärenloch“, nach Westen hin gelegen das „Fleisch- ackersthal“, von wunderbarer, wilder Schönheit. Wenn man von der Burg aus zum Bärenloche geht, kommt man zuerst an dem Heidenfelsen vorüber, und wer sich die Mühe nimmt, hinabzusteigen auf schmalem Fuß- steige, der findet unten, wo die Felsen dem Thalgrunde entwachsen, zwei Inschriften in den Felsen, die auch an den Gang der Weltgeschichte und ihre Vergeltung erinnern. Die eine meldet, daß hier im Jahre 1794 die Fran- zosen gelagert, als sie kamen, Deutschland zu erobern; die andere hat die Neuzeit eingegraben, welche meldet, daß hier die Preußen lagerten, als sie 1870 nach Frankreich zogen.

Von Landstuhl nach Norden breitet sich das Moor in einer Länge von 7 Stunden und $\frac{3}{8}$ Stunden Breite aus, kein das Auge erlabender An- blick, denn nur selten leuchtet seine Fläche in sattem Grün, gewöhnlich liegt ein trüber, brauner Ton darüber ausgebreitet, und die dürftigen Föhren- wälder, die hier und da des Moores Eintönigkeit unterbrechen, beleben auch nur wenig das Bild; aber am Rande des Moores, dort, wo die Hügel wie- der ansetzen, liegen Dörfer, deren weiße Häuser freundlich herübergrüßen, und in den Thälern dort ziehen sich zahlreiche Baumstücke hin; dort wird das Bild wieder belebt, und des Höherbergs, des Pogbergs, des Königs- und Donnersbergs stolze Höhen umrahmen es, so daß es doch einen sehr freundlichen Eindruck hervorbringt. Wenn wir von Landstuhl aus mit der Eisenbahn nach Norden fahren, so führt sie uns zuerst durch das Moor, dann an den Dörfern Ramstein, Steinwenden an dem Moorbach hin bis Niedermohr, wo der Moorbach in den Glan mündet; längs diesem hin fahren wir vorüber an Glanmünchweiler, von dem aus nach Westen wir in einer halben Stunde nach Quirnbach kommen, dessen wir als eines

für die Viehzucht wichtigen Marktes oben gedachten. Weiter den Glan abwärts kommen wir am St. Remigiusberge vorüber, auf dessen Höhen die Trümmer einer Abtei, ein noch benutztes Kirchlein und die Wohnung eines Priesters sich befinden. — Chlodwig, der Frankenkönig, der nach der siegreichen Schlacht über die Alemannen mit dreitausend Kriegern zu Rheims vom Bischofe Remigius getauft wurde, gab diesem aus Dankbarkeit nebst andern Gütern die zwei Dörfchen Cosla und Gleni, jetzt Kusel und Altenglan.



Landstuhl.

Von Kusel, wo zuerst die Abtei war, wurde sie später auf diesen Berg verlegt, aber über die Zeit der Gründung wie die der Verlegung fehlen alle Nachrichten. Die größtentheils katholischen Orte der Umgegend besuchen heute noch die Kirche dort oben auf dem hohen Berge. Aber auch viele Bergnügungstouren werden dorthin gemacht, denn es ist ein lustiger Euginland über all die Westlicher Höhen und Thäler hin. Fahren wir mit der Bahn weiter bis Mühlbach. Dort verläßt dieselbe das Glanthal und biegt im spitzen Winkel nach Südwest ab, am Ufer des Kuselbaches sich dahinziehend. Bei Rammelsbach bietet sich von der Bahn aus ein äußerst belebtes Bild dar. Dort sind Steinbrüche in den Melaphyrfelsen unmittelbar bei der Bahn, und in ihnen ist zeitweise vollständig das ganze Dorf beschäftigt. Männer und Weiber, Greise und Mädchen, Kinder bis unter das schulpflichtige Alter, Alles hilft zusammen, um die Erwerbsquelle des Dorfes möglichst auszubeuten. Dieser Melaphyr ist hauptsächlich als

Straßenpflaster sehr gesucht, und in vielen Straßen der Stadt Paris zerreißt sich der Pflastertreter und der geschäftige Kaufmann gleicherweise die Sohlen auf Rammelsbachs Melaphyr. Noch wenige Minuten und wir sind in Kusel. Nicht viel ist aus seiner Geschichte zu erzählen, nur daß es viel hat leiden müssen, daß es von den Kroaten des Gallas, von den Nordbrennern Ludwig's XIV. und 1794 auf Befehl des Volksrepräsentanten Henz, der die Kuseler beschuldigte, sie hätten falsche Assignaten gemacht, niedergebrannt wurde. Dies war um so ungerechter, als erstens nichts erwiesen war, zweitens aber selbst die falschen Assignaten nicht weniger werthvoll blieben, als die echten, denn diese galten bekanntlich sehr bald — nichts. — Jetzt liegt Kusel, das zum vierten Male wieder erbaute, im freundlichen Wiesenthale, steigt anmuthig an der das Thal begrenzenden Höhe hinan und schaut hinüber über die Grenze nach Preußen, zur nahen Lichtenburg, die hochthronend jetzt in ihren Ruinen ein armes Völklein beherbergt, einst aber der stolze Sitz eines pfälzischen Oberamtsrichters war. — Der Bahn nach Kusel ging es wie der nach Bergzabern: sie blieb im Gebirge und in den Verhandlungen der Kammer stecken, und sie wird darum das „Groschenbähnchen“ auch in Zukunft bleiben, zu dem der Volkswitz sie gemacht. Sie hatte weiter gestrebt und hoffte das ganze Glanthal einst zu durchziehen. Jetzt heißt es Kusel-Landstuhl mit alle fünf Minuten einer Station — eine wahre Geduldssprobe für Den, der rascher vorwärts kommen will. Es hat sich darum auch im vergangenen Herbst ein lustiger Student aus Würzburg öfter das Vergnügen gemacht und ist auf seinem Velocipède dem Herrn Zugführer zum Troke immer neben der Bahn hergefahren, und auf vier Stationen Entfernung hat er immer den Sieg im Wettfahren davongetragen. — So fahren wir denn wieder zurück nach Landstuhl und von da mit der Bahn nach Homburg. Hier sind wir nun in das Gebiet der Blies eingetreten, in den Theil der südwestlichen Abdachung der Pfalz.

Die Blies, die alle Gewässer dieses Theiles in sich sammelt, entspringt in Bliesborn, nicht weit von Schauenburg bei Tholey, in einer wilden Gebirgsgegend, richtet vorerst ihren Lauf nach Südosten, dann rein südlich, fließt so an St. Wendel vorbei bis nach Neunkirchen. Dort wendet sie sich direkt nach Westen und kurz vor ihrem Eintritte in die Pfalz nach Südost. In dieser Richtung verbleibt sie bis nach Beeden bei Homburg, von wo sie ungefähr eine Stunde lang rein nach Süden läuft; bei Ingweiler wendet sie sich dann wieder nach Westen und von Laugkirchen bis Bliesbrücken stark nach Südwest. Bei Bliesbrücken biegt sie nach Nordwest um, macht einen scharfen Bogen und zieht wieder südsüdwestlich die Richtung einhaltend nach Saargemünd, wo sie zur Saar fließt. Zu dieser Blies kommt nun in unserer Pfalz das Wasser von der Wasserscheide des Hauptzuges der Hardt, aus den Vogesen des Reichslandes und von dem Höhenzuge, der die südwestliche Abdachung im Norden begrenzt. Vom Erlenkopf, vom Johanniskreuz, vom Schütterberg und aus der ganzen Ostgrenze des Gebietes kommen die „Alben“, die Moos-, die Burg-, die Merz-, die Rod-, die Walalb, die sich alle zum Schwarzbach vereinigen, der mit

stattlicher Wassermenge dort an Tschifflik, dem einstigen Jagdschloß des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinski, vorüber nach Zweibrücken fließt, dort, in mehrere Arme getheilt, die Mühlen der Stadt treibt und unter Zweibrücken zwischen Ernstweiler und Einöd sich mit dem Hornbache vereinigt. Dieser kommt von Süden her, während die Haupttrichtung der Zuflüsse des Schwarzbaches und dessen eigene Richtung mehr eine westliche war. Auch der Hornbach hat sich aus „Alben“ gebildet, zuerst aus der Trualb und Sualb, und nimmt auch die Bickenalb auf. Nach ihrer Vereinigung führen Horn- und Schwarzbach den Namen Erbach, und kommen bei Ingweiler zur Blies. Der Erbach ist bei seinem Einflusse viel wasserreicher als die Blies selbst.

Wenn wir diesen „Kessel“ nach seiner Bodenbeschaffenheit betrachten, so finden wir gegen die Nordabdachung gleich den großen Unterschied, daß hier alle Wässer nach einem tiefen Punkte zu fließen von allen Wänden des Kessels, um in einer einzigen großen Wasserrinne auszumünden, während dort parallel die Bäche zu einer längs der Abdachung hinfließenden Rinne sich ergießen. Der östliche Theil trägt noch auf zwei bis drei Stunden westlich von der großen Wasserscheide ganz den Charakter des Hardtgebirges; selbst. Von dort an, ungefähr durch die Linie Pirmasens-Waldfischbach-Landstuhl bezeichnet, dehnen sich die Berg Rücken weit aus, und das Land gewinnt das Ansehen einer großen weiten Hochebene, von tiefen Thalfurchen durchzogen. Wir sind auf der Sickingen und Pirmasenser Höhe angelangt. Diesen Charakter verliert das Land auch nicht mehr ganz. Die Berge werden im West und Südwest niedriger, die Thäler weiter, aber die Berg Rücken dehnen sich immer noch zu weiten Flächen aus.

Der ganze nördliche Theil dieses Bliesbezirkes ist weniger fruchtbar als der südliche, der sogar an einzelnen Orten, in Bliesmengen und Bliesboldchen, den Weinbau gestattet. — Hier läßt sich wieder die Pfalz nicht als ein für sich bestehendes Ganzes erkennen, sie ist auch hier in ihrem südwestlichen Theile das Stück eines größeren Ganzen, das nebst aus ihr noch aus Gebieten mehrerer anderer Länder besteht. Der südwestliche Theil der Pfalz ist historisch ein Stück des früheren Bliesgaaues und geologisch ein Stück des großen Saarbeckens.

Die ersten Bewohner des Bliesgaaues waren die Mediomatruer, ein keltisches Volk, die ihre oberste Regierungsbehörde in civitas Mediomatruorum, in Metz, hatten. Die tapferen Kelten mußten den germanischen Tribovern weichen, und 58 vor Christus kam Julius Cäsar, um es der Länderbeherrscherin Rom dienstbar zu machen. Der Feldherr Drusus legte dem alten Wasichen römische Fesseln an; er baute Kastelle auf seinen Höhen und sperrete seine Thalgänge ab. In unserem Bliesthal haben wir noch ein Andenken seiner Zeit: Blieskastel. Wie bequem es sich die neuen Herren im Lande machten, bekundet auch ein bei Schwarzenacker auf dem Heidenhübel aufgefundenes Schwibbad, das früher aufgegraben, nun leider wieder verdeckt ist, und das in den jüngsten Tagen bei Ersweiler neu aufgedeckte „Römerbad“, dessen Wasserleitungen noch bestehen und einen im Wiesengrund entspringenden

Brunnen speisen. Münzfunde, die aus den verschiedenen Regierungsperioden der römischen Kaiser stammen, wurden überall gemacht. In der Völkerverwanderung setzten sich hier nicht gerade sehr freundnachbarlich neben einander zwei deutsche Volksstämme, die Alemannen und die Franken. Von den ersteren tragen noch die Bäche ihren Namen „Albe“. Die Franken besiegten die Alemannen und nahmen ihnen das Land; so kam denn auch der ganze Bliesgau unter ihre Herrschaft. Allmählich bilden sich dann kleinere reichsunmittelbare Herrschaften. Die bedeutendste darunter ist Zweibrücken geworden, als dessen Gründer Heinrich, der Sohn des Gaugrafen Simon I., angesehen wird. Heinrich's Geschlecht erhielt sich bis zum Jahre 1394. Dann kam die Herrschaft an den Pfalzgrafen Ruprecht, und in der Theilung fiel sie an Stephan, den Stammvater des bayerischen Königshauses. Auch in Saarbrücken war eine Herrschaft entstanden, die nach dem Aussterben des ersten Hauses an Nassau überging. Dann werden genannt die Grafen von Saarwerden, die Herrschaften Winkel und Buntzbach und Homburg. Allmählich starben die einzelnen Herrschaften aus und der größte Theil des Bliesganes kam an Pfalz-Zweibrücken. In der Französischen Revolution wurde ein Theil des Landes dem Saar-, der andere dem Donnersberger Departement zugetheilt. 1814 fiel der Bliesgau dem Mittelrhein-Gouvernement zu und wurde durch eine österreichische und bayerische Administration, die zuerst in Kreuznach und dann in Worms ihren Sitz hatte, verwaltet. Durch den zweiten Pariser Frieden erhielt Preußen die Kantone Odweiler und St. Wendel von Oesterreich und Saarbrücken von Frankreich. Bayern erhielt die Kantone Blieskastel, Waldmohr, Homburg, Zweibrücken, Medelsheim, Hornbach, Pirmasens — das sind sie heute noch, die unsern pfälzischen Bliesgau bilden. —

Wir haben schon erwähnt, daß der Süden und Westen der Pfalz die Pferdezuucht mit gutem Erfolge treibt. Insonderheit gilt das von der Sickingen Höhe, von den Ortschaften Gerhardsbrunn, Hermersberg, Martinshöhe und den hier überall zerstreuten Höfen, sowie von der Gegend um Zweibrücken. In Zweibrücken selbst ist ein königliches Gestüte, das, gut und reich vom Kreis ausgestattet, unter fachmännischer Leitung sich schon große Verdienste erworben hat. Die „Zweibrücker Kasse“, ein zierlicher, seiner Pferdeschlacht, wird in neuerer Zeit etwas geändert, da sich mehr das Bedürfnis nach starken Pferden herausgestellt hat. Im Sommer werden die herrlichen Hengste auf verschiedene Stationen der Pfalz vertheilt, während die Zuchtstuten in zwei großen Weideplätzen, zwei Parkanlagen nahe bei Zweibrücken, mit ihren Fohlen die freie Waldblust und das duftige Waldgras genießen. Um Michaelis ist dann das große Fest des Westrichs: die „Preisvertheilung“. Da kommen am Samstag von nah und fern die Landwirthe nach Zweibrücken. Die Einen bringen ihre Pferde zur Musterung, die Anderen zum Verkauf; die Dritten wollen kaufen, die Vierten sehen und sich amüsiren. Am Samstag werden die Pferde besichtigt und die preiswürdigen herausgewählt. Das ist eine wahre Lust, die herrlichen, kräftigen Thiere, so schön gepflegt, alle beisammen zu sehen.

Da that wol auch der Kommission oft die Wahl wehe, welchem der erste Preis zuerkennen sei. Am Nachmittage ist großer Pferdemarkt und die Versteigerung von Gestütsperden, der zum Verkaufe gezüchteten und der für das Gestüte nicht mehr tauglichen. Dieser Markt liefert für die ganze Pfalz einen guten Theil ihres Bedarfes, und die Kavallerieoffiziere der benachbarten preussischen Garnisonen sind fleißige Besucher. Das ist der geschäftliche Theil des Ganzen; der Sonntag bringt das Vergnügen. Vormittags findet die Preisvertheilung statt. Auf einer festlich geschmückten Tribüne stehen die Herren der Kommission, und nun werden die Preisträger mit Namen aufgerufen.



Ruine Frankenstein.

Ein Sohn oder ein Knecht des Eigenthümers führt das Pferd vor, der Eigenthümer steigt die Treppen empor und empfängt aus der Hand des königlichen Beamten den Preis: Geld und ein seidenes Fähnchen mit irgend einem Delgemälde, einer patriotischen, den Kaiser, den König oder einer auf die Pferdezzucht sich beziehenden Darstellung. Die ersten Preisträger werden noch überdies mit einem Tusch der Regimentsmusik begrüßt. Wenn nun die ganze Schar der Preisträger befriedigt ist — die letzten bekommen Diplome und blau und weiße seidene Fähnchen — dann bewegt sich ein eigenartiger Zug durch die Straßen der Stadt. Voran schreitet die Musik; ihr folgen, von den Gestütsknechten geritten, die Hengste, deren Nachkommen als Preisträger im Zuge sich befinden, und zuletzt die preisgekrönten Pferde. Voran die Mutterstuten, darauf die Stutfüllen, dann die Hengstfohlen; und wie stolz schreiten sie einher — als wüßten sie es, daß Alles

ihnen zu Ehren heute geschieht. Wol treibt auch der Muthwille eines Fohlens und die Gefahr, mit seinen Hufen Bekanntschaft zu machen, die mitströmende Zuschauermenge einmal ein wenig in die Enge, doch ist noch nie ein Unfall geschehen. Das ist der Ehrentag der westpfälzischen Bauern. Am Sonntag Nachmittag findet sodann ein großes Wettrennen statt, zu dem der Exerzirplatz, unmittelbar bei der Stadt, heute zum Rennplatze ausgestattet ist. Die hohen Stangen mit wehenden Wimpeln bezeichnen die Bahn; Tribünen sind errichtet, um die Richter und die „Damen im schönen Kranze“ aufzunehmen. Das Publikum nimmt in der längs des Exerzirplatzes hinlaufenden Allee Platz, die Chaisen stellen sich in die Mitte des Platzes. Es kommen dabei alle die üblichen Rennen, das Flachrennen, Hürdenrennen, Offiziersrennen, Trabrennen und wie sie alle heißen, an die Reihe, und es ist interessant, zu sehen, wie sich der Westricher Bauer als Sportsmann ausnimmt. Am Abende findet dann zu Ehren der Gäste Zweibrückens ein Ball statt, den die Zweibrücker dem Tage zu Liebe „Füllenball“ oder, wie es im Dialekt lautet: „Fillebah!“ nennen. Der Zulauf an diesem Tage ist ungeheuer; mit der Bahn, mit eigenem Gefährte und auf dem eigensten Beförderungsmittel strömen sie herein zur Stadt. Was der Dürkheimer Wurstmarkt den Vorderpfälzern, ist das „Zweibrücker Renne“ den Westrichern. Der Montag ist dann dem Glücksspiele geweiht, denn die Kosten des Rennens wollen gedeckt sein, und so bringt die Stadt sie auf dem Wege der Verlosung herein, die im Fruchthallenfale abgehalten wird.

Wie der Süden der Landwirtschaft und Pferdezzucht, so ist der Nordwesten unseres Gebietes der Industrie gewidmet. Dort an der Saar liegen ungeheure Reichthümer in der Erde verborgen, „die schwarzen Diamanten“ werden dort in mächtigen Flözen gefunden. Zahlreiche Bergwerke fördern die Steinkohlen, deren Menge man bis zur abbaunützlichen Sohle auf fünf Milliarden Centner schätzt. Bis zu einer Tiefe von 500 Fachter unter dem Saarfollen würde der Vorrath, wenn alle Jahre 50 Millionen Centner gefördert werden, ungefähr 3000 Jahre noch zureichen. Von diesem etwa vier Quadratmeilen Flächeninhalt umfassenden Gebiete reichen nun zwei Theile in die heutige Pfalz, die Kohlenfelder von St. Ingbert und Bexbach, die allerdings zusammen in ihren nutzbaren Theilen nur $\frac{1}{12}$ Quadratmeile umfassen, aber eine reiche Industrie in ihre Nähe gezogen haben und vollständig ausreichen, die Pfalz und noch angrenzende Länder mit Kohlen zu versorgen.

Haben wir ein Fest der Landwirthe in Zweibrücken mitgemacht, so wollen wir an einem Werktag nach St. Ingbert gehen, nach dem „Essen der Pfalz“. Da ragen und rauchen die Schloten. Da lohen die Feuer, da hallet der Hämmer Schlag, da regen sich tausend und abertausend Hände, um die aus der Erde geholten Schätze dem Menschen recht nutzbar zu machen. Hier ist vor Allem die Eisenindustrie, und in ihr wieder die Gebrüder Krümer zu nennen. Wenn sie auch nicht mit den Krupp'schen Anstalten sich messen dürfen, so stehen sie doch ebenbürtig nach Ausdehnung, Leistung und Betrieb und, setzen wir hinzu, an wohlwollender Fürsorge für

ihre Arbeiter, neben den bedeutendsten Unternehmungen im Deutschen Reiche. Und wenn du, lieber Leser, nach St. Ingbert kommst, so werden dir die Hochöfen, das Puddelwerk, Walzwerke, Walzstraßen, Drahtwerk, Dampfhammer, Dampfmaschinen und Wasserkräfte in ihrem rastlosen Betriebe einen gehörigen Respekt einflößen, der sich nur vermehren wird, wenn dich die Geschichte dieser umfassenden Werke das Wort lehrt: Klein anfangen, treu anhangen, muß zum Ziel gelangen. Wenn du aber von deinem Besuch in diesem industriellen Winkel der Pfalz noch etwas Anderes als den Ruß im Gesicht mitnehmen willst zum Andenken, dann rathe ich dir, nach Ensheim zu gehen in die dortige Dosenfabrik der Herren Abt. Da bekommst du die zierlichsten Sachen, Cigarrentaschen oder Nadelbüchsen, Tabaksdosen oder Arbeitstaschen, was du der Art willst, mit feinem Perlmutter eingelegt, und dein Name wird dir daraufgesetzt, und du kannst zum „Mitbringen“ nach Hause nicht leicht Geeigneteres finden.

Auch noch eine seltene, hier ganz unvermuthete Naturerscheinung müssen wir hier bei St. Ingbert besuchen, den Brennenden Berg bei Duttweiler. Es ist ein unterirdisch in Brand gerathener Steinkohlenflöz, bei dessen unter gehemmem Zutritt der Luft erfolgter Zersetzung bedeutende Wärme und verschiedene Produkte, Salmiak, Alaun, Schwefel und Wasserdämpfe, erzeugt werden. In einer künstlichen, früher behufs Gewinnung des alauhaltigen Gesteins gegrabenen Vertiefung, die das Ansehen eines eingesunkenen Kraters hat, brechen sich an einer hohlen, zerklüfteten Wand von rothgebranntem Schiefer zahlreiche Dampfäulchen zischend Bahn. Das Ganze sieht aus, als hätte man einen Vetter des Vesuv oder Aetna vor sich, der nur noch nicht ausgewachsen ist. Wenn du nun dir den Spaß machen willst, ein Ei hart zu kochen, so lege es nur dorthin, wo solches Dampfäulchen herauskommt, und zähle, wie es die Köchin dich gelehrt; dann nimm es zur rechten Zeit weg und habe beim Essen das erhebende Gefühl, ein Berg mußte brennen, um dir ein Ei zu kochen!

Wenden wir uns nun aus der Gegenwart und ihrem Getriebe noch einen Augenblick in die Vergangenheit zurück, dann werden uns einige Namen des Westrich in hohem Glanze erscheinen. Da ist zuerst Hornbach, jetzt ein kleines unbedeutendes Städtchen im freundlichen Hornbachthale gelegen, war einst die Stätte eines berühmten Klosters. Der schwäbische Herzog Theobald hatte 727 den heiligen Pirminius aus dem Kloster Reichenau bei Konstanz vertrieben; dieser kam nun in den Bliesgau und gründete dort in abgelegenen Waldgrunde mitten unter rauhen Jägern und Fischern die Stätte des Gebets. Nach der Erde Mühsalen ruhte auch sein Leib an der durch ihn geweihten Stätte. Das Kloster wuchs an Gütern und gutem Rufe und war für die Gegend ein reicher Segen. Die Reformation hob das Kloster auf, in dessen Räumen eine „Landschule und Gymnasium illustre“ eröffnet wurde. Aus dieser Landschule, die später nach Zweibrücken, bei der Flucht des Hofes nach Meißenheim, dann wieder nach Zweibrücken verlegt wurde, ist das Zweibrücker Gymnasium entstanden.

Dort war unter dem Herzog Ludwig die Reformation eingezogen. Franz von Sickingen hatte dem Herzog seinen eigenen Hofprediger, den Joseph Schwebel aus Pforzheim, geschickt, damit er als Verkündiger der neuen Lehre dort wirke. Des Herzogs Bruder führte das Werk der Reformation weiter fort und Herzog Wolfgang vollendete sie. Im Jahre 1557 wurde die Kirchenordnung publizirt. Er war es auch, der dem Schulwesen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und Zweibrücken zu einer Leuchte der Reformation ausbildete. Das Gymnasium sollte unter Karl XII. von Schweden zur Akademie erhoben werden, da aber der König so früh starb, unterblieb es. Der Herzog Christian aber vermehrte die Lehrkräfte und erneuerte die durch Moriaire vernichtete Bibliothek. Das Gymnasium blühte und zeichnete sich durch die Herausgabe der Klassiker in der philologischen Welt aus.

Zweibrücken ist heute der Sitz des obersten Gerichtshofes der Pfalz, hat außerdem ein Landgericht und Oberamtsgericht, ein Gymnasium und eine Realschule erster Klasse. Die Industrie ist gut vertreten. Die Dinger'sche Maschinenfabrik hat ihren Ruf in ganz Deutschland gegründet, Klüsch- und Cichorienfabriken beschäftigen Hunderte von Menschen. Die Stadt hat sich in ihrer ganzen Art immer noch etwas von der früheren Residenz erhalten. Ihre Umgebung ist zumal im Frühling reizend. —

Von Zweibrücken aus besuchen wir noch Pirmasens, einst die Residenz eines Landgrafen von Hessen, jetzt eine durch ihre Schuhfabriken weltberühmte Industriestadt. Als Jagdschloß eines Herrn von Richtenberg kam es 1736 an dessen Erben Landgraf Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Diesem gefiel der Platz so wohl, daß er beschloß, seine Residenz hierher zu verlegen. Nachdem sein Vater 1739 gestorben war, zog er hierher, und an Stelle der vierzehn Schäfer- und Köhlerhütten, die er zuerst vorgefunden, erwuchs jetzt in den Jahren 1739—1790 eine kleine Residenz. Wenn nun alle die kleinen Fürsten damaliger Zeit dem großen Könige Ludwig XIV. ihren Hofhalt nachbildeten, französische Bauweise, französische Sitte oder Unsitte in ihren Residenzen herrschend war, so machte der Hessenfürst hier eine Ausnahme. Der hatte sein Vorbild in Berlin gefunden; der Vater Friedrich's des Großen, der Großmeister des Tabakskollegiums, der Freund der „großen Kerls“, wurde in Pirmasens kopirt.

Der Landgraf, der zugleich kaiserlicher Feldmarschallleutnant war, legte eine vollständige Militärkolonie hier an. Im Jahre 1741 wurde die erste Compagnie seines Leibgarderegiments errichtet, und 1784 waren es fünf Compagnien, zusammen 756 Mann, ungerechnet das kleine Husaren-corps, das zur Vermehrung der Pracht diente. Das war nun ein sonderbares Leben in dem Pirmasens. Die größten Kerle, die er überall durch Werbung und Kauf aufreiben konnte, zog der Landgraf hierher und verheirathete sie. So waren die Bürger der neuen Residenz fast alle Soldaten und Soldatenfamilien, denn 1789 hatte Pirmasens 750 Häuser und unter seinen 9000 Bewohnern waren 6851 Seelen, welche mit Einschluß der Weiber, Kinder, Knechte und Mägde derselben sämmtlich dem Militärstande

angehörten, bei einer Garnison von 3200 Mann. Da kam denn auch die Französische Revolution als gewaltiger Sturm in diese jung erblühte Herrlichkeit, und — das große Exercirhaus stand leer. Denn auch die riesigen Grenadiere, die darin das „Rechts- und Linksum“ gelernt hatten, mit ihren Gamaschen und Zöpfen waren eben so wenig als „der Jäger aus Kurpfalz“ oder das preußische Garde-du-corps, oder des Kaisers ungarische Husaren im Stande, den Ansturm der Revolution und des Kaiserreichs aufzuhalten.



Das Schloß von Zweibrücken (jetzt Justizpalast).

Die Niederlage, die nahe bei Pirmasens Prinz Ludwig von Baden dem General Moreau beibrachte, am 14. September 1793, kostete 3000 Franzosen das Leben, dreißig Munitionswagen stürzten ins Blümelsthal; aber Tausende und aber Tausende kamen nach, und dies Ende der landgräflichen Herrschaft in Pirmasens wird von der Geschichte auch nicht mit thränendem Auge erzählt. Die großen Kerls aber hatten ein großes Geschlecht erzeugt, das dann einer friedlicheren Beschäftigung als seine Väter sich hingab, das aber doch in einem Punkte die Abstammung nicht verleugnete. Aus aller Herren Ländern waren die Grenadiere zusammengebracht, in aller Herren Länder wanderten die Nachkommen, um ihre Schuhe zu verkaufen, von denen es im Liede hieß:

Die sinn nor gemacht, vor zu verkaafe
 Um nit vor drinn erum ze laafe.

Aber auch dies Lied ist ein überwundener Standpunkt. Die Pirmasenser Schuhfabrikanten haben sich durch den guten Absatz, den sie bei ihrer ersten leichten Waare hatten, nicht verführen lassen, auf demselben Standpunkte stehen zu bleiben. Sie haben gelernt, Maschinen in ihren Dienst gestellt, und verfertigen nun so feine und elegante Waare, daß manche Pariserin, die glaubt, feinste französische Ballschühlein anzuhaben, in Pirmasenser Schuhen tanzt, und wieder so feste und tüchtige Arbeit wird geliefert, daß der Holzhauer, der in Schnee und Schmutz draußen im durchweichten Boden arbeiten muß, einen trockenen Fuß behält in seinen Pirmasenser Schuhen. Der Versandt der Schuhe geht in alle Welt, aber nicht mehr durch „das Vermesenser Schuhmensch“, sondern mit Bahn und Dampfboot bis an den Stillen Ozean, wo der Chinesin Füßchen zur schön geltenden Uniform gezwängt wird. Pirmasens hat nach Lautern wol die größte Arbeiterbevölkerung.

Wir wandern noch einmal hinein ins Gebirge, über Merzalben hinauf zum Johanniskreuz, das wir schon genannt haben; freuen uns der herrlichen Wälder, der frischen klaren Bergwässer, wischen uns den Schweiß von der Stirn und lassen von der Höhe des Johanniskreuzes das Auge noch einmal über des Hardtgebirges Waldeinsamkeit schweifen; erlaben uns sodann an einem guten Glas Kaiserslauterner Bier oder pfälzer Weines bei den freundlichen Forst- und Wirthskleuten und wandern über Trippstadt nach Kaiserslautern. In Trippstadt war einst auch eine blühende Eisenindustrie, die aber, als auf Holzseisen angewiesen, dem Koksseisen unterliegen mußte. Von Kaiserslautern fahren wir dann quer durch die Hardt. Dreizehn Tunnel müssen wir durchfahren, unter Burgen und Felskluppen durch, über das grüne Thal des Speyerbachs hinüber von Berg zu Berg. Das sind nun wohlhabende Waldgemeinden, an denen wir vorüber fahren; das sagen uns die neuen, aus Sandstein schön erbauten Kirchen von Weidenthal. Bei Frankenstein führt uns der Tunnel unter einem malerisch gelegenen Schlosse durch. Wir kommen nach Lambrecht. Dort am Berge stehen viele und große Rahmen mit blauem und schwarzem Tuche bespannt. Wir sind an dem Hauptplatze der pfälzischen Tuchindustrie angelangt. Von dort nach zehn Minuten kommen wir wieder durch einen Tunnel, und dann liegt vor uns Neustadt; uns grüßt die mildere Luft der Vorderpfalz. Wir fahren vorüber an Haßloch, dem größten Dorfe der Pfalz, das über 5000 Einwohner, zwei protestantische Kirchen und Pfarrer hat. Das vor dem Dorfe einzeln stehende Haus ist das evangelische Rettungshaus für verwahrloste Kinder. Ein zweites ist in Rockenhausen. In Schifferstadt steigen wir in einen andern Zug und fahren nach Sünden; in zwanzig Minuten sind wir in Speyer. Schon grüßt uns der majestätische Dom mit seinen vier schlanken Thürmen. Wir steigen aus, und ehe wir Speyer selbst betreten, wollen wir im Geiste durch seine Geschichte wandern.

Speyer. An Alter und an Ehren reich! Schon ehe die Römer ihre Adler auf Beute ausfandten an den grünen Rhein, war da, wo jetzt die Kreishauptstadt Speyer steht, ein fester Punkt, den die keltischen Gallier, denen er Schutzwehr war, Noviomagus nannten. Die Kelten wurden verdrängt und die Nemetes nahmen ihre Sitze ein.



Dom zu Speyer.

Noviomagus wurde Civitas Nemetum. Die Römer, die dann in den Besitz der Stadt kamen, befestigten sie nach den Regeln ihrer Kriegskunst, und unter ihnen ist Speyer Municipal- oder Freistadt, und zwar eine der mächtigsten und blühendsten in Germania prima. Daß sie als solche eine starke Besatzung hatte, versteht sich von selbst, und unter

Anderem giebt davon Zeugniß der Grabstein eines Soldaten der slavischen Legion, der dort gefunden wurde und bewahrt wird. Man berichtet ferner von drei Tempeln, die in der Stadt damals waren, und zwar soll auf demselben Platze, auf dem jetzt der Dom steht, ein Tempel der Diana gestanden haben, und Venus und Mercur fanden dort ihre Verehrer.

In den Kämpfen der Alemannen gegen die Römer hatte selbstverständlich dieser Hauptort viel zu leiden, wurde wiederholt geplündert und verheert und soll unter Constantinus Chlorus im Jahre 306 neu erbaut worden sein. Auch jener gewaltige Strom der Verheerung, der mit den Hunnen sich über den Westen Europa's ergoß, brauste über die Römerstadt dahin, als Attila nach Niederwerfung der Burgundionen den Rhein herabzog. Da floß das Blut in Strömen, berichtet Eysengrein in Chron. Spir. Die wenigen Christen, die in ihren Tempel geflohen waren, wurden niedergemetzelt. Als den gewaltigen Wogen dieser blutigen Völkerwanderung bei Chalons ein Damm gesetzt war und ihre Gewässer sich allmählich verlaufen hatten, da kehrten die Uebriggebliebenen zu den verheerten, lieben Stätten zurück, und am Oberrhein entstanden an den alten Stellen neue Städte, „die man, gleichsam die neue Ordnung der Dinge bezeichnend, mit neuen Namen belegte.“ So wurde Noviagum und Civitas Nemetum neu erbaut und jetzt nach dem Flüsschen, das dort in den Rhein mündet, Spira genannt. Herren des Landes waren nach der Niederwerfung der Alemannen die Franken geworden. Diese theilten das Land in Gaue ein und setzten über jeden Gau einen Grafen, und das neu erstandene, allmählich wieder zu einem bedeutenden Orte herangewachsene Speyer wurde die Hauptstadt des Speyergaues, die Residenz des Gaugrafen.

Die fränkischen Könige aus dem Hause des Meroväus hatten das Christenthum angenommen und ließen es sich angelegen sein, nach der Art und Weise ihrer Zeit und nach ihrem besten Wissen und Gewissen für die Verbreitung desselben zu sorgen. Klöster, Stifter, Bisthümer wurden in großer Anzahl gestiftet, und sie waren, mitten hineingestellt in die Barbarei der Völker, die, durch die Völkerwanderung unter einander geworfen, nach ihrem Verlaufe Herren des Landes geworden waren, ein reicher Segen; sie waren in dem tausendfachen Glende, das aus den Verwüstungszügen entsprang, oder in den neu sich entwickelnden sozialen Zuständen seinen Ursprung hatte, ein vielgesuchter Trost. Clothar II., gestorben 628, errichtete in der Hauptstadt des Speyergaues einen Bischofsitz. Sein Sohn, Dagoberth I., schenkte dem Bisthume ansehnliche Güter im Elsaß, und Siegbert III., sein Enkel, verlieh ihm den Zehnten von allen königlichen Einkünften im Speyergau, an Frucht, Wein, Honig zc., und Childerich II. befreite sie in dem Jahre 673 von allen Boten und Steuern, die der königliche Fiskus zu erheben hatte, und verbot den öffentlichen Richtern, von den Gütern derselben weder Strafen, Zinsen oder Heerbannsgelder zu fordern, noch von deren Dienstleuten irgend eine Abgabe zu verlangen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Karl der Große eine kaiserliche Pfalz in Speyer errichtet habe und somit der eigentliche Begründer des

Glanzes und Ruhmes sei, dessen sich Speyer nunmehr Jahrhunderte lang erfreut. Der Biograph Karl's des Großen erwähnt aber nur dreier Pfalzen, die Karl gegründet habe, zu Aachen, Nymwegen und Ingelheim. Ist das recht, dann muß die Pfalz zu Speyer schon unter den Merovingern oder unter dem Vater Karl's, Pipin, errichtet worden sein; Karl der Große wenigstens besuchte sie öfter. Er weilte 777 mit seiner Gemahlin und seinen drei Söhnen dort und erläßt im Jahre 778 von dort die Urkunde von der Gründung des Bisthums Bremen. Jedenfalls ist von nun an Speyer eine der wichtigsten Städte des Reiches, sein Name ist verflochten in die gewaltigsten, tief eingreifendsten Ereignisse und Epochen der vaterländischen Geschichte. Es ist der Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ein häufiger Gast in Speyers Mauern, und die Herren, Grafen und Fürsten verkehren gern und viel in ihr.

Freilich wird dadurch Speyer auch die Zeugin der blutigen Familientragödie, in der die Karolingischen Könige ihres Hauses Macht selbst vernichteten. So begann die Empörung der Söhne Ludwig's des Deutschen, Ludwig's II. und Karl's des Dicken gegen ihren Vater mit der Besetzung von Speyer, Stadt und Gau, die sie zwei Jahre im Besitze hielten, während welcher Zeit sie in der Kaiserpfalz residirten. König Arnulf feierte in Speyer 891 seinen Sieg über die Normannen und war Karl der Einfältige dort sein Gast, dem der Rhein und sein Wein so gut muß gefallen haben, daß er 916 versuchte, die Gaue sich zu erobern. Aber Heinrich der Vogler war auf der Hut und des Reiches Schirmherr wie Mehrere; so mußte das Gelüste nach dem Rhein noch für eine Zeit lang der westliche Nachbar in sich verschließen.

Die großen Vorrechte, welche die Bischöfe von Speyer schon unter den Merovingern erhalten hatten, die ihnen von den Karolingern wesentlich erhöht und vermehrt worden waren, wurden unter den sächsischen Königen nahezu den Rechten souveräner Fürsten gleichgestellt. Dem Kaiser Otto I. hatte der Bischof Dtger, oder Dtbert, als Geheimer Rath durch seine einsichtsvolle Politik und unbestechliche Treue große Dienste erwiesen. In den Streitigkeiten mit dem Papste insbesondere war seine Thätigkeit dem Kaiser sehr ersprießlich; zum Danke dafür belohnte ihn der Kaiser durch eine Urkunde, wodurch die Genossen des Hochstiftes „gefreyet wurden von hohem und niederem Gericht innerhalb der Stadt und dem Umkreise des Dorfes und der Marke Speyer von des Königs Bannen, von Zoll und Tell ic.“, und die bisherigen Rechte der Gaugrafen den Bischöfen übertragen wurden. Damit ist ein bedeutamer Schritt in der Geschichte der Stadt Speyer geschehen. Der Bischof wird souveräner Herr der Stadt, und wir werden sehen, wie viele Kämpfe es kostete, bis das Bürgerthum in seiner Erstarkung neben diesem Vorrechte sein Recht zur Geltung bringt.

Nach den sächsischen Herrschern kam in Deutschland das salisch-fränkische Haus zur Regierung. Schon deren erster Kaiser, Konrad II., war ein aufrichtiger und gnädiger Freund der Stadt, dem sie Vieles zu verdanken hat. Er war es auch, der im Jahre 1030 den Grundstein zu dem

herrlichen Kaiserdome legte. Die Gunst, die Konrad II. und sein Sohn Heinrich III. der Stadt Speyer erwiesen, vergalt den Bürgern reichlich dem Enkel, Heinrich IV., dem Könige, der, gegenüber dem gewaltigsten Papste schmählich von den Fürsten des Reiches verlassen, sich vor dem Gegner so tief erniedrigen mußte. — Hildebrand, der Rathgeber mehrerer Päpste, hatte als Gregor VII. den päpstlichen Stuhl 1073 bestiegen. In seinem Geiste erschaute er die Kirche als die Beherrscherin der Welt, und sein Wille spannte nun alle Kräfte an, das im eigenen Geiste Geschaute als das Wirkliche in die Welt einzuführen. Heinrich, in seiner Erziehung absichtlich verdorben, verdunkelte die herrlichen Geistesgaben und die guten Charakteranlagen, die er besaß, durch den Ungestüm seiner ungezügelten Leidenschaft, durch das Schwanken im Entschlusse. Geistig war ihm daher Gregor VII. weit überlegen, und Heinrich hatte dem Gewaltigen nichts entgegen zu setzen, als das Bewußtsein von der hohen Würde und Macht des Kaiserthums und den entschiedenen Willen, sie zur Geltung zu bringen, trotz Papst und Fürsten. So bekam er den Ersten zum Feinde und die Letzteren fielen schmachvoll treulos von ihm ab. Und als er, verrathen und verkauft von des Reiches Mächtigen, hilflos umherirrte, da nahmen ihn die Reichsstädte auf, stützten und erhoben ihn. Und Speyer hat ihn nie vergessen, was er in Nachfolge seiner Vorfahren an ihm gethan. Im Jahre 1061 hatte Heinrich den ganzen Prachtbau des Domes eingeweiht. Das war ein Freudentag für Speyer, mit Ehren reich geziert; denn mit dem Kaiser war seine Mutter Agnes da und viele Bischöfe und Fürsten. Dann kam ein anderer Tag. Da war in Speyer ein von Wächtern bewachter finsterner Mann, der sich mit seiner Frau und den Wenigen, die ihm gehörten, schein abschloß von der Welt. Zum hohen Dome ging er nie, und doch, wenn er so durch die Straße schlich, da grüßten ihn die guten Speyerer Bürger mit so innigem und herzlichem Gruße, daß es wie Sonnenschein ihm über das Antlitz zog. Sie hatten ihn nicht aufgegeben, blieben ihm treu in seinen schwersten Stunden, die Speyerer ihrem Gönner, Kaiser Heinrich. Dann hieß es plötzlich — es war kurz vor Weihnachten 1076 — in Speyer, Kaiser Heinrich ist seinen Wächtern entkommen, man sagt, er sei nach Rom zum Papste, um sich vom Banne, der auf ihm lastet, wie's auch sei, frei zu machen. So war's. Von Speyer war Heinrich nach Canossa gegangen. In den späteren schweren Kämpfen seines Lebens, mit Papst, treulosen Fürsten und dem eigenen, irregeleiteten Sohne, kehrte er immer gern in Speyer wieder ein, um Silberblicke des Glückes dort zu genießen, um Trost in der Treue der Bürger zu suchen, wenn Untreue draußen ihm Wunden schlug. So hielt er im August 1087, nachdem er seine beiden Gegenkönige besiegt hatte, einen feierlichen Reichstag zu Speyer, auf welchem Gesandte des Papstes Victor III. und des ungarischen Königs Ladislaus erschienen. Sein Gold und Silber, wo sollte er es besser bewahrt wissen, als in der treuen Bürger Hut? So ließ er es dort, bis die auch im letzten Kampfe ihm bewährte Stadt 1105 von seinem Sohne eingenommen und des Schatzes beraubt wurde. Am 6. August 1106 schon brach des

vielgeprüften Kaisers Herz, von dem ein Geschichtschreiber unseres Volkes sagt: „Niemand mag sich Heinrich's Leben wünschen, Jeder sein Ende; denn verhöhnt in seinem Herzen mit Gott und den Menschen, ging er aus dieser Welt.“ Heinrich V. ließ die Leiche von Lüttich nach Speyer bringen. Dort, in einer noch ungeweihten Gruft neben dem Dome (an ihn angebaut), ruhte die Leiche des noch Gebannten, bis am Todestage des Kaisers im Jahre 1111 der Sarg in den Dom und in die Kaisergruft gebracht wurde, jetzt mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht. Es war eine Feierlichkeit, die in ihrer Art einzig dasteht; sie war die Verherrlichung eines Fürsten im Tode, auf dessen Haupt im Leben Schmach auf Schmach gehäuft war, und nicht zum geringsten Theile von denen, die nun sein Andenken ehrten.

Des Kaisers ehrenvoller Begräbnistag ist für die Stadt Speyer der Geburtstag bürgerlicher Freiheit geworden, denn aus Anlaß der Theilnahme, welche die Bürgerschaft wie im Leben dem Kaiser, so bei seiner Beerdigung zeigte, verlieh Heinrich V. der Stadt wichtige, folgenreiche Rechte. Das ist die Magna charta der freien Reichsstadt Speyer. Auf ihr erwuchs ein freies, stolzes, fleißiges, wehrhaftes Bürgerthum.

Dies Alles hatte Heinrich V. unter der Bedingung gewährt, daß die Speyerer alljährlich insgesammt am Todestage des Kaisers mit brennenden Kerzen zur Seelenmesse zögen und jedes Haus ein Brot als Almosen spendete. So wurde im Tode Der zum Segen, der im Leben so vielfach zum Fluche gewesen war.

Die Entwicklung der Stadt Speyer auf der von Heinrich V. gelegten freiheitlichen Grundlage ist im Wesentlichen dieselbe, wie die der anderen Reichsstädte, und bewährt sich in freundschaftlichen Beziehungen insbesondere zu Worms und Mainz. Die Freiheit der Bürgerschaft von bischöflicher Oberherrschaft einerseits und andererseits die Erhebung der vorher Unfreien zur Gleichberechtigung mit den von Anfang Freien veranlaßte ein Gemeinwesen, das sich scharf in drei bestimmt ausgeprägte und streng abgegrenzte Körperschaften gliederte. Die ursprünglich Freien, die Münzer, die altadeligen angezessenen Geschlechter und die Hausgenossen, der dienstmännische Adel, verschmolzen nach manchen Wandlungen in Eins zusammen, in die stolze Kaste der Patrizier; die frei gewordenen Bürger bildeten ihre Zünfte, die, eben so wol eine Pflege des Handwerks, als zur gegenseitigen Unterstützung in den sozialen Kämpfen gegründet, mit vielfachen Vorrechten ausgestattet, einen sehr wichtigen Faktor in der Entwicklung der Städte wie des Gesamtbürgerthums darstellen. Zunächst galt es nur den Kampf der Zünfte mit den Geschlechtern, die sich die Verwaltung und Gerichtsbarkeit der Stadt allein zu Händen genommen hatten. In diesem, bis zum Ende des 15. Jahrhunderts dauernden Kampfe wurde mit wechselndem Glücke gekämpft; aber zweimal wurde durch den niedrigen Sinn der Geschlechter, die sich durch ihren Grimm gegen die Zünfte und ihren Aergerniß, daß sie diesen einen Antheil am Rath und Gericht der Stadt zuerkennen mußten, verleiten ließen, mit dem Landadel außer Speyer eine

Verschwörung einzufädeln gegen die Stadt. Die Entdeckung dieses Verathes und die den Zünften gelungene Vereitelung desselben kam den Geschlechtern theuer zu stehen: ihre Vorrechte wurden ihnen abgenommen und die Zünfte hatten das Regiment in der Hand; und als sie gar 1349 aufs Neue revolutionirten, wurden sie als einfache Zunft erklärt und erhielten gleich jeder andern Zunft ihre bestimmten Rathsstellen zur Besetzung aus ihrer Mitte. Auch der Kampf mit den Bischöfen nahm ein für diese ungünstiges Ende: sie mußten die frühere Oberherrlichkeit an die Bürger der Stadt überlassen, wie lange und wie ernst auch der Klerus Alles aufbot, wieder das Scepter in die Hand zu bekommen. Unter Kaiser Adolf von Nassau ward der Streit zu Gunsten der Bürger entschieden. Den Dank für Das, was er ihnen gegeben, trugen die Speyerer ihm ab auf des Hafenhühls blutigem Gefilde, da sie an seiner Seite stritten, wenn sie ihm auch Krone und Leben nicht erhalten konnten.

In den Zuständen jener Jahrhunderte fortwährenden Kampfes, steten Ringens aller einzelnen Glieder des Reiches, um sich die ihnen zusagende Stellung im Ganzen zu erobern, ist es selbstverständlich, daß auch das aufstrebende Städtethum in die Entwicklung der Gesamtgeschichte selbständig eingriff, daß die freien Bürger der Städte an den Händeln des Reiches ihren interessvollen Antheil hatten. Speyer stand auf der Seite der Salier, nach diesen auf Seite der Hohenstaufen. Unter der Regierung dieses gewaltigen Kaiserhauses erlebte Speyer einen jener weltgeschichtlichen Augenblicke, die einem Steinwurfe im klaren Wasserspiegel vergleichbar, diesen mit Wellenkreisen, weiter und weiter sich ausdehnend, bis an die Ufer allseits überzieht. Kaiser Konrad III. hielt einen Reichstag in Speyer; und als am Weihnachtsfeste 1146 der Kaiser und die Großen des Reiches im Dome versammelt waren, da trat unter sie ein Mann im Mönchsgewande, dessen Enthaltfamkeit und Ertdödtung aller sinnlichen Begierden durch Kasteiung und Selbstpeinigung aus seinem abgehärteten, geisterhaften Körper ersichtlich war, und in glühender, feuriger Weise entströmte seinen Lippen die Rede. Der Christen Noth im heiligen Lande, der Christen Verpflichtung in allen Landen, dieser Noth abzuhelfen, das war es, was er begeistert dem Kaiser und seinen Großen vortrug, und abermals tönte es in den Herzen: Gott will es! Dem Könige von Frankreich, Ludwig VII., schloß sich der deutsche Kaiser an, zu ziehen gegen Nur-ed-din von Mosul, der Edessa genommen und die Christen mit der Schärfe des Schwertes geschlagen hatte. — In Speyer wurde der zweite Kreuzzug beschlossen.

Noch ein wichtiges Ereigniß, das weit über die Mauern der Reichsstadt Speyer hinaus, weit über die Grenzen Deutschlands und fortwirkend durch Jahrhunderte Bedeutung erhielt, hat sich in Speyers Mauern zuge tragen. 1529 hatte Karl V. einen Reichstag dorthin berufen, um den Unruhen ein Ende zu machen, die durch des kühnen Mönches von Wittenberg Lehre seit zwölf Jahren ganz Deutschland aufgeregt hatten. König Ferdinand, als Stellvertreter des Kaisers, eröffnete denselben am 15. März mit einer feierlichen Ansprache. Der Ausschuß für die Religionsangelegenheiten

fertigte ein „Bedenken“ aus, darin allem Fortbestehen, noch mehr allem Weiterdringen der Reformation das Urtheil gesprochen war. Eine Beschwerdeschrift der evangelischen Stände gegen das „Bedenken“ wurde nicht angenommen; das Bedenken wurde Reichstagsabschied und als solcher verlesen.



Das alte Worms.

Da verließen der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt und die Gesandten anderer Fürsten und Städte die Versammlung und zogen sich zur Berathung zurück, deren Resultat war: Der Protest gegen den Abschied. Sechs Fürsten und vierzehn Reichsstädte hatten durch diese That der Ueberzeugungstreue das

Werk der Reformation vor dem Untergange gerettet, und stolz trägt heute die ganze evangelische Christenheit von jenem muthigen Zeugnisse her den Namen Protestanten.

Die weitere Geschichte der Stadt Speyer verläuft unter denselben Einflüssen, die wir schon bei den übrigen pfälzischen Städten kennen gelernt haben. Sie hatte im Dreißigjährigen Kriege, sie hatte von den Franzosen im 17. und 18. Jahrhundert Unsägliches zu leiden, wurde zerstört und wieder aufgebaut, bis sie, 1816 mit dem Königreich Bayern vereinigt, Hauptstadt des Rheinkreises, später Pfalz genannt, wurde und in den Königen von Bayern eben so wohlwollende Schirmherren fand, als sie früher an den Saliern besaß. König Ludwig ließ den Dom nicht nur wieder herstellen: er ließ ihn kostbarer und herrlicher erstehen, als er je war.

Wie steht sie stolz und ragt über das rheinische Gefilde und spiegelt ihre herrlichen Maße im grünen Rheine, die romanische Basilika: der kaiserliche Dom, der Zeuge all der wechselvollen Geschichte des Reichs und seiner Kaiserhäuser, das ernste und erhabene Grabdenkmal von Kaisern und Kaiserinnen. Wenn wir an der Vorderseite des Domes durch das herrliche Portal eintreten, so gelangen wir in die prächtige Kaiserhalle. Da stehen in goldenen Blenden die Statuen der hier begrabenen Kaiser: Konrad II., Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V.; die salischen Könige, die Gründer des Doms und der Freiheit Speyers; dann Konrad III., Philipp, der in Bamberg meuchlerisch ermordet wurde, Rudolf I., der in Gemersheim sterbend auszog, um in erhabenenen Gotteshaufe die letzte Lebensstunde zu schließen. Und dann zuletzt, die im Leben um die Krone gestritten und hier neben einander nun ruhig gebettet lagen, bis Franzosengreuel das Heiligthum schändete: Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich. Tritt ein mit mir durch die innere Thür und steh' gebannt; überwältigt von der Pracht und Schönheit laß den erhabenen Raum auf dich wirken: wie Nähe der Gottheit wird er deine Seele grüßen. Steige hinab in die Krypta und lasse die Schauer der Vergänglichkeit auch der höchsten irdischen Macht dich umwehen; besuche die Kapelle St. Afra, dort an der Nordseite des Doms, wo die Leiche des gebannten Kaisers, von „seiner Bürger“ Treue bewacht, ruhte; und dann nimm Abschied mit mir vom Dom von Speyer, um noch den letzten Besuch abzustatten im alten pfälzer Lande. Komm mit zum alten Worms! —

Worms. Auch hier grüßt dich der romanische Dom weithin ragend, wie sein Schwesterbau in Speyer, grüßend die fernen Berge der Hardt und des Odenwaldes; auch hier fühlst du dich zunächst aus der lebendigen Gegenwart in die fernen Zeiten der Vergangenheit versetzt. Gestalten, längst bekannte, oft genannte Namen, sie gewinnen hier neues Dasein; du siehst sie, als ob sie lebten, zu Worms am alten Rheine. Den König Gunther, dem Brunhild, die Hochmüthige, wider ihren Willen als Königin erworben wurde; und Siegfried, den Drachentöchter, mit Kriemhild, der minniglichen Jungfrau. Siehst du die blutende Wunde dort zwischen seinen Schultern, siehst du das

Auge Kriemhildens, erst thränenlos, starr darauf gerichtet, bis dann der befreite Strom der Thränen die Seele selbst befreit vom brechenden Drucke? Dort der grimme Mann mit dem einen Auge, der so trotzig die Lanze hält, die blutbefleckte, der hat ihn getödtet am kühlenden Borne. Hörst du das Lied, das dich wie mit Goldnetz mit süßen Tönen umstrickt? Volker, der Fiedler, singt von Mannentreu' und süßer Minne Lust. Du bist in der Heimat der alten Recken von Burgund, an der Wiege des Nibelungenliedes.



Das heutige Worms.

Der goldenen Pfalz ist es entsprossen; seine Zweige hat es ausgedehnt in alle Lande, ein stolzer Baum, wie keine zweite Eiche den deutschen Dichterwald mit ihrer Krone ziert. Wie lebt sich hier Alles so ganz und innig mit! Ja, sieh nur, sie ziehen aus, alle die Recken, die „Helden lobebären“; zu weiter Fahrt sind sie gerüstet. Vernimmst du den ahnenden Unglücksruf, der sie zurückhalten will? Vergeblich, die Geschehnisse müssen erfüllt sein, denn jede Schuld rächt sich auf Erden. Du könntest stehen und warten, wie lang du wolltest. Sie kehren nicht wieder, die du ausziehen sahst. Nur trübe, unheilvolle Kunde kam von heißen Kämpfen in Egel's Burg am fernen Strand der Theiß, vom Brande des Königspalastes, in dem die Letzten der Burgunden den Hunnen das Leben theuer verkaufen; Kunde von der grimmen Kriemhilde, die all die Ihren zum Todtenopfer weihte dem früh geraubten Gatten, die selbst dann, ihrer Rache Opfer, fiel.

Der Strom der Zeit rauscht wie der Rhein an Worms vorbei. Die Königsburg ist gebrochen. Es ist eine andere Zeit heraufgekommen. Das

Bürgerthum herrscht in der Reichsstadt Worms. Wir sehen sie stark bewehrt, Bündnisse schließen mit Schwesterstädten, mit Speyer und Mainz, und trotzten dem Adel, der der Städte Aufschwung, der „Woll- und Pfefferjücker“ Reichthum mit neidischen Augen sieht. Worms steht zu den Kaisern „in rechten Treuen fest“, gleich Speyer; es trotzt seinem Bischof und verjagt ihn, als er gegen Kaiser Heinrich IV. ist, und öffnet diesem seine Thore. Worms steht zu den Hohenstaufen und erhält von diesen große Rechte. In der Fehde Ludwig's des Bayern und Friedrich's von Oesterreich stand es auf des Ersteren Seite und ward dafür von dem Papste in den Bann gethan.

In der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, da thaten sich die Städte zusammen, um dem Raubritterthum und den ländergierigen Fürsten mit Schwert und mit Inful Trotz zu bieten. Worms und Mainz standen 1254 an der Spitze und mit ihnen verbunden Köln, Speyer, Straßburg, Basel. Das war der rheinische Städtebund, der, wenn auch nicht von langer Dauer, doch für die freiheitliche Entwicklung des Bürgerthums im Innern, für seine stolze Entfaltung nach außen von unberechenbarem Einflusse war. Das war eine stolze Genossenschaft, die, wie die Hanse im Norden, des Rechtes und der Selbständigkeit, der bürgerlichen Freiheit Panier hoch hielt.

1293 sind abermals die drei Städte Worms, Speyer und Mainz zum „ewigen“ Bündnisse zusammengetreten, um gemeinjam ihre Rechte gegen die Bischöfe zu vertheidigen. Das waren Felsen, an denen die wilde Brandung geistlicher und weltlicher Tyrannei sich brach.

Auch sei nicht vergessen, daß in jenen rauhen, düsternen Zeiten, da sich der abergläubische Haufe an den Juden vergriff, ihnen allerlei Schuld gebend, in Worms die Juden geschont wurden. Freilich soll daran eine List der Juden ihren guten Antheil gehabt haben. Diese erklärten nämlich, daß, als Christus gekreuzigt werden sollte, alle Judengemeinden gefragt worden seien und die Wormser Synagoge allein dagegen gestimmt habe. Wie dem auch sei, es ist eine Ehre für Worms, daß es nicht auch glaubte, in majorem dei gloriam könne man Juden schinden und hegen. Und wie in Speyer, so wurden auch in Worms viele Reichstage gehalten. Keiner aber ist der Welt so fest in das Gedächtniß geprägt, als der von 1525. Damals war Luther vor Kaiser und Reich gefordert, um seine Irrthümer abzuschwören. Da stand er dort, das Gewissen „in Gott gefangen“; da kämpfte er den Kampf der freien Ueberzeugung gegen jeden Zwang von außen; da sprach er das weltbewegende Wort: „es ist nicht gut, etwas wider das Gewissen zu thun“; da hielt er die Bibel in der Linken, legte die Rechte als Faust darauf: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen!“ So ist es durch die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte erkungen, bis es im Jahre 1868 in Erz gebildet vor der begeisterten, bewundernden Menge stand. Das war ein Festtag, als der damalige König von Preußen, jetzt Kaiser Wilhelm, und die übrigen protestantischen Fürsten Deutschlands und um sie eine ungezählte Menge aus nah und fern des Augenblickes harreten, in dem die Hülle fallen sollte von dem Denkmal, das jenem Tage in Worms gewidmet ist. Und sie fiel.



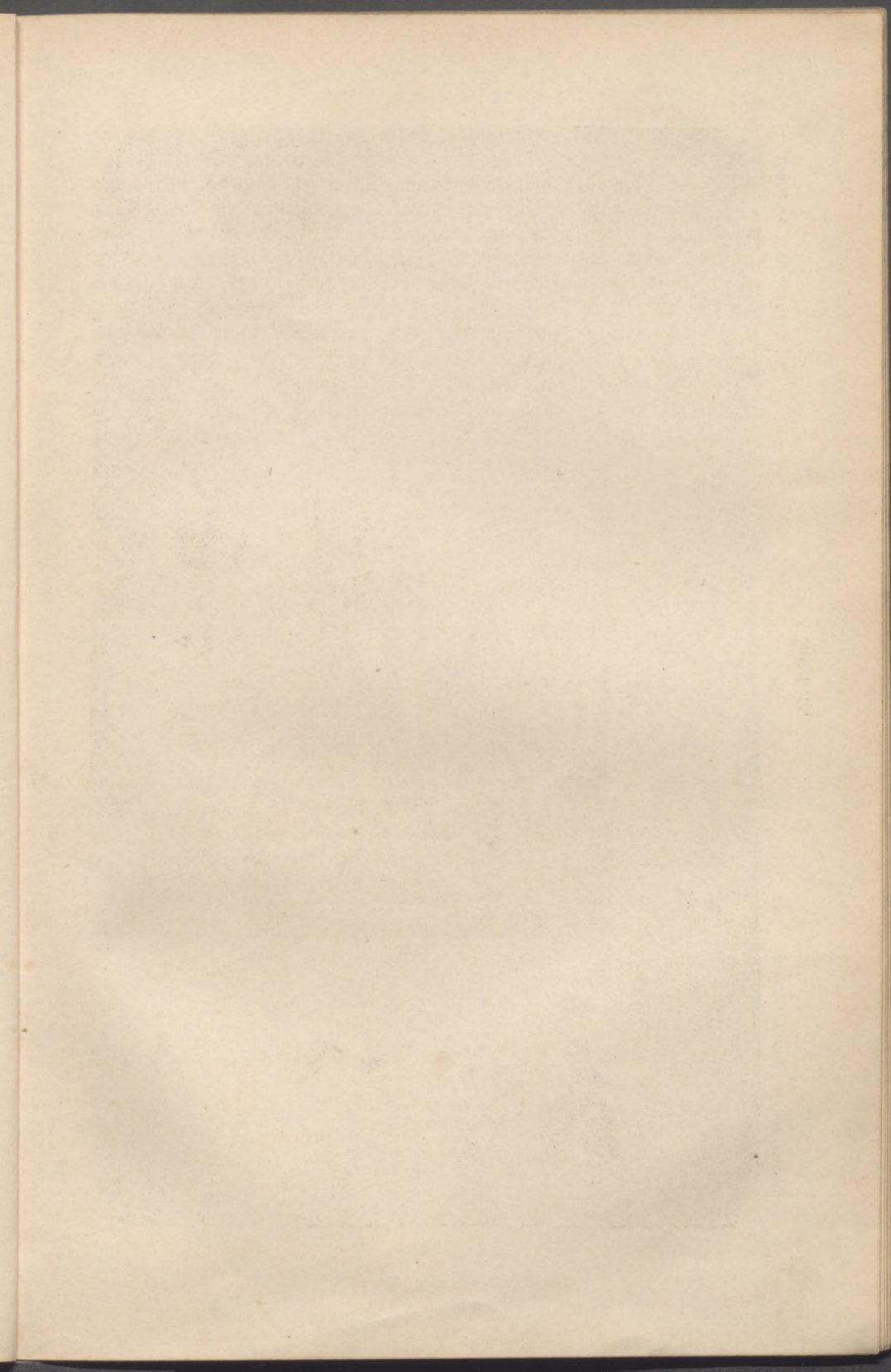
Das Lutherdenkmal zu Worms.

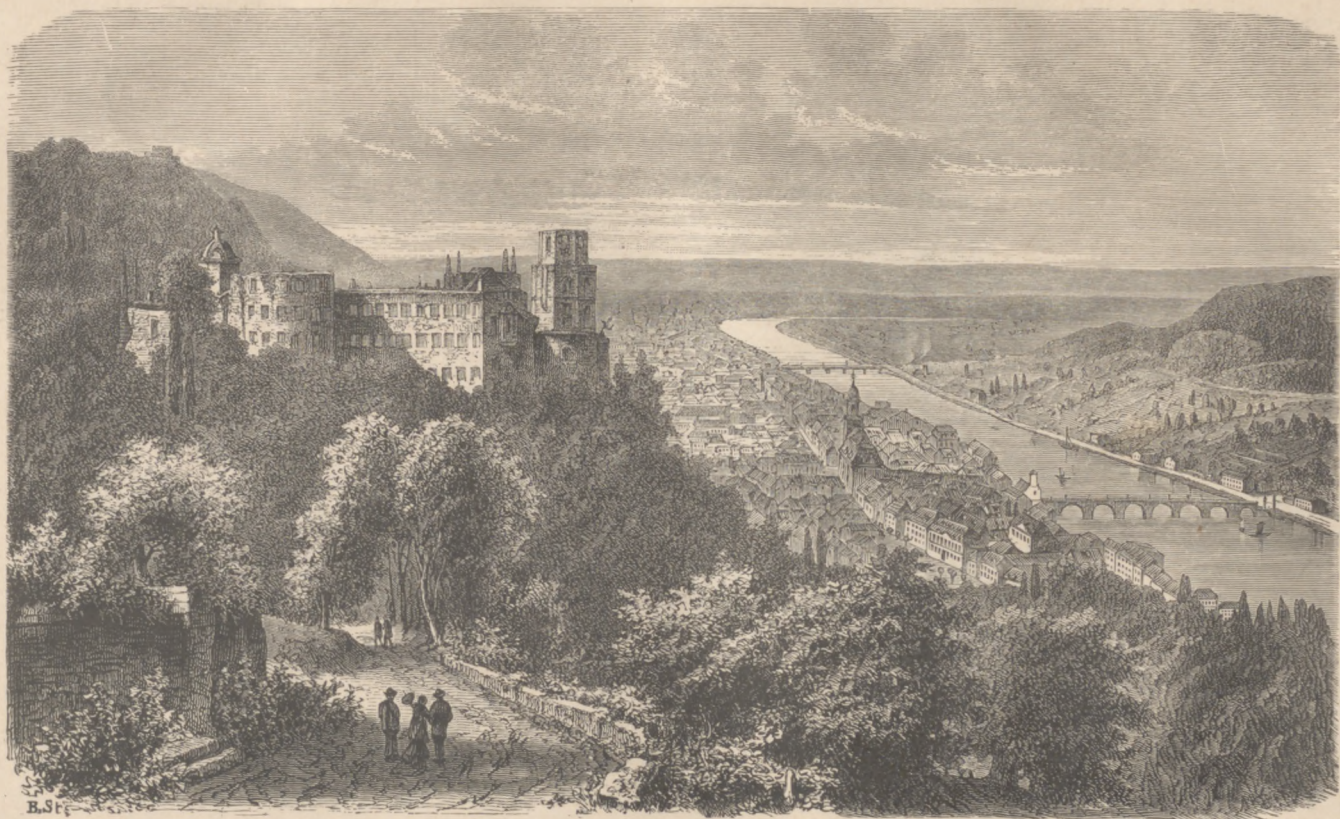
Von Tausenden von Menschen wurde das in goldenen Strahlen der Julisonne erglänzende Bildniß des Reformators, seiner Vorläufer und Genossen mit dem alten Lutherliede begrüßt: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Da stehen nun der alte majestätische Dom, die Kirche der Katholiken, und das von allen Protestanten errichtete Denkmal der Reformation neben einander. Soll das unserm Volke nicht eine ernste Mahnung sein: so dienet friedlich neben einander, Jeder in seiner Weise, Gott; laßt begraben sein den alten Streit und Hader, laßt unsers Kaisers Spruch auch hierin gelten: „Jedem das Seine“. Predigt es so, du eherner Luther, du würdiger Dom in eurem Nebeneinander, und Worms wird aufs Neue gepriesen werden als Wiege bürgerlicher und religiöser Freiheit.



Der Dom zu Worms.





D. utesches Land und Volk. III.

Heidelberg.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Der geborstene Thurm zu Heidelberg.

Heidelberg, die Herrin der Kurpfalz.

Heidelberg. Geschichte des alten Schlosses. — Jetta. — Der Wolfsbrunnen. — Die Gründung des neuen Schlosses. — Der Rudolfsbau und sein Gast. — Die Ruprechtskapelle. — Die Universität. — Das Heidelberger Faß. — Das Zeughaus und der gesprengte Thurm. — Der Ruprechtsbau.

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt, an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Kein' andre kommt dir gleich.

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So weht er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Stadt fröhlicher Gesellen,
An Weisheit schwer und Wein,
Klar zieh'n des Stromes Wellen,
Blauänglein blitzen drein.

Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut.

Und stechen mich die Dornen
Und wird mir's drauß zu kahl,
Geb' ich dem Roß die Spornen
Und reit' ins Neckarthal.“

So singt der wanderlustige „Trompeter von Säckingen“ dem biedern Pfarrherrn im Schwarzwalde das Lob seiner Heimat, den Ruhm Heidelbergs, weiland der Königin der Pfalz. Und wie es „die feine“ ihrem

eigenen Sohne angethan, daß sie in aller Fremde ihn festhält am unzerreißbaren Bande des Heimwehs — so hat sie es noch je und je angethan Allen, die einmal eingekehrt waren in ihrer Pracht. Manches Auge blickt heller, wenn in alten Tagen ein Gruß der Erinnerung vom alten Musensitze kommt; in tausend Wanderbüchern liegt ein Epheublatt, immergrün wie das Andenken an die schönen Stunden in der Neckarstadt. Selbst daß der „Genius loci“ feucht ist — die Pfälzer nennen Heidelberg scherzweise das Regenloch, und Mancher, der beim schönsten Sonnenschein dort war, hat am andern Tage erst erkannt, daß auch allzuviel Feuchtigkeit in Heidelberg's Kellern verborgen ist — selbst das kann nicht die Erinnerung trüben.

Es liegt im lichten Sonnenschein,
In des Erinnerns frohem Lande. —

Der es gesagt: „Fragte mich ein Unglücklicher, wo er leben müßte, um dem lauernden Kummer dann und wann eine Stunde zu entriicken, so nenne ich ihm Heidelberg; und wenn ein Glücklicher mich fragte, welchen Ort er wählen solle, um jede Freude des Lebens frisch zu kränzen, so nenne ich abermals Heidelberg“ — er hat Recht. Wie viel aber auch der Reize Kunst und Natur hier auf kleinem Raume zusammengehäuft, das Kostbarste — der reichgeschmückten Königin strahlende Krone — ist das Schloß von Heidelberg. Der Freudenbecher, der dir hier kredenzt wird, führt dir über die Lippen den alten Firnewein einer glorreichen Vergangenheit, gemischt mit dem duftvollen, schäumenden Tranke fröhlichster, sonnigster Gegenwart. Wie es aber vor unseren Augen dasteht, ist es nicht das Kind eines Jahrhunderts. Eine ganze Geschichte der verschiedenen Geschmacksrichtungen aufeinander folgender Jahrhunderte und eine ganze Geschichte wechselnder, oft im Sonnenscheine des Glückes erglänzender, oft von Unglück und Vernichtung verdunkelter Geschehnisse der in ihm lebenden Menschen führt das Schloß uns vor Augen. Und nur, daß es in Trümmern liegt, das ist das Werk einer Macht, die, immer sich gleich in ihrem Reid und Hass gegen Deutschland, als Fußstapfen ihres Ganges durch unsere Geschichte zerstörte Städte und Schlöffer und Kirchen, verödete Felder, ja Länder zurückgelassen hat.

Wollen wir in kurzen Umrissen die Geschichte des Schlosses oder richtiger zuerst noch der Schlöffer, des alten, einst an der Stelle der Molkenskur stehenden, und des neuen, jetzt als Ruine Heidelberg krönenden Schlosses, die beide von 1329 bis in das 16. oder 17. Jahrhundert neben einander bestanden, uns ansehen, so wird sie sich uns ganz von selbst zur Geschichte der Kurpfalz und damit zu einem guten Theile der Geschichte des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ erweitern. Aber ehe sich uns die Hallen der Geschichte selbst öffnen, treten uns hier, wie so häufig, zuerst die Gebilde der Sage entgegen. Während die Einen an der Stelle des ersten Schlosses das Vorwerk eines römischen Kastells vermuthen, das auf dem Mons Piri von Kaiser Valentinian angelegt war, erzählen Andere, ein Frankenfürst Anthysius, der das Christenthum in die Neckargegend eingeführt, habe dort ein festes Haus gegründet und mit seiner Tochter Jetta daselbst gelebt. Diese Jetta hatte als Seherin neben dem Hause ihres

Vaters eine Kapelle, und eine ihrer Weissagungen, die sie der lauschenden Menge verkündete, lautete, daß an der Stelle, wo ihre Kapelle stehe, sich dereinst die Burg gewaltiger Herrscher erheben werde. Der Theil des unteren Schloßberges, der sich an den gesprengten Thurm anschließt, hat heute noch ihren Namen: Zettabühl. Auch von dem Ende der Seherin, die Heidelberg's Glanz vorhergesehen und gesagt, weiß die Sage. Es war ihr Schicksal das der meisten Seher: die Zukunft wissen und ihrem Verhängniß nicht entfliehen können; es ward ihr das Los, das Alle trifft, die, Gott geweiht und seinem Dienste erkoren, ihr Herz der irdischen Liebe weihen: sie finden in ihr das Verderben. Einst, da sie weissagte, war unter der Menge ein Jüngling, auf den die hohe Jungfrau einen gewaltigen Eindruck machte. Er bat sie, auch ihm seine Zukunft zu enthüllen. Da sie ihm des andern Tages, nachdem sie Gott gefragt, verkündete, daß ihre eigenen und des Jünglings Lebenswege wunderbar verschlungen seien, da wallte des Jünglings Herz über vor seliger Freude. Er gestand ihr seine Liebe, und Beide deuteten den Götterspruch auf Glück, das ihnen in treuer Liebe erblühe. Als der Jüngling sie bat, ihm zu gewähren, daß er von Lauschern ungestört mit ihr reden, sein ganzes Herz ihr enthüllen dürfe, bezeichnete sie ihm eine Stelle neckaraufwärts, wo auf verborgener Waldwiese die frische Quelle dem Fels entströmt, und versprach ihm, am Abende des andern Tages dort zu sein. Sie kam, sie hörte in den Zweigen der die Wiese umgrenzenden Bäume ein Rauschen, mit ausgebreiteten Armen eilte sie dem Geliebten entgegen; aber statt seiner stürzte ein reißend Thier, ein blutgieriger Wolf, aus dem Dickicht und zerriß sie. Der Jüngling, welcher wähnte, zu süßem Liebesworte mit Zetta am trauten, verborgenen Orte zusammenzukommen, hörte ihre letzten Klagerufe, und aus den Zähnen der Bestie befreite er nur — der Geliebten Leiche. Der Ort, da Solches geschah, heißt Wolfsbrunnen bis auf diesen Tag.

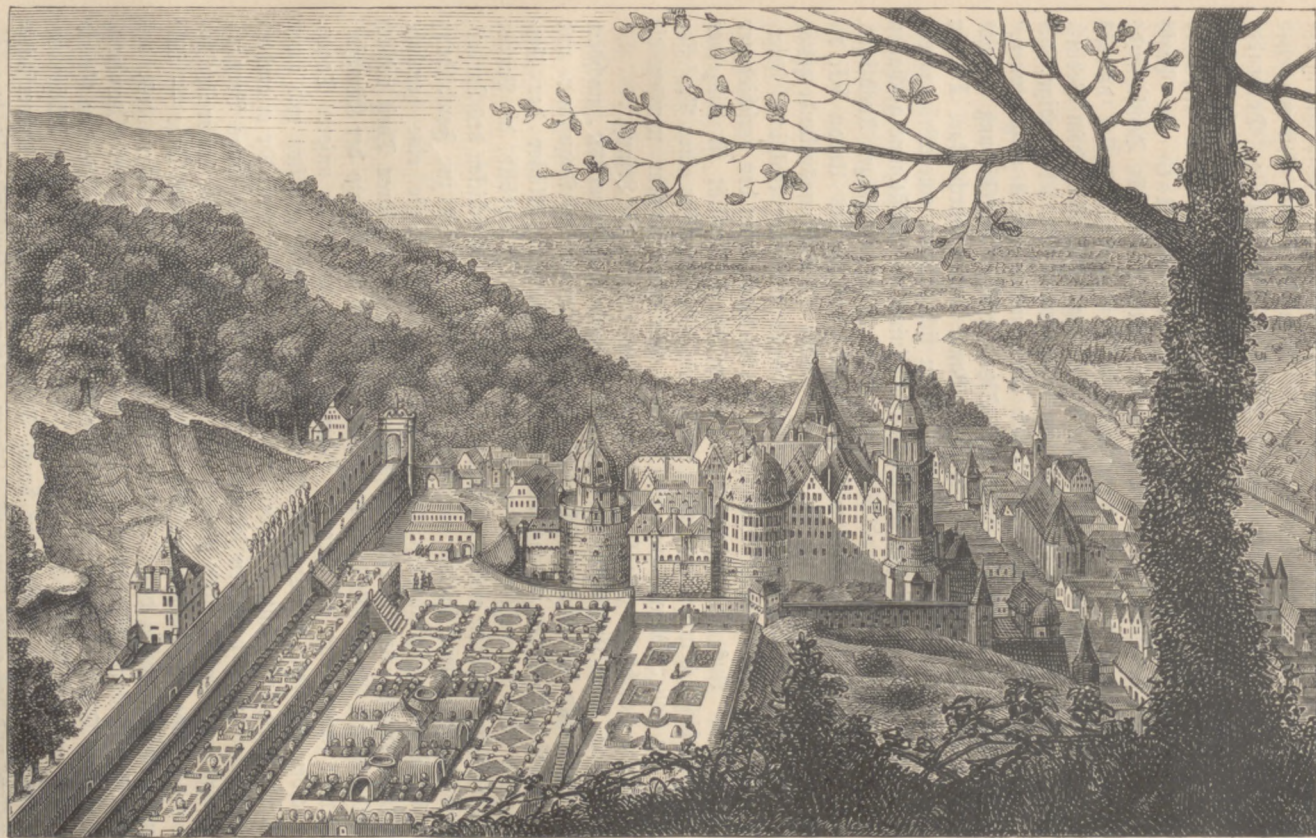
Geschichtlich bestimmbar wird das Schloß zu Heidelberg genannt, als Friedrich Rothbart seinen Bruder Konrad 1156 zum Pfalzgrafen ernannt hatte und diesem der Bischof von Worms einen Platz, wo jetzt Stadt und Schloß Heidelberg stehen, zu Lehen gab. Dieser Konrad wird als Gründer der Stadt Heidelberg genannt, und er erbaute auf der Höhe der Molkenkur ein Schloß. In diesem Schloß regierte nach Konrad noch Heinrich, Heinrich's des Löwen Sohn, den Konrad's Tochter Agnes, trotz der Fehde zwischen ihren Häusern, zum Gatten genommen hatte — was Friedrich von Heyden in seinem Epos „Das Wort der Frau“ gar anmuthig erzählt. Agnes hatte ihrem Gemahle die Pfalzgraffschaft als Kunkellehn mitgebracht. Nach Heinrich, oder eigentlich mitten hinein in dessen Regierungszeit, fällt die Regierung Herzog Ludwig's von Bayern, welchem Kaiser Friedrich an Stelle des seiner Würde entsetzten Welfen die Pfalzgraffschaft verliehen hatte, in welche derselbe 1219, versöhnt mit dem Kaiser, wieder zurückkehrte. Nach mancherlei Wechsel der Herrscher kommt die Pfalz als alleiniger Besitz an Rudolf den Stammher, und der ist es, der den eigentlichen Grund zum jetzigen Schloß legte. Das alte Schloß wird jetzt von den Fürsten verlassen und

untergeordneten Zwecken gewidmet, bis es 1537 den 25. April bei einem Gewitter, das einen Blitz in den Pulverthurm des Schlosses sandte, zerstört wurde. Zur Noth wieder hergestellt, wird es im 30jährigen Kriege noch einmal als besetzter Punkt genannt und verschwindet dann aus dem Gedächtniß der Lebenden. Den Namen Rudolf trägt der älteste und finstere, wenigstens ernsteste Theil des Schlosses. Ein gewaltiger Koloss, erhebt er sich als der südwestliche Theil des Ganzen aus dem tiefen Schloßgraben, und gerade sein düsteres Ansehen erinnert an das herbe Geschick seines Erbauers. Als Schwiegersohn Adolfs von Nassau focht er die Fehde gegen Albrecht von Oesterreich mit, war der Führer des Vortrabes bei Göllheim, wo Adolfs Reich und Leben ließ; versöhnte sich mit Albrecht, war auch Heinrich von Luxemburg ergeben, stand in der Fehde seines Bruders Ludwig des Bayern auf der Seite des Oesterreichers Friedrich und starb in der Verbannung.

Von allen Denen, die dieser Rudolfsbau bewirthete, war Keiner höher gestellt und niedriger gesinnt als der unglückselige Gast, der gegen seinen Willen im Jahre 1415 dort einkehren mußte. Es war Papst Johann XXIII., den das Konzil zu Konstanz seines Amtes entsetzt und dem Pfalzgrafen Ludwig dem Bärtigen, demselben, der bei der Hinrichtung des Huf das Reichsschwert trug, als Gefangenen übergeben hatte. Noch jetzt zeigt man das Gemach im Rudolfsbau, da er gefangen saß, und ein letzter Rest eines Wandgemäldes ist noch vorhanden, das seinen Einzug in das Schloß darstellte.

War es ein hochtragischer Gegensatz, als auf dem Konzile einer der lasterhaftesten Päpste einem unbescholtenen, frommen Manne als Ankläger gegenüber stand, und ihn dem Tode weihte, weil er nicht glaubte und lehrte, wie dieser Statthalter Gottes es wollte, so wirkt der Gegensatz in Erbuldung des Schicksals von Seiten der Beiden geradezu vernichtend für den Papst. Huf geht dem Tode mit männlicher Standhaftigkeit entgegen. Mitten in den Qualen des schuldlosen Feuertodes seine Seele Gott befehlend, so sehen wir den Märtyrer; — seufzend und klagend aus dem Fenster einer milden, erträglichen Gefangenschaft auf das herrliche Land hinausschauend, so sehen wir Den, der Huf' Ende wohl verdient hätte.

Einen merkwürdigen Wechsel erlebte ein anderer Theil des Schlosses, die Ruprechtskapelle zum heiligen Odalrich. Ihr Erbauer war Ruprecht I., von 1353 — 1390, der zu den bedeutendsten und achtungswürdigsten Regenten der Pfalz gehört. Er ist ein Mehrer der Pfalz gewesen, und seine Regierung, durch die trefflichsten Männer seiner Zeit geleitet, war ein Segen für das Land. (Der berühmteste seiner Rätthe war Konrad von Alzey, der auf dem Reichstage zu Mainz 1359 den päpstlichen Abgesandten, die für den Hof zu Avignon nicht genug Geld bekommen konnten, mit ergreifender Rednergabe, wie der Pfälzer sagt: den Standpunkt klar machte. Er sagte dort kühn und kraftvoll, was später auf dem Konstanzer und Baseler Konzil von den edelsten Männern angeregt wurde, was Huf und Luther aufstrebten.)



Das Heidelberger Schloß. Nach einem Stich aus dem Jahre 1620.

In seine Zeit fällt die Verheerung der Rheinlande durch eine große Pest; und zur Sühnung der Frevel, als deren Strafe die Pest angesehen wurde, erbaute er, dem Geiste seiner Zeit folgend, die Kapelle. Dauernder und ruhmvoller aber, als durch diesen Bau, hat er seinen Namen in die Blätter der Geschichte nicht nur der Pfalz, sondern Deutschlands eingeschrieben durch die Gründung der Universität. In Paris holte er sich das Muster, nach dem er die erste Universität Deutschlands gründete. Er kam damit einem Bedürfnis entgegen, das sich damals im Schoße der europäischen Nationen Geltung verschaffte, dem Bedürfnisse, „gegenüber dem kirchlichen Universalismus eine selbständige, gesonderte Entwicklung des volksthümlich individuellen Lebens zu gewinnen.“ Italien und Frankreich hatten die Sitze geistiger Ausbildung bereits lange im eigenen Lande; die slavischen Lande hatten durch Karl IV. in Prag diesem Bedürfnis genügt; Alle hatten sich dadurch eine Wehr gegenüber dem allein im Reiche des Geistes dominirenden Papstthume geschaffen — Ruprecht gab Deutschland die erste Hochwarte freien geistigen Ausblickes. Im Jahre 1386 erließ Ruprecht, nachdem 1385 bereits Urban VI. die Genehmigung erteilt hatte, die Dekrete, welche als Stiftungsurkunde gelten können; am 18. Oktober des Jahres wurde sie mit einer kirchlichen Feierlichkeit eröffnet, und am 19. begannen die Vorlesungen an den verschiedenen Fakultäten. Aus den ersten Einrichtungen der Universität ist Einzelnes kulturgeschichtlich interessant. So z. B. waren 50 Gulden für einen Professor schon ein hoher Gehalt, und mit 1 bis 8 Groschen Honorar wurden die Kollegien bezahlt. — Billig und gut! war damals die Losung.

Von dem Kurfürsten reich dotirt, erhielt die Universität, nachdem Kurpfalz zur Reformation sich bekannt, die Besitzungen des Augustiner- und Franziskanerklosters in Heidelberg und vier anderer Klöster der Umgegend. Die Universität hatte vier Fakultäten wie ihr Vorbild, die Pariser Universität. Auch sie nahm Theil an den wechselnden Geschicken des Landes, und sie griff gewaltig mit ein in die Arbeit des Geistes zur Fortbildung des Menschengeschlechtes. Unter Friedrich III. hatte sie eine herrliche Blüte erreicht, und von der Aufgabe jener Zeit hat sie ihren Theil redlich gelöst. Die Namen Ursinus und Olevianus sind im Kranze der Kämpfernamen jener Tage leuchtende Blumen. Und wieder in unseren Tagen, nachdem die Zeit des Druckes unter den katholischen Kurfürsten und ihren Rathgebern, den Jesuiten, vorbei war, und unter der Herrschaft der erlauchten und erleuchteten badischen Fürsten eine neue Aera für die lange Vernachlässigte angebrochen, sind Namen wie Chelius, Mittermeier, Umbreit, Thibaut, Bangerow, Holzmann, Rothe, Weber zc. von bestem Klange — Alle mehrend den Ruhm des Gründers Ruprecht und des Neubegründers, des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden — der Väter der Ruperto-Carolina.

Der Stifter der Universität hatte auch in würdiger Weise den Grund gelegt zur Universitäts-Bibliothek. Die von ihm geschenkten Büchervorräthe wurden dann vermehrt durch Schenkungen des ersten Universitätsrektors und des ersten Kanzlers. Ihnen folgten die Kurfürsten Ludwig III.

und der Freund und Beförderer der Reformation, Otto Heinrich. In der Reformationszeit wurden, wie die Güter und Besitzungen der Klöster an die Universität, so ihre Bücher und Manuskripte an die Universitätsbibliothek überwiesen, und viele Private haben von Anfang an ihr Schenkungen gemacht, so daß sie einen ungeheuren Reichthum barg. Als Wohnung war ihr zuerst der Chor der heiligen Geistkirche angewiesen. Als 1622 Tilly Heidelberg erobert hatte und die katholische Linie der Wittelsbacher die Herrschaft in der Pfalz erhielt, schenkte das Haupt der Liga, Maximilian von Bayern, diese Bibliothek dem Papste Gregor XV., auf dessen Geheiß sie im Jahre 1624 nach Rom gebracht wurde, wo sie noch heute im Vatikan als Bibliotheca Palatina aufgestellt ist. Im Jahre 1815 wurden der Bibliothek 38 Handschriften, welche die Franzosen nach Paris geschafft hatten, vom Papste zurückgegeben; und als sich Oesterreich und Preußen bei ihm verwendeten, gab er auch sämtliche altdenksche Handschriften, 847 an der Zahl, und den Codex Palatinus des Mönchs Ottfried der Bibliothek zurück. Das Ganze für Deutschland wiederzugewinnen, ist und bleibt eine Aufgabe der Zukunft, die Dem, der sie löst, Dank und Ruhm einbringen wird.

Das Heidelberger Faß. Die nächste Veränderung erlitt die Ruprechtskapelle im Anfange des 16. Jahrhunderts. Friedrich V., dem es zu eng war in den Grenzen der schönen Pfalz, und der Gelüste trug, den Kurhut mit der Königskrone zu vertauschen, ein Gelüste, das ihm so schlecht bekam, wandelte die Kapelle in einen Banketsaal um. Der Krieg, dessen erster Akt mit seiner Niederlage am Weißen Berge schloß, verheerte sein Land, und auch das Schloß mußte leiden. Die verehrlichen Herren Franzosen, die, wie ein Wigbold voller Galgenhumor sagte, sich die größte Mühe gaben, überall in Deutschland romantische Ruinen zu schaffen, zerstörten im Jahre 1689 noch vollends das Schloß und legten es 1693 ganz in Trümmer. 1716 wurde der Schutt weggeräumt von den unter dem Bau befindlichen Trümmern. Karl Theodor ließ in den Hallen eine Küferwerkstätte herstellen, die noch in diesem Jahrhundert einmal gelegentlich wieder zum Banketsaal eingerichtet wurde. Dort unten in den herrlichen Kellern, die des ganzen Baues Wiedererstehen veranlaßten, da liegt:

„das Wunder jener Tage,
Liegt das Kunstwerk deutschen Denkens,
Liegt das Heidelberger Faß.“

Aber auch dieses Kunstwerk, vor dem jetzt noch als vor „geleerter Größe“ jeder durstige Weinfreund in etwas elegischer Stimmung steht, bedauernd, daß auch der schönste Inhalt ein Ende nimmt, wird dem Beschauer von heute nicht in „erster“ Auflage vor die Augen geführt. Die vierte, vermehrte und verbesserte und wol die letzte Auflage darf der Tourist jetzt bewundern. Das erste „große Faß“ ward zu Ehren des Herbstes von 1589, der einer von den „Stichherbstern“ war, wie der Pfälzer die außerordentlichen, leider auch außerordentlich seltenen Jahre nennt, in denen nicht bloß die Rebstöcke tragen, sondern auch die „Stiefel und Balken“ zu

tragen scheinen, an denen die Rebstöcke befestigt sind. Wenn so ein Herbst „einschlägt“, dann geht es wie lichter Sonnenschein über die Gesichter der Pfälzer hin, und der Herzschlag hat höheren Schwung, und die Lustschlösser werden gleich fünf- und sechsstöckig gebaut; aber auch allerhand reelle Dinge werden dann mit kühnem Muthe und fester Zuversicht ins Werk gesetzt. So fiel es denn dem fröhlichen Pfälzer Johann Kasimir von Lautern, dem Vormunde Friedrich's VI., ein, ein Denkmal zu errichten jener segneten Weinflut von 1589; er ließ aus Landau, der freien Reichsstadt, den Küfermeister Michael Werner kommen; dieser nahm 112 Faßdauben von 8 $\frac{1}{2}$ m Länge und fügte sie zusammen nach Regel und Kunst und legte 24 eiserne Reifen darum, die zusammen 122 Centner wogen, damit sie widerstehen könnten dem gewaltigen Drucke von 132 Fuder, 3 Ohm, 3 Viertel pfälzer Weines, in welchem die goldene Blut der Sonne von 1589 wogte und wallte. Daß eines solchen kostbaren Inhaltes Hülle nicht schmucklos sein darf, versteht sich. So wurden fünf Löwen, fein geschnitzt, daran angebracht, als des Pfalzgrafen Wappenthier und zugleich als Symbol der stolzen Kraft, der männerwerfenden, die in dem Fasse schlummerte. Ein Jahr nur durfte sich der Pfalzgraf seines gelungenen Werkes freuen; dann stieg er in der Väter Gruft, und der Dreißigjährige Krieg schlug den Faßriesen in Trümmer, wie die Pläne des Pfalzgrafen Friedrich's V. Dessen Sohn, Kurfürst Karl Ludwig, der berufen war, die Wunden zu verbinden und die Schäden des schweren Krieges zu heilen, erbaute, gleichsam als Symbol der Hoffnung neuen Lebens, neuen Wohlstandes, neuen Glückes, wieder ein großes Faß; größer um 1 m in der Länge der Dauben, 12 $\frac{1}{2}$ m hoch, hielten seine 24 Reifen 204 Fuder Weines. Johann Meier hieß der Baumeister, der im Jahre 1664 dies Faß errichtete. Darauf war denn in sinniger Weise das Wiederaufleben der Pfalz unter den Segnungen des Friedens und der Regierung Karl Ludwigs mit dem Wiederaufleben des Fasses in innere Beziehung gebracht, und wie das Faß echt pfälzisch war, so seine Inschrift, deren letzte Strophe lautete:

„Gott segne diese Pfalz bei Rhein
 Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
 Daß dieses Faß und andre mehr
 Nicht, wie das alte, werden leer.“

Amen! sagt gewiß jeder echte Pfälzer und ist andachtsvoll gestimmt bei solchem frommen Spruche.

Ach, das so oft mit Neckarwein gefüllte, das solche fromme Rede an sich trug, das brave Faß durfte nicht im Kriege sterben, das mußte — wie schmähslich — in der Vergessenheit unkommen. Zwei Kurfürsten lebten lieber drunten am Rheine, wo jetzt der „Walfasten“ die Fürsten auch oft hinzieht; da stand es leer und fiel aus langer Weile zusammen. Und wieder kam der Retter. Karl Philipp gedachte in der feierlichen Stimmung, in die ihn des Landes Huldigung versetzt, des lang vergessenen Fasses und beschloß, es wieder herzustellen, neu zu verzieren und frisch zu füllen mit Wein von „diesem Jahre“. Zehn Jahre aber vergingen, ehe der Vorsatz zur

Ausführung kam. 1727 gab er den Befehl, das Faß wieder zu bauen. Nun kommt des Fasses Blütezeit. Als kaiserlicher Statthalter in Tirol hatte Karl Philipp den Zwerg Elemente Perkeo kennen gelernt, hatte ihn in seine Dienste genommen und mit nach Heidelberg gebracht. Der war es, der dem Kurfürsten so kräftig zugeredet, das Faß wieder bauen zu lassen. Zum Lohn dafür ernannte ihn derselbe bei der Einweihung des Fasses zum „Kammerherrn des Königs der Fässer“. Perkeo's Verdienst und Wirken ist unsterblich, und wenn eine noch materiellere Zeit als die unsere das Faßideal zu Heidelberg vergessen wollte, Perkeo, dieser Pfleger des Idealen auf der Grundlage des Realen, könnte auch ihr nicht vergessen bleiben. Ein feines Denkmal hat dem Kleinen, dem großen Trinker, B. Scheffel gesetzt, und wir dürfen nicht vom Fasse und seinem Kammerherrn scheiden, ohne Scheffel's Dichtung anzuführen. Der Trompeter erzählt, wie er mit Perkeo gezecht, und schildert diesen also:

„Der hatt' aus des Lebens Stürmen
Zu kontemplativer Trinkung
Sich hierher zurückgezogen.
Und der Keller war Ayl ihm,
Lebte drin in sinn'ger Pflege
Seiner und des großen Fasses,
Und er lieb' es — tren're Liebe
Nimmer hat die Welt gesehen, —
's war, als sei er ihm vermählt.
Blant segt' er's mit großem Besen,
Fort jagt' er die bösen Spinnen.

Stund ein Festtag im Kalender,
Schmückt' er's zart mit Ephenkränzen.
Und er sang den Morgengruß, und
Sang das Schlummertied dem Fasse,
Schnitzte auch sein eigen Standbild
Treu in Holz als Angebind' ihm.
Aber wenn vom Fassesmunde
Er den Lohn sich küßend schlürfte,
Dann erging er sich in kühnem
Schwunge.“ —

Und welcher Art die Philosophie war, deren Schwung ihn der alltäglichen Misere enthob, schildert Scheffel so hinreißend schön, daß wir es ganz erklärlich finden, wie sie dem jungen Studenten den Kopf verrückte, so daß er, alle Wirklichkeit vergessend, der Pfalzgräfin ein Liedlein sang; — wir begreifen es aber auch, daß er zur Wirklichkeit zurückgeführt und den Einflüsterungen der Kellerphilosophie durch Entfernung von der Hochschule dauernd entzogen wurde. — Perkeo aber führte seine Philosophie folgerichtig durch, so daß es von ihm heißt:

„Als er zum Faß gestiegen, stand's wohlgefüllt und schwer,
Doch als es kam zum Sterben, klang's ausgesaugt und leer.
Da sprach er fromm: „Nun preiset, ihr Leute, des Herren Macht,
Die in mir schwachem Knirpse so Starkes hat vollbracht.
Wie es dem kleinen David gegen Goliath einst gelang,
Also ich arm Gezwerge den Riesen Durst bezwang.
Und singt ein De Profundis, daß das Gewölb' erdröhnt,
Das Faß steht auf der Meige, ich falle sieggetrönt.“
Perkeo ward begraben. — Um seine Kellergruft
Beim leeren Riesensaße weht heut noch feuchte Luft.

Perkeo's Tod ging dem Fasse zu Herzen, so daß es brach. Karl Theodor ließ an seiner Stelle im Jahre 1751 dasselbe durch ein neues ersetzen. Das ist nun das Faß, das jetzt noch wohl erhalten in dem wohlhaltenen

Keller ruht, dessen Oberbau der Verheerung des Jahres 1689 zum Opfer gefallen und 1728 durch ein Dach wieder gestützt wurde; das ist das Faß, das durch Viktor Scheffel's Mund im Jahre 1865 die deutschen Philologen in Heidelberg begrüßte und von sich selbst sang:

„Als edler Bildungsdrang die Welt
Erfüllt mit edlem Streben,
Rief mich ein Kurfürst und ein Held
Als Burgfaß hier ins Leben.

Noch steh' ich fest, wo Alles fiel,
Des Pfälzer Geists ein Funken:
Groß im Gedanken, flott im Stil,
Und gänglich — leer getrunken.“

Das Zeughaus und der gesprengte Thurm, von denen das erstere beim Eingange vom sogenannten Treppenwege an der Nordseite her, der letztere an der südöstlichen Seite des Schlosses sich befindet, werden dem „bösen Fritz“ wie ihn seine Feinde, „Friedrich dem Siegreichen“ wie ihn seine Freunde nannten, zugeschrieben. Es war eine rauhe, wilde Zeit, in der dieser Kurfürst regierte, und er war der Mann dieser Zeit. Das Deutsche Reich beherrschte einer der unfähigsten Fürsten, der leider noch dazu am längsten von allen Kaisern den Thron innehatte, Friedrich III., oder, wenn man Friedrich den Schönen mitzählt, Friedrich IV. Hatte schon an und für sich das Reich nicht viel von ihm zu erwarten, so kamen seine Geschäfte in Ungarn und Böhmen, gerichtet auf Vergrößerung der Hausmacht, noch dazu, um seine Regierungszeit zu einer der trostlosesten des Deutschen Reiches zu machen. Das ist die Zeit der blutigen Fehden unter den Fürsten und dieser mit den mächtig erstarkenden Städten. Zu den bekanntesten Fehden aus jener großen Zahl gehören die Friedrich's von der Pfalz mit seinen zahlreichen Feinden; und von all diesen hinwiederum ist am allerbekanntesten diejenige, welche er mit der Schlacht endigte, zu deren Gedächtniß heute das Dorf Friedrichsfeld, zwischen Mannheim und Heidelberg, einladet. In der Nähe von Friedrichsfeld, bei Seckenheim, stand früher ein Kreuz, das jetzt im Alterthumsvereine zu Mannheim aufbewahrt wird; darauf steht die Inschrift: „Als man zählte nach Gotts Geb. 1462 jar uff St. Pauls Gedächtnißtag, sint uff diser Wallstatt durch Herzog Friedrich, Pfalzgrave pp. und Kurfürst niedergeworffen worden Herr Jörg Bischof zu Metz, Markgraf Karls von Baden und Grave Ulrich von Württemberg mit eyner merglichen Zahle Jr Diener Graven Herren und Knecht und derselben die in solchem Gescheffte tot blieben sint wolle Got harmherzig sin und uff denselben Tag sint vill zu Ritter geschlagen.“ Die Herren hatten ihm etliche zwanzig Dörfer eingeweiht in seiner schönen Pfalz, hatten, um ihr Zerstörungswerk recht gründlich zu betreiben, ihren Pferden brennende Baumäste an die Schwänze gebunden und waren so durch die Kornfelder gesprengt. Dafür führte sie der Siegreiche nach jener Schlacht gefangen auf sein Schloß und ließ sie schwer büßen. In Ketten und bei schlechter Kost hatten die Herren Zeit, über Das, was sie der Pfalz zugefügt, nachzudenken.

Die Sage erzählt, Friedrich von der Pfalz habe sie einst aus dem Gefängnisse herauf an seine reichbesetzte Tafel gezogen, an der nur Eins, das

Brot, fehlte. Als einer der Herren auf diesen Mangel aufmerksam machte, habe er sie an das Fenster geführt, ihnen die zerstörten Kornfelder gezeigt und ihnen gesagt, daß sie nicht von dannen kommen würden, bis daß sie den Schaden bezahlt, den sie angerichtet. Der Bischof von Metz mußte 70,000 Gulden, der Markgraf von Baden und Ulrich von Württemberg je 100,000 Gulden Loskaufsumme zahlen. Sehen wir jetzt noch die trotzige Kraft des gesprengten Thurmes an, so erinnert sie uns an den gewaltigen, trotzigen Kämpfer, den „Pfälzer Fritz“.

Aber auch an die Zeit erinnert uns der gesprengte Thurm, die ihn geschaffen. Die gewaltige Dicke seiner Mauern — die allerdings erst unter Ludwig V. (1508—1544) durch einen umgelegten Mantel zu solcher Stattlichkeit angewachsen war — die überaus zähe Festigkeit, welche die geborstenen Hälften, jede in sich, noch nach Jahrhunderten zusammenhält, sie erzählt uns, daß in das ganze damalige Leben eine gewaltige Kraft umgestaltend eingegriffen. Durch die Erfindung des Pulvers war der Berge und Völker beherrschende Adel in seiner stolzen Stellung bedroht. Die Geschosse der „Donnerbüchsen“ fanden den Weg auf die sonst unerklimmbaren Höhen und brachen sich Bahn durch sonst unzerstörbare Mauern. Die Herren suchten sich zu schützen und zu wehren, so gut es ging. Die Mauern machten sie dicker und fester die Wälle — aber der gegen des Pulvers Gewalt so trotzig festgebaute Thurm, den später dennoch diese Gewalt in zwei Hälften aus einander gesprengt, er ist auch das Sinnbild des ganzen Standes seines Erbauers: des Adels Kraft und Herrschaft ward durch die Gewalt der neuen Zeit, die mit Blitz und Donner einherfuhr, gebrochen — selbst ein gesprengter Thurm. —

Ein anderer Theil des Schlosses trägt den Namen Ruprecht's, des deutschen Kaisers. Dem war es zu enge in dem Rudolfinischen Palaste geworden. Eine Tafel, die an dem Baue angebracht ist und welche der Form ihres Inhaltes nach schon aus früher Zeit datiren muß, verkündet die Geschichte der Errichtung mit folgenden Worten:

„Tausend vierhundert Jahr man zelt,	Erneuert hat, wie's stett lustig,
Als Pfalzgraf Ruprecht war erwelt	Der im vierundvierzigsten Jar
Zu Römischem König und hat regirt	Fünfhundert auch für war
Uf zehen Jahr; darin volkirt	Auß dieser Welt verschieden ist.
Dies Haus, welches Pfalzgraf Ludwig	Ir beider Seel pfleg Jesus Christ. Amen.“

Der große Ritteraal in diesem Baue bewahrt jetzt noch Ritterrüstungen, Helme und Schlachtschwerter, die Zeugen einer längst untergegangenen Macht, versunkener Pracht.

Das eigentliche Juwel aber des ganzen Schlosses ist der Otto-Heinrichs-Bau, dessen in den großen Hof blickende Außenseite von so überraschender Wirkung ist, daß man es begreift, wie die Sage weit auf die Suche gegangen ist und als den Erfinder dieses Meisterwerkes im Renaissancestile den berühmtesten Bildhauer, Maler und Architekten der Zeit, Michel Angelo Buonarotti, nennen kann, obwol jeder geschichtliche Anhalt, auch sonst die Möglichkeit dafür fehlt.

Fast hätte die Schönheit dieses Baues noch nach des Schwedenkrieges und des allerchristlichsten Königs Verheerungen so gewaltig gewirkt, daß sie den Kurfürsten Karl Theodor veranlaßt hätte, von Mannheim herüber seine Residenz wieder in seines Hauses alten Sitz zu verlegen — da zerstörte bei einem Gewitter der Blitz die Gebäude des Neuen Hofes, und Karl Theodor sah darin einen Wink der Vorsehung, nicht wieder in die alten Räume zu ziehen.

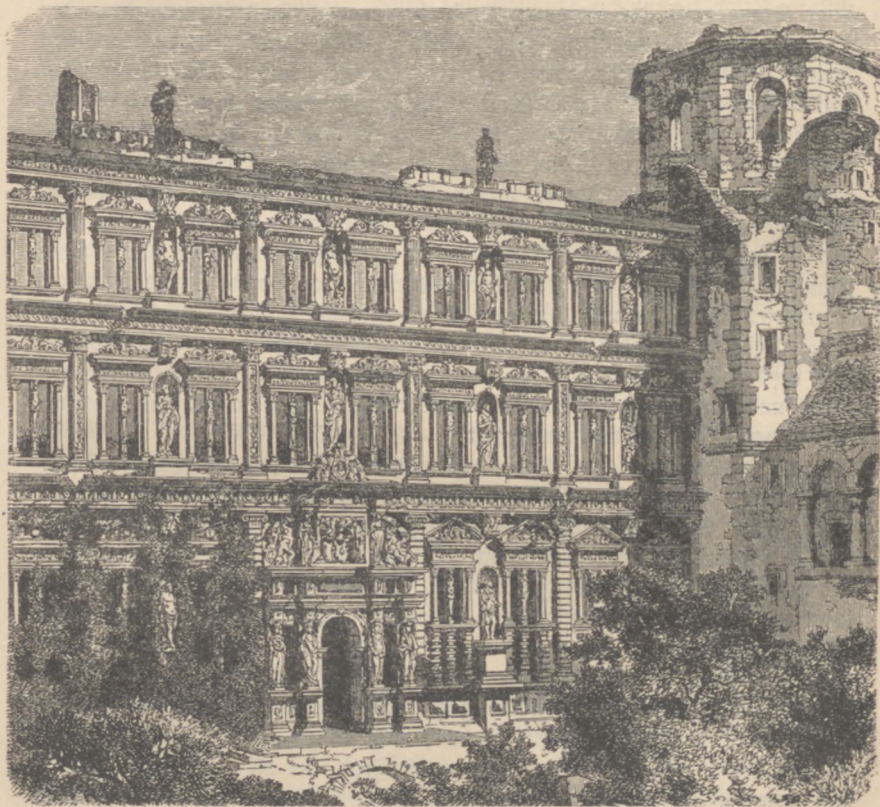
Der Erbauer, Otto Heinrich, ist der Letzte des Hauses Pfalz-Neuburg, und nach ihm kommt die Simmern'sche Linie an die Regierung mit Friedrich III., dem Frommen.

Der Theil des Schlosses, von dem die große Plattform die Aussicht bietet auf das wunderbar schöne Neckarthal, mit Heidelberg, das sich zu Füßen des Schloßberges schmiegt wie ein kosendes Kind an die Kniee seines Vaters, und den Blick eröffnet in das weite Rheinthal bis hinüber zu den Bergen der Hardt, trägt den Namen Friedrichsbau und verdankt seine Entstehung dem Pfalzgrafen Friedrich IV. Das war ein sonderbarer Heiliger, wie sein Tagebuch bezeugt. Darin ist er ganz ein Kind seiner Zeit, mit allen Fehlern und Schwächen — nichtsdestoweniger aber gleichzeitig ein sehr glaubensstarker Herr.

Ein Stückchen Sittengeschichte aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Wenn man von der alten guten Zeit redet, und dabei Einfachheit und Schlichtheit der Sitten im Auge hat, so muß man vor den Beginn des 17. Jahrhunderts zurückkehren, denn da waren sie bereits verschwunden. Ich weiß nicht, ob sie vor jener Zeit gefunden werden könnten — aber daß sie da nicht mehr waren, soll an Beispielen erhärtet werden. Im Jahre 1585, als Herzog Wilhelm in Jülich sich vermählte, waren die Turniere, Fackeltänze, Feuerwerke, Jagden bis zu einem unglaublichen Maße gediehen. Die Festtafel enthielt an nachgebildeten Burgen, Festungen, Menschen und Thieren eine kleine Welt.

Eine Hauptleidenschaft der großen Herren jener Zeit war das Trinken, und Gott „Sauf“, von dem Luther sagte, er könne der eigenste Gott der Deutschen heißen, wurde ernstlich verehrt. Pfalzgraf Friedrich IV. blieb auch nicht ganz frei von diesem Götzendienste, obwol er Patron eines Mäßigkeitsvereins war, worin sich die Mitglieder verpflichteten, nicht mehr als sieben Ordensbecher bei einer Mahlzeit zu genießen. Bier aber und ander „schlecht Getrenk“, durften sie trinken so viel sie wollten. Ein interessantes Zeugniß über die Sitten jener Zeit, über die Lebensweise eines Fürsten jener Tage giebt uns Friedrich's Tagebuch, das er drei Jahre führte und in das er mit großer Treue Alles eintrug, was er erlebte. Eine Reise nach Amberg macht den Anfang des Tagebuchs, und Jagden, Ringelrennen, Scheibenschießen, Zechereien giebt es in Hülle und Fülle. Als er in Neumarkt war, heißt es: „Am 25. Januar in die bredig gangen, 26. mit den balonen gespielt. 30. nans heßen gegangen undt 2 Hasen gefangen, auch ein azel geschossen. 2. Februar zum ring gerannt; am 3. ist der Soldat, der einen andern Soldat erstochen, gericht worden, am 7. mich zum Nachtmal brebarivet,

am 8. zum Nachtmal gängen, 9. mit Büchsen geschossen, 10. wieder mit Büchsen geschossen“ — und so geht es fort. Auch stark gespielt wurde, und heißt es einmal: den ganzen Abend „haß gespielt“. Den folgenden Tag sogar 80 Kronen verloren; dazwischen heißt es immer einmal: „hab ich den ganzen Nachmittag mit Kardten gespielt.“ Und der Frau Kurfürstin und den anderen Damen zu Liebe hieß es wol auch: „den ganzen Tag getanzt oder maskaraden gegangen.“



Der Otto-Heinrichsbau.

Daß bei den Genüssen das Maß nicht immer eingehalten wurde, bezeugt eine Einzeichnung vom 3. Mai 1598: „ist Herzog Hans gar fol geweest“; und Friedrich selbst hatte so genug gethan, daß er auf ein Vierteljahr das Trinken „verredt“. Aber noch im Laufe des Vierteljahres, am 9. Juni, heißt es ganz kurz und bündig: „ich bin fol geweest.“ Auch am 30. Juli hatte das „verreden“ nichts geholfen, denn: „hab ich wieder einen Rausch gehabt.“

Das sind aus des lebenslustigen und bibelfrommen Friedrich IV. Lebensbild herausgeschnittene Stücklein. Es ließen sich dieselben aber sehr

leicht ergänzen zu einem lebensvollen Bilde der Zeit, wenn uns der Raum hierzu nicht zu knapp bemessen wäre. — Das Besterhaltene in dem Baue, der seinen Namen trägt, ist die von Friedrich reich ausgestattete Kirche.

Die Verbindung zwischen diesem Baue und dem dicken Thurme stellt der Elisabethenbau, oder, wie er beim Volke kurzweg heißt, der englische Bau her. Das war jene Elisabeth von England, die das Herz Friedrich's V. so ganz eingenommen, daß er den Kopf verlor, und um dem hochfliegenden Sinne der geliebten, schönen Frau zu genügen, nach jener Krone griff, die ihm zum Verderben ward. Das ist wenigstens die Auffassung von Zeitgenossen; doch fordert es die Gerechtigkeit, auch aus der Familie selbst eine Stimme zu vernehmen, die dem widerspricht. Die Enkelin Elisabeth's, Charlotte von Orleans, schreibt: „Historien seindt auch Lügen, In meines groß Herrn Vaters, der König in Böhmen, Historia hatt Man gesetzt daß Mein groß fraw Mutter die Königin in Böhmen aus purer ambition dem König Ihrem Herrn Keine ruhe gelassen, bis Er König worden, welches Kein wordt wahr ist; — der prinz von Oranien so deß Königs in Böhmen fraw Mutter Bruder war, hatte alle die sach ahngespinnen, die Königin hatt Kein Wordt davon gewußt undt nur damahl an commedien Baletten und Roman lessen gedacht.“ Wie dem sei — der Bau ist ein ergreifendes Memento; von jähem Wechsel des reichsten Glücks und tiefsten Unglücks erzählt er, und wer auch gefehlt, sie haben Alle gelitten und gebüßt; ihr Andenken weckt manche Theilnahme, und was an sie erinnert, ruft die Wehmuth wach.

An diesen Bau schloß sich ein prachtvoller Garten, ein Wunder seiner Zeit, welcher der geliebten Gattin die Pracht der englischen Schloßgärten ersetzen sollte. Salomon von Caus hatte hier Alles aufgeboten, was die damalige Gartenkunst nur immer darbot, um den Heidelberger Schloßgarten der Herrin lieb und werth zu machen. Da waren Wasserkünste, Statuen, Grotten, die seltensten Bäume und Pflanzen, große Treibhäuser, Terrassen und Kunstbauten.

Noch zeigt die riesige Futtermauer der großen Terrasse an der Ostseite der Anlage, in welcher keine Hindernisse scheuenden Weise hier Schönheiten der Natur abgewonnen wurden; noch trägt eine mit wunderlichen Säulen geschmückte Pforte den Namen der Frau, der all die Pracht geweiht war, wie die Inschrift sagt: „Friedrich V. der theuersten Gattin Elisabeth.“

Nun hatte das Heidelberger Schloß den Höhepunkt seiner Pracht erreicht, nun mußte es auch das Geschick alles Schönen auf Erden erfahren. Seine Sonne war, hier und da von unheilsschweren Wolken verhüllt, bis jetzt immer gestiegen — nun sank sie, und ihre letzten Strahlen grüßen uns in dem herrlichen Bilde der Ruine.

Friedrich V. hatte sich zum Könige von Böhmen wählen lassen; aber schon, als ihm in Amberg die Kunde kam, daß seinem Wunsche entsprochen sei, begleiteten böse Zeichen die Botschaft. Ein Tintenfaß wurde über ein Glückwunschsreiben geschüttet, und der Herzog von Anhalt, dem er es zeigte, hatte ernst prophetische Worte gesprochen, als er dazu sagte: es

bedeutet wol, daß das Ganze ohne Trübsal nicht abgehen kann. Das ganze Maß der Trübsal aber, das über den unglücklichen Fürsten, sein Haus und sein Land ausgegossen werden sollte, konnte er freilich nicht ermessen.

Die Herrlichkeit in Prag hatte nicht lange gedauert. Ein Winter war in Festlichkeiten schnell durchschwärmt, und dann kam die Schlacht am Weißen Berge; deren Ende für den Kurfürsten und König war schmachvolle Flucht, so schnell, daß Kurhut und Königskrone ihm dabei vom Haupte fielen. Graf Mansfeld erreichte, während Friedrich nach den Niederlanden flüchtete, die Pfalz im Herbst 1621. Tilly, der Sieger bei Prag, war aber auch schnell nachgeëilt, schlug sein Lager bei Ladenburg und forderte Heidelberg, zu dessen Kommandanten Heinrich von der Merven vom Kurfürsten ernannt war, zur Uebergabe auf. Diese wurde verweigert, und da die Spanier, welche Mansfeld von der Belagerung Frankenthals abzustehen gezwungen hatte, abzogen, und der Winter heranrückte, so konnte auch Tilly seiner Forderung nicht den nöthigen Nachdruck geben.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, dachte er aber, und kam im Frühjahr 1622 wieder, eroberte das Städtchen Neckargemünd, ließ die Einwohner niedermetzeln und rückte abermals vor Heidelberg. Aber auch dieses Mal wurde Heidelberg gerettet. Das Bergschloß Dilsperg hielt den Nachzug Tilly's auf, und plötzlich kam die Kunde, der Kurfürst, der unter sicherer Bekleidung über Paris hergekommen sei, rücke mit Verstärkung heran. Tilly zog sich nach Sinsheim zurück. Nun folgen die siegreichen Schlachten des Bayernführers bei Wimpffen und Höchst; aber auch diese öffnieten ihm noch nicht Heidelbergs Thore.

Erst nachdem die Diplomatie die schwierige Sache Friedrich's vollständig verdorben hatte; als der Tag, der in Brüssel zu Unterhandlungen vom Kaiser festgesetzt worden war, wieder abgesagt wurde; als Friedrich den Mansfeld entlassen hatte und mit den Truppen nach Niederland gezogen war — erst da rückte Tilly aufs Neue vor Heidelberg, schlug sein Lager auf dem Heiligenberg und beschoß vom 1. bis 8. Juli von dem zerstörten Neuenheim aus die Stadt aufs Heftigste. Noch einmal hielt sich die Stadt und warf die Anstürmer zurück. Nach verschiedenen Versuchen und allmählichem Vordringen gelang es Tilly endlich am 15. September, in die Vorstadt einzudringen, und nachdem diese wie die nach ihr eroberte Stadt drei Tage lang allen Greueln der Plünderung preisgegeben war, übergab am 19. September der Kommandant auch das Schloß gegen Gestattung freien Abzugs. Was in der Stadt und im Schlosse in jenen Tagen geschah, sträubt sich die Feder niederzuschreiben. Nachdem aber der erste Muthwille und die erste Wuth am Schlosse verübt und ausgelassen waren, sorgte der Führer dafür, daß das nunmehrige Eigenthum seines fürstlichen Herrn diesem erhalten bleibe.

Zehn Jahre blieben die Bayern Herren von Heidelberg und der Pfalz, da rückten die Schweden ein in die letztere, vertrieben die Spanier und Bayern und nahmen Besitz von dem Lande und der Stadt. Dann, als die Schweden die Schlacht bei Nördlingen im Jahre 1634 verloren hatten,

kamen wieder die Kaiserlichen, und ihr General Johann von Werth nahm am 16. November die Vorstadt ein. Von der Einnahme des Schlosses hielt ihn die Furcht ab, daß die Franzosen sich mit den Pfälzern vereinigen würden, und er zog deshalb am 4. Dezember ab, kam aber, da die Franzosen ausblieben, wieder und begann am 15. Dezember aufs Neue die Beschießung des Schlosses. Da plötzlich erschien auf den Höhen, von dem Kommandanten des Schlosses geführt, die Vorhut der Franzosen unter Peysegur, und kam unbemerkt den Bayern so nahe, daß diese nicht recht zur Befinnung gelangten, die Schanzen oberhalb des Schlosses mit leichter Mühe sich nehmen ließen und dann in toller Flucht in die Stadt stürzten. Hätte man nun das ganze Heer der Franzosen mit Bernhard von Weimar, der bei Mannheim stand, abgewartet, so hätte man die 6000 Bayern, die zwischen dem Schlosse und den Franzosen eingesperrt waren, fangen können. Voreilig entließ man sie. Es war ein Sieg und eine Befreiung der Stadt von unmittelbarer Bedrängniß, aber es war keine Errettung für das Land von all dem furchtbaren Drucke. „Das Elend“ — heißt es in einem Briefe an den Kurfürsten — „steigt in diesem Lande von Tag zu Tag, die Franzosen verlieren auch ihren Ruf einer besseren Ordnung und Zucht.“

Es ist kaum glaublich, was die Pfälzer damals durchzumachen hatten. Heißt es doch schon vor diesem letzten Kriegswechsel, daß Menschenfleisch von den Halbverhungerten nicht selten gegessen worden sei.

Und immer war der Noth noch kein Ende abzusehen. Der Prager Friede, 1635, hätte, wenn er alle Deutschen umschlossen hätte, dem Norden und Zerstören Einhalt gethan; so aber trennte er die deutschen Protestanten in zwei Parteien, gab dadurch der Einnischung fremder Politik eine willkommene Handhabe und blies die Flammen des unseligen Bruderkrieges aufs Neue an. Es ist ein jammervolles Bild, das sich mehr und mehr vor unseren Augen entfaltet. Der letzte Schein, daß es sich um höhere Güter, um Freiheit des Glaubens und Gewissens handle, verschwindet; gemeine Ländergier, niederträchtiger Verrath und elende Heuchelei schachern und wülfeln um deutsches Land und Gut.

Kurpfalz war von den Segnungen des Friedens ausgeschlossen, und die Scharen der Kaiserlichen rückten gegen sie vor. Gallas besetzte Heidelberg und machte Anstalten, zwischen Speyer und Philippsburg bei Rheinhausen auf das linke Rheinufer überzusetzen. Am Niederrhein rückte Piccolomini näher. Herzog Bernhard von Weimar hatte ein festes Lager zwischen Frankenthal und Worms bezogen, Speyer wurde von Taupadel gehalten. In Frankenthal war noch so etwas wie eine kurpfälzische Regierung. Da aber die Franzosen mit ihrem Beistande schmählicher Weise ausblieben, so mußte Bernhard das Sicherste wählen. Er zog sich gegen die Saar zurück und ließ in den Schlössern zwischen Landau und Zweibrücken und gegen Kreuznach hin Besatzungen, desgleichen in Frankenthal, Worms und Mainz. Und mit ihm zog die pfälzische Kurfürstenfamilie, als „kostbarsten Schatz“ die Leiche Friedrich's V. mit sich führend, immer in der Hoffnung, dieselbe gelegentlich bergen zu können.

Es sei hier kurz das mehr als tragische Ende des Mannes erwähnt, den wir auf der Höhe seines Glückes in Heidelberg gesehen, dessen Name so unheilvoll in die Geschichte des furchtbarsten aller Kriege verflochten ist. Unbeerdigt stand seine Leiche noch in Frankenthal und man konnte sich nicht einigen, wo man sie am besten vor jeder Entweihung schützen werde. Diese Furcht und diese peinvolle Lage der unglücklichen Familie zeichnet mit einem Striche den ganzen heillosen Zustand im deutschen Vaterlande. Nicht für die Leiche eines calvinischen Fürsten war Sicherheit geboten. Elisabeth, der Friedrich als der „Heißgeliebten“ einst ein so herrliches Heim geschaffen auf einem der schönsten Plätzchen der Erde, wollte ihm, dem ruhelos Umhergetriebenen, doch im Tode ein ruhiges Plätzchen suchen. So nahm sie die Leiche mit auf die Flucht, um sie in Sedan, der calvinischen Stadt, beizusetzen. Es war ihr nicht vergönnt. „Noch unglücklicher als der mit dem Bannfluche belastete Heinrich IV., ward jetzt die Leiche in der Verwirrung des militärischen Rückzuges erst nach Saarbrücken, dann nach Metz gebracht, wo ihre Spur verloren ging; wahrscheinlich fand der Leichnam des unglücklichen Fürsten in fremdem Lande, nicht einmal an geweihter Stätte, seine letzte Ruhe.“

Und nun drangen die Kaiserlichen, von den geringen Besatzungen nicht aufgehalten, in gewaltigen Massen in die Pfalz ein. Worms, Oppenheim, Bingen, Bacharach wurden besetzt, Mainz und Frankenthal belagert. Heidelbergs Besatzung kapitulierte am 24. Juli und zog am 27. mit militärischen Ehren ab. Schon vorher, am 17. Juli, war Kaiserslautern erstürmt worden, Frankenthal ward im Oktober übergeben, und bald darauf zog auch die Besatzung aus Mannheim fort; damit war die Pfalz in den Händen der Kaiserlichen.

Hatten die Verbündeten und Freunde grausam gewirthschaftet, so spottete, was jetzt kam, aller Beschreibung.

„Die Jahre 1635 und 1636 sind die Jahre wilder, herrenloser Soldatenthrannei, der planlosen Zerstörung und des unnennbaren Elends, das die Phantasie sich nicht malen könnte, wenn nicht schlichte Zeugnisse von furchtbarem Gewichte uns die Farben dazu gäben. Völlige Auflösung aller sittlichen und häuslichen Bande, die innere Verwahrlosung der ganzen Generation, die schreckliche Roheit und wüste Genußsucht, die raffinierte Grausamkeit und alle Greuel eines räuberischen, abenteuernden Soldatenlebens sind die echten Züge dieser trübseligen Zeit.“

Eine Schilderung der Zeit und ihrer Peiniger, welcher der Stempel geschichtlicher Treue nur allzu sehr aufgeprägt ist, ist der in den letzten Jahren wieder neu verlegte und durch die Kammerverhandlungen in Berlin viel genannte „Simplicissimus“.

Dieser hat selbst gesehen und erlebt, was er schildert; so mag er erzählen, wie es bei einer Plünderung herging. Das Haus war gründlich durchsucht und beraubt, dann fährt er fort: „Was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zererschlagen und zu Grunde gerichtet; etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu

stechen gehabt hätten; etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, andere Dürrfleisch und sonst Geräth hinein, als ob alsdann besser darauff zu schlafen wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen, Kupfer- und Zinngefchirr schlugen sie zusammen, und packten die gebogene und verderbte Stücke ein; Bettladen, Tische Stühle und Bänke verbrannten sie, da doch viel Klaffter dürr Holz im Hoff lag, Häfen und Schüsseln mußten endlich alles entzwey, entweder weil lieber Gebraten assen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Malzeit allda zu halten; unsere Magd ward im Stall dermaßen traktirt, daß sie nicht mehr daraus gehen konte, welches zwar eine Schande ist zu melden. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstig Mistlachenwasser in Leib, das nannten sie einen Schwedischen Trunk, der ihm aber gar nicht schmeckte, sondern in seinem Gesicht sehr wunderliche Minen verursachte. — — Dann fing man erst an, die Steine von den Pistolen und hingegen statt deren der Bauern Daumen aufzuschrauben, und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man hätte Hexen bannen wollen, wessen sie auch einen von den gefangenen Bauern bereits in Backofen steckten und mit Feuer hinter ihm her waren, unangeesehen er noch nichts bekannt hatte, einem andern machten sie ein Seil um Kopff und raitelten es mit einem Bengel zusammen, daß ihm das Blut zu Nas, Mund und Ohren herausprang. In Summa es hatte jeder seine eigene Invention, die Bauern zu peinigen und also auch jeder Bauer seine sonderbare Marter: allein mein Knän war meinem damaligen Bedünken nach der glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jämmerlichen Wehklagen sagen mußten — denn sie setzten ihn zu einem Feuer, banden ihn, daß er weder Hände noch Füße regen konte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtem Salz, welches ihm unsere alte Geiß wieder ablecken und dadurch also kizeln mußte, das er vor Lachen hätte zerbersten mögen.“

Das ist ein Stückchen, und wol noch eins der lustigsten. Es läßt sich nun leicht berechnen, wie es um die Einwohner stand, in deren Land und mit deren Gut eine solche Soldateska also hauste. Haenßer, der uns die pfälzische Geschichte so treu, so wunderschön erzählt, sagt: „Was im Elsaß am 3. März 1636 vorkam, daß eine Jungfrau den Todtengräber zu Ruffach bat, er möchte sie, da dem Schinder das Pferdefleisch ausgegangen, doch mit einer unbegrabenen Leiche versorgen, war nicht das einzige Beispiel dieser Art; auch in der Pfalz und in der Umgegend von Worms stillte das Volk mit Wurzeln, Gras und Baumblättern seinen Hunger, und wenn dies nicht mehr reichte, waren gefallene Thiere vom Schindanger seine Nahrung; ja, man mußte Galgen und Kirchhof bewachen, um sie vor dem schrecklichen Diebstahl der Hungernden zu schützen. Nicht nur verlaufene Soldatenhorden betrieben Räuberei auf den Straßen, nicht nur die Marodebrüder machten aus Wegelagerei und Mord ein Geschäft, auch von dem verwilderten Volke mordete der Bekannte den Bekannten, um ihn gierig

aufzuspeisen! In thierischer Verjunkenheit trogten sie den Forderungen der Natur; Leichen der Kinder waren vor der Gefräßigkeit ihrer Eltern nicht sicher, junge Mädchen verspeisten auf freiem Felde die Leiche einer Gespielin.



Kaiserliche überrumpeln eine Stadt.

In der Pfalz wie im Elsaß, sonst zwei blühende Gärten, voll von überströmender Fruchtbarkeit, kam es so weit, daß die Wölfe herdenweise durchs Land zogen, und noch zwanzig Jahre nachher setzte Kurfürst Karl Ludwig Geldpreise auf die im Winter beinahe wöchentlich erschlagenen Bestien. Ein Zeitgenosse behauptet, es seien mehr Wölfe durch das Land gezogen,

als Bauern auf dem platten Lande gewesen; und wenn auch nicht, wie berichtet wird, die ganze Zahl der in der Pfalz noch übrigen Landleute kaum 200 betrug, so war doch durch Morden, Flüchten, Pest und Hungertod die Bevölkerung so furchtbar gemindert, daß das lachende Paradies des pfälzischen Landes einem verödeten Kirchhofe gleichsah.“

Wenn nur der zehnte Theil von Dem wahr ist, was von Zeitgenossen aus jenen Tagen berichtet wird, so ist es mehr als schauerlich.

„Die kalte Kunstfertigkeit, womit Verwandte aus Verwandten Gerichte zubereiten, das Fleisch ihrer Kinder einsalzen oder ganze Garlickchen aus den Leichnamen von Ermordeten versehen werden, sind so schauerhaft und ekel-erregend, daß man sie übergehen muß.“

Der Westfälische Friede befreite endlich die Pfalz von ihren Drängern; und in das Schloß zu Heidelberg zog der Sohn Friedrich's V., Karl Ludwig, ein. Mit welchen Gefühlen? Einst hatte er hier, unter seiner Mutter Hut, in den prachtvollen Gärten, ein glückliches Kind, gespielt; jetzt kehrte er in ein verheertes Land, zerstörtes Schloß, selbst als ein vom Schicksale hart geprüfter und herumgeworfener Mann zurück. Er hatte um den Thron seiner Väter redlich geworben, und es war ihm ein lieber Gedanke, sein Leben der Wiederherstellung der Pfalz, seines engeren Vaterlandes, zu widmen.

Er fing es geschickt an, indem er Alles wieder in den Stand setzen ließ, in dem es vor der unseligen Reise seines Vaters nach Prag gewesen war. Zur Gemahlin hatte er sich eine Prinzessin des in Kampf und Leid seinem eigenen Hause so eng befreundeten hessischen Hauses ausersehen, die er zwei Jahre nach seinem Regierungsantritte in sein Land heimholte, mit der er aber eine unglückselige Ehe führte, aus welcher die charaktervolle Elisabetha Charlotte, Herzogin von Orleans, entsprang. Die Arbeit, die seiner wartete, war riesengroß. Die blühenden Städte vor dem Kriege — Frankenthal hatte 1800 Bürger, Oppenheim 800, Kreuznach 2000 Familien gezählt, waren jetzt arme Kester, 49 von 50 Bürgern waren nicht mehr, und die bleibenden arm und verwildert, — trostlose Zustände! Es galt also, die alten Staatseinrichtungen wieder einzuführen, den Rest der Bevölkerung wieder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, dem Wohlstande wieder aufzuhelfen, das Gefühl der Sicherheit zurückzuführen.

Es wurden nun die Steuern so weit verringert, als es die Deckung der nothwendigsten Bedürfnisse ermöglichte; die Beamten wurden streng kontrollirt, daß sie keinerlei Bedrückung und Schädigung sich erlaubten. Er lud die ausgewanderten Pfälzer ein, sich in der Heimat wieder niederzulassen und bot ihnen so günstige Bedingungen, daß bald die Spuren der Verwüstung zu schwinden begannen. Und zu den Pfälzern zog er noch aus anderen Ländern Kolonisten herbei, welche bis aus Holland, der Schweiz, Frankreich und England kamen. Nun regten sich fleißige Hände, die Dornen von den Aekern und aus den Weinbergen zu entfernen; aus den lange verödeten Werkstätten tönte lustig der Hämmer Schlag, und — „sie ist nicht umzubringen“ — das stolze Wort der Pfälzer von ihrem Lande, bewährte sich.

Aber nicht nur für den materiellen Wohlstand sorgte Karl Ludwig, auch die geistigen Interessen seiner Unterthanen fanden bei ihm eine verständige und erfolgreiche Pflege; und es war der Unterschied zwischen dem neu erstehenden Lande in seiner verjüngten Pracht und der kurz vorher darüber ausgebreiteten Wüstenei nicht geringer, als der Unterschied zwischen dem edlen freien Geiste echter frommer Duldung, der jetzt waltete und die Bekenner der verschiedensten Religionsgemeinschaften segnend umschloß, vereinte und schützte, und dem finstern Geiste religiöser Unduldsamkeit, fanatischen Priesterregimentes, liebloser Geistesknechtung, wie sie unter der Herrschaft der Kaiserlichen und Bayern die Bewohner der Pfalz drückte und verelendete. Dadurch wurden die herben Spuren religiösen Verfolgungsgeistes der engherzigen Calvinisten und der katholischen Reaktion aus dem pfälzischen Volkscharakter wieder verwischt, der weniger als irgend ein anderer dem kirchlichen Sektengeiste zugänglich ist.

In dem großen Werke des Wiederherstellers war einer der wichtigsten Momente der 1. November 1651, an dem die Eröffnungsfeierlichkeit der neu gegründeten Universität festlich begangen wurde. Hier galt es, eine Universität, die der Stolz und Ruhm des Landes gewesen war, neu zu gründen, und auch sie gedieh unter der Pflege des hochgebildeten und erleuchteten Fürsten über Erwarten schnell. Auch mit Ansammlung einer Bibliothek ward neu begonnen und Mittel wurden gefunden, statt des Geraubten einen Ersatz zu schaffen.

Wenn dieser Fürst auf diese Weise einerseits Alles aufbot, die zerstörte Pfalz am Rheine wieder aufzurichten, so legte er andererseits, ohne Wissen und Willen, den Grund zu neuem Verderben für sein Land. So kurzsichtig und trügerisch erweist sich oft die klügste menschliche Berechnung. In den mancherlei Streitigkeiten und Anfeindungen, die dem Kurfürsten bei seinem Bestreben, der Pfalz wiederzugewinnen, was ihr genommen, zu verteidigen, was von ihr angegriffen war, erstanden, sah er es als willkommene Gelegenheit an, einen Bundesgenossen sich zu erwerben, da von Frankreich aus um seine Tochter Charlotte Elisabeth für den Bruder Ludwig's XIV. geworben wurde. Der mächtige französische König konnte eine Schutzwehr für die Pfalz werden — so rechnete Karl Ludwig. Vergebens war das Widerstreben der Prinzessin; sie mußte, wie sie sagte, als „das politische Lamm, das dem Staate geopfert ward“, Vaterhaus und Heimat verlassen; aber was sie in kindlichem Sinne gehofft: daß es ihrem Vater und ihrem Lande zum Heile gereiche, das verwirklichte sich nicht. 1671 war sie nach Frankreich gezogen und 1674 brach zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche Krieg aus. Karl Ludwig hatte von Frankreich die Aussicht bekommen, König eines neu zu gründenden Reiches Aufrasiens zu werden, und da er schon durch seiner Tochter Hand dem Königshause nahe verwandt war, so ist es erklärlich, daß er eine Zeit lang kein Bedenken trug, die damals häufige Vaterlandsverrätherei auch zu begehen. Schon war der erste Schritt gethan, als er dem Kaiser den Durchmarsch seiner Truppen durch die Pfalz versagte. Aber vom zweiten Schritte hielten ihn

seine treuen Rathgeber ab. Sie vermochten ihn, als Ludwig verlangte, daß eine Anzahl französischer Truppen als Besatzung nach Oppenheim gelegt werden dürfte, dieses rundweg abzuschlagen. Dadurch hatte er den zur Zeit allmächtigen König, der nie gewohnt war, einen Wunsch unerfüllt zu sehen, so bitter gekränkt, daß ihm nie verziehen werden konnte, und büßen mußte dafür die Pfalz!

Der große König war der Mann dazu, eine Beleidigung hundertfach zu vergelten, und so kam denn eine Zeit der Trübsal und Heimsuchung für das Land, das sich kaum erst von furchtbarem Leiden erholt hatte. Durchzüge französischer Truppen und die damit unlöslich verknüpften Erpressungen bedrohten den erst wieder erworbenen Wohlstand. Ludwig XIV. hatte zur Ausführung seiner edlen Gedanken edle Werkzeuge. Ein solches war Turenne. Als er vom Westerwalde den Rhein herauf zum Maine zog, zwang er die pfälzischen Bauern, Schanzarbeiten zu thun; und wo sie sich weigerten, wurden sie geplündert. Das war im Frühjahr 1673. Im Herbst zog ein Heer aus Elsaß heran, um, wie sie sagten, Turenne's Rückzug zu decken. Dieses setzte sich, trotz aller Höflichkeiten des Kurfürsten, durch die er ihnen den Abzug wieder erleichtern wollte, in der Pfalz fest, und sog das Land neun Wochen lang rücksichts- und schonungslos aus. Die Gegend an der Nahe, bei Kreuznach und Wolfstein, war besonders schwer heimgesucht durch „Raub, Brand und Schändung“. Die alten Greuel des Dreißigjährigen Krieges erneuerten sich. Und als der Kurfürst sich zu beschweren wagte, da hieß es ganz einfach: Was will ein Kurfürst der Pfalz gegenüber dem Könige von Frankreich?

Jetzt sah der Kurfürst seinen Fehler ein. Er hatte sich zwischen zwei Stühle gesetzt, da er es mit Kaiser und Reich sowie mit Frankreich verdarb, und er suchte wieder auf den Stuhl zu kommen, auf dem ihm seine Pflicht als deutscher Fürst von vornherein den Sitz hätte anweisen müssen. Er schloß sich enger an das Reich an. Aber hier, wie so oft in der Geschichte, ertönte das verhängnißvolle Wort: Zu spät! Die Unterhandlungen, die zwischen Wien und Heidelberg gepflogen wurden und allerdings Aussicht boten auf ein einmüthiges Zusammengehen, waren dem französischen Hofe, man sagt, sogar eher bekannt geworden als dem Wiener, und er bot Alles auf, sie unschädlich zu machen. Bevor ein kaiserliches Heer die nach Frankreich hin ungeschützte Pfalz besetzen konnte, rückten im Februar 1674 die Franzosen unter Rochefort in der Pfalz ein, und als der Kurfürst trotzdem bei seinem Entschlusse, zum Kaiser zu stehen, beharrte, begannen die Horden ihr Werk. Germersheim wurde genommen und geschleift, Hagenbach und Selz besetzt, das Selzer Schloß in die Luft gesprengt; das Oberamt Germersheim war in wenig Tagen in eine rauchende Brandstätte verwandelt und die Bewohner aufs Neue der bittersten Armuth preisgegeben.

Es rückten nun zwar österreichische Truppen zum Schutze in die Pfalz ein, schlugen auch bei Rheingönheim, in der Nähe des heutigen Ludwigshafen, eine Schar Franzosen; aber als sie bei Sinsheim von Turenne geschlagen waren und dieser mit neuem Anprall drohte, da nahm die

Reichsarmee Reiskaus, und des Kurfürsten Schimpfen und Drohen hielt sie nicht zurück. Und ärger als zuvor hausten die gräßlichen Scharen. Schon jetzt war der Befehl von Versailles ergangen, der einst auch Mélac sein Treiben vorschrieb: Die Pfalz muß verwüstet werden. Turenne war der würdige Vorgänger Mélac's.

Im Juni 1674 zog sich das französische Heer an der Bergstraße zusammen und Weinheim war das Hauptquartier der Plünderer, trotz einer hohen Loskaufssumme, die es dargeboten, und trotz der Zusage des französischen Befehlshabers, die es dafür erhalten, daß es verschont bleiben solle. Turenne selbst residirte dort, und wie! Die Weinkeller wurden geleert, und wie Aschenputtel im Märchen zu den Tauben sagte: „Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen“, so hieß es auch hier. Das Töpfchen waren die Flaschen der Generalität, da kam der beste Wein hinein, das Kröpfchen, das waren die Soldatenfehlen, da floß Alles durch, was die Herren vom Stabe nicht wollten. Was die Weinheimer verloren, ist leicht gesagt. Es wurden z. B. einem Bürger 130 Fuder gestohlen. Die Felder waren geleert, das Vieh, Pferde, Kühe, Schweine, aus den Ställen geholt. Und das Letzte waren die Häuser und Das, was die Leute auf dem Leibe hatten. Wände wurden eingerissen, das Pflaster aufgerissen, um nach vergrabenen Schätzen zu suchen. Selbst die Storchneester untersuchten die Herren Franzosen, so gründlich trieben sie den Diebstahl: dieselben Herren, deren starke Seite in anderen Dingen die Gründlichkeit gerade nicht ist. Die Glocken der Kirchen und die Pfeifen der Orgeln wurden mitgenommen. Und war so reine Wirthschaft gemacht, dann steckte man das leere Nest an. Sieben pfälzische Städte und neunzehn Dörfer standen einer Ueberlieferung gemäß gleichzeitig in Brand.

Die Noth ward so groß und die Verzweiflung der Ausgeplünderten wuchs so bedenklich, daß selbst der unmen schliche Peiniger das Gefühl bekam, es müsse den Hungernden doch etwas geboten werden. Aber was schickte er ihnen? Fünf Wagen verdorbenen Brotes, halb Hülse, halb Hohn, schwerer zu ertragen als ganzer Hohn.

Karl Ludwig sah mit tiefstem Schmerz das schöne Werk zwanzigjährigen Fleißes und treuer Sparsamkeit in wenigen Wochen vernichtet, und bitterer Grimm gegen die Verwüster erfüllte seine Seele. An Turenne schrieb er einen Brief voll der ernstesten Vorwürfe und forderte ihn zum Zweikampfe, da er ihm nicht an der Spitze eines Heeres entgegentreten könne, das dem seinen gewachsen sei.

Die Antwort des Herrn Marschalls auf diesen Brief war sehr höflich, so weit sie auf dem Papiere stand, in der That aber war sie nur eine Verlegung des Schauplatzes der Greuel vom rechten auf das linke Rheinufer. Wie Weinheim und seine Umgebung bisher, so wurden jetzt Dürkheim, Wachenheim, Herzheim, Germersheim verwüstet, und was die Bergstraße zuerst geschaut, das sah jetzt ihr Gegenüber, das Hardtgebirge.

Nun erhob der Kurfürst seine Klage bei den Fürsten des Reiches, und es zog ein Heer nach dem Elsaß, um Turenne anzugreifen. Dieser aber

hatte sich verstärkt, so daß der Angriff nicht gewagt werden konnte, und Elsaß hatte die Truppen zu verköstigen, statt ihren Durchmarsch zu bezahlen; auch in Philippsburg saßen die Franzosen fest und machten von dort aus ihre Ausflüge auf Raub, die sich bis nach Alzey erstreckten. Am meisten litt von ihnen die Umgegend von Heidelberg. Der Kurfürst, der eigentlich seiner ganzen Natur nach mehr ein Mann der Verwaltung war, sah sich jetzt genöthigt, als Feldherr, so viel er vermochte, aufzutreten, und er traf wirklich so glückliche Anordnungen durch die Besetzung von Germersheim und Hirschhorn am Neckar, daß eine Zeit lang die französischen Diebszüge die Pfalz unbehelligt ließen.

Da aber ein Zug der Franzosen in den Westrich im Jahre 1675—76 gelang und ihnen in den gebrandschatzten Städten Zweibrücken, Kaiserslautern und Bergzabern reiche Beute einbrachte, wurden sie auch in der Pfalz wieder kecker und erhoben die Kontributionen „gleich als ob sie Landesherren wären.“ Endlich ging man mit Ernst gegen Philippsburg vor, das am 7. September kapitulirte. Leider wurde es nicht, wie Karl Ludwig wollte, geschleift.

Wenn nun zunächst die Kurpfalz von den freundnachbarlichen Liebenswürdigkeiten verschont blieb, so mußten um so schwerer Zweibrücken und die übrigen Theile der heutigen bayerischen Pfalz leiden. Das Jahr 1677 ist mit blutigen Lettern in die Geschichtstafeln Zweibrückens, der Stadt und des Landes, eingeschrieben.

Auch das Herzogthum Zweibrücken war schon im Dreißigjährigen Kriege, gleich der Kurpfalz, schwer heimgesucht worden. Seine Herzöge hatten die Reformation eingeführt und eifrig gefördert. Eine Zeit lang war es durch kluge Vorkehrungen dem im Jahre 1618 entbrannten Kriege fern geblieben und trat erst im Jahre 1629 thätig in denselben ein. Zur Strafe dafür, daß sein Herzog Friedrich bei Worms den Kaiserlichen den Uebergang über den Rhein hatte wehren wollen, war Gallas im Jahre 1635 vor Zweibrücken gezogen, nachdem er Kaiserslautern eingenommen, und hatte auf dem Kreuzberge und der Birmasenser Höhe seine Truppen aufgestellt. Einige Tage waren die Feindseligkeiten zwischen ihm und den in Zweibrücken unter dem Obersten Reinbold von Rosen liegenden Schweden ohne besonderen Erfolg geführt worden, da gerieth im Schlosse, das die Citadelle Zweibrückens war, die Wachtstube in Brand, und den dadurch entstandenen panischen Schrecken hatte Gallas benutzt und die Stadt bestürmt. Reinbold von Rosen aber brachte die erschrocken Bürger zur Vernunft; wies nun mit ihnen den Sturm ab und drängte die Belagerer zurück. Mangel an Munitioen aber vermochte ihn, abzuziehen und die Stadt ihrem Schicksale zu überlassen. Sie hielt sich noch einen Tag und wurde dann von den Schweden entsetzt; der nunmehr flüchtige Gallas kehrte aber bald wieder zurück und nahm die Stadt ein. Oberst Morionne besetzte sie, riß ihre Mauern nieder, brannte das Rathhaus, die Münze, das Gymnasium nieder nebst 150 Häusern. Das Schloß ward ausgeraubt, die sehr werthvolle Bibliothek als Pferdestreu benutzt, sammt dem Archive das Zeughaus geleert,

in der Alexanderskirche 150 Kisten, welche die Kostbarkeiten der Bürger enthielten, geraubt und die Gruft der Herzöge von Zweibrücken geplündert und geschändet.

Ein Unglück kommt selten allein, das hatten auch die Zweibrücker zu erfahren; Hungersnoth und Pest gesellten sich zum Kriege und rafften fast die ganze Bevölkerung dahin. Im Jahre 1638 wurde in Zweibrücken nur ein Kind geboren und 1640 zog der Herzog nach Weissenheim. So war auch das Hauptland des Westrichs wie die Kurpfalz am Rheine durch den Dreißigjährigen Krieg verödet und vernichtet. Der Westrich aber hat nicht wie die Pfalz am Rhein den Reichthum der Natur, der geschlagene Wunden rasch wieder heilen läßt; und so gelang es denn auch dem durch den Westfälischen Frieden an die Regierung des verwüsteten Herzogthums gerufenen Ludwig nicht so schnell, den Wohlstand wieder herzustellen, als es dem Heidelberger Better gelungen war. Zweibrücken litt noch schwer unter den Bedrückungen dieses Krieges, als die neue Bedrängniß unter Ludwig XIV. über dasselbe hereinbrach. Am Neujahrstage 1676 rückte der französische Graf Choiseul mit 4000 Mann in das unmittelbar bei Zweibrücken gelegene Ernstweiler ein und verlangte freien Durchzug. Die Bürger erklärten ihm, daß sie diesen nicht gewähren könnten, da der Herzog in Weissenheim sei. Die Antwort war, daß er vor das obere Thor der Stadt zog und sie zwang, zu kapituliren. Die Braunschweiger rückten nun vor die Stadt und beschossen sie. Was dabei noch übrig blieb, wurde von den im Februar 1677 abziehenden Franzosen vollends verwüstet und wehrlos gemacht. Graf de Bissy verheerte mit 200 Mann alle öffentlichen Gebäude und zuvörderst die schöne Alexanderskirche. Er ließ ihren gothischen Thurm mit Pulver sprengen, und dieser fiel auf das Dach des Kirchenschiffs und schlug die Gewölbe ein, so daß nur die leeren vier Mauern standen. In diese schloß er die Bürger ein, daß sie bei dem nun beginnenden Plünderungswerke nicht hinderlich seien.

Das waren nun sechzig Jahre der Bedrängniß, denn die zwanzig Jahre, in denen kein Krieg die unglückliche Pfalz durchwüthete, waren mühsamer Arbeit und dem Heilen der Wunden gewidmet, und was sie erworben und beigebracht, das vermehrte, da man es in frivolster Weise zerstören und untergehen sah, nur den neuen Schmerz und verdoppelte die Pein. Aber es war das noch nicht Alles, was des Schicksals Zorn über unser herrliches Land verhängt hatte. Kehren wir zurück zur Kurpfalz.

Die Pfalz hatte in Frankreich die schlimmste Nachbarschaft, die sich denken läßt. Der allerschristlichste König hatte in den Kriegsjahren die Erfahrung gemacht, daß der deutschen Fürsten Uneinigkeit sie hindere, deutsches Land erfolgreich zu schützen, und da es ihn gelüstete, sein Reich gegen Osten zu vergrößern, wer wollte ihn daran hindern?

Zunächst bedrückt er die Pfalz noch mit Kriegskontributionen, und in der unverschämtesten Weise werden nun die Forderungen gestellt. Die pfälzischen Unterthanen sollten noch Kontributionen schuldig sein an die Besatzungen von Diedenhofen und Pützelsstein. Als der Kurfürst diese bezahlt

hatte mit 46,677 Gulden, die er aus seiner Kasse hergab, verlangten sie solche Nachträge an die früheren Garnisonen von Zweibrücken, Trier, Naumburg und Kreuznach. Wenn das Geld nicht in vierzehn Tagen gezahlt sein werde, träte militärische Exekution ein.

Das Alles waren nur die Plänkeleien. Der Hauptkriegszug wurde dadurch nur eingeleitet. Die Herren an der Seine hatten ein neues Recht eronnen und in Metz wurde es publizirt, das Recht der Reunionen. Nach diesem heuchlerisch verlogenen Recht oder besser gesagt schamlosen Unrechte verlangte Frankreich alle die Besitzungen, die einst, und sei es vor noch so langer Zeit, mit den zu Frankreich jetzt gehörenden Provinzen und Orten so oder so einmal in Verbindung oder Zugehörigkeit gestanden hatten. So wurde z. B. Zweibrücken als ein Anhängsel an das Bisthum Metz ausgegeben und der Herzog, wegen Verweigerung seiner Lehenspflicht an Metz, seines Thrones entsetzt. Als das bekannt wurde, fand man es zuerst lächerlich — aber Ludwig war es bitterer Ernst mit der Sache, und das wurde auch den Deutschen bald klar, als am 3. April 1680 ein französisches Reiterregiment im Oberamte Germersheim eindrang und dies in Besitz nahm, nachdem es schon mehrere Dörfer bei Weißenburg weggenommen hatte. Es wurden in den besetzten Orten die französischen Wappen angeschlagen und die Bewohner von Eid und Treue gegen den Kurfürsten entbunden. Etwa dagegen laut werdende Stimmen wußte man zum Schweigen zu bringen. Es ist unmöglich, all die Einzelheiten dieses unerhört frechen Raubzuges zu schildern, der kaum ein Jahr nach dem Frieden von Rymwegen deutsches Land überschwemmte und die ganze Haltlosigkeit der damaligen deutschen Reichszustände in schmerzlichster Weise Allen zum Bewußtsein brachte. Gegen diese Unverschämtheit half nicht die Darlegung des klaren Rechtes, und ihr wirksam zu wehren, fehlte das starke Schwert.

Die schlimme Saat aber, die Karl Ludwig ohne seinen Willen gestreut, als er seine Tochter dem französischen Prinzen antraute, ging erst nach seinem Tode auf. Denn obwol Elisabetha Charlotte auf all ihren Besitz an Land und Leuten Verzicht geleistet hatte, wie alle Prinzessinnen des pfälzischen Hauses solchen leisten mußten, so beanspruchte Ludwig XIV. doch für dieselbe das ganze Besitzthum der Simmern'schen Linie, deren männlicher Stamm mit dem bald nach Karl Ludwig dahingegangenen Sohne desselben, Karl, ausgestorben war. Nicht mehr und nicht weniger verlangte Ludwig, als daß sein Bruder Pfalzgraf von Simmern und Lautern werde. Die darüber eingeleiteten Verhandlungen waren aussichtslos, und Ludwig ergriff die erste beste Gelegenheit, durch das Glück des Krieges die Sache zum Austrage zu bringen, nebst einigen anderen Angelegenheiten, die ihm am Herzen lagen. Der Kaiser hatte mit den Türken Frieden geschlossen und der „allerchristlichste König“ fürchtete, dieser werde seinem Freunde, dem Großtürken, schlecht bekommen; darum wollte er seine Hand mit im Spiele haben. Er erließ ein Manifest, das an Annäherung und Schamlosigkeit so Großes leistete, daß selbst der deutsche Michel, der sich die Schlafhaube über Augen und Ohren gezogen, dadurch etwas erregt wurde. Der König,

so sagte das Schriftstück unter anderem Schönen, werde durch den Frieden des Kaisers mit dem Türken genöthigt, sein Land zu schützen und darum die Westgrenze des Deutschen Reiches zu besetzen. Es ist gleichgiltig, was noch alles für Ansprüche erhoben wurden — in diesem war die Thür geöffnet zu neuem Eindringen in die Pfalz, und — wie gesagt, so gethan; am 29. September 1687 wurden die Städte Kaiserslautern, Alzey, Neustadt, Oppenheim besetzt und die Reichsstädte Worms, Speyer, Mainz, Heilbronn zur Aufnahme französischer Besatzungen gezwungen. Auch Heidelberg mußte am 24. Oktober seine Thore dem Marschall Duras öffnen.



Die Franzosen in der Pfalz.

Mannheim wurde eingeschüchtert und kapitulierte am 10. November, Frankenthal am 18. November. Die Neuenburger Pfalzgrafen ließen das Land unvertheidigt in der Hand seiner Dränger und zogen sich nach Jülich zurück. Als Ludwig so wie die Pfalz das ganze Rheinland besetzt hatte, vereinigten sich die Mächte gegen ihn, und da er sah, daß er das Geraubte nicht durch einen regelrechten Krieg werde behaupten können, so beschloß er, was eines Nero würdig war, die Pfalz zu verbrennen. Mit dem Jahre 1688 begann das königliche Werk. In Heidelberg probirte man das Pulver und seine Kraft am Schlosse, sprengte Thürme und Mauern in die Luft, verwüstete die Baumpflanzungen und Weinberge.

Am 28. Januar wurde im Großen begonnen, Rohrbach, Wiesloch, Leimig, Kusloch, Kirchheim, Burghausen, Eppelheim, Wieblingen, Neckarhausen gingen in Flammen auf. Nachdem hier Alles besorgt war, ging Méléac an die Bergstraße. Handschuchsheim war in einem Tage bis auf wenige Häuser niedergebrannt. Und welche Greuel beging man an den Menschen! Frauen und Mädchen, gar Kinder wurden auf offener Straße geschändet! Den Schultheiß sperreten sie nackt drei Tage in die Kirche, diese selbst benutzten sie als profansten Ort. Verstümmelungen, kaltblütiges Schinden — kurz all die Scheußlichkeiten verthierter Brutalität verübte man mit wahrer Wollust. So ging es in Ladenburg, Schriesheim, Doffenheim. Die Lebensmittel wurden teuflisch zerstört. In Heidelberg selbst war bisher in ähnlicher Weise verfahren worden, aber die Krönung des Werkes fehlte noch. Am Schlosse wurde nun der dicke Thurm mit Pulver gesprengt, die Brückenspeicher zerstört und endlich am 2. März die Stadt selbst in Brand gesteckt. Das menschliche Fühlen einzelner Offiziere verhütete noch das Gräßlichste. Nach Heidelberg kam Mannheim an die Reihe. Den Mannheimern wurde gesagt, sie sollten selbst ihre Stadt zerstören; da sie das nicht thaten, so übernahmen die Soldaten die Arbeit, die Gründung Friedrich's ward zertreten. 200 Familien wanderten nach Norddeutschland und ließen sich in Magdeburg nieder. Die anderen irrten umher. Und planmäßig, überall mit derselben raffinierten Kaltblütigkeit und Mordsucht, geschah dasselbe am ganzen Rhein und an der Mosel. Pforzheim, Offenburg, Kreuznach, Trier wurden zuerst gepeinigt und ausgeaugt, dann verbrannt. In Speyer veranlaßte der Kommandant die mit Zerstörung ihrer Stadt bedrohten Bürger, ihre Habseligkeiten in den Dom zu flüchten, da dieser verschont bleibe, und nachdem Alles dorthin geflüchtet hatte, was ihm der Rettung werth erschien, ließ der Grausame den Dom anzünden. — Der Dom brannte nieder, was werthvoll in ihm war, wurde gestohlen und von den Horden der Franzosen selbst die Gebeine der alten deutschen Kaiser aus ihrer Ruhe gerissen, „gleichsam als ein verrecktes Vieh“.

Und wie es Speyer ging, erging es Worms. Nachdem die Bewohner geschunden und bestohlen waren, wurde auch ihnen am 23. Mai verkündigt, daß ihre Stadt dem Erdboden gleich gemacht werden müsse. Damals war es, wo der Herzog von Crequi den um Schonung Flehenden die Antwort gab: er habe eine Liste von 1200 Ortschaften, die alle verbrannt werden müßten, weil die deutschen Fürsten mit dem Prinzen von Dranien sich gegen den katholischen König von England verschworen hätten.“ Am Dienstag nach Pfingsten wurde die Stadt angezündet, und während das Angstgeschrei der Fliehenden in den Straßen ertönte, ließen die Mordbrenner lustige Tanzweisen erklingen. Die ganze Stadt, sechzehn Kirchen und der Dom lagen in Schutt und Asche: „Raub und thierische Genußsucht, Profanation alles Dessen, was vor Gott und Menschen heilig ist, trieben noch auf den Ruinen ihr Wesen.“

Wer kann all die unglücklichen Orte nennen, die so von diesen Horden des „civilisirtesten“ Volkes und seines großen Königs zerstört wurden? Neustadt, Dürkheim, Wachenheim, Alzey, Frankenthal, Bretten wurden verbrannt.

Als Napoleon III. den letzten Krieg gegen Deutschland anzettelte, sagte er in seiner Proklamation an die Armee, wenn sie nach Deutschland käme, so werde sie die Spuren ihrer glorreichen Väter allerorten finden. Ja, fluchwürdige, den französischen Namen für immer schändende Spuren hätten sie finden können, wenn sie gekommen wären, und sicher hätten sie aufs Neue ihre blutigen Fußstapfen unserm Lande eingeprägt, wenn nicht Deutschland geeint und stark als Wacht am Rhein dafür gesorgt hätte, daß die Greuel der vorigen Jahrhunderte sich nicht erneuern konnten.

Als Häufler die Geschichte der Drangsale der Pfalz niedergeschrieben, schloß er die Schilderung mit den Worten: „Wurde schon diesseits die Nemesis erfüllt, so möchte man glauben, sie habe den Zerstörer und sein Geschlecht bereits erreicht. Noch sind als imponirende Ruinen unzertrümmert die damals gesprengten Mauern des Pfalzgrafenschlosses zu sehen, während den Thron Ludwig's XIV. und seiner Nachkommen der Herr der Zeiten zertreten hat. Ein Jahrhundert, nachdem der Verwüster der Pfalz sein Volk für eine despotische Laune rasen und zerstören ließ, hat sich dasselbe Volk ihm entwunden und auf eigene Faust gegen ihn und sein Blut noch furchtbarer und gewaltiger gewüthet. Selbst das Heilige und Ehrwürdige in den Kirchen ward von den Horden Ludwig's XIV. nicht geschont, und ein Jahrhundert nachher warf man die Reliquien und Heiligthümer sammt seinem eigenen Throne in den Koth; man riß 1689 und 1693 die alten Kaisergräber auf und die der Kurfürsten; — und gerade ein Jahrhundert später, am 12. Oktober 1793, ward sein eigener Leib sammt denen seines Geschlechtes von seinem eigenen rasenden Volke aus den Gräbern von Saint Denis herausgerissen.“ Die Fortsetzung dieser „Nemesis“ bot 1870—71, wo dem Volke, das so willig die Blutbefehle des Königs Ludwig XIV. durch seine Söhne an der Pfalz vollstreckte, der Siegesmarsch der deutschen Heere in die Ohren klang, die seinen Kaiser, der aufs Neue Deutschland demüthigen wollte, gefangen nach Wilhelmshöhe bei Kassel schickten.

Die Qualen, die durch Frankreich über die Pfalz und die angrenzenden Länder während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts in so frevelhafter Weise verhängt wurden, waren selbstverständlich in der Pfalz lange Zeit unvergessen. Turenne und Mélac waren Hundennamen geworden. Und dennoch, als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Paris jener gewaltige Sturm sich erhob, der über die verrotteten und veralteten Zustände der ganzen damaligen Gesellschaft als ein furchtbares Gottesgericht dahindraufte und stürzte, was vor Menschen sich hoch erhoben hatte, und wegsegte, was unbrauchbar geworden war; als in dem Sturme die Offenbarung eines Rechtes langgedrückter Menschen zu den Ohren des über-raschten Geschlechtes klang; als die Französische Revolution nicht nur im heimatlichen Lande an dem Bestehenden rüttelte und verkündigte: es muß Alles neu werden, sondern auch ihre Lehren und Heere nach außen führte — da dachte kein Pfälzer mehr, was kann uns von dem Volke Gutes kommen? Da waren vergessen die früheren Leiden, und man lauschte der Lehre und den Verkündigungen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit

mit offenem Ohre und erfreutem Herzen. Ein furchtbares Zeugniß wider die Gewalthaber jener Zeit in unseren Landen, wider Karl Theodor's über-tünchtes, jesuitisch-bigottes und doch so frivoles, verschwenderisches Regiment, wider der geistlichen Herren zu Speyer u. s. w. engherziges, hab-süchtiges Schalten, wider die lächerliche Anmaßung und barbarische Ty-rannei aller der vielen kleinen Herren, die sich in die Erde getheilt hatten. Man muß, um zu verstehen, daß hundert Jahre nach der Pfalz-Verbren-nung dasselbe Volk, das sie verübt, als Befreier begrüßt werden konnte, lesen, wie die Auswanderungen aus dem so reichen Lande der Kurpfalz immer mehr zunahmen, wie aus dem Amte Alzey Tausende nach Polen zogen, um dort vor den Quälereien und Diebereien der Regierung und Land-schreiber sicher zu sein. Aus der Pfalz nach Polen!! Man muß lesen, wie ob der tausendfachen Klagen, die laut wurden, einer von Denen, die man heut-zutage „Offiziöse“ nennt, diesen geschundenen und gedrückten Landsleuten keinen andern Trost geben konnte, als daß er in einer „freundschaftlichen Erin-nerung“ schrieb: „Ihr werdet hier und da vielleicht von euren Mittelobrig-keiten gedrückt; ja, wo ist das Land, wo es nicht zuweilen geschieht? Ihr habt ja einen Oberrichter, die höheren Landeskollegien, an die ihr euch wenden könnt und wo ihr Recht und Schutz finden werdet. Wissen aber eure Beamten diese zu täuschen, leidet ihr weitere Bedrückungen, so er-tragt sie, meine Brüder, mit Geduld, nehmt euer Kreuz auf euch und folget eurem Erlöser nach; er hat euch ein Beispiel gegeben, daß ihr auch thun sollt, wie er that!“ Ja wol! War denn dieses Beispiel nicht für die Herren und Dränger des Volkes?

Man muß lesen, wie das Pfaffenthum damals den Frieden in Haus und Gemeinde zerstörte, wie ein Verfolgungs- und Spionirsystem ausge-bildet war, dem die Besten zum Opfer fallen konnten. Man muß lesen, wie die Protestanten gedrückt, ja in der Pfalz nach dem Hausvertrag von 1771 geradezu als nichtanstellbar bezeichnet wurden. Und überdies muß man die Landkarte damaliger Zeit einmal zur Hand nehmen und bedenken, daß alle die vielen Grenzen, die eine reine Harlekinsjacke vorstellen und auf dem Papiere sich jetzt komisch ausnehmen, in der Wirklichkeit aber unzäh-lige Scherereien und Plackereien mit sich führten. — Wenn man das Alles erwägt, dann versteht man, wie das Volk aus seinem Joche um jeden Preis, selbst um den eines neuen Joches — es konnte ja doch nicht schlechter werden — herauskommen wollte und den Franzosen zujauchzte.

Man hat den Pfälzern lange Zeit französische Sympathien zum Vor-wurfe gemacht, und sie bestanden ja im Anfange dieses Jahrhunderts eben so gewiß vereinzelt, als sie seit Jahrzehnten gründlich und allgemein ver-schwunden sind; aber nun erwäge man, die heutige Rheinpfalz, der kleinste Kreis des Königreichs Bayern, gehörte damals 44, sage vierundvierzig Herren, nämlich: Baden, Stiftsobersten zu Blieskastel, Baron Cathcart, Freiherr Dalberg, Graf Degenfeld, österreichische Herrschaft Falkenstein, Frankreich, Freiherr Fürstenwärther, Baron Gemmingen, Baron Hacke, Graf Hallberg, Hessen-Darmstadt, Graf Hillesheim, Freiherr Humoltstein,

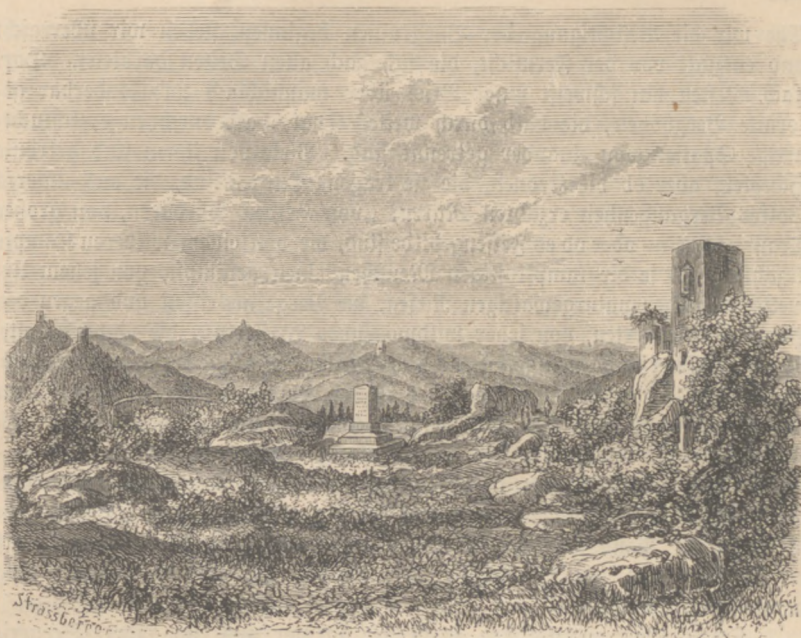
Johanniterhaus Heimbach, Fürst Jsenburg, Baron Kerpen, Graf Leiningen-Dagsburg, Leiningen-Guntersblum, Leiningen-Hartenburg, Leiningen-Heidesheim, Leiningen-Westerburg, Grafen Leyen, Fürst Löwenstein, Herr von Merz, Fürst von Nassau-Weilburg, Nassau-Saarbrücken, Graf Oberndorf, Kurpfalz, die Rhein- und Wildgrafen, Sayn-Wittgenstein, Graf Sickingen, Bischof von Speyer, S. Guido Stift Speyer, Stadt Speyer, Teufshorden, Türckheim, Bopelins, Wadgassen, Wallbrunn, Waldenburg, Wambold, Wartemberg, Wieser, Worms Bischof, Worms Martinstift, Zweibrücken Herzogthum. — Das waren die Herren, für deren Bedürfnisse das Ländchen aufkommen mußte; und wenn bei Karl Theodor's Jubiläum eine Stimme aus der linksrheinischen Pfalz fragte: „Sollen wir jubiliren, daß wir fünfzig Jahre lang im Schweiß unseres Angeichts unser Feld bauen durften, um die Schweine und Hasen ihrer Excellenzen zu füttern? Oder sollen wir jubiliren, weil man uns oft mitten aus unserer nöthigen Arbeit hinwegrief, um Landschreibern und Oberbeamten in der Frohne große Häuser bauen und nach ihren zusammengeftohlenen Landgütern bequeme und kostbare Straßen führen zu müssen? Oder gar, daß er uns unser sauer erworbenes Eigenthum einer Rotte von adeligen und unadeligen Dieben, Kammerdienern, Dirnen, Projektenmachern preisgab?“ so hätten in all den vierundvierzig Ländern unserer heutigen Pfalz diese Fragen noch verzehnfacht werden können. Und nun kam die Französische Revolution und wollte wie mit einem Schwamme von der Tafel des Knaben Handzeichnung, so alle die Grenzen und Vorrechte und Plagereien wegwischen. Der Pfälzer athmete auf. Freilich! die Befreier waren die Söhne ihrer Vorfahren und die Freiheit war für sie, und die Gleichheit war in der Armuth und die Brüderlichkeit galt Dem, der sich beugte.

Der Kampf der Koalition gegen die Französische Revolution und Republik veranlaßte mehrere Durchzüge der beiden Heere durch die Pfalz und mehrere kleine Treffen und größere Schlachten auf ihrem Boden. So kämpfte im November 1793 das Heer des französischen Generals Hoche drei Tage lang gegen die preußische Armee unter dem ruhmgekrönten Herzog von Braunschweig und mußte nach tapferem Widerstande vor demselben weichen. Was aber durch diesen Sieg gewonnen war, wurde wieder verloren, da der neugekräftigte Hoche im Elsaß die österreichischen Linien durchbrach und den grauen Helden zum Rückzuge nach Weißenburg zwang. Dort versuchte es der Geschlagene, sich noch einmal zu stellen, aber das Losungswort, das der Konvent seinen Truppen mitgegeben: Landau oder Tod! das wirkte begeisternd auf die Franzosen; sie siegten auch hier und des österreichischen Heeres Trümmer setzten bei Speyer über den Rhein. Die Preußen zogen sich trotz des Sieges bei Kaiserslautern nach Mainz zurück. Auch der Feldzug des Jahres 1794, in welchem das theils erschöpfte, theils mißmuthige Preußen nur lässig den Krieg führte, und Oesterreich trotz höchster Anstrengung erlag, spielte in einem Akte in der Pfalz. Zuerst schien das Kriegsglück den Verbündeten günstig zu sein. Der an die Stelle des Herzogs von Braunschweig getretene Möllendorf besiegte am 22. Mai die Franzosen und warf sie bis an die Saar zurück. Bald aber erholten sie sich, kamen

in gewaltigem Vorstoße wieder gegen Kaiserslautern, schlugen die Preußen, drangen durch den Gebirgspafß am Schänzel vor und stießen bei Edenkoben mit den Oesterreichern zusammen, die sie ebenfalls schlugen und nebst den Preußen an den Rhein zurückdrängten. Sie besetzten das Rheinufer und nahmen die Rheinschanze bei Mannheim weg.

Und jetzt nicht mehr, wie in der ersten Zeit des Krieges, brachte in seinem Fortlaufe der Siegerschritt der Franken den Völkern Freude. Nicht mehr als Wohlthäter und Freunde, wovon sie Anfangs den Schein angenommen, sondern als Räuber, ja als Mordbrenner traten sie auf. Das erste Wort, das sie als Gruß gebracht: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ war längst vergessen, und vermöge ausdrücklichen Konventsbeschlusses vom 25. September 1793 wurde schonungslos das harte Kriegsgesetz zur Geltung gebracht.

Im Oktober 1793 zogen die ersten Franzosen in Lautern ein, zunächst wie es sich gebührt, wenn man einen guten Eindruck machen will, in bester Ordnung, und die Finger an sich haltend. Bald aber zeigten sie sich ihrer Väter würdig. Die Bedrückungen begannen und das Archiv in Speyer bewahrt die Berichte der Beamten über die Art der Erpressungen. Am schwersten hatte Zweibrücken zu leiden, dessen Herzog Karl II. vor den anrückenden Feinden floh. Als Beispiel, wie die damaligen Befreier für ihren Unterhalt sorgten, möge eine Aufzeichnung aus dem Tagebuche eines Dürkheimer Bürgers dienen. Im Wesentlichen geschah überall dasselbe. „Der Divisionsgeneral Marlot legte am 3. Januar 1794 der Stadt Dürkheim eine unerhörliche Brandschatzung. Er forderte 150,000 Livres in Münze, an 4000 Hemden, 4000 Westen und eben so viel Hosen. Ueberdies verlangte er unter Androhung militärischer Einschreitung das vorhandene Tuch, sonstige Zeuge, Leinwand und Leder. Die unerbittlichen Kommissäre, welche mit Beitreibung dieser Auflagen beauftragt waren, stellten jeden Tag neue Anforderungen an die Stadt. Gold, Zinn, Kupfer, Uhren, Dosen, Schnallen, Ringe, Ohrgehänge in Silber und in Gold und von allen Einwohnern Hemden, Strümpfe, Stiefel, Schuhe, Weißzeug, Lederwerk, alle Waffen zc. nahmen sie in Beschlagnahme. Diese Erpressungen in den Wohnungen dauerten acht Tage. Jetzt ging es auf die Speicher und in die Scheunen, wo alles Heu und Stroh, alle Lebensmittel hinweggenommen wurden. Nun kam die Reihe an das Vieh; alles raubten die Presser, auch den Wein und Branntwein aus den Kellern. Er wurde theils getrunken, theils ausgeschüttet. Die Glocken wurden von den Thürmen herabgenommen.“ — Das war einmal; der biedere Dürkheimer weiß aber von fünf bis sechs Raubzügen der Franzosen zu erzählen. Je nachdem sie vorwärts oder rückwärts in ihren Kriegszügen manövrirten, jeder Durchzug durch die Stadt suchte nach Dem, was der vorige übrig gelassen. Die Freiheit mußte theuer erkauft werden. „Wir haben die Pfalz ausgeleert und den Bewohnern blos die Augen gelassen, um zu weinen!“ so rühmten sich die Kommissäre. Das waren die Folgen von der Proklamation des Herzogs von Braunschweig, als er gegen Frankreich zog. Das Echo war Wehklagen der Pfalz.



Panorama vom Trifels.

Trifels.

Annweilers Berge seh ich wieder
 Und ihre Burgdreifaltigkeit,
 In Ehren alt, vernarbt und bieder,
 Kriegszeugen deutscher Kaiserzeit.
 Dort Scharfenburg, die schlante, feine,
 Vor ihr der Felskloß Anebos,
 Und hier, als Dritter im Vereine,
 Der Reichspfalz Trifels Steintoloß.

So klingt es in Scheffel's „Aus dem Weiteren“. „Die Burg-Dreifaltigkeit“ beherrscht das ganze Rheinthäl an der oberen Hardt, und gar lockend verkündet sie der Ebene die Herrlichkeiten des Gebirgslandes, und der dasselbe durchziehenden Thäler.

Ginst des Deutschen Reiches Feste, war sie die Zeugin der höchsten Macht und Pracht des alten deutschen Kaiserthums, barg sie in ihren Mauern die Insignien der Weltherrschaft, bewirthete sie die ruhmreichsten Träger der deutschen Königskrone und schmückt jetzt ihr noch ihre Stirn das Diadem ruhmvoller Erinnerung. Beim Eingange in das Annweiler Thal, dort, wo die Queich aus der Berge Hut hinaustritt in die weite Ebene, vom Städtchen Annweiler ausgehend, führt in einer halben Stunde ein vielgewundener, schönbeschatteter Weg hinauf zu dem eigentlichen Trifels, der mit Anebos und Scharfenburg, oder der Münze, wie der Volksmund die letztere Burg nennt, die „Burgdreifaltigkeit“ ausmacht.

Ehe wir die Besichtigung der Burgruinen beginnen, stehen wir überrascht und entzückt vor der Fernsicht, die sich nach allen Seiten darbietet. Dort nach Westen hin schweift unser Blick über mannichfach und sonderbar geformte Berghöhen, die bald durch weites Thal, bald durch enge, schluchtartige Spalten von einander getrennt sind. Viele von ihnen sind gekrönte Häupter; aber ob die Kronen, die sie tragen, Burgen sind, die aus unseres Volkes Vergangenheit erzählen Mären, „von Helden lobebären, von großer Traurigkeit“ — oder ob es Felsengebilde sind, die von einem wilderen Kampfe erzählen, als je die kampflustigen Menschen einen gekämpft, von jenem Urweltkampf der naturgewaltigen Riesen, die Berge ausriffen und gegen den Himmel schleuderten, von jener wildwogenden Wasserflut, die einherbrauste, der Erde Oberfläche neu gestaltend — das kann das Auge nicht unterscheiden, da wird es getäuscht durch neckisches Spiel. Und wer gar im Mondschine von des Trifels Höhe hinübersieht zum Goffersweiler Thal — dessen grösste Bildungen am besten von Scharfenburg bewundert werden können — und in das Queichthal, der sieht eine neue Welt vor sich erstehen, voll phantastischer Gebilde; und wenn er am nächsten Morgen zum Abschiede die Berge grüßt, dann sieht das Alles so ganz anders, so natürlich aus, daß er an die Stirn greift und sich sagt, du hast geträumt von alter, lang vergangener Zeit. —

Schauen wir gegen Osten, so breitet sich vor uns eine andere Scenerie aus, die weite, reiche Ebene mit ihren Städten und Dörfern. Dort der klare Silberstreif, das ist der Rhein, und jene Berge, welche die Ebene begrenzen, das sind des Schwarzwaldes dunkle, schön geformte Höhen. Nach Norden zu, am Fuße des Berges, liegt das Städtchen Annweiler, und eine stattliche Höhe ist der Drensberg. Nach Süden zu zeigt sich der Harbt bewaldetes Bergland, und aus der Ferne grüßen des Wasganes waldfeschmückte Berge, winkt ihren Sagenruß die Weglenburg.

Die Burg Trifels selbst besteht nur noch aus wenigen Trümmern, aber diese in ihrer Massenhaftigkeit und Großartigkeit reden noch zu uns von der einstigen Glanzzeit. Da steht der gewaltige viereckige Thurm, der, aus riesigen Quadern erbaut, noch jetzt eine Höhe von 25m hat. Er besteht aus drei Stockwerken, erbaut im Rundbogenstile, mit Fenstern und Altan geschmückt, und ist für den Freund alter Baukunst eine wahre Perle. Den unteren Stock nimmt ein Saal ein, von dem aus zwei Treppen in den zweiten Stock zur Kapelle führen, deren Kreuzgewölbe und Nischen im romanischen Stile noch ahnen lassen, wie reich sie einst war, und wie schön. Freilich sie war auch ein Schatzkästlein seltener Art. In ihr wurden aufbewahrt die Kleinodien des heiligen römischen Reiches. Wollen wir, ehe wir weiter in der Burg uns umsehen, uns erzählen lassen, welche Kostbarkeiten als Reichsinsignien hier verwahrt wurden. Diesen Dienst erweist uns die Urkunde, die unter Karl IV. im Jahre 1350, als dieselben von Trifels nach Prag verbracht wurden, aufgestellt ward. „Ein gulden Creutz geziert mit edeln Gestein und feine Perlein, ganz und unverreckt und in demselben Creutz ist das Speer und ein Nagel unsers Herrn, auch ist darin

ein Stück des h. Creuzes, ein Zahn St. Johannes des Täufers in einem Crystall und St. Annen Arm. Auch seyn da befunden zwei Schwerdt, das eine St. Maurician und das andere St. Karls mit verguldeten Scheiden. Auch ist da unverruckt und ganz des obengenannten Kaiser Karls gulden Kron mit dem Bogen und Creuz, die darauf gehören, geworcht mit mancherlei Edelgestein. Darin besunder geworcht ein Edelstein, den man nennet den Weissen. Auch ist da ein weißer Rock St. Karls, an den Armen geworcht mit Edelstein und Perlein, und ein rother Mantel Karls mit zwei Löben gewürckt von guten Gestein und Perlen und Golde, und ein silbernes Sceptrum, auch ist da ein groß Fingerlein mit einem großen Rubin, vier großen Saphiren und vier Perlein, das ist herkommen von einem Herzogen von Braunschweig. Auch ist da ein ander Fingerlein mit einem Rubin und zween gulden Sporn, auch ist da ein verguldter Apfel mit einem Creuz und ein überguldt Sceptrum, ein gulden Rauchsaß, zwei Jenewel Stuck Wachs und ein Werm Apfel. Auch ist da ein blauer Rock, geworcht an den Armen mit Golde und mit Perlen, und ein ander grawe Rock mit schwarzen Adlern und ein Gugel, zween Handschuhe und zween Schuhe derselben Farb. Auch ist da ein Stol geworcht mit Gold und gutem Gestein. Auch ist da ein überguldt Schrinel, darin ist ein Monstranz und ein Crystall mit Heiligthum und ein gulden ledigs Creuz.“ So die Urkunde.

Als das alte Reich im Jahre 1806 in Trümmer fiel, da blieben diese Schätze dem Kaiserhause Oesterreich, und als das neue Reich im Jahre 1871 erstand, da sprach man wol auch davon, daß des Reiches Krone, Scepter, Schwert und Apfel wolle zurückverlangt werden. Kaiser Wilhelm aber ließ sich des neuen Reiches Insignien neu machen und — wir danken ihm darum. Das alte Reich war das heilige römische Reich deutscher Nation, das neue soll einfach — das Deutsche Reich sein. Der Grundgedanke des alten — das Schwert Roms zu sein — bleibt dem neuen Reiche fern; die Ideale der alten Kaiser, Herren der Welt zu werden, verwirren nicht der neuen Kaiser Sinn; so mochten denn auch die Symbole der alten Kaisermacht bleiben, wo sie waren — das neue Reich geht andere Bahnen und anderer Ruhm krönt seine Thaten, der auch seinen Insignien wird Glanz verleihen, der heller strahlt als jeder Edelstein und wundervoller wirkt, als Nägel vom Kreuz und Arm und Bein von römischen Heiligen.

Noch einen Stock höher befand sich, wie man erzählt, ein von Kaiser Friedrich I. erbauter Marmorsaal.

Ueber die Entstehung der Burg herrscht Dunkel. Die Einen vermuthen, daß früher ein Römerkastell dort gestanden habe; die Anderen glauben, daß der Punkt erst in späterer Zeit strategische Bedeutung gewonnen haben könne, und daß in den Kämpfen Kaiser Konrad's II. — desselben, der seine Burg Linburg in ein Kloster verwandelt und den Speyerer Dom gegründet hat — mit dem Herzog Friedrich von Lothringen dort für den Kaiser ein fester Stützpunkt werde gewesen sein. Diese nennen darum Konrad als den Erbauer der Burg. So viel ist indeß sicher, daß schon unter

Heinrich IV. die Burg geräumig und fast ausgebaut war, so daß sie dem Kaiser oft zum Aufenthalte dienen konnte, wenn der viel Bekämpfte, Schwergelährte Ruhe suchte und Erholung, daß sie ihm Schutz gewähren konnte, wenn er verfolgt, verstoßen war. Sein Sohn Heinrich V. hat die Burg verschönert und befestigt; der älteste Beschreiber der Burg, J. Ph. Croll, berichtet, daß die Jahreszahl 1124 auf der Burghür eingehauen war. Als Heinrich in Utrecht sein Ende nahen fühlte, ließ er, wie der Annalist Saxo berichtet, seine Gemahlin Mathilde sowie seinen Schwager, Herzog Friedrich von Schwaben, mit den übrigen Großen des Reiches vor sein Sterbebett kommen, pflog Rathes mit ihnen über des Reiches Zukunft und gab ihnen den Auftrag, die Krone und die übrigen Regalien auf die feste Burg Trifels zu bringen, wo sie verbleiben sollten, bis über den Nachfolger von Reichswegen verfügt sei. So geschah es, und Herzog Friedrich von Schwaben, der des Onkels Testament vollstreckte, mochte wol hoffen, wenn er die Krone in sicherer Mauern Hut bürge, dann sei ihm auch das Reich sicher. Darin sah er sich bitter getäuscht. So sehr er sich selbst der Krone würdig dünkte, so sehr er auch durch seinen Bruder Konrad unterstützt wurde, dem der vorige Kaiser das Herzogthum in Ostfranken gegeben hatte, so wenig glaubte er doch blos durch die Willensmeinung des Verstorbenen und durch seine eigene und seines Hauses Macht allein sicher sein zu können. Er wußte, daß die Fürsten, die allen Entwürfen Heinrich's V. hemmend in den Weg getreten, auch seinen letzten Willen vernichten konnten. War ja doch der erbitterteste und beharrlichste Gegner Heinrich's V., der Erzbischof Adalbert von Mainz, nach des Reiches Ordnung der Leiter der Wahl, und hielt diese ganz in seiner Hand; war doch der Papst, war Frankreich auf seines Nebenbuhlers, Lothar, Seite. Diese wußten denn auch so fein zu spielen, daß Lothar — der schon vor der Wahl sich vor dem Papste demüthigte und Versprechen gab, durch deren Erfüllung er kaiserliche Hoheitsrechte schmüde preisgab — gewählt wurde. Der neue Kaiser ließ durch ein Fürstengericht entscheiden, welche Güter und Besitzungen aus dem Nachlasse Heinrich's V. dem Reiche angehörten und welche salisches Erbgut seien. Herzog Friedrich und sein Bruder Konrad fühlten nur zu gut, daß es hierbei nicht um eine oder die andere Besitzung sich handelte, sondern um ihre ganze Stellung, und beschloßen darum, mit den Waffen in der Hand sich zu behaupten. So begann im Jahre 1126 von Neuem eine Fortsetzung der unglückseligen Bürgerkriege, die unter Heinrich IV. und V. das Reich verwüßtet und seine Macht gegenüber den zahlreichen Feinden gebrochen hatten. Mit wechselndem Erfolge tobte der Kampf bis zum Jahre 1135, in welchem Jahre sich die staufischen Brüder unterwarfen. In diesem Kriege soll nun auch die Burg Trifels belagert worden sein, soll sich aber siegreich behauptet und die Reichskleinodien sicher bewahrt haben; diese wären dann erst nach der Unterwerfung der Brüder ausgeliefert worden und kamen dann nach Trifels zurück, als Konrad III. deutscher König geworden. Mit diesem Kaiser war das glorreiche Haus der Hohenstaufen auf den Thron gekommen, und mit diesem Hause war für Burg

Trifels der Höhepunkt ihres Glanzes eingetreten. Zwar hatte Friedrich sich zum Lieblingsſitz Hagenau gewählt und dajelbst ſich ein prächtiges Schloß und in dieſem eine Kapelle aus Marmor gebaut und des Kaiſers Kleinodien dorthin verbracht; aber wenn er von Hagenau nach Kaiſerslautern zog, wo er ja auch oft und gern ſeinen Aufenthalt nahm, ſo brachte er immer einige Tage dort zu, und ſeiner Frau, Anna, ſoll ja die Stadt Annweiler, am Fuße des Trifels, ihren Namen verdanken. Der Sohn und Nachfolger Friedrich's, Heinrich VI., von ſeinen Gegnern gehaßt und gefürchtet, von ſeinen Freunden bewundert und am Ende heiß beklagt, hatte große, gewaltige Pläne. Er wollte ſeinem Hauſe das Erbrecht auf den Kaiſerthron erringen und Sizilien für immer mit dem Reiche vereinen. Er wollte das griechiſche Reich erobern und ſo das ganze römiſche Weltreich unter deutſche Herrſchaft bringen. Er ſtarb eines unerwartet frühen Todes, ohne ſeine Pläne verwirklicht zu haben. Aber er hatte das Kaiſerthum zu einer Höhe erhoben, auf der er es ſelbſt mit Ausbietung ſeiner gewaltigen Geiſtes- und Charakterkraft bei längerem Leben nicht hätte halten können. Unter dieſem gewaltigen Kaiſer ſpielt unſere Burg eine bedeutende Rolle. Sie wird genannt als das Gefängniß des Richard Löwenherz von England. Obwol ihr das Recht auf dieſe Berühmtheit beſtritten wird, lebt die Sage fort und iſt, in Stein gehauen, die Kunde davon in den Trümmern der Burg aufgeſtellt. Richard hatte an dem Kreuzzuge des Jahres 1189 Theil genommen, ſich vor Acre mit den deutſchen Fürſten und mit dem König Philipp Auguſt von Frankreich entzweit und das heilige Land verlaſſen; er war in Sizilien thätig, den Aufſtand gegen Heinrich zu entſtammen und zu ſchüren, wollte durch Süddeutſchland, um ſich mit ſeinem Schwager, Heinrich dem Löwen, der wiederholt der Hohenſtaufen Herrſchaft zu ſtürzen ſich beſtrebte, vereinigen, und ward auf dieſem Wege von Herzog Leopold von Oeſterreich gefangen und als Feind des Reiches dem Kaiſer ausgeliefert. Dieſer ſetzte ihn auf die Reichsfeſte Trifels, wo er ein Jahr ſchmachtete. Der Sage nach war ſein Edelknaabe und Minſtrel Blondel von Burg zu Burg gewandert und hatte vor einer jeden, wie weiland Noah ſeine Tauben nach dem trockenen Lande, ſein Lied als Kundſchafter ausgeſendet, ob es den geliebten, ſchmerzlich vermißten Herrn nicht fände. Endlich, drang daſſelbe hinein in das finſtere Burgverließ zu dem Gefangenen, der hoffnungslos dort ſchmachtete und nun durch den treuen, opferfreundigen Blondel befreit ward.

Die Geſchichte ſelbſt weiß, daß Richard ſich durch die Summe von 100,000 Mark Silber, das Verſprechen eines jährlichen Zinſes von 5000 Pfd. Sterling loſkaufen und daß er noch überdieſ England als Lehen aus des Kaiſers Hand nehmen mußte. Wie die Gefangenhaltung, ja noch mehr als dieſe, wurde dem Kaiſer die Art der Freilaſſung und ſeine Habſucht, die dabei zu Tage trat, verübelt, und ſchlimm urtheilten ſeine Zeitgenossen über ihn. Er aber kümmerte ſich nicht um ihren Tadel; er nahm das Gold und ward damit ein gewaltiges Heer, das er im Jahre 1194 nach Italien führte und mit deſſen Hülfe er ſich Sizilien unterwarf.

Damals sah Trifels in seinen Mauern viele mächtige Fürsten, und widerklangen seine Hallen von Waffengeklirr. Da waren, vom Kaiser beschieden, der Bischof Otto von Speyer, Herzog Simon von Lothringen, seine Brüder, Pfalzgraf Otto, Graf von Burgund, und Herzog Philipp von Schwaben, Graf Siegbert von Frankenburg im Elsaß, Graf Berthold von Bergen, Graf Berthold von Neuenburg, Graf Boppo von Laufen, Hugo von Luneville:

„Wer weiß noch von den Rittern allen
Aus Schwaben, Franken und vom Rhein,
Die damals fest als Reichsvasallen
Schwert trugen in der Streiter Reih'n:
Vom Truchseß Markward von Annweiler,
Taubhard vom Kestenberger Schloß,
Vom treuen Heinz von Meistersele,
Vom Eberhard von Anebos?“

singt Scheffel. Dann winken die Tücher dem Herrn zum Abschied hernieder von der stolzen Burg, und siegesgewiß zog die gewaltige Schar gen Süden:

„Des Adlers Flug geht nach Sizilien,
Ihn dürstet nach Normannenblut.“

Der Kaiser kehrte als Sieger heim und ist reich beladen mit des Südens reichen Schätzen. Etwa 160 Lastthiere sollen die Beute zum Trifels hinaufgetragen haben, der noch nie solchen Reichthum an Silber, Gold und Edelsteinen gesehen hatte, wie sehr er auch gewöhnt war an Pracht und Glanz. Aber in den Jubel der Sieger klang bei ihrem Einzug auf Trifels auch bittere Klage und herber Schmerzeslaut. Es waren edle Sizilianer, die der harte Ueberwinder zu sicherer Haft hierher mitführte, die sie austiefen. Des Trifels finstere und feste Verließe nahmen viele Gefangene auf, unter ihnen einen leiblichen Vetter der Kaiserin Konstanze, Graf Richard. Es ist möglich, was die Chronik erzählt, daß sie erst geblendet wurden, ehe sie hinabstiegen zum langsam qualvollen Tode. — Sie waren nicht die Ersten und nicht die Letzten, die umsonst klagten und weinten in jenen unheimlichen Grüften, lebendig begraben. Wir wissen noch viele Namen solcher Unglücklichen. So lag unter Heinrich V. (1112) Adalbert von Nassau, Erzbischof von Mainz, dort gefangen, um zu büßen dafür, daß er für den Papst Partei ergriffen hatte, trotzdem er den Bischofsstuhl des Kaisers Verwendung verdankte. Die Mainzer belagerten jedoch den Kaiser, der in ihrer Stadt war, so lange, bis er den Bischof freigab. Als dieser aber wieder gegen den Kaiser intriguirte, nahm er ihn abermals gefangen und ließ ihn drei Jahre lang in des Trifels Gefängniß schmachten. Auch ein Graf Wiprecht von Groitzsch, der sich mit Anderen gegen den Kaiser verbündet hatte, und von dessen Feldherrn Graf Hoyer von Mansfeld besiegt und gefangen war, mußte drei Jahre seines Lebens dort vertrauern. Unter Philipp von Hohenstaufen war Erzbischof Bruno von Köln dort Gefangener um desselben Vergehens willen. Während des Zwistes der Gegenkönige Philipp von Hohenstaufen und Otto dem Welfen waren die Reichskleinodien in Hagenau. Sobald Philipp von Otto von Wittelsbach

auf der Pfalz bei Bamberg getödtet worden war, eilte der Kanzler, Bischof Heinrich von Speyer, nach Hagenau, verbrachte die Regalien nach Trifels, wo er sie verwahrte, um durch die Uebergabe der Reichsfeste und der Königskrone für sich und die Seinen Gewinn herauszuschlagen. Im Jahre 1202 händigte er sie an Otto IV. aus und erhielt dafür aufs Neue die Stelle des Reichskanzlers. Auf Otto IV. folgte 1218 Friedrich II., und diesem wurden die Reichsinsignien im Jahre 1219 durch den Pfalzgrafen in Goslar überreicht. Er nahm sie zur Krönung mit nach Rom im Jahre 1220. Um sie aber sicher zu wissen, denn in Italien waren Unruhen ausgebrochen, schickte er sie mit seinem Truchseß Eberhard von Tann wieder auf den Trifels. Während Friedrich suchte, die Pläne seiner Vorfahren durchzuführen, und eifrig bestrebt war, den Glanz des Deutschen Reiches wieder herzustellen, insonderheit sein sizilianisches Königreich, das, so lange er minderjährig war, verwaltet wurde und unter dieser Verwaltung schwer gelitten hatte, wieder in guten Stand zu bringen, ließ er seinen Sohn als deutschen König zurück, und dieser hatte seine Residenz größtentheils auf dem Trifels. Er ließ sich aber als Werkzeug gebrauchen zur Unterdrückung der fröhlich aufstrebenden bürgerlichen Freiheit und damit selbstverständlich zur Kräftigung der fürstlichen Macht, die immer mehr und mehr von der kaiserlichen Oberhoheit sich unabhängig zu machen suchte. Zuletzt ging er offenbar mit dem Gedanken um, sich von seinem Vater ganz unabhängig zu machen. Er buhlte in jeder Weise um die Gunst der Reichsfürsten, an die er ein Gut und Recht des Reiches um das andere verschwendete, um sich Anhänger zu schaffen. Da er sich auch noch mit den, seinem Vater auffässigen Lombarden einließ, stellte ihn dieser vor ein Fürstengericht in Regensburg 1235, das ihn seiner Würde entsetzte. Er wurde in den Kerker geworfen und blieb darin bis zu seinem Tode. Darauf wurde der zweite Sohn Friedrich's, Konrad, deutscher König und Reichsverweser, und diesem wurden nun von dem Truchsessin, Philipp von Falkenstein, die königliche Burg Trifels und des Reiches Insignien ausgeliefert. Nun kommen diese durch Friedrich nach seiner neu gebauten Stadt Vittoria, von wo sie die Parmesaner, welche die Stadt eroberten, unter der Beute mitführten. Wann und durch wen sie wieder nach dem Trifels kamen, scheint nicht festgestellt zu sein, aber so viel ist sicher, daß sie unter Richard von Cornwallis sich wieder dort befanden, wie aus einer noch vorhandenen Urkunde ersehen wird. Auch über die Bedeutung des Trifels in damaliger Zeit giebt der Brief Kunde, den der Papst an Richard von Cornwallis schrieb, darin es heißt, daß die Besitznahme von Trifels eine der ersten Maßnahmen sei, die ein römischer König zu ergreifen habe. Eine Unterweisung, die sich der Thronkandidat gesagt sein ließ.

Aus dieser traurigen Zeit des Interregnums, aus der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“, wie sie Schiller nennt, müssen wir hier noch eine kleine Episode einschalten, die mit dem Trifels zusammenhängt. Graf Wilhelm von Holland, der Gegenkönig Konrad's, hatte im Jahre 1250 die Burg Trifels erobert. Hoherfreut meldete er sein Glück seinem Kanzler,

dem Bischof von Speyer, mit den Worten, er habe das Ziel seiner Wünsche, den Trifels mit seinen Heiligthümern, erobert. Nun wollte er auch seine Gemahlin auf den Trifels kommen lassen; sie wurde aber in der Nähe von Edesheim durch den Stegreifritter Hermann von Niedburg überfallen und gefangen fortgeführt. Der königliche Gemahl konnte nun sehen, ob er auf gültlichem Wege, oder durch Gewalt seine bessere Hälfte wieder gewänne. War diesem Könige auf dem Wege zum Trifels die Gemahlin entwendet worden, so fand Richard von Cornwallis dort seine Geliebte in der Beatrix, der Tochter des Burgherrn Philipp von Falkenstein, mit der er in Lautern ein glänzendes Beilager feierte.

Nach dem Interregnum ließ Rudolf von Habsburg, dem in Mainz die Reichsiniquien überliefert worden waren, dieselben nach Kyburg in der Schweiz bringen. Dort blieben sie, bis sie unter Adolf von Nassau wieder nach Trifels kamen. Albrecht soll sie wieder nach Kyburg geführt haben, und von dort an ist ihres Bleibens nirgends lange. Es beginnen für sie die Wanderjahre. Wir haben oben gehört, daß Karl IV. sie nach Prag brachte, 1424 kamen sie nach Nürnberg und 1796 nach Wien.

Seitdem der Trifels nicht mehr das Schatzkästlein des Deutschen Reiches war, verlor er seine Bedeutung und ging dem Verfall entgegen. Wir hören zwar noch von ihm, daß Kaiser Heinrich VII. auf seine Wiederherstellung bedacht war; wir vernehmen, daß er von dem Kaiser Ludwig dem Bayern an den Pfalzgrafen Ruprecht verpfändet wurde, daß die Pfalzgrafen ihn ferner zu unterhalten hatten, daß er 1410 an Pfalz-Zweibrücken kommt, daß hier und da auch seine Kerker wieder unglückliche Gäste beherbergen, wie 1460 den Grafen Philipp von Nassau, den Herzog Ludwig der Schwarze gefangen genommen hatte — aber der Glorienschein ist erloschen. Die einst die Herrin unter den Burgen des weiten Reiches war, ist von ihrer Höhe gefallen, sie ist geworden wie eine der Tausende, die Deutschlands Berge krönen. Im Dreißigjährigen Kriege hausten in ihr die Scharen des Mansfeld, nachdem schon 1602 der Blitz das Zerstörungswerk begonnen. 1640 werden die Marmorplatten der Kapelle nach Annweiler gebracht, 1670 auch die Marmoräulen entfernt — ein Blatt und ein Blütlein nach dem andern aus dem reichen Kranze, der sie geschmückt, herausgerissen, bis, was die Menschen begannen, Wind und Wetter vollendet; bis des Deutschen Reiches erste Feste ein Schutz- und Trümmerhaufe war. Die letzten Jahrzehnte haben etwas Ordnung in die Wüstenei gebracht, und jetzt sucht man der Zerstörung Einhalt zu gebieten. Auch an die früheren Zeiten sollen die Kinder unserer Tage erinnert werden; darum hat die Stadt Annweiler einen Stein errichten lassen, dort auf dem Platze der Burg, auf dem uns bei unserem Eintritt der Blick in die Ferne so entzückte. Auf diesem Steine stehen geschrieben einzelne Hauptdaten, die alle schon in unserer Erzählung ausführlicher gegeben sind, als auf dem Steine.

Betrachten wir uns noch kurz die beiden anderen Burgen, die mit dem Trifels zusammen die Burgdreifaltigkeit bilden, so läßt zunächst der der Hauptburg zufallende Name vermuthen, daß die beiden anderen,

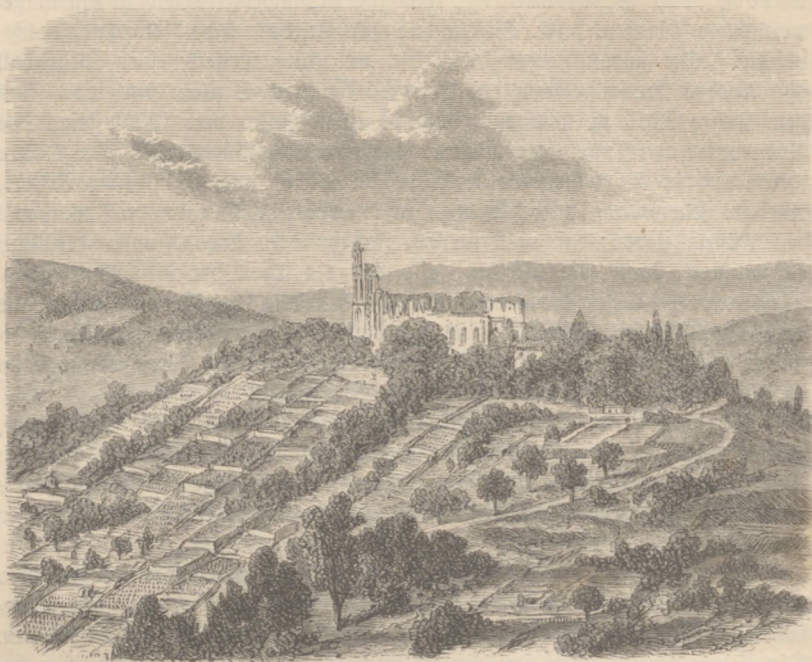
Anebos und Scharfenburg, mit ihr zusammengehörten zu einem gemeinsamen Ganzen. In Wirklichkeit hat Anebos keine selbständige Geschichte. Wir haben in der Geschichte der Burg Trifels einen Marschall von Anebos kennen gelernt, der Heinrich VI. nach Sizilien begleitete. Aus dem Jahre 1266 ist noch eine Urkunde eines Herrn von Falkenstein, des Burgvogtes von Trifels, vorhanden, worin er seine Güter unter seine Söhne theilt, und in dieser Urkunde weist er die Söhne an, die Burgen Trifels, Anebos, Karlsmund und Nüringen zu unterhalten. Daraus darf man wol den Schluß ziehen, daß noch im 13. Jahrhundert Anebos unter derselben Verwaltung stand wie Trifels, also als ein Theil der Reichsfeste angesehen wurde. Ueber den Namen Anebos bestehen bloß Vermuthungen und darunter dürfte die haltbarste sein, daß dieselbe Kaiserin Anna, welcher Annweiler den Namen verdankt, auch Pathin der Burg war, deren Name dann mit Anna und dem altfränkischen bos, Hügel, gebildet wäre.

Von der Burg selbst ist fast nichts mehr erhalten. Die steile Höhe, zu der man von Trifels aus über ein kleines Thal hinübersieht, ist mit einer riesigen Felsplatte gekrönt. Ehedem führte eine Treppe auf diese Platte. Nur noch spärliche Mauerreste zeugen davon, daß früher Menschen hier haften.

Die dritte im Bunde, Scharfenburg oder Scharfenberg, lohnt schon um der schönen Aussicht willen, deren wir oben gedacht, eher eines Besuches; auch bietet ein Gang durch ihre Geschichte einige interessante Daten. Wir haben bereits oben von jenem Bischöfe von Speyer erzählt, der bei der Ermordung Philipp's von Schwaben in Bamberg Zeuge war — das war ein Herr von Scharfenberg. In der Fehde zwischen Herzog Ludwig dem Schwarzen von Beldenz gegen Kurfürst Friedrich I. eroberte Ludwig das Schloß und setzte als Kommandanten Kunz Pfeil von Mubach hinein. Der führte nun dort ein lustiges Reiterleben, machte kühne Ausfälle in das kurpfälzische Gebiet, brannte Dörfer nieder, hob kurpfälzische kleinere Truppentheile auf und sperrete sie ein, bis der siegreiche Fritz seine Feinde geschlagen und auch den Beldenzler zwang, herauszugeben, was er ihm genommen.

Doch wir scheiden von Trifels und seinen Schwesterburgen. Es ist ein außerordentlich reiches, glänzendes Gebiet der Geschichte, das wir von hier aus überblickt; aber wir klagen nicht, daß jene Zeiten vorüber sind, in denen der Trifels seine Rolle spielte. Wir hatten Gelegenheit, den Glanz, wir hatten Gelegenheit, die noch tieferen Schatten jener Zeit zu betrachten und zu erwägen. Wir schauen hinein in die sonnige Landschaft, hinüber zum Rhein, der nicht mehr Deutschlands Grenze, sondern Deutschlands Strom ist; wir freuen uns der neuen Zeit, die das gebracht, des Reiches, das wieder erstanden ist; wir verlassen des Trifels Ruinen und Schiller's Wort erfüllt unser Herz:

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“



Limburg.

Limburg.

Limburg ist eine der malerischsten Klosterruinen Deutschlands. Nicht von Anfang an dem Dienste der Kirche geweiht, war die Limburg vielmehr die stolze Burg der Salier, des fränkischen Herzogsgeschlechtes, dem eine Reihe deutscher Kaiser entstammte. Konrad II., im Jahre 1024 zum deutschen Kaiser berufen, verwandelte im Jahre 1030 die „strahlende Burg“ — denn das bedeutet „Limburg“ — seines Hauses in ein Kloster, das er dem Benediktinerorden schenkte. Die Sage erzählt, daß ihn der Tod eines hoffnungsvollen Sohnes, der auf einer vom Kaiser angeordneten Jagd bei heftiger Verfolgung eines Hirsches mit dem Pferde stürzte und zerschmettert wurde, zu dieser Umwandlung der Burg in ein Kloster bestimmt habe. Da aber in der Stiftungsurkunde keine Silbe von diesem Bewegungsgrunde angegeben ist, so muß die Erzählung als in den Bereich der Sage gehörend betrachtet werden. Morgens um 4 Uhr bei Sonnenaufgang legte Konrad II. am 12. Juli 1030 den Grundstein zu dem Gotteshause und noch an demselben Morgen war er in Speyer, um auch dort den ersten Stein zu dem noch jetzt in voller Pracht erhaltenen Dome zu legen. Der Bau des Klosters Limburg wurde rüstig betrieben, denn schon im Jahre 1034 wurde es zum größten Theile eingeweiht und mit Benediktinern besetzt.

Die Stiftungsurkunde datirt ebenfalls aus diesem Jahre. Der Schirmherr des Klosters war der Bischof von Speyer. In der Urkunde schenkte Konrad II. dem Kloster die Dörfer Dürkheim, Wachenheim, Schifferstadt, Grethen, sowie in der Wetterau die Dörfer Eichen, Sundelingen, Feuerbach und Sulzbach, nebst allen Rechten, Zubehörigkeiten und Nutznießungen, wie sie bisher die fränkischen Herzöge dort geübt. Auch das Münzrecht wurde dem Kloster ertheilt. Der Abt führte den Titel „Von Gottes Gnaden“ und war Lehnherr von zwanzig Grafen und Herren. Der Kaiser Konrad erlebte die Vollendung der Kirche nicht; er starb zu Utrecht 1039, und schon drei Jahre ruhten seine Gebeine in der Stadt, in der er zu Lebzeiten so gern geweilt, in Speyer, als unter seinem Sohne Heinrich III. die prachtvolle Kirche mit dem Kreuze geziert und unter das Patronat des heiligen Kreuzes und des Johannes des Evangelisten gestellt wurde. Das Stift trug daher auch den Namen „Stift zum heiligen Kreuze“ und führte als Wappen ein schwarzes Kreuz in weißem Felde. Reich beschenkt, wie die Abtei von ihrem kaiserlichen Gründer schon war, wußte sie sich bald noch solche Schätze zu sammeln, daß sie sogar den Neid ihres Schirmherrn erregte. Bischof Eginhard von Speyer entführte 1065, also 30 Jahre nach der Gründung der Abtei, einen Theil ihrer Schätze nach Speyer, die von der Speyerer Chronik also aufgeführt werden: „Under andern derselben Kleinot sind gewesen 34 Pfund unverwercks Gold, eine guldene königliche Kron, ein guldenes Scepter, zween ganz guldene Rebild mit ihren Patenen, unter denen der eine mit köstlichen Edelsteinen durchlegt, der ander plat gewesen, ein Kelch aus einem Edelgestein Orichius geheiß, desgleichen das Paten, beid in klar Gold verfasst und mit anderm Edelgestein gezieret. Item zwee Särf oder Schrein voller würdig Heiligthums, der ein gulden und mit Edelstein durchlegt, der ander von Helfsenbein und beschlagen. Item sechs Hörner von Helfsantzähnen gemacht, und ein Geschir wie ein Flasch, auch vier Tafeln alles von Helfsenbein. Item zwo Meerjschnecken, in Gold und Silber köstlich verfasst. Zwei silberne und verguldte Rauchfaß, drei kristallinen Geschir in Gold gefast, sechs silberne Leuchter, zwei silbernen Eimer, ein silbern Gießfaß und Handbecken. Ein Meßbuch Helfsenbeine und in Gold verfast. Auch ein Psalterbüchlein, so des Kaisers Caroli Magni gewesen, war durchaus mit Gold geschrieben in Helfsenbein eingebunden und mit Gold beschlagen. Ein sequentional-Buch mit Gold und Silber beschlagen, ohne sonst einen merkliche summa von Meßgewandern, Leviten-Röcken, Chorkappen und andere Gezierden von eytel Gold gewürkt.“ — Man sieht, der geistliche Schirmherr der Abtei that sein Mögliches, um die Bewohner derselben vor der Gefahr, die der Mammon in sich birgt, zu behüten und zu bewahren. Es half aber nicht, denn sehr bald vernimmt man, daß die Benediktiner, die sich zuerst, den Regeln ihres Ordens gemäß, eines frommen Wandels besleißigten und segensreich wirkten mit dem Reichthum auch die Schwelgerei und Sittenlosigkeit überkamen und anstatt die Wohlthäter der Gegend ihre Bedränger und geistlichen Tyrannen wurden. Aber über den Starcken kam ein Stärkerer. Zu dem geistlichen

Schirmvogte, dem Bischof von Speyer, erhielt die Abtei durch Kaiser Philipp von Schwaben 1206 einen weltlichen Schirmherrn in Friedrich, Graf von Leiningen. In welcher Weise dieser Herr sein Amt zu verwalten gedachte, zeigte er bald durch die Erbauung der Hardenburg auf Limburger Gebiet. Daß sich daraus unzählige und fortgesetzte Streitigkeiten zwischen dem Abt und dem Grafen ergaben, ist selbstverständlich. Bei der Fehde Ludwig's des Schwarzen von Beldenz mit Kurfürst Friedrich dem Siegreichen hatte sich der Graf von Leiningen auf die Seite des Beldenzers gestellt. Limburg aber hatte den Schutz der Kurpfälzer angerufen. Dadurch erbittert, überfiel der Leiningen 1470 die Abtei und plünderte sie. Die Strafe dafür war die Zerstörung der Burg Dürkheim und Schleifung ihrer Mauern durch Friedrich.

Der Pfälzer blieb dann Schutzherr Limburgs. Als solcher fand er sich aber berufen, um der Piederlichkeit der Mönche willen, ihnen die Zügel wieder etwas straffer anzuziehen. Eine Reorganisation des Klosters wurde von ihm durchgesetzt. Im Jahre 1504 brach die bayerische Fehde aus, und in ihrem Verlaufe fanden die Leiningen Gelegenheit, ihren Muth oder Unmuth an der Abtei zu fühlen. Die Truppen, die Philipp von der Pfalz — der in die Reichsacht erklärt war — zum Schutze der Limburg dorthin gelegt hatte, zog er bald wieder weg. Die Mönche fühlten sich nicht mehr sicher, und flohen deshalb, Allen voran der Abt Maxar — und bald darauf, am 30. August 1504, brachen die Leiningen ins Kloster ein. Das Wenige, was die Mönche zurückgelassen, wurde fortgenommen, die Kirche ihrer Heiligthümer beraubt. Die Leichen der Grafen von Leiningen, die bis zu der Zeit ihre Familiengruft im Kloster hatten, wurden in die neu erbaute Gruft an der Johanniskirche in Dürkheim übergeführt. Nachdem die Glocken in Sicherheit gebracht waren, wurde die Kirche in Brand gesteckt, und zwölf Tage lang leuchteten die zerstörenden Flammen hinaus in die Ebene, ein Zeugniß rauher, wüster Zeit und unedler Rache. Ein einziger Laienbruder, Johannes, konnte sich nicht von dem ihm theuern Orte trennen und fand seinen Tod in den Flammen.

Der Wiederaufbau des Klosters begann im Jahre 1510, unter der wohlwollenden Schutzherrschaft der pfälzischen Kurfürsten. Die ganze Kurpfalz mußte zum Neubau beitragen, denn ein Befehl des Kurfürsten verordnete, daß jede Gemeinde seines Landes zwei Fuhren liefern müsse. Unter den Aebten Siegfried von Bergen und Johann von Bingenheim, dem letzten Abte der Limburg, nahm der Wiederaufbau seinen Fortgang und 1554 wurde wieder Messe darin gelesen. Doch was dem Untergange geweiht ist, kann man eine Zeit lang stützen, aber nicht erhalten. Die neue Zeit, die mit der Reformation angebrochen, fand in dem pfälzischen Kurfürsten einen eifrigen Anhänger; dadurch war das Schicksal der Abtei besiegelt. Von 1561 an durften nach einer Verordnung Friedrich's III. keine Mönche mehr aufgenommen werden, und die alten, die sich zum Heirathen nicht mehr bequemen wollten, durften in der Abtei absterben. 1571 wurden die Güter der Abtei eingezogen und zum Theil für Schulzwecke verwendet, zum ändern

Theile für den Kurfürsten durch einen weltlichen Stiftschaffner und einige Administratoren verwaltet.

Welche Güter diese „todte Hand“ sich zu sammeln verstanden, beweist das Inventar bei ihrer Aufhebung. Die Abtei besaß 27,000 Morgen Wald, die heute zum Theil dem Staate, zum andern Theile den früher zur Abtei gehörigen Gemeinden verblieben sind. Ferner besaß die Abtei 2000 Morgen Feld und viele Güter und Höfe. Die jährliche Einnahme außer den Erträgen der oben bezeichneten Güter belief sich auf 1448 Gulden baares Geld, 20 Fuder Wein, 2200 Malter Getreide, $\frac{1}{2}$ Malter Nüsse, 16 Pfd. Wachs, 58 Pfd. Del, 85 Gänse, 181 Kapauen und 298 Stück Hühner. Noch einmal im Laufe der Zeit zogen die Jünger des Ordens, dem sie einst gehörte, in die Abtei ein. Das war, als in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges die katholische Macht Oesterreich in der Gegend ein Wort zu sagen hatte; aber auch um nichts länger. Der Westfälische Friede vertrieb sie wieder; die Einsamkeit schlug wieder ihren Thron in den zerfallenen Hallen auf, und der Epheu umrannte mit frischem Grün die Zengin der Vergänglichkeit irdischer Pracht.

Im Orleans'schen Kriege machten sich die Franzosen, die im Brennen und Zerstören wahre Meister waren, die Freude, die Abtei bis auf die jetzt stehenden Trümmer niederzubrennen. Noch jetzt nöthigen die Ruinen dem Beschauer Bewunderung ab. Zahlreiche Oekonomiegebäude, Kapellen und Wohnungen für Arbeiter und Knechte bedeckten, wie noch vereinzelte Mauerreste beweisen, fast die ganze Fläche des Berges — es muß ein herrliches Gebäude gewesen sein, diese Klosterkirche der Limburg, von welcher der berühmte Benediktinerabt in Sponheim, Joh. Tritheim (1462—1516) sagte, er habe nie eine schönere Kirche seines Ordens gesehen. Wenn wir aber die Klage vernehmen, daß unsere Zeit keine so herrlichen Gotteshäuser mehr baue, so wollen wir uns daran erinnern, daß die Werke jener Zeit mit dem Schweiße und oft unter der Verwünschung der armen Leibeigenen erbaut wurden, und wollen Gott danken, daß sich eine mildere Zeit in der Aufhebung jener unwürdigen Knechtschaft ein schöneres Denkmal gesetzt hat, als alle die, wenn auch noch so schönen Denkmale der Dome und Kirchen jener Zeit sind.

Die Kirche war, wie das jetzt noch zu erkennen ist, im altromanischen Basilikenstile erbaut. Eine Vorhalle, deren Ueberreste wir noch zur Rechten und Linken, doch nur wenig erhalten, in dem Gebüsch versteckt finden, führte zu dem Haupteingange, über dem sich die hohe Kuppel wölbte, in der die Glocken hingen. Zu beiden Seiten der Kuppel, rechts und links vom Haupteingange, zierten zwei Thürme das Gebäude. Auf den Grundmauern des einen, rechts vom Eingange, wurde bei der Restauration des Klosters im 16. Jahrhundert der jetzt noch stehende gothische Thurm errichtet. Reiche Bildhauerarbeit soll die Thürme wie den Eingang geschmückt haben. Das Kirchenschiff war 72 m lang und 44 m breit, und das ungewölbte Dach desselben wurde durch 20 Säulen auf je einer Seite getragen. Die Säulen waren $6\frac{1}{2}$ m hoch und fast 65 cm im Durchmesser.

Noch eine einzige Säule zeugt von verschwund'ner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Gemäß dem Reichthume des Klosters war der Hochaltar mit Gold und Edelsteinen reich verziert; 19 Seitenaltäre bargen Reliquien und sonstige Kirchenschätze. Hinter dem Hochaltare befand sich, jetzt durch eine Mauer mit einer Rosette versehen von dem Schiffe getrennt, der Konventschor. Diese Mauer stammt wahrscheinlich auch aus dem 16. Jahrhundert, was die darin befindliche Inschrift wol bezeugt, welche lautete: Conradus II coenobium istud fundavit a. d. 1035. Siegfridus de Bergen abbas hoc opus fieri fecit a. d. 1551. ut inceptum perge. (Konrad II. gründete dieses Kloster im Jahre des Herrn 1035. Siegfried von Bergen, Abt, ließ dieses Werk ausführen im Jahre des Herrn 1551. Möge es vollendet werden, wie es begonnen wurde.) Leider ist diese Tafel zertrümmert worden — wie man sagt — in dem Wahne, es seien hinter ihr die Schätze des Klosters eingemauert. Unter dem Konventschoire befand sich die Krypta, deren Gewölbe jetzt gesprengt ist, in der man aber noch die Stellung der Säulen bemerken kann. Sie diente als Gruft, in der die Gebeine der salischen Herzöge aufbewahrt wurden. Unter dem Chore (Querschiff), rechts und links vom Hochaltar, befanden sich links die Gruft der Aebte, rechts die des Grafen von Leiningen. Die Fenster waren gemalt und die Wände der Kirche waren mit Freskogemälden geziert. Was aber von diesen noch übrig ist, läßt nicht vermuthen, daß in ihnen Kunstwerke zerstört wurden.

Nordwestlich von der Kirche standen, durch Kreuzgänge mit ihr verbunden, die Konventsgebäude. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende Gebäude am Rande des Berges, dessen Giebelwände noch stehen und durch dessen Fenster man hineinsieht in das schöne Thal und hin zur Hardenburg, barg die Keller des Klosters; der untere Stock enthielt das Refektorium, der obere die Abtswohnung. Da, wo jetzt ein freundliches Gärtchen an das Schiff der Kirche anstößt, war der Begräbnißplatz der Mönche, und an seiner Westseite lagen die Zellen derselben.

Durch den Alterthumsverein in Dürkheim wird jetzt an der Ostseite des Bergplateaus, auf dem die Limburg steht, gegraben, und die bisherigen Funde weisen darauf hin, daß die Burg der Salier wol schon auf der Trümmerstätte früherer Ansiedelungen aus der Römerzeit und solcher von lange vor dieser erbaut war. Wer die einzelnen Blätter der Geschichte, die hier zerstreut und zerrissen liegen, zusammensetzen könnte, der hätte wol die schwere Frage der prähistorischen Sphinx gelöst.



Mädchentrachten im Elsaß.

Land und Leute im Elsaß.

Deutsch oder Welsch? — Sprachenkampf und Sprachverwirrung. — Charakter der Bevölkerung. — Religiöse Verhältnisse. — Trachten. — Zigeunerkolonie. — Fahrmarkt zu Molsheim. — Hochzeitsgebräuche. — Volksfeste. — Der deutsche Christbaum im deutschen Elsaß.

Am Schlusse der fünften Abtheilung angelangt, kehren wir noch einmal zu den uns wiedergewonnenen Elsässern zurück, um deren trotz jahrhundertelanger Entfremdung deutschgebliebenes Wesen, Sitten und Volksgebräuche näher kennen zu lernen. Wir haben uns dieses Thema für diese Stelle aufbewahrt, weil die nächste (sechste) Abtheilung sich hauptsächlich mit dem schwesternlichen Lothringerlande beschäftigt.

Deutsch oder Welsch? Das ist die Streitfrage, die seit zehn Jahren mit größter Lebhaftigkeit im Elsaß, in Lothringen und im Reiche durchgefochten worden ist, ohne daß darum der Streit ein Ende nähme. So merkwürdig vermischen sich historische, ethnographische und politische Elemente in diesem verwickelten Konflikt, daß es schwer ist, im Lande selbst ein unbefangenes Urtheil darüber zu hören. Die Zahl der wackeren Männer ist nicht groß, welche schon vor dem Jahre 1870 die Elsässer als Deutsche betrachteten und

die darum mit scheelen Augen von den Präfecten angesehen wurden. Beinahe härtere Prüfungen haben sie nach dem Jahre 1870 durchzumachen gehabt, wenn alte Freunde, die ihnen früher warm die Hand gedrückt, an ihnen vorübergingen, ohne sie anzusehen, ja vielleicht heimlich die Faust ballten oder, wenn eine wohlherzogene Dame auf der Straße auspie vor einem solchen Renegaten. Kein Wunder, wenn diese Deutschen unter den Elsässern drängten und trieben, daß man mit Nachdruck das Franzosenthum unter den Elsässern verfolgen sollte, denn ihr wohlberechtigtes Selbstgefühl wurde auf Schritt und Tritt von der Verblendung ihrer Landsleute arg verletzt.

Wir sagen Verblendung, und das war es in der That, wenn eine ganze große Bevölkerung sich künstlich mit den Hoffnungen täuschte, auf dem Wege des Rücklaufs werde das Land wieder an Frankreich kommen, wenn nicht schon vorher die Republik sich zu einem Rachekrieg ermannte und die verlorenen Provinzen wieder heimholte an den französischen Herd. Aber in aufgeregten Zeiten geschehen Zeichen und Wunder, von denen Altmeister Goethe sagt, daß sie des Glaubens liebstes Kind seien. So auch hier. Man glaubte, was man wünschte, und daß man es glaubte, kann man es im Grunde genommen so unbegreiflich finden? Durch mehrere Menschenalter hindurch hatte die Verbindung mit Frankreich bestanden, waren die Kriegsheere hin und wieder gezogen, ohne daß man sich im Deutschen Reiche oder nachher im deutschen Bunde zu einer Erinnerung an das geraubte Gut in den Vogesen ermannt hätte. Jahrhunderte lang war aller Glanz, alle Größe, aller freiheitliche Schimmer im Westen zu suchen gewesen. Erst die Pracht des Königshofes, dann die Locktöne der revolutionären Freiheit, endlich der Waffenlärm der napoleonischen Kriege hatten selbst diese nüchterne alemannische Bevölkerung allmählich herübergezogen und abgelenkt von der deutschen Heimath, in der man nur Zerstückelung, Reaction und Pfaffengezänk sah. Französisch wurde in städtischen Kreisen die Familiensprache und namentlich die Frauen verbreiteten die Mode des Franzosenthums, wie sie es denn heutzutage in der städtischen Bevölkerung auch sind, die mit der zähesten Hartnäckigkeit den französischen Sympathien leben, und der Herr der Schöpfung, der Mann, weicht hier wie überall muthig und ritterlich zurück vor dem Willen der Frau. Aus diesen Kreisen hatte sich gleich nach dem Kriege die elsässische Liga gebildet, die im Geheimen ihre Achtungsbefehle gegen alle die verbreitete, welche mit der deutschen Regierung in irgend eine Verbindung traten. Auch ihre Rolle ist ausgespielt, und so verglimmt allmählich der Brand. Noch aber ist er nicht so weit erloschen, daß nicht ein kräftiger Windstoß von Frankreich her ihn wieder ins Lodern bringen könnte. Jede Veränderung, die den kleinen Göttern der französischen Republik in ihren eigenen Kreisen behagt, wird noch immer hier nachempfunden und weckt für eine Zeit lang die schlummernden Erinnerungen wieder auf. Noch nach Generationen werden wir, dann allerdings in vereinzeltten Spuren, solchen Köpfen begegnen, denen die Sonne im Westen aufgeht. Allerdings werden sie wol so wenig daran ändern, wie ihre heutigen Gesinnungsgeossen

im Elsaß, daß sie nun eben doch hinter dem Schwarzwald hervorkommt. — Den beiden Extremen haben sich in den Städten jetzt die elsässischen Elsässer zugesellt, die eine Vermittlung der Gegensätze darstellen möchten und in Sprache und Sitte ein Bindeglied hervorbringen wollen zwischen Frankreich und Deutschland. Darin liegt etwas halbes, und gerade bei nationalen Gegensätzen rächt sich jede Halbheit schwer. Das sind die ehrenwerthen Leute, die in früheren Tagen von einer neutralen elsässischen Republik träumten, welche zwischen den beiden großen feindlichen Lagern eine schützende Wand bilden sollte, eine Art Annexe der Schweiz. Seitdem der Frankfurter Friede sie in das Deutsche Reich eingeführt hat, arbeiten sie an dem Ausbau der Heimat zu einem eigenen Bundesstaat und sind dadurch dem öffentlichen Leben Deutschlands als politische Partei gewonnen worden. Für diese Arbeit wünschen wir ihnen alles Gelingen und alles Gute, das sich mit dem Wohl des Reiches vereinigen läßt. Das Reich aber voran! In manchem Punkte indeß werden wir wahrscheinlich den Gewohnheiten auch dieser Männer entgegenreten müssen und zwar gleich in einem der Hauptpunkte, der die Sprache angeht. Es ist zum Glaubenssage im Elsaß geworden, daß man zwei Sprachen von Kind auf neben einander lernen könne, ohne daß man dabei Schaden erleide an geistiger Kraft, daß man vielmehr mit Vortheil sich in dieser Art bewegen könne. Das ist ein verhängnißvoller Irrthum. Im günstigen Falle lernt man die eine Sprache parliren und die andere sprechen, d. h. man gewinnt eine gewisse Redefertigkeit in der einen, aber das natürliche Uebergewicht der andern ist so groß, daß man in ihr und zwar in ihr allein denkt. Wehe aber dem Volke, das zweizüngig werden will! Es spaltet sich selbst die kostbare einheitliche Herzwurzel seines ganzen Denkens und Empfindens und erzeugt zwei verkümmerte Stämme an Stelle eines frei und schön entwickelten. Dabei verliert sich das Verständniß des Zusammenhanges zwischen dem Worte und der Sache, die es bezeichnet; die Wörter werden zu der todten Scheidemünze, die man ausgiebt, um irgend einen Gedanken zu bezeichnen, aber sie entbehren jenes lebendigen Zusammenhanges, der die Sprache zugleich mit der Denkkraft des Einzelnen und des ganzen Volkes wachsen läßt. Zu einem Mechanismus herabgedrückt, drückt die Sprache selbst wieder auf die geistige Entfaltung, ein Hemmiß statt eines Fördernisses. Ein Beispiel mag es zeigen. Du willst den einfachen Gedanken „ich bin froh“ französisch ausdrücken und sagst „je suis enchanté“. Aber das Wort, das Du sprichst, bedeutet ja eigentlich „ich bin bezaubert“. Wie weit also entfernt von dem einfachen Sinn, den Du ausdrücken willst. Oder Du sagst „je suis heureux“ und sagst damit etwas Anderes als Du gedacht hast. Es entsteht eine Art unschuldiger Doppelzüngigkeit, unter der die besser gebildeten Geister, die sich ihrer bewußt sind, schwer leiden, über welche die minder gebildeten aber gedankenlos hinweggleiten und im Hinweggleiten allmählich die scharfe Empfindung für wahren Ausdruck eines echten Gefühls, eines strengen Gedankens verlieren. Daß es aber viel leichter ist, eine fremde Sprache gut zu lernen, nachdem man einmal eine

einzige sein Eigen nennen gelernt hat, diese Erkenntniß ist den städtischen Elementen im Elsaß schwer zu predigen. Das ist wiederum menschlich und sehr begreiflich. Wer mag gern einsehen, daß gerade darin eine Schwäche besteht, was man bisher für einen Vortheil gehalten. Für einen Vortheil hielten es die Bewohner dieser Grenzstädte, nach beiden Seiten hin zu verstehen und sich verständlich zu machen. Der Kaufmann vor allen Dingen benutzte beide Sprachen, um sich in Deutschland wie in Frankreich den Gewinn zu sichern, der aus unmittelbarem Verkehr herrührt, und gewiß hat er dadurch manchen Vortheil erworben. Ein Anderes aber ist der Gewinn des Einzelnen an Geld und Gut und der Gewinn eines ganzen Volkes an geistiger Kraft. Diese letztere aber beruht sicherlich auf der Einheit der Sprache, und die soll im Deutschen Reiche die deutsche sein, zumal bei denen, welche sich ihrer nur entwöhnt haben. Innerhalb der gebildeten Kreise wird darum allerdings ein langer Kampf geführt werden. Wenn die Schule wie natürlich nur Deutsch lehrt, so versucht die Familie, in deren geheiligtes Innere kein Gesetz eingreift, das Französische als die Umgangssprache zu bewahren und so wachsen die Geschlechter auf in einer, im glücklichen Falle stillschweigenden Befehdung gerade der Elemente, welche sich zum Segen der heranblühenden Generation vereinigen sollten. Kinder ohne rechte Muttersprache.

Das Bild wäre unvollständig, wenn wir nicht auch der neuen Ankömmlinge in den Städten gedächten. Von jeher hat sich der Wechsel in der städtischen Bevölkerung rasch vollzogen. Von alten Geschlechtern sind nur ganz wenige noch im Lande vorhanden: die Zorn, die Rainach, die Dietrich, die Türckheim. Andere sind ausgewandert, die Wurmser nach Oesterreich, die von der Thann und Rathsamhausen nach Bayern, andere nach Baden, nach Frankreich. Die meisten aber sind ausgestorben, und vergebens fragen wir heute nach den großen Namen der alten Geschlechter. Neue sind dafür eingewandert. Der Dreißigjährige Krieg hat vereinzelte schwedische Namen hinterlassen; aus Ungarn sind protestantische Pfarrfamilien gekommen, vom Niederrhein sind die Namen der Lauth und Schneegans eingezogen, aus der Pfalz und Baden sind hervorragende Männer wie Bruch und Reuß schon zu französischer Zeit herübergekommen. Nun ist dazu eine kleine Völkerwanderung, eine Art von Beamtenkolonie gekommen, die nach dem Jahre 1870 ihren Einzug gehalten hat. Begreiflicher Weise sind ihre Beziehungen zu den älteren Landeseinwohnern keineswegs leicht und nicht immer glücklich. Selbst bei langem Zusammenwohnen erhebt sich wie ein altererbtes Uebel das Mißtrauen der Regierten gegen die Verwaltenden, die ihnen nothwendig manches Unbequeme auferlegen müssen; wie viel mehr nicht hier, wo Unbekanntschaft mit des Landes Brauch in vielen Fällen bei den Neuankömmlingen, Abneigung gegen Neues und Fremdes bei den Altangesehnen dominirt. Rechnen wir dazu, wie wenig wir Erfahrung im Kolonisiren besitzen, wie pedantisch wir in der Heimat an dem Einzelnen und Kleinen kleben, dann wird es begreiflich erscheinen, wie viel Reibung in der reichsländischen Maschine sich vorfindet, über die selbst der beste Wille der zur Oberleitung Berufenen nicht immer Herr werden kann.

Aus diesen Bestandtheilen setzt sich das städtische Element im Reichslande zusammen. Aber vergessen wir nicht, daß Elsaß-Lothringen nur eigentlich vier Städte hat: Metz, Straßburg, Mülhausen und Kolmar. Alle übrigen Städte und Städtchen haben zum größten Theil ackerbau-treibende Bevölkerung, tragen also einen wesentlich ländlichen Charakter. Hier und auf dem flachen Lande hat das eigentlich französische Element nie festen Fuß fassen können. Zwar lehrte man in der Schule auch schon Französisch, aber doch erst seit der Zeit des Bürgerkönigs Louis Philipp und seines Ministers Guizot. In einer Unkenntniß von der Macht der Sprache, die sich im Elsaß an den Franzosen selbst gerächt hat, ließ man vordem in sprachlichen Angelegenheiten die Dinge gehen wie sie wollten und verhütete nur, daß irgendwo eine öffentliche Inschrift an das Deutschthum des Landes erinnerte. Als man vor wenigen Jahrzehnten in unmittelbarer Nähe Straßburgs über dem Thor einer neuen protestantischen Kirche eine deutsche Inschrift auf dem steinernen Bibelbuch anbringen wollte, da legte sich die Verwaltung darein und forderte eine französische, bis man sich endlich bei der neutralen lateinischen Biblia sacra zusammensand. Drinnen aber in der Kirche wird in deutscher Sprache gesungen, geredet, gebetet, und nur als Ausnahme von der Regel haben einige städtische Gemeinden im Elsaß den Gottesdienst in französischer Sprache; sonst predigt in Stadt und Land der katholische wie der protestantische Geistliche deutsch. Natürlich hat sich das Französische in einer großen Anzahl oft recht sonderbarer Formen in den volkstümlichen Sprachgebrauch eingeschlichen. So kann man von einem Sonnenparasol, einem Buschonzopfe (*bouchon* = Pfropfen), einem Pläfirvergüßen und andere Wendungen hören. Auch der, welcher sonst ganz deutsch spricht, wird sich der französischen Grußformeln bedienen, und trotz der schönen Auswahl von Flüchen, welche die deutsche Sprache darbietet, fährt von Zeit zu Zeit immer ein französisches *foutre* dazwischen. Dieser Kampf der beiden Sprachen führt oft zu den ergößlichsten Scenen. Wie bezeichnend war der Verkehr zwischen Mutter und Sohn im Eisenbahnwagen zwischen Barr und Straßburg. Die Mutter jucht den unartigen Knaben mit allen Schmeichelnworten des französischen Lexikons vergeblich zu beruhigen; sie zieht ernstere Saiten auf und wendet einen *polisson* gegen den mißgestimmten Liebling an, aber erst als der urkräftige „Laushub“ ihr über die Lippen kommt, da merkt der kleine Schlingel, daß es Ernst wird, und merkwürdig schnell wird er ruhig. Viel zahlreicher noch als die so oberflächlich von der französischen Kultur beleckten Leute des Kleinbürgerthums ist der kernhaste Stand der Landleute, bei denen nur ganz sporadisch das Französische in die Sprache Eingang gefunden hat. In dem weit überwiegenden Theile des Landes wird ausschließlich deutsch gesprochen, und nur eben die Bevölkerungsklassen, welche zur Zeit der französischen Herrschaft eine höhere Bildung genossen haben, besitzen vom deutschen höchstens den Wortvorrath und die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens. Aus diesem Umstand erklärt es auch die offizielle Beschreibung des Landes (Straßburg 1878), daß auch solche Personen,

welche für gewöhnlich in deutscher Sprache sich gut auszudrücken vermögen, doch zum Französischen greifen, sobald die Unterhaltung sie auf Gegenstände führt, die sie früher nur in dieser Sprache zu behandeln gewohnt waren. Unter den jetzigen Umständen ist es natürlich eine nahezu unmögliche Sache, ein richtiges Resultat der Sprachverhältnisse durch Zählung zu gewinnen, da man mit Sicherheit annehmen darf, daß auch in den Landestheilen, in welchen die deutsche Sprache zweifellos die Volkssprache ist, sich eine nicht unerhebliche Zahl von Solchen meldet, welche französisch sprechen können und darum das Französische für ihre Muttersprache halten. Danach hat die letzte Volkszählung ergeben, daß von 560 Gemeinden des Bezirks Unterelsaß mit einer Civilbevölkerung von 585,573 Köpfen nur 27 Gemeinden mit 23,940 Seelen zu den Französischredenden zu zählen sind. Es sind das die in den Kreisen Schlettstadt und Molsheim am weitesten westlich am Vogesenkamme gelegenen. Im Oberelsaß ist im Kreis Altkirch, der nach Belfort zu die Grenze bildet, das französische Element am stärksten vertreten und außerdem enthält der Kreis Rappoltsweiler an seiner Vogesengrenze 6 französische Gemeinden; sonst überwiegt hier das deutsche Element ebenfalls, und in der Schwebe bleiben 43 Gemeinden mit 78,866 Seelen, welche zur Hälfte von Deutsch-, zur Hälfte von Französischredenden gebildet werden. In Lothringen steht das naturgemäß anders. Den 370 deutschen Gemeinden dieses Bezirkes stehen 341 rein französische gegenüber und zwischen beiden Sprachen schwanken 41 Gemeinden. Von der Gesamtzahl aber von 1,499,020 Einwohnern in 1696 Gemeinden des ganzen Landes haben sich 1225 mit 1,160,015 als deutsch herausgestellt, während 385 mit 181,736 der Sprache nach französisch und 86 Gemeinden mit 157,269 Einwohnern gemischt sind. Wollen wir das uns übersichtlich in Prozentsätzen ausdrücken, so kommen 77,39 % auf das deutsche Sprachgebiet, 12,12 % auf das ausschließlich französische und 10,49 % der Bevölkerung wohnen in dem Gebiete, in welchem beide Sprachen nebeneinander gebraucht werden.

Der ganz überwiegenden Mehrzahl nach gehört also die Bevölkerung, durch alle inneren Bande der Sprache zusammengehalten, zu uns Deutschen. Es ist ein kräftiger Schlag, eher über als unter der mittleren Größe, mit großem Kopf und kräftig entwickeltem Körperbau, stark und muskulös in den Gliedern. Das Haar ist selten schwarz, zumeist hellbraun oder blond, ebenso das Auge von heller Farbe. Die Kühnheit in Handel und Wandel, in Ackerbau und Industrie spricht deutlich für den geweckten Sinn des Volkes im Großen und Ganzen, das ja auch unter der französischen Herrschaft sich durch eine gute und allgemein verbreitete Schulbildung auszeichnete. Es besitzt der alemannische Stamm in Elsaß im hohen Grade die alte deutsche Tugend der Wehrhaftigkeit. Es stellte früher (infolge der Option hat sich das gegenwärtig herabgedrückt) auf eine mittlere Zahl von 26,700 zwanzigjährigen jungen Leuten der französischen Armee etwa 19,000 Rekruten, und während im übrigen Frankreich, wie Grad in seiner Heimatskunde erzählt, 37 % untauglich befunden wurden, wurden in den beiden elsässischen Bezirken nur etwa 27 % wegen Untauglichkeit zurückgewiesen. Mit Vorliebe

traten die jüngeren Söhne des elsässischen Bauernstandes zu längerem Dienst als Unteroffiziere in die französische Armee ein, und man berechnete die Zahl der Elsässer in der französischen Armee vor 1870 auf 80,000. Durch solche zahlreiche Verbindungen mit dem Heere wurden Traditionen geschaffen, welche nicht so leicht vergessen werden und gewiß hat Mancher, dessen Bruder oder Vetter in den Reihen des französischen Heeres stand, den Wanderstab ergriffen, um nicht den blauen Rock des deutschen Soldaten tragen zu müssen. Diese Auswanderung hat trotz der gleichzeitigen Einwanderung von Deutschland her die Bevölkerung um 1,17 % gegen den Stand der Zählung von 1871 vermindert. Die aber, die geblieben sind, geben auch für das deutsche Heer ein von allen Befehlshabern gelobtes Element ab und unmittelbar vielleicht noch als die Einwirkung der Schule ist hier im Lande die Erziehung durch das Heer wirksam. Gern geht wol Keiner unter die Soldaten; wer aber einmal des Kaisers Rock getragen hat, der kommt als ein Anderer zurück, und diese halb unfreiwilligen Apostel des deutschen Sinnes erwecken neben dem einfachen Gefühl der Stammesverwandtschaft noch etwas Anderes und Höheres, den Sinn für die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. Wer je auf seiner Wanderung im St. Amarinthale die Sennhütte am Kopsberg besucht und mit dem treuherigen Seppi plaudert in seiner — offen gesagt — schmutzigen Wirthschaft und dann hinübersteigt zu der Hütte am Molktrain, um dort sich zu wundern über die blitzblanke Sauberkeit einer ähnlichen Sennhütte, deren Inhaber krank und frei erzählt, wie er diese Ordnung bei den Gardes du corps in Potsdam gelernt habe, der wird, wie es dem Schreiber dieser Zeilen gegangen ist, die ordnende und bildende Kraft der allgemeinen Wehrpflicht an einem lebendigen Beispiel erkennen.

Nahezu vier Fünftheile oder 78,60 % der gesammten Bevölkerung Elsaß-Lothringens bekennen sich nach Ausweis der offiziellen Statistik zur römisch-katholischen Konfession, beinahe ein Fünftheil oder 18,68 % gehören den evangelischen Kirchengemeinden an; der Rest vertheilt sich mit 2,55 % auf die Juden und mit 0,21 % auf andere Bekenntnisse, von denen Mennoniten mit 1595 Seelen, Baptisten, Methodisten und Irwingianer in geringerer Anzahl über das ganze Land verstreut sind.

Das religiöse Bekenntniß wirkt in mehr oder weniger wahrnehmbarer Weise auf Sitten und Gebräuche des Landes zurück. Auffallend zunächst auf die Kleidertracht bei dem weiblichen Geschlecht. Zwar im Oberelsaß hat der alles verdrängende Kattun mit den Trachten auf dem offenen Lande radikal aufgeräumt und nur im Münsterthal ist noch ein Rest der alten Zeit erhalten geblieben. Aber auch dort hat unter dem jüngeren Geschlechte die ernste schwarze Tracht der Altvordern gewaltig abgenommen. Bunter gestaltet sich die Volkstracht im untern Elsaß; allein auch hier verschwindet das rothe Brusttuch, welches noch vor dreißig Jahren — wir folgen den Angaben des bewährten Landeskenner Gustav Mühl — fast allgemein von den Männern getragen wurde. Auch die schwarzen kurzen Beinkleider, die langen linnenen Samaschen, Häckerstrümpfe genannt, sind nur noch bei



einigen älteren Männern zu finden, und fast dasselbe läßt sich auch von dem breiten alten Filzhute sagen. Da wo der letztere noch vorkommt, wird der zu einer Spitze aufgestülpte Theil der Krempe von den jüngeren Männern nach hinten, von den älteren nach vorn gerichtet. Das ist der Nebelspalter der Alten. Jetzt hat die alte Kopfbedeckung einem niederen runden Hute Platz gemacht. Häufiger findet man noch den altväterischen schwarzen Männerrock, der von den Städtern um seiner Weite willen scherzweise der Halbacher genannt wurde. Er wird heute aber nur zum Kirchgang oder zu besonderen Festlichkeiten getragen. Sonst erjetzt ihn die rundgeschnittene Jacke, der die „Spalierbauern“, die jüngeren Leute, die sich gern in städtischer Gesellschaft herumtreiben, einen ganz modischen Chic zu geben wissen. Von den Frauen tragen die katholischen längere Röcke, Kutten, meist von grellrother oder hochorange gelber Farbe ohne Saum; die lutherischen haben kürzere Röcke mit rothem oder schwarzem Saum. An dem Rocke sitzt keine Taille; es wird eine schwarze „Schürze“ darüber angelegt, jedoch nur zur Kirche oder über Feld. Zu Hause, beim Tanz, in der Arbeit wird sie abgelegt und dann werden mit dem einfachen Nieder die blendendweißen Hemdärmel sichtbar. Je nach dem Grade des Vermögens werden Mütze und Brusttuch, „der Vorstecker“, mit Bändern, Spitzen und Goldflittern geziert; den Flor, ein großes schwarzseidenes Halstuch, welches im Festputz lose um den Hals geschlungen wird, so daß die Zipfel im Nacken herabhängen, verdrängen jetzt andere seidene buntfarbige Tücher. So werden auch die Schleifen an den Mützen, „der elsässische Schlupf“, nach und nach immer breiter, länger und bunter. Von dieser im Unterelsaß vorherrschenden Tracht finden sich längs des Gebirges Abweichungen in Fülle in den einzelnen Gemeinden. Die Mütze der Frauen, die Nebelkappe, deren Name sogar schon die sagenkundigen Forscher beschäftigt hat, wechselt je nach dem Orte den Umfang.

In der Nähe der Pfälzer Grenze lieben es die Männer, blanke Metallknöpfe selbst an der äußeren Hosennaht zu tragen, und an Stelle des Nebelspalters tragen sie den Nagelbohrer, kleiner als der erstgenannte, aber ebenso aufgestülpt. Die Frauen fassen dort das ungeflochtene Haar des Hinterkopfes in einem etwas länglichen, auf den Nacken herabfallenden Wulst zusammen. Das kleine Käppchen, das darauf sitzt, ist bald weiß, bald violett, und wiederum zeichnen sich die einzelnen Dörfer bald durch größere, bald durch feinere Spitzenkrausen aus, die wie ein Heiligenschein die oft merkwürdig zarten Gesichter der Bäuerinnen umrahmen. So haben sie die alte im Absterben begriffene Tracht noch einmal in voller Mannichfaltigkeit dem Liebhaber aller ehrbaren alten Ueberlieferung gezeigt, unserem Kaiser, als er das Schlachtfeld von Wörth, und dann als er Straßburg besuchte. Da entsendete jede Gemeinde einen schöngezierten Wagen, gefüllt mit Frauen in der Landestracht, und überrascht konnte man dabei sehen, wie sehr die Anmuth der Person durch die kleidsame alte Tracht gehoben wird.

Aber man muß nicht warten, bis der Bauersmann in die Stadt kommt; wer ihn kennen lernen will, der gehe hinaus aufs Land, und er kann sicher

sein, daß er seine Freude sehen wird. Da kommt noch unverfälscht die alte biedere Art zum Vorschein, da singt es und da klingt es in denselben treuherzigen Tönen, die wir drüben am Schwarzwald oder in der fröhlichen Pfalz hören. Es ist überall dasselbe treuherzige altvertraute deutsche Wesen. Nur an einer Stelle sitzen Fremdlinge unter dem germanischen Geschlecht, das sind die Heiden im Bärenthal. Der Name klingt schauerlicher als die Leute wirklich sind. Denn wer ihnen einen Besuch abstatten will, jenen armeneligen Zigeunern, der wird herzlich Mitleid empfinden mit dem fahrenden Volke, das seine Wohnsitze aufgeschlagen hat in dem von der Pinzel durchströmten Bärenthal. Ein klein wenig abwärts am Bach vom Weiler aus gesehen stehen die Hütten — Häuser kann man die ärmlichen Mauern mit dem wenig vorspringenden Dach kaum nennen, in denen meist nur ein Fenster und eine Thür dem Licht und der Luft Zutritt gestatten. In diese Abgeschlossenheit haben sich vor langer Zeit einmal Zigeuner geflüchtet und haben hier eine Zuflucht vor dem Winter gesucht. Zu dauerndem Aufenthalt oder gar zum Feldbau sind sie nicht gekommen. Ist es doch nicht einmal dem großen Könige Friedrich II. gelungen, die Zigeuner, die er auf dem Vorwerke Vora angesiedelt (die Kolonie heißt heute noch Friedrichsloca in der Hainleite) zu sesshaften Leuten zu machen. So ziehen auch diese Heiden, wie man sie in der Umgegend nennt, sobald der Kukul schreit, ins Weite. Auf einem Karren Frau und Kinder bergend streifen sie im Land umher und wenn sie auch in ihrer Heimat die christlichen Kirchen besuchen, nirgends sind die Heiden geringesehene Gäste. Ihre wilde Leidenschaft wird gefürchtet, und mehr um sie sich vom Halse zu schaffen, als aus Bedürfniß kauft man ihnen die Körbe ab, mit deren Anfertigung sie sich nähren. Aehnlich haust ein Troglodytenvölkchen, das indeß nicht zigeunerischen Ursprungs ist, in den Felsenwohnungen im Graufthal. Unter den überhängenden Fels der Sandsteinwand ist eine stützende Ziegelmauer gestellt; sie bildet den ärmlichen Abschluß einer ärmlichen Hütte, in der eine verarmte Schar ein kümmerliches Dasein fristet mit der Fabrikation von Zündholzschachteln und ähnlichen Dingen. Wie sie in ihre seltsamen Wohnungen gekommen, ob der Krieg sie vor Zeiten dahin getrieben — wer mag das sagen?

Aber zurück zu freundlicheren Bildern. Es ist am Dienstag oder Mittwoch nach dem 23. April, dem St. Georgentage, da feiert Molsheim seinen Jahrmart. In seinem Wappen trägt es das goldene Rad im blauen Felde und an dem Rad den heiligen Märtyrer, dem zu Ehren es sein hohes Fest mit einem Jahrmart feiert. Da beleben sich die sonst stillen Gassen des Städtchens, und um die alte Pfarrkirche, deren gothische Thürme um ihrer Leichtigkeit willen viel bewundert werden, wie um das Rathhaus und die Getreidehalle tummelt sich das frohe Treiben, so daß selbst das alte Rathhaus, die Metz, sein ernstes Aussehen verliert. Aus dem Steintale und dem Klingenthale, von Wassenheim her und aus dem Nebenlande von Barr drängen sich die Käufer um den Pfefferkuchen von Gertweiler, der auf keinem echten elsässischen Jahrmarte fehlen darf, und während der Bursch für seinen Schatz — nicht etwa ein Pfefferkuchenherz, nein ein Paket mit

elegantem Farbendruck darauf und liebevollem Vers darunter kauft, oder während die Mutter um den Rosenkranz oder das Heiligenbild handelt, stehen die Männer mit dem jüdischen Makler, der auch hier nicht fehlen darf, abseits und handeln um Alles und verschiedenes Andere, wenig gestört von der erregten Jugend, die mit Geschrei den Feuerfresser anstaunt oder Thränen vergießt vor der neuesten Mordthat, deren Beschreibung auf schlechtem Löschpapier für 2 Sous (die Pfennige und Mark haben zur Zeit noch nicht den Sieg über Centimen, Sous und Franken davongetragen) verkauft wird. Das Gedränge ist groß, denn da es am Förgetag dem Bauern vom alten Spruch verboten ist, über die Wiesen und Felder zu gehen, so dehnt er diese Ferienzeit auch auf die Georgsmesse aus, und was hier etwa von größerem Kauf und Verkauf abgeschlossen wird, das wird beim Weinkauf Abends festgemacht. Dann sitzen die unparteiischen Zeugen herum und versichern jeder der beiden Parteien, was sie für ein vortheilhaftes Geschäft abgeschlossen haben. So geht das bunte Treiben, bis endlich die Polizeistunde schlägt und der Char à banc vorfährt, auf dem die Einkäufe und vielleicht auch mancher schwere Kopf nach Hause gefahren werden. Die Burche aber und die Mädchen wissen besser, was sich für eine helle Frühjahrsnacht schiebt: die ziehen in Reihen zu Fuß nach der Heimat, und hell tönt der neckende Gesang durch die stillen Felder:

I kauf mi'm Schatz e Newwelfkapp,	E Newwelfkapp
E scheni Kapp, e rothi Kapp,	So wohn i 's Lewe hab'.
E blöji Kapp, e gäli Kapp.	

und aus der andern Reihe antwortet's:

E Bissel wiß unn e Bissel schworz	Unn e Bissel folsch mueß'r sin
Unn e Bissel folsch isch min Schatz	Sunsch isch er nit min.

Aber die Mädchen wollen das letzte Wort behalten, und sie schließen das alte Lied von Liebe und Treue mit der eben so alten Klage über die Untreue:

Uff der Höh	I ho schun ämol ei'm getröüt.
Wochst der Klee;	's het mi gröüsam g'röüt.
Tröü nur lei'm Knäwele meh,	

So manche Ehe ist vorbereitet worden auf dem Nachhauseweg vom Jahrmarkt und im lustigen Verkehr am Sonntag Nachmittag wird auch nicht immer von den Marktpreisen gesprochen oder von den Eisenbahnlern, welche alles Unheil in das Land gebracht haben, oder vom Prüß und den Schwobe, sondern wenn die Alten beim Schoppen sitzen, beim Wein wie ihn die eigne Feldmark trägt oder beim hellen selbstgebrauten Bier, da wird wol auch die bevorstehende Verlobung unter den Vätern verabredet. Glücklich, wenn der Schmusjude auch nicht dabei mit im Spiele ist. Wie oft hat er nicht sogar im Heirathstiften seine Hand gehabt, und nicht immer sind diese Ehen im Himmel geschlossen. Es wäre ja so unnöthig, denn der alte Reim sagt ja:

Dröunte in dem Dütterland	Wenn einer e scheni Schwester het
Sinn die Dohse müüjer	Bekummt 'r boll'e Schwöüjer.

Das bekommt der Bruder der Braut draußen auf dem freien Platz beim Kegelspiel zu hören, während die Burschen, die kurze Pfeife im Munde, die kurze Jacke am Leib, den kurzkrempigen Hut auf dem Kopfe, kurzangebunden in ihren Redensarten aber von längster Ausdauer beim Spiel, die großen ungefügten Kugeln nach den dünnen weit auseinander stehenden Kegeln werfen. In der Zwischenzeit sitzen auch die Mädchen beisammen oder sie gehen Arm in Arm in langer Reihe die Dorfstraße auf und nieder. Da wird die ganze Chronik des Dorfes durchgesprochen, die Vorzüge des Einen, die Mängel des Andern. Das Wichtigste bleibt immer, wenn endlich das Verlöbniß feststeht und die Ehe geschlossen werden soll. Braut und Bräutigam wissen zwar, daß der Hochzeitstag, er mag sein, welcher er will, ein glücklicher ist, aber sie fügen sich doch dem alten Glauben, der 16 Monatstage (1. 2. 3. 5. 6. 7. 8. 11. 12. 13. 15. 16. 17. 18. 20. 30.) für unglücklich hält. Wenn sich ein Paar an einem dieser Tage verheirathet, die verlassen gern einander und leben in Streit und Armuth. Von diesen 16 sind aber wieder fünf Tage die unglücklichsten: der 3. März, 17. August, 1., 2., 3. September, und drei Tage sind ganz und gar unglücklich: der 1. April, Geburtstag des Verräthers Judas, der 1. August, an dem Satan aus dem Himmel geworfen wurde, und endlich der 1. Dezember, der Jahrestag vom Untergang Sodoms und Gomorrha's. Ist nun aber Alles wohl vorbereitet, so geht der Hochzeitbitter umher, um Nachbarn und Freunde einzuladen; wir nehmen an: die Nachbarn und Freunde im Münsterthal. Dann schicken am Tage vor der Hochzeit die Gäste ihre Geschenke, die zum Parade Schmuck des Brauthauses aufgestapelt werden, während die größeren Hausrathsgegenstände von den nächsten Verwandten des verlobten Paares besorgt werden. Dabei kommt noch immer der alte Gedanke zum Ausdruck, daß befreundete Hand das neue Heim einrichten helfen soll, und wenn so mancher alte Brauch sonst abgekommen ist, dieser gemüthvolle Zug ist doch geblieben. Im Hause der Braut sammelt man sich am Hochzeitstage. Da wird der Ehrenwein gereicht, denn ohne eine Herzstärkung thut der Oberländer nichts; und der Brautvater mit der Braut voran, reihen sich die Gäste zum Zug, den der Bräutigam mit der Brautmutter beschließt. Musikanten, wie sie auf Bildern unentbehrlich sind, sind in Wirklichkeit hierbei nicht vertreten. Die Braut trägt auch dort bereits das städtische weiße Kleid und über dem langen Schleier den Kranz von künstlichen Drangenblüthen; es ist selten, daß man noch zur lebendigen Blume greift, das muß dann die Myrthe sein. Ist nun die Ceremonie der Kirche vorüber, so eröffnet das neu vermählte Paar den Zug und mag nun sehen, wie es an dem Seil vorüberkommt, das ihm die Armen in den Weg gespannt haben und an dem sie als Wegezoll ihre Gabe heischen. Das ist der ganze Rest von dem alten Loskaufgelde, mit dem sonst der Bräutigam die junge Frau von den Burschen des Dorfes lösen mußte: die Armen sind in ihr Recht getreten. Jetzt geht es heimwärts, und wer nun Pistole, Böller, Entenflinte ältester Konstruktion besitzt, der schießt, die bösen Geister zu verschrecken, die sonst wol den Neuvermählten im Wege auflauern könnten. Die größte

Stube, die zu erlangen ist, und wenn sie nicht ausreicht, häufig der Garten ladet die Gäste zu dem Hochzeitsmahl ein, welches die Schwiegereltern gemeinsam ausrüsten. Wo die städtische Sitte eingedrungen ist, bleibt man bis gegen 6 Uhr sitzen, und dann geht das neuvermählte Paar mit in das Kaffeehaus, in dem sich die Gesellschaft noch bis 11 Uhr zechend und lachend unterhält. Nach der alten Sitte aber wurde gegen das Ende der Tafel der Versuch gemacht, der Braut das Strumpfsband oder den Schuh zu nehmen. Um das zu wehren, hatten sich die Bräutigamsgefallen und die Brautführer um die Braut herumgesetzt, und wer nun unter dem Tisch auf Raub ausging, riskirte derbe Fußtritte. Glücklich es aber, so ward der Pantoffel versteigert an den Meißbietenden und für die Summe, welche schließlich geboten war, mußten die Brautführer Punsch liefern, um nur der Braut wieder zu ihrem Schuh zu verhelfen. Geessen und getrunken wird überhaupt in gewaltiger Quantität, und man darf nicht glauben, daß die Qualität darunter leidet, denn eine elsässische Bauernküche liefert oft feinere Mahlzeiten, als sie ein norddeutsches Bürgerhaus kennt. Das Fest dauert am nächsten Tage weiter. Die Münsterthäler haben Freude an ihren Bergen und machen gern Ausflüge dahin, am liebsten nach der Schlucht. Dort läßt sich die Hochzeitsgesellschaft aufs Neue die Mahlzeit schmecken, ein Tanz wird gemacht, und fröhlich kehrt jetzt Alles ins alte Geleis zurück. Die Mädchen aber, die noch keinen Mann gefunden haben, werden sicherlich am nächsten Andreasabend, während es zur Kirche läutet, bei einer Wittwe Mehl, Butter und viel Salz holen, sich daraus einen Kuchen machen und ihn Nachts zwischen 11 und 12 Uhr essen. Dann sagen sie beim Einsteigen ins Bett:

Bettstollen, dich betritt ich,

Andreas, ich bitt' dich

Laß mich mein Herzallerliebsten sehn,

Sei er jung oder alt,

In schöner Gestalt!

Und wer nun der Schlafenden im Traume Wasser bringt für den Durst, der ist der künftige Gatte. Das Mittel gilt für sehr probat; wer Lust hat, versuch' es!

Vielfach hat sich im Lande alter Brauch dieser Art erhalten, aber nur vereinzelt, keineswegs mehr allgemein. So ist in den sundgauischen Dörfern Zimmersheim, Eichenweiler u. a. noch das alte Recht lebendig, daß am Fastnachtsmontag, der dort Hirztag genannt wird (von hirszen, hirszen = schmausen, zechen), nur die Frauen das Recht haben, die Wirthshäuser zu besuchen. Zeigt sich ein Mann, so fallen sie über ihn her und nehmen ihm Hut oder Mütze in Pfand, die er nur gegen einige Flaschen Wein auslösen kann. So berichtet Stöber in der *Alsatia*. Die Kinder werden mit einem besondern Backwerke, den Waschlen, an diesem Tage beschenkt. Die Weiberherrschaft am Fastnachtsmontag scheint früher auch im übrigen Elsaß üblich gewesen zu sein; wenigstens sagt Moscherosch (*Phil. von Sitt.* II, 330) ganz allgemein: „Vor Zeiten, als die Weiber Meister waren, trug man krumme Hörner an den Schuhen mit Knöpfen gezieret, dessen uns das liebe Röchelchen noch Jährlichen erinnert:

Spize Schu und Knöpflein dran,
Die Frau ist Meister und nicht der Mann.

Wie so Manches gerade in den Fastnachtsgebräuchen, mag auch das eine Erinnerung sein an die orgiastischen Frauenkulte, welche der bona dea zu Ehren bei den Römern gefeiert wurden. Aehnlich übrigens finden wir den Weiberfasching in dem schwäbischen Dorfe Döfenbach, von wo uns berichtet wird, daß zwei Weiber zu Fastnacht als Deputirte zu dem Schultheiß gehen, um freie Zechen zu erbitten. Diese Zusage wird gegeben, und des Büttels Weib sagt allen Frauen im Dorfe das Fest auf gemeinschaftliche Kosten an. Unter dem Vorsitz der Pfarrerin versammeln sich die Weiber auf dem Gemeindehaus und finden dort ein Faß liegen. Die Gerichtsboten schenken den Wein aus und die Weiber beginnen zu zechen. Ehedem wurde unter dem Vorsitz der Pfarrerin auch ein Frauengericht gehalten über Weiber, die nicht auf Keuschheit und Kinderzucht hielten. Als dieses Gericht abkam, wurde Verschwiegenheit von den Genossinnen gefordert. Wer etwas ausplauderte, kam mit seinem Weinkrug an den Kазentisch hinter dem Ofen. Unter dem Fenster ward dabei musiziert und die Spielleute reichlich mit Kuchen und Wein regalirt.

Wie Fastnacht, so hat fast jedes hohe Fest seinen besondern Brauch. Wir alle kennen ja die Ostereier, die der Osterhase legt. In Nietesheim legt er sie sogar mit Sprüchen:

Dieses Ei hat gelegt der Has	oder:	ich liebe dich so treu
Für dich mein Schatz ins grüne Gras		Als wie die Schal' das Ei.

und Anderes mehr. Osterfeuer werden weniger häufig angezündet als Fastnachts- und Johannisfeuer. Dafür wird Osterwasser vielfach geholt und Osterladen gebacken. Reicher ist das Pfingstfest mit derartigen Ueberlieferungen ausgestattet. Auch dieses Fest ist mit einem Eierspiel verbunden für die Bewohner von Dossenheim und Ernolsheim. In Parteien stehen die Streiter gegen einander; während die eine 100 Eier eines nach dem andern in einen Korb zu sammeln hat, muß ein Käufer der andern Partei aus dem nahen Dorfe ein Glas herbeiholen. Kommt er zu spät, so muß er mit seinen Kameraden das gemeinschaftliche Mahl bezahlen, bei dem es an Wein nicht fehlen darf. Weniger auf das Trinken ist die Pfingstfreude in Thann berechnet. Dort wird ein weißgekleidetes Mädchen herumgeführt, das einen mit bunten Bändern geschmückten Maienbaum trägt, und dazu singen die Kinder gabenheischend vor jedem Haus:

Maierösele, fehr die dreimol erum
Loß die b'schae 'rum un—n—um.

Maierösele, kumm, merr wänn in grüne Wald hinein
Merr wolle—n—allt lustig sein.
So fahre mir vo Maie in de Rose.

Wänn iehr uns lä Eier wänn gäh.
So mueß de Marder d' Hähner näh.

Wänn iehr uns lä Geld wänn gäh
So mueß der Schelm der Sädel näh (nehmen).

Wänn iehr uns kä Wi wänn gäh,
 So mueß der Stoc kä Trietwel gäh.
 Wänn iehr uns kä Ehl wänn gäh,
 So mueß der Baim kä Nusse gäh.
 Wänn iehr uns kä Brod wänn gäh,
 So mueß der Ader kä Frucht meh gäh u. s. w.

Und jeder Vers ist begleitet von dem Refrain: „So fahre mir vo Maie in de Rose.“ Das ist wol auch nur eine Erinnerung an das Fest des beginnenden Frühlings, so gut wie das Lied, das um den Maibaum mitten im Dorfe von den Buben und Mädchen gesungen wurde, und das begann:

Tanne Mai, Tanne grüner Mai.

Wo aber ist das Lied hin? Wir müssen zufrieden sein, wenn wir von dem Mietesheimer Pfingstspiel wissen, das jeden Samstag Abend sich wiederholt: Sträuße geben die Mädchen, Eier die Buben als Pfänder beim unschuldigen Fangespiel. Zu Pfingsten aber setzt es auch seidene Bänder, die sammt den Sträußen am Maiebaum befestigt werden. Mit dem halten die Knaben den Umzug und singen:

Da kommen die Miethemer Maieknecht,
 Die haben gern ihr Pfingsterecht:
 Drei Eier und ein Stück Speck
 Von der Mohre Seite weck,
 Ein halb Maas Wein,
 In 'n Kübel nein,
 Da wolle die Miethemer Maieknecht zufrieden sein.

Bei Spiel und Tanz werden dann die gesammelten Gaben verzehrt. Anderswo gilt anderer Brauch. Da werden in Erinnerung an die alten Weidrechte und das Bannumreiten in Jechsheim die Pferde bestiegen. Vermummt versammeln sich die jungen Bursche, und altherkömmliche Sprüche herfagend reiten sie erst durch das Dorf, dann um den Bann. Aehnlich wird der Pfingsttritt noch gehalten von Kiefern nach Eckwersheim, und auch hier scheint die Erinnerung an alten Kultus mit dem mittelalterlichen Brauch des Bannumreitens in eins zusammengeschlossen zu sein. Wie man in der Mark die Thiere putzt mit Maienzweigen und wie die Wenden die Pfingstpuppe putzen, die auf eine besonders gepuzte bunte Kuh gesetzt wird, so hat man hier und da im Elsaß noch den Pfingstequack oder den Pfingsthüttel, das Pfingstklözel, Pfingststummel, eine grotesk in Grün verpackte und verhüllte Figur. Ob dieselbe aber den die Pferde und Rinder schirmenden Hausgott darstellen soll, scheint denn doch gar zweifelhaft. Eher mag auch hier der alte Dienst der erwachenden Natur dem Gebrauche zu Grunde liegen, und dann mögen in der That die jetzt gesammelten Gaben an Eiern u. s. w. an die Stelle der alten Opferpenden getreten sein.

Reichlicher ist das Fest Johannis des Täufers, der Sonnenwendetag oder Sungichntag mit altem Brauche ausgestattet. Hier wie überall brennen die Johannisfeuer, selbst in der Stadt Straßburg wurde am Ende des

vorigen Jahrhunderts auf Straßen und Plätzen noch das Johannisfeuer angezündet, und im lustigen Sprung setzten die Knaben über die Flammen. Wer mochte da wol daran denken, daß im altheidnischen Brauch der Sprung durch die Flamme seien sollte vor der Gewalt der unholden Geister? Draußen aber auf dem Felde hält die junge Welt im lustigen Spiel, genau so wie es dereinst im tiefen Ernste die Väter thaten, mit brennenden Fackeln den Umgang durch die Felder, um das Jahr zu segnen mit Licht, an dem Tage, an dem sich die Sonne wieder auf ihrer täglichen Bahn zum Horizonte senkte. Symbolisch wurde dieser Niedergang der Sonne angedeutet durch das Herabrollen eines Rades von irgend einer Höhe herab. Damit steht wol ein zu Wassenheim und auch sonst noch im Elsaß vorkommender Brauch in Verbindung. Am sogenannten Kuchelsonntag (die Kuchen, von denen der Tag den Namen hat, sind ursprünglich Opferkuchen), an welchem in allen Häusern vollauf gebacken und geschenkt wird, zieht Abends die Jugend auf die Höhe vor den Ort, um die brennenden Scheiben zu schleudern, zu deren Einkauf sie schon mehrere Tage vorher Geld gesammelt hat. Das sind (nach dem Berichte von Ludwig Schneegans) dünn geschnittene Rädchen von Tannen-, Fichten- oder anderm harzigen Holze, die man anzündet und dann brennend mit einem Stäbchen in die Luft schleudert. Das schwirrt und funkelt durch die dunkle Nacht hin, und damit das Ganze eine lebhaftere Beziehung zur Gegenwart erhält, werden diese „Schiwälä, Schwälä, rundi Bein“ irgend einer Person zu Ehren in die Luft geschlagen, deren Namen dabei jedesmal laut gerufen wird. Was hier zu Wassenheim am Fastnachtsonntag gethan wird, das geschieht in den Dörfern längs des Breuschkanals zum Johannistag, und wunderschön sieht es dann aus, wenn um das Johannisfeuer die dunkeln Gestalten der Buben tanzen und plötzlich wie eine Rakete ein „Schiwälä“ aufsteigt, einen langen Feuerstreifen nach sich ziehend. Die katholischen Orte haben den Brauch namentlich standhaft in der Sommerzeit bewahrt, während unter protestantischer Bevölkerung die alte Ueberlieferung nüchtern behandelt worden und auf die Periode des Jahres verlegt worden ist, in der das junge Volk die sonst herrschende strenge Regel durchbricht. Das sind unsere modernen Saturnalien, die Zeit der Fasten.

Wie die Sommer Sonnenwende, so ist auch das Fest der Winter Sonnenwende, Weihnachten, der Mittelpunkt einer großen Zahl festlicher Bräuche geblieben. Wir brauchen hier nicht erst auseinanderzusetzen, wie das altheidnische Fest allmählich in Verbindung gebracht worden ist mit der Geburt des Heilandes und wie es aus einem Fest der ganzen Volksgemeinde nach und nach ein Kinderfest geworden ist. Als solches wird es im ganzen Elsaß gefeiert. Schon mehrere Tage vor dem Fest klopft es ans Fenster und fragt eine verstellte Stimme: Wollt ihr das Christkind? Darf ein Christkind hinein? Und herein tritt, weiß gekleidet, das Christkind, die Goldpapierkrone auf dem Kopf und den weißen Schleier vor dem Gesicht, ein Knabe oder ein Mädchen der nächsten Verwandtschaft, um den kleineren Kindern prüfende Fragen vorzulegen. Im vollen Glanze aber erscheint es am Weihnachtstage selber, ehe der Tannenbaum angezündet wird, der selbst wie eine

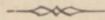
freundliche Erinnerung aus der Väter Zeit herüberstrahlt. Das Christkind erscheint diesmal häufig in Begleitung des Hans Trapp, einer jener Schreckfiguren, die wie der Pelzmärtel oder der Nikolas in anderen Gegenden die unartigen Kinder schrecken sollen. Besagter Hans Trapp ist in eine lange Kutte gehüllt, um den Leib trägt er eine Kette, mit Ruthe und Sack ausgerüstet kommt er herein. Im Münsterthal trägt er häufig noch eine Art Vogelmaske mit lang hervorstehendem Schnabel; dort heißt er dann der „Becke“ (wol von picken), weil er nämlich die Kinder auf den Kopf pickt. Sind sie artig gewesen, so erhalten sie Kuchen und Äpfel und Nüsse; sind sie unartig gewesen, so rasseln die Nüsse in die Stube, und wenn sich nun das Bölkchen aus Sammeln begiebt, so überfällt sie der Hans Trapp mit seiner Ruthe. Diesmal aber ist es kein heidnischer, sondern ein historischer Unhold. Unter seiner Maske steckt der Hofmarschall des Pfalzgrafen Philipp, Ritter Hans von Tratt oder Trotte oder Drot, der für Stadt und Kloster zu Weißenburg ein unverzühlicher Feind war bis zu seinem im Jahr 1503 erfolgten Tode. Noch sieht man sein Grabmal in der verfallenen gothischen Kapelle hinter Schlettenbach an der Dahner Straße im Lauterthal. So sehr hat er das Volk im Norden des Landes in Schrecken gesetzt, daß sein Name noch heute als Popanz dient, genau so wie der Name des Herzogs Popiel dem schlesischen Popelmann den Ursprung gegeben hat. So wandelt er also noch heute um, und weit von der Burg Berwartstein, auf der er hauste, kennen die Kinder seinen Namen. Natürlich aber versteckt sich hinter dem Namen doch eine viel ältere Erinnerung. Jedenfalls sind die Kinder froh, wenn er wieder fort ist und sie sich ungestört der Süßigkeiten freuen können, welche das Christkind mitbringt. In früherer, einfacherer Zeit bestanden die Geschenke überhaupt nur aus Äpfeln und Nüssen nebst einem Mann und einem Hasen aus Lebkuchen, die für jedes Kind besonders in irgend einer Ecke standen, dabei ominöser Weise auch eine Ruthe. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, in die Äpfel ein Geldstück hineinzustecken und Geschenke aller Art unter den Tannenbaum zu gruppieren oder in den Zweigen desselben aufzuhängen. In dieser Form ist der Tannenbaum auch über die Elsäßer Grenze bis nach Paris vorgeedrungen. Schon unter dem Kaiserreich brannte der Christbaum in den Tuilerien, und seitdem viele Elsäßer ausgewandert sind, zünden sie da drüben den Baum an und pflegen der Heimat gar wehmüthig, oft auch in Haß und Feindschaft gegen Deutschland, zu gedenken. Die mögen ihren Lohn dahin haben, welche ein Fest des Friedens zu einer Mahnung zum Unfrieden verkehren. Dem Tannenbaum aber der guten alten Sitte und Zucht im deutschen Elsaß wünschen wir fröhliches Gedeihen! —

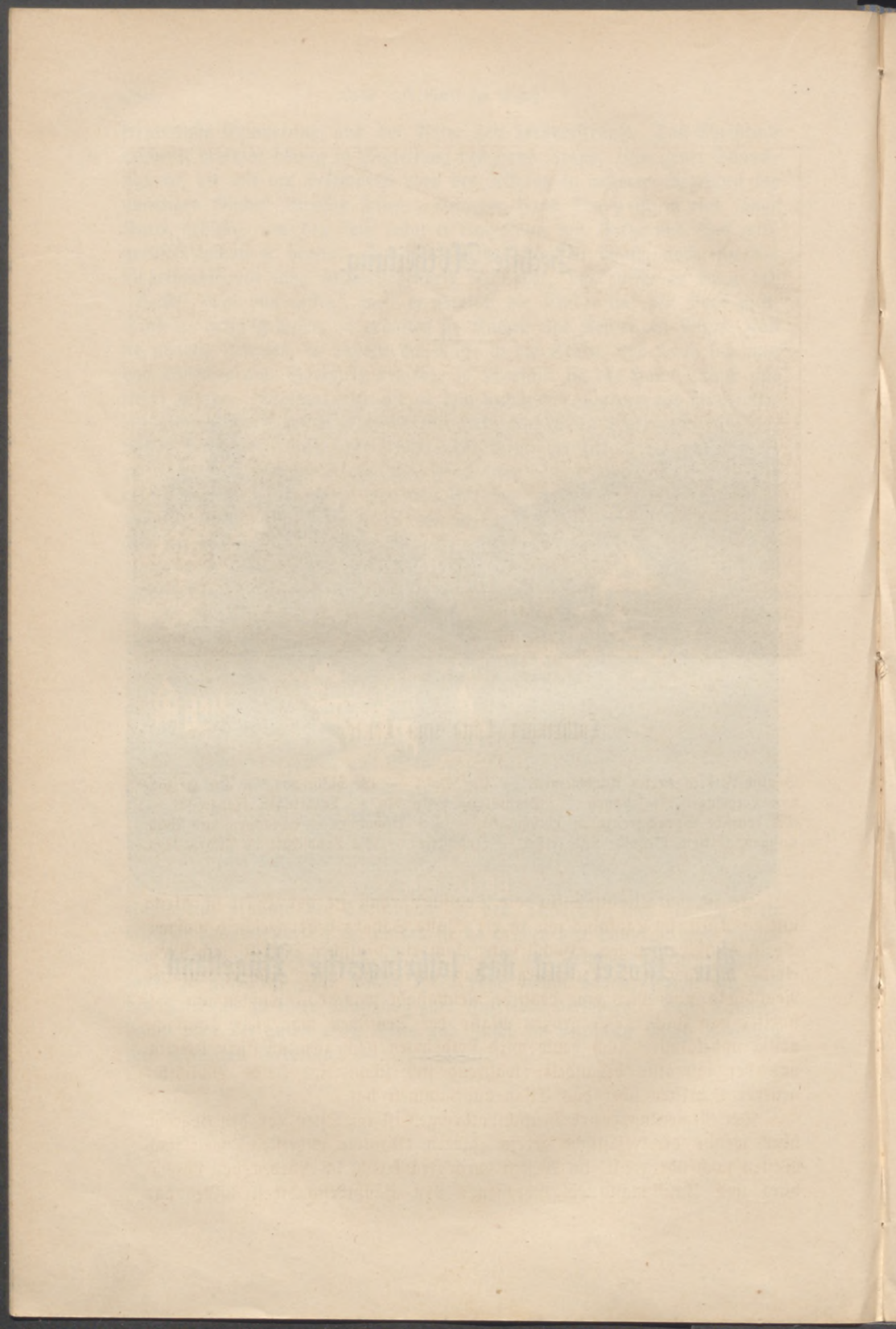
Sechste Abtheilung.



BELLSTEIN

Die Mosel und das lothringische Hügelland.







Karl der Kühne bei Nancy.

Lothringer Land und Leute.

Deutsch-Lothringen im Allgemeinen. — Die Mosel. — Geschichtliches. — Die Herzöge von Lothringen. — Nancy. — Stanislaus Leszinsky. — Lothringen französisch. — Die deutsche Sprachgrenze in Lothringen. — Die Bewohner. — Trachten und Wohnungen, Sitten, Bräuche und Feste. — Industrie. — Die Landschaft im Allgemeinen.

Es ist charakteristisch für die Deutschen, daß sie vor 1870 in Afrika und in Asien, im Kaukasus wie in der Wüste Sahara besser Bescheid wußten, als in Elsaß-Lothringen. Höchst selten kam ein deutscher Tourist nach Metz, etwas häufiger nach Straßburg. Daß aber Lothringen früher deutsches Reichsland und Metz eine deutsche Reichsstadt war, das wußten nur Historiker von Fach. Der großen Masse der Deutschen war diese Thatsache völlig unbekannt. Auch heute wird Lothringen noch ziemlich stiefmütterlich von der Literatur behandelt, während sich schon eine kleine Bibliothek neuerer Schriften über das Elsaß angesammelt hat.

Der Regierungsbezirk Deutsch-Lothringen ist im Osten von den Vogesen, über welche der elsässische Kreis Zabern (Kanton Litzelstein) weit nach Westen noch übergreift, im Westen durch Frankreich, im Norden von Luxemburg und Deutschland eingeschlossen. Den Hauptbestandtheil bildet das

nordlothringische Plateau, im Süden begrenzt durch die Bodensenkung, welche die Paris-Strasburger Eisenbahn durchzieht. Die größten Höhen, zu den Vogesen gehörig, befinden sich im Südosten des Landes. Da, wo ein Hügelland vorhanden ist, erheben sich die Höhen kaum 220 bis 330 m über dem Meere und gehen allmählich in die Ebenen über. Diese selbst sind sehr fruchtbar, und die Felder und die pappelumfäumten Wiesen, von Bächen durchzogen, machen einen ungemein freundlichen Eindruck. Die Bemerkung, daß Lothringen uns ein Idyll vorführe, ist für das ebene Land ganz richtig.

Die Mosel, welche Deutsch Lothringen auf eine Länge von 71 km durchfließt, entspringt in den Vogesen beim Dorfe Bussang. Einer der Nebenflüsse, die sie auf der rechten Seite aus Deutsch-Lothringen empfängt, ist die Seille, die sich in vielen Krümmungen durch ein breites, wiesenreiches Thal windet und eine Anzahl Bäche in sich aufnimmt. Der zweite wichtige Fluß Deutsch-Lothringens ist die Saar, die aus der Weißen und Rothen Saar, ihren Quellen, an den Abhängen der Vogesen sich bildet. Sie durchströmt, oder eigentlich umströmt den ganzen Regierungsbezirk und fällt bei Konz in Rheinpreußen in die Mosel, nachdem sie das ganze wichtige Industriegebiet bei Saarbrücken durchzogen hat. Die Nied ist ein kleiner Seitenfluß der Saar und entspringt bei Condé-Rorthen. Eine große Anzahl Bäche führt ihr Gewässer dem Flüßchen zu. Ueberhaupt ist Lothringen sehr wasserreich, auch besitzt es noch eine Anzahl Weiher von größerer oder geringerer Ausdehnung. Hier sind auch der Rhein-Marne- und der Saar-Moselkanal zu nennen. Letzterer ist besonders wichtig für den Transport der Saarkohlen nach Lothringen und dem Elsaß sowie für die Abfuhr des Roheisens von den lothringischen Eisenwerken nach den Hütten des Saargebietes. Der sogenannte Salinenkanal geht über Catting nach Münster an der Rothbach und soll zum Transporte des Salzes von den Salinen dienen.

Die Geschichte Lothringens reicht in die ersten Anfänge deutscher Geschichte zurück. Was jenseit derselben liegt, gehört dem Bereiche der Hypothese an und kommt für uns um so weniger in Betracht, als das Keltenthum der Urbewohner Lothringens noch zu beweisen bleibt. Professor Holzmann in Heidelberg hat die Kelten für Germanen gehalten. Die Tribokker im Elsaß waren Germanen; weshalb sollen die Mediomatiker, welche die Gegend von Metz bewohnt haben, nicht auch von germanischer Abstammung gewesen sein? Wenn Metz ursprünglich Divodurum hieß, so wird das im Deutschen unter Anwendung des Gesetzes der Lautverschiebung Tioburg, also Burg des deutschen Kriegs- und Schwertgottes, bedeutet haben. Indessen sind die Anhaltspunkte für eine germanische Abstammung dieser Bewohner des obern Mosellandes doch zu unsicher, und so mögen sie denn, so gut wie die Trevirer um Trier, Kelten bleiben, denen die Nähe Germaniens manche deutsche Elemente beigemischt hatte. Eine Spur ihres Namens Mediomatrici ist im Namen der Stadt Metz erhalten geblieben.

Jüngerer Gründung und darum verwandteren Klanges sind Marsal, Saarbürg, Diedenhofen, Forbach, Falkenberg u. s. w. Durch das Eindringen

der französischen Sprache in Lothringen sind viele Ortsnamen verändert, oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden. Sucht man ihre ursprüngliche Form in den Urkunden zu gewinnen, so wird, wie uns scheint, für die Kelten ein sehr mäßiger Gewinn übrig bleiben.

Unter den Merovingern gehörte Lothringen zu Austrasien; unter den Karolingern war es dem großen Fränkischen Reiche einverleibt. Karl der Große hielt 806 in Diedenhofen einen Reichstag. Im Vertrage von Verdun im Jahre 843, den Ludwig's des Frommen Söhne abschlossen, erhielt Karl der Kahle Frankreich, Lothar Mittelfranken und Italien, welches zusammen unter dem Nachfolger dieses ersten Lothar, seinem Sohne Lothar II., Lothar's Reich oder Lotharingen genannt wurde, Ludwig der Deutsche Ostfranken nebst den linksrheinischen Städten Worms und Speyer. Damit war die Trennung zwischen Deutschland und Frankreich angebahnt, die nicht ohne Einfluß auf die Sprachgestaltung war. Karl der Große sprach Deutsch oder Fränkisch; er hatte die alten Heldenlieder sammeln lassen, die auch in deutscher Sprache verfaßt waren. Im Ludwigsliede erscheint das Deutsche jener Zeit, das damals auch in Lothringen gesprochen wurde. Ludwig der Deutsche verstand aber auch das Französische, denn er leistete seinem Bruder Karl dem Kahlen einen Eid in dieser Sprache.

Als er am 28. August 876 starb, besetzte Karl der Kahle Deutsch-Lothringen unter dem Vorgeben, er habe es seinem Bruder nur auf Lebenszeiten überlassen. Dessen Sohn und Nachfolger Ludwig III. verstand es aber, seinen Rechten mit Waffengewalt den entsprechenden Nachdruck zu geben. Es kam bei Andernach am Rheine zur Schlacht, in der Ludwig III. siegte. Nach Karl's des Kahlen Tode brachte er auf dem Wege des Vertrages auch denjenigen Theil Lothringens an sich, der damals zu Frankreich gehörte. Es war das schon ein ansehnliches Gebiet, und so darf man sich gar nicht wundern, wenn der von den Ostfranken zum Herrscher erwählte Arnulf, Herzog von Kärnten, aus Lothringen ein Herzogthum für seinen Sohn Zwentibold schuf. Lange erfreute dieser jähzornige, zu jeder Gewaltthat aufgelegte Mann sich nicht der lothringischen Krone, denn er ward von einem seiner Vasallen erschlagen. König Heinrich, der Städtebauer, brachte durch einen Vertrag mit Karl dem Einfältigen Lothringen wieder an das Deutsche Reich. Damals hatte es eigene Herzöge, unter denen Gisbert zur Zeit erscheint, als Heinrich's Nachfolger Otto gekrönt wurde. Theobald II. fiel für Kaiser Heinrich VII. vor den Thoren von Florenz; sein Sohn, Friedrich IV., ward von Kaiser Ludwig in der Schlacht bei Mühlendorf gefangen.

Bis dahin waren die lothringischen Herzöge noch deutsch geblieben, wie ja ihr Land und seine Bewohner die Zusammengehörigkeit mit Deutschland nicht verleugnen konnten. Die Flüsse strömten dorthin; die Sprache war deutsch; gleiche Geschicke und gleiche Erlebnisse verband die Lothringer mit dem übrigen Deutschland. Aber in Frankreich hatte man längst begehrliche Blicke auf das schöne Nachbarland geworfen. Der Politik des Pariser Hofes gelang es denn auch schließlich, die Herzöge Lothringens an sich zu ziehen, womit schon für die Ausführung künftiger Pläne der Boden

geebnet wurde. Herzog Friedrich VI. fiel 1328 bei Montcastel als Verfechter französischer Interessen. Sein Nachfolger focht in der Schlacht bei Crécy im französischen Heere und dessen Sohn wurde in der Schlacht von Poitiers von den Engländern gefangen. Im Jahre 1430 starb Herzog Karl als Connetable von Frankreich.

Das französische Umgarnungs- und Verlockungssystem hatte also guten Erfolg gehabt. Zuerst mußten die lothringischen Herzöge in das Interesse Frankreichs gezogen werden, dann konnte durch Heirath, durch List oder Verrath, und wenn dieses nicht half, durch offene Gewalt das Ziel erreicht werden, das man in Paris längst vor Augen hatte. Vorläufig sollte es mit einer Heirath versucht werden. Ein jüngerer französischer Prinz, René von Anjou, heirathete Karl's Erbtochter, konnte aber doch nicht in den Besitz Lothringens gelangen, weil ein Verwandter des letzten Herzogs, vom Kaiser Sigismund unterstützt, seine Erbrechte geltend machte. Die Vereinigung entgegenstehender Interessen erfolgte dadurch, daß ein Sohn dieses Prätendenten, Anton von Baudemont genannt, eine Tochter des Prinzen von Anjou heirathete. Aus dieser Ehe entstammte, die neue Reihe der lothringer Herzöge, deren letzter, Franz Stephan, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia wurde.

Die Hauptstadt des Landes war Nancy, am linken Ufer der Meurthe in schöner Umgebung gelegen. Dort residirten die Herzöge Lothringens und fanden auch in der Franziskanerkirche ihre letzte Ruhestätte. Von ihrem alten Palaste, der aus dem 15. Jahrhundert stammte, und von Herzog René II. beendete wurde, ist noch ein Flügel übrig, in dessen oberem Theile sich heute ein Museum befindet.

Doch kehren wir zur Geschichte des Landes zurück. Die Beziehungen Lothringens zum Deutschen Reiche hatten, trotz der französischen Gesinnung seiner Herzöge, keine Veränderung erfahren. Wir sahen, daß Kaiser Karl V. von 1541—44 Metz zweimal besuchte. Er ahnte damals nicht, wie unsicher der Boden sei, auf dem er die Huldigungen der Bewohner entgegennahm. Infolge der Härte, mit welcher er gegen mehrere protestantische deutsche Fürsten auftrat, schloß Kurfürst Moriz von Sachsen mit König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser. Im Jahre 1552 drang ein starkes Heer unter dem Connetable Anse von Montmorency in Lothringen ein und rückte am 16. April vor Metz. Da der Bischof und der größte Theil der Stadt für Frankreich gewonnen waren, so öffnete sie den Franzosen die Thore. Am 18. April hielt König Heinrich seinen feierlichen Einzug in Metz.

Ein fliegendes Blatt, das den Titel führt: „Ein schön neu Lied von der Stadt Metz“, enthält folgende Verse:

Als man zählt tausend fünfhundert Jahr	Kein Mann, wird er auch noch so alt,
Und zwei und fünfzig, das ist wahr	Sieht wieder dich in solcher Gestalt,
Und ist gar nit erlogen,	Wie vorher du gewesen;
Da ist der König aus Frankreich	Die Thüren und Mauern sind zerzerret,
Vor Metz gezogen, das sag' ich euch,	Dazu dein ganzes Land verheert,
Und hat sie sehr betrogen.	Du wirst kaum mehr genesen.

<p>O Metz, du sollst ein Spiegel sein, Mein deutsches Land, nun sieh darein Und thu's gar wohl betrachten.</p>	<p>Und wenn auch dir geschehen sollt', Daß dich wie Metz ein Fremder host, So wird man dich verachten.</p>
--	--

Als Karl V. die Nachricht von der Einnahme dieser Stadt vernahm, war er außer sich. Er hatte zu fest der Treue der Metzger vertraut, auch war ihm die Stadt durch seinen wiederholten Besuch lieb und werth geworden. Er zog ein gewaltiges Heer, wie es heißt 100,000 Mann stark, zusammen und rückte vor Metz, das der Herzog von Guise vertheidigte. Allein alle Anstrengungen, die der Kaiser machte, um Metz wieder in seinen Besitz zu bringen, waren vergebens. Am 1. Januar 1553 mußte er die Belagerung aufheben. Im Frieden von Chateau Cambresis wurde das Biskariat über Metz, Toul und Verdun an Frankreich abgetreten. Dieses erlangte damit im Lothringer Lande ein Terrain von 50 Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern; damit war eine sichere Handhabe für weitere Pläne gewonnen, und der verschmigte Richelieu säumte nicht mit der Ausführung. Zunächst wurde Herzog Karl IV. genöthigt, Marsal und Sedan abzutreten; dann wurde das Herzogthum Bar als angeblich verfallenes französisches Lehen eingezogen. Und da bekanntlich der Appetit mit dem Essen kommt, so streckte Frankreich jetzt die Hand nach der Hauptstadt Lothringens, nach Nancy, aus. Der Herzog schickte seinen Bruder, der Bischof von Toul war, nach Paris, um zu unterhandeln, allein er kam mit der Nachricht zurück: es sei nichts mehr zu machen und Lothringens Raub in Paris fest beschlossen.

Dieser ließ sich denn nun ganz ohne Weiteres nicht ausführen. Herzog Karl dankte zu Gunsten seines Bruders, des Bischofs und Kardinals, ab und dieser heirathete seine Nichte Claudine, konnte aber die Regierung nicht antreten, da die Franzosen seine Sicherheit bedrohten. Karl IV. kehrte nun nach Nancy zurück, wurde aber von Ludwig XIV. so maltraitirt, daß er endlich, um Ruhe zu haben, 1662 einen Vertrag unterschrieb, durch welchen er den König von Frankreich zu seinem Erben einsetzte. Als er 1675 starb, übernahm der Sohn seines Bruders als Karl V. formell die Regierung, da weder die Landstände noch der Kaiser etwas von den Franzosen wissen wollten. Diese hatten ganz Lothringen besetzt, die Festungen zerstört, die Burgen des Adels gleichsam geraubt und geplündert. Ludwig XIV. mochte einsehen, daß es ihm kaum gelingen werde, Lothringen einzuheimen. Daher sollte es wenigstens zur Wüste gemacht werden, was bekanntlich die Franzosen trefflich verstanden. Während Herzog Karl siegreich gegen die Türken focht, verübten die Franzosen Grenel über Grenel in seinem unglücklichen Lande, dessen Bewohner aber treu zum angestammten Fürsten standen.

Im Jahre 1687 schloß der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit Schweden und den Niederlanden ein Bündniß zum Schutze des Herzogs von Lothringen gegen Ludwig XIV. ab; dadurch wurde Frankreich in einen langen und blutigen Krieg verwickelt, der 1697 mit dem Ryswijker Frieden endete. Ludwig XIV. mußte Lothringen zurückgeben, erhielt aber Toul, die sogenannte Freigrasschaft und das ganze Elsaß. Karl's

Sohn, Leopold, eine edle und friedfertige Natur, der sich mit der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans vermählt hatte, bot Alles auf, um die Wunden seines Landes zu heilen. Er überzeugte sich aber bald, daß Frankreich auf seine alten Absichten keineswegs Verzicht geleistet habe, deshalb ging er auf den Vorschlag ein, Lothringen mit Mailand zu vertauschen.

Zum Glück für ihn und für Lothringen wurde nichts aus der Sache. Er regierte dreißig Jahre, und seinen Anstrengungen gelang es, das Land wieder blühend und wohlhabend zu machen. Er starb 1729 und hinterließ Lothringen seinem Sohne Franz Stephan, der als kaiserlicher Statthalter in Ungarn lebte und der Gemahl Maria Theresia's, der schönen Tochter Karl's VI. wurde. Er gelangte bekanntlich als Franz I. zur deutschen Kaiserwürde, während sein Bruder, Prinz Alexander von Lothringen, sich durch seine Kämpfe im österreichischen Erbfolgekriege hervorthat, aber auch mehrfach erfahren mußte, daß das Kriegsglück ein wechselvolles ist.

Was nun Lothringen betrifft, so wurde sein Schicksal endlich definitiv entschieden. Ein polnischer Edelmann, Stanislaus Leszcynski, der einige Zeit König von Polen gewesen war, ein Schützling Karl's XII. von Schweden, erhielt von diesem das Herzogthum Zweibrücken. Von dort vertrieben, kam er als Flüchtling nach Weissenburg im Elsaß, von wo aus er mit dem französischen Hofe in Verbindung trat. Die Tochter des vertriebenen Königs wurde die Gemahlin Ludwig's XV. von Frankreich. Jetzt verhandelte Fleury mit dem Herzog von Lothringen und bot diesem Toscana an, wogegen Stanislaus Leszcynski Lothringen erhalten sollte. Nach dreijährigen Verhandlungen, nach langem Sträuben des Herzogs Franz Stephan, nach energischen Protesten der Landstände und des Prinzen Karl Alexander wurde endlich der Vertrag unterzeichnet. Stanislaus zog als König in Nancy ein und lebte dreißig Jahre lang in Herrlichkeit und Freude. Er baute stattliche Paläste, er legte schöne Plätze und Straßen an und erweiterte Nancy nach allen Richtungen. Als er 1766 starb, hatten die Lothringer sich völlig mit ihm ausgesöhnt. Ein Thor und ein Platz Nancy's sind nach ihm benannt. Im Jahre 1831 errichtete man ihm ein Denkmal, dessen Inschrift ihn als den Wohlthäter Lothringens nennt. Sein Grabmal befindet sich in der Kathedrale. Es stellt eine Pyramide dar, vor welcher sich das Standbild des Herzogs inmitten der Figuren Lothringens und der Menschenfreundlichkeit befindet. Im Jahre 1832 fügten polnische Flüchtlinge die Inschrift hinzu: „Sage König Stanislaus, du habest uns hier gesehen, arm, waffenlos, verbannt und tapfer.“

Nach seinem Tode kam Lothringen an Frankreich. Ludwig's XVI. Gemahlin, die schöne Marie Antoinette, war eine Tochter des Herzogs Franz Stephan, der sein schönes Besitzthum an der Mosel für Toscana dahingegeben hatte. Als die französische Revolutionsfurie nach Fürstenblut lechzte, fiel ihr Haupt gleich dem ihres königlichen Gemahls unter der Guillotine. Als dann die Wogen der Hochflut zur Ruhe gekommen waren, schwang sich der korsikanische Bonaparte zum ersten Konful auf und trat als Kaiser Napoleon I. die Nationen Europa's nieder. Sein Neffe Louis Napoleon

wollte solchem Beispiele folgen. Als er aber seine Hand nach dem linken Rheinufer ausstreckte und Deutschland den Krieg erklärte, ereilte ihn das Strafgericht Gottes. Was ursprünglich Deutschland gehörte, kam wieder zum neuen Reiche. Was auf dem Wiener Kongresse versäumt wurde, als Frankreich niedergeworfen und geschwächt war, das holte Kaiser Wilhelm, der Schöpfer der deutschen Einheit, und Bismark nach, und so ging in Erfüllung, was viele Patrioten, viele deutsche Dichter längst ersehnt und erhofft hatten: Lothringen ist also heute wieder deutsch und soll es, so Gott will, ewig bleiben. Die Bevölkerung wird sich in das Unvermeidliche, in die Gewalt der politischen Nothwendigkeit fügen. Das Uebrige vollenden die Schulen, die deutsche Geistesbildung, die deutsche Verwaltung, der Dienst im deutschen Heere. Trotz der langen französischen Herrschaft haben sich noch zahlreiche deutsche Elemente im Lande erhalten; das veranlaßt uns, einen Blick auf die deutsche Sprachgrenze zu werfen, die durch neuere Untersuchungen festgestellt worden ist.

Bekannt dürfte sein, daß Frankreich im Laufe der Zeit verschiedene Gebiete von den Niederlanden abgerissen hat und daß auf diesen heute das Französische herrschend ist, während die Bevölkerung ihrer Abstammung nach eine deutsche ist. Dünkirchen wird als der Endpunkt der germanischen Mundart in Frankreich betrachtet; diese hat aber ursprünglich viel weiter gereicht. Im 11. Jahrhundert lag die Grafschaft Boulogne an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes; die ehemaligen Sitze der Burgunden haben heute ein vollständig französisches Element. Dasselbe ist auch nach und nach in Lothringen eingedrungen. Ludwig XIV. zog viele Franzosen in dieses Land, besonders nach Marsal, Diedenhofen u. s. w., wo er starke Befestigungen anlegte.

Die deutsche Sprachgrenze Lothringens beginnt im Quellengebiet der Saar in den Vogesen, zieht sich dann über Ober-Glocher und Langatte bis zum Stocksee und dem Kanal, und geht dann nördlich, wo Bispißler, Angeviller und Rohrbach auf französischer Seite bleiben. Münster-Insming und Albesdorf sind deutsch. Nördlich von diesen Orten wendet sich die Sprachgrenze nach Westen, und zwar streicht sie südlich von Reming, Pening, Altroff, Birming, Hiberich und Reimering; geht dann durch den Hellwald nach Vallerange, Hasprich, Einchweiler und Adelange. Falkenberg ist ein Hauptort des Deutschen, das im Thale der deutschen Nied in den Orten Crehange und Elvange vorherrscht. Drüben finden wir die deutschen Orte Dorviller, Unter- und Ober-Vigneulles, Marange, Fondrange, Brouck, Heltorf, und Volmerange. Von hier in nordöstlicher Richtung finden sich die deutschen Orte Brecklange, Quentkirchen, Megange, Burange, Brockange, Dingny und Püllange; von da zieht sich die Grenze über das Gebirge nach dem Thale des Hühnerbaches, wo Homburg und Metzerech deutsch sind. In Buttange, Remange, Illange und Diedenhofen wird deutsch und französisch gesprochen. Die Ortsnamen sprechen für den deutschen Ursprung. Sodann zieht die Sprachgrenze ganz westlich über Terville, Beymerange, Volfrange und Algrange und wendet sich dann nach Norden über Angeviller

und Rochevillers, von wo sie östlich von Ottange bei dem luxemburgischen Orte Numelange die Landesgrenze überschreitet.)*

Die vielen Ortsnamenendungen mit *ingen* oder *lingen*, aus denen die Franzosen ihr *ange* oder *lange* gebildet haben, sprechen für den alemannischen Ursprung der Bevölkerung. Gingsprengt werden auch fränkische Bestandtheile sein, die unter den Karolingern von Frankreich und vom Rheine her vordrangen, abgesehen von den Ansiedelungen fränkischer Edlen mit ihren Gefolgsleuten im Lande. Die römischen Volkselemente sind längst untergegangen.

Was nun die physische Beschaffenheit der Deutschlothringer betrifft, so sind die Bewohner des Mosel- und Seilsegebietes von mittlerem, gerade nicht sehr kräftigem Körperbau, während sich im östlichen Landestheil ein Volksschlag mit starkem und kräftigem Körperbau findet. Als seine Charaktereigenthümlichkeiten werden Gutmüthigkeit, Offenheit und Gastfreiheit gerühmt, was ja bekanntlich echt germanische Vorzüge sind. Dagegen soll die geistige Befähigung ziemlich mittelmäßig sein. An die hartköpfigen Westfalen erinnert der Eigensinn, das starre Festhalten an hergebrachten Gewohnheiten und alten Ueberlieferungen und der Abschließung gegen Neuerungen, mag der Vortheil derselben noch so einleuchtend sein. Indessen wird auch hier die Macht der Aufklärung sich als eine segensreiche erweisen. Deutsche Gründlichkeit und Strenge sind starke Hebel, um wohlthätige Einrichtungen ins Leben zu rufen und durchzusetzen.

Als Tracht der männlichen Bevölkerung auf dem Lande erscheint meistens die blaue oder graue Bluse und die Zipfelmütze, die ja auch früher im Rheinthale allgemein üblich waren. Sie erinnern lebhaft an die Tracht der Seten und Daken auf der Trajanssäule. Nur fehlt der Mantel, den diese über der Bluse trugen. Das weibliche Geschlecht auf dem Lande trägt eine helmartig geformte Mütze, die aber schon im Verschwinden begriffen ist. Malerische Trachten, wie sie im Elsaß so häufig sind, besitzt die Bevölkerung Lothringens nicht. Offenbar hat hier der französische Geist stärker gewirkt, als im benachbarten Elsaß, zumal da die lothringischen Herzöge im Sinne des Franzosenthums lebten und sich die Parole von Paris geben ließen.

Die Häuser in den Dörfern sind meistens aus Bruchsteinen aufgeführt, ziemlich schmal, aber tief, mit wenig Fenstern an der Straßenseite. Tritt man in das Haus, so gelangt man in die Küche mit einem französischen Kamine. Auf dem Herde hängt an einer Kette der Suppentopf, wie das früher auch im Zülicher Lande überall Sitte war. Auch in den Wohnzimmern findet sich kein Ofen. In den Städten ist das freilich längst anders. Allein diese sind auch nicht maßgebend zur Beurtheilung des volksthümlichen Elements, das gerade in Lothringen von den verschiedensten Seiten her eine Zerfetzung und Durchdringung mit fremden Elementen erfahren hat. Selbst die Keller sind auf dem Lande selten. In Bezug auf den Hausbau sind

*) Vergl. Allgemeine Zeitung f. 1873. Beilage Nr. 318.

also die Lothringer von dem alemannischen Brauche abgewichen. Dieser verwendet gern Holz mit allerlei Schnitzwerk an Vorhallen, Erkern u. s. w.

Die Sitten, Bräuche und Feste erinnern vielfach an germanisches Heidenthum, als dessen Ueberreste sie zu betrachten sind. Am Johannis- tage werden im Saar- und Seillethale auf den Höhen Feuer angezündet und die dabei verwendeten Holzstücke, wenn sie angebrannt sind, zu Hause aufbewahrt, da sie das Vieh gegen Krankheiten schützen. Ein ähnlicher Brauch und Glaube herrscht in vielen Theilen Deutschlands. In Bayern werden am Johannistage glühende Scheiben von den Bergen gerollt. In Trier fand früher alljährlich am Donnerstag vor Fastnacht eine Feier statt, wobei ein glühendes Rad vom Berge in die Mosel gerollt wurde. An der Saar war damit das sogenannte Lehurufen verbunden, wobei die jungen Mädchen von den Burschen ausgeboten wurden. In Metz zündete man alljährlich am 24. Juni das Johannisfeuer auf der Esplanade an, wobei sechs Katzen auf dem Holzstoße mit verbrannt wurden. In Deutschland waren diese Thiere der Freya heilig, und in Galizien werden sie als ein Thier des Teufels betrachtet.

J. Grimm theilt in seiner „Deutschen Mythologie“ einen früher in Conz an der Mosel, einem lothringischen Dorfe, üblichen Brauch mit. Am Johannistage wurde ein mit Stroh umwickeltes Rad angezündet und vom Berge in die Mosel gerollt, während die Männer, die das Rad begleiteten, Fackeln schwangen. Gelangte es brennend in die Flut, so war das ein Vorzeichen für eine gute Weinernte; dasselbe galt von dem Rade, das in Trier vom Markusberge in die Mosel gerollt wurde.

In einzelnen Dörfern Lothringens herrscht noch ein anderer Brauch, der aber kaum auf germanischen Ursprung zurückzuführen ist. Am ersten Sonntag im Mai erscheinen die jungen Mädchen vor der Kirche und fordern Geld von den jungen Männern. Haben sie dieses erhalten, so befestigen sie einen Lorbeer- oder Rosmarinzweig an ihren Hüten. Hierauf singen sie ein Lied, von dem jeder Vers mit dem Refrain schließt:

Ogez le mai!

Le joli mai!

Das empfangene Geld wird dazu benutzt, um das Bild der Maria in der Kirche festlich herauszuputzen. Früher wird es wol gemeinsam verzehrt worden sein, wie solches bei ähnlichen Bräuchen in Deutschland, z. B. bei den Mailehen am Rhein und an der Ahr, der Fall war.

Der Tag der Vielliebchen oder der Valentinstag wird von den jungen Männern in Lothringen festlich begangen. Sie bilden einen Ausschuß, welcher die Pärchen des Dorfes zusammenstellt. Am Tage des Vielliebchen werden Letztere dann feierlich ausgerufen, wobei die Musik einfällt. Am zweiten Sonntag ist dann jeder Valentin verpflichtet, die Brezel mit dem ihm zugefallenen Mädchen zu brechen. Dieses muß dann ihrem Valentin ein Paar Handschuhe schenken. Am dritten Sonntage versammeln sich die jungen Männer dann wieder vor der Kirche, wobei jedes Mädchen einzeln aufgerufen wird. Dasselbe erhält, wenn mit ihm die Brezel gebrochen

wurde, ein Hoch. Die Namen Derjenigen, die der alten Sitte nicht nachgekommen sind, werden auf ein Papier geschrieben, das man verbrennt. Es ist dieser Brauch eigentlich nichts Anderes, als das oben erwähnte Mailehen. Maibäume werden nicht aufgepflanzt, wenigstens hat dieser Brauch in Lothringen, falls er bestanden hat, sich nicht erhalten; daraus folgt aber nicht, daß er nicht unter der Bevölkerung üblich gewesen ist. Um die Hexen abzuhalten, werden am 1. Mai geweihte Palmen in Weihwasser getaucht und damit Wohnungen, Scheunen und Ställe besprengt, damit kein Unglück über sie komme. Ueber Hochzeitsgebräuche in Lothringen berichtet Dr. Huhn Folgendes: „In Landorten besteht noch hier und da die Sitte der feierlichen Abholung der Braut, welche der Bräutigam mit seinen Genossen im Elternhause aufsucht, wo sie, von ihren Freundinnen festlich gepuzt, darauf wartet, und ein Frühstück eingenommen wird. Nach demselben geht dann der Zug nach dem Hause des jungen Gemahls. Dort angekommen, wird die Neuvermählte von der Schwiegermutter oder einer andern Angehörigen an der Thürschwelle empfangen und mit Darreichung verschiedener Gaben begrüßt. Diese sind nach den Gegenden verschieden, es fehlt dabei aber nicht das Ei als Zeichen der Fruchtbarkeit und einige Weizenkörner und Bohnen oder auch Brot und Salz. Das Ei wirft die Braut über den Rücken fort, das Uebrige aber theilt sie unter das Geflügel aus. Liegt die Wohnung etwas weiter oder gar in einem andern Gute, so wird dorthin die Aussteuer in einem Wagen, hoch oben die von den Brautführern geschenkte Wiege und ein Spinnrad mit einer Hanf- oder Flachsbende geführt, und das Paar sitzt vorn darauf. Die Burische lassen es aber nicht so leicht ziehen, denn sie bereiten auf dem Wege verschiedene Hindernisse, errichten Barrikaden, und das junge Ehepaar muß die Hinwegräumung derselben erst durch ein kleines Geschenk oder das Versprechen einer Weinspende erkaufen. Im Hause folgt dann das Hochzeitsmahl und gewöhnlich noch ein Tanz. Beim Mahle suchen die Burische der Braut das Strumpfband heimlich zu entwenden, das sie dann im Triumph unter sich vertheilen.“

Auch dieser Brauch erinnert an einen ähnlichen in Westfalen. Ueberhaupt ist das Meiste, was sich an Brauch, Sitte und Glauben in Lothringen über die erste Französische Revolution und die Verbote der Kirche wie der Behörden hinaus noch gerettet hat, echt deutsch — ein schlagender Beweis, daß die lothringer Bevölkerung germanischer Abstammung ist. Hier und da zeigt sie auch blondes Haar und blaue Augen, obgleich die braunen und schwarzen Haare und dunklen Augen vorherrschend sind. In Metz und anderen Städten, in denen die französische Bevölkerung vorherrscht, trägt diese auch die charakteristischen Merkmale ihres Stammes, die sich nicht verleugnen können. Wer die Schilderungen Ammian Marcellin's von den blauäugigen, blondhaarigen Kelten liest und die heutigen Franzosen damit vergleicht, der wird sich verwundert fragen, ob Letztere ihre Leibesbeschaffenheit völlig geändert haben oder ob die Kelten nicht Germanen gewesen sind, freilich verschieden von denen, die in der Völkerwanderung das linke Rheinufer besetzten.

In industrieller Hinsicht hat Lothringen Manches aufzuweisen, was Interesse verdient. Die Steinkohlen, das „Brot der Industrie“, oder auch „die schwarzen Diamanten“, wie man sie häufig genannt hat, kommen in einer Fortsetzung des Saarkohlenbeckens bei Harlingen, Stiring, Forbach u. s. w. vor. Es sind halbfette Kohlen, die sich gut für Kofstfeuerung eignen. Im Jahre 1874 wurden mit 2038 Arbeitern 6,179,140 Ctr. zum Werthe von 4,730,157 Frcs. gefördert. Die meisten Steinkohlen werden aus der Gegend von Saarbrücken und Saarlouis auf der Eisenbahn und dem Saarkanal ausgeführt.

Ein seit 1789 betriebenes Braunkohlenbergwerk ist 1844 wieder aufgegeben worden. Eine Konzession auf Blei- und Kupfererz besteht bei St. Avold.

Die Eisenerzlager sind um so bedeutender und reichhaltiger. Sie finden sich zwischen Hattingen und Moyeuvre-Rosselange im Kreise Diedenhofen, bei Marange im Kreise Metz auf dem linken Moselufer und zwischen Noveant und Ars sowie zwischen Arcy und Jvry-aux-Arches auf beiden Moselufnern. Die Erze bestehen vorzugsweise ausoolithischem Brauneisenstein, der sogenannten Minette, die einen starken Prozentsatz Eisen enthält und leicht flüchtig ist.

Auf die Erzreviere beschränken sich auch die Hüttenwerke, die in Lothringen sehr bedeutend sind. Sie kommen vor bei Diedenhofen und im Orneithale, im Moselthale bis Ars an der Mosel und in Noveant, bei Forbach und Saargemünd, bei Volchen, Saarbürg u. s. w. Vorzugsweise wird Stabeisen, weniger Roheisen hergestellt. Ersteres ist aber von großer Güte und macht dasselbe seit Aufhebung der Zollschranken der deutschen Eisenindustrie eine empfindliche Konkurrenz. Auf der andern Seite leiden die lothringische Eisenwerke dadurch, daß ihnen der seitherige Markt in Frankreich verschlossen ist und die Zollpolitik des Nachbarlandes die Konkurrenz der eigenen Werke ungemein erleichtert.

Im Ganzen produzierte 1875 Lothringen von der reichsländischen Eisenproduktion von 3,124,838 Ctr., allein auf seinen Antheil 2,753,801. Es arbeitet gegenwärtig mit 18 Hohöfen; 11 warten noch des Anblasens bei besserer Lage der Geschäfte.

Die Glas- und Porzellanfabrikation Lothringens ist auch von Wichtigkeit. Erstere konzentriert sich auf St. Louis, Gößenbrück, Meyrenthal und Vallerysthal bei Saarbürg. Die Saarkohlen, das billige Holz, und die in genügender Menge vorhandenen Rohmaterialien für die Glasfabrikation erleichtern diese ungemein. Es wird Krystallglas von großer Güte und Schönheit sowie Hohl- und Fensterglas verfertigt. Besonders stark wird die Flaschenfabrikation betrieben.

Die Porzellanfabrikation hat ihren Hauptsitz in der Stadt Saargemünd, wo feine und ordinäre Tafelservice, weiß, gemalt und vergoldet, hergestellt werden. Frankreich ist bekanntlich in diesem Industriezweige weit voraus und die lothringischen Etablissements haben sich alle Vortheile angeeignet, welche die französische Porzellanfabrikation schon seit langer Zeit

besitzt; nach der Abtrennung von Frankreich sucht sie sich ein neues Absatzgebiet in Deutschland, das verhältnißmäßig wenig Porzellanfabriken besitzt und heute noch bedeutende Mengen aus Frankreich bezieht. Unter solchen Umständen steht diesem Zweige der Großindustrie noch eine schwunghafte Entwicklung bevor.

Lothringen besitzt noch Blüschfabriken, Strohhutfllechtereien, Handschuhfabriken, Wollspinnereien, Tabaks- und Tapetenfabriken, die sich auf die Städte vertheilen. Der Schwerpunkt seiner industriellen Thätigkeit ruht aber in der Eisenproduktion, die im Jahre 1872 betrug: 62,500 Ctr. Gußwaaren erster Schmelzung, 297,000 Ctr. Gußwaaren zweiter Schmelzung, 1 Mill. Ctr. Eisenbahnschienen, 115,000 Ctr. Eisenbahnradsfelgen, Speichen und Achsen, 213,000 Ctr. Konstruktionseseisen, 164,000 Ctr. Draht, 205,000 Ctr. Blech, 27,000 Ctr. Stahlschalen, 7000 Ctr. Stahlblech, 3000 Ctr. Gußstahl. Beschäftigt wurden im Ganzen ca. 8000 Arbeiter.

Auf die Salzgewinnung Lothringens werden wir bei Schilderung des Saarthals näher eingehen.

Der Weinbau in Lothringen kommt auf einzelnen Strecken des Moselthals bei Diedenhofen und im Seilsethal vor, ist aber von geringer Bedeutung und kann sein Ergebnis sich mit dem des mittleren und unteren Moselthals gar nicht messen, obschon die Rothweine von Sy und Lessy an den Abhängen der Feste Friedrich Karl bei Metz alle Ehre verdienen. Der hier gezogene Landwein wird auch von der Bevölkerung selbst getrunken. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Römer um Metz schon Reben gepflanzt haben. In der Gegend von Trier ist dies ganz bestimmt geschehen. Dort wird auch größere Sorgfalt auf die Kultur der Weinberge verwandt, unterstützt vom Klima, das in Lothringen rauher und wechselvoller ist, als im engeren Moselthale. Nur bei Siert und auf dem rechten Moselufer an der preussischen Grenze wird eine bessere Sorte Wein gewonnen; die französischen Rothweine werden in den Städten Lothringens allgemein eingeführt und so finden die deutschen Weine dort wenig Liebhaber. Ehe das Land von Frankreich abgetrennt war, gingen die Bewohner der Grenzorte häufig hinüber und tranken Rothwein, wobei sie die Eingangsgebühren ersparten. Hatten sie viel getrunken, so hatten sie auch viel gewonnen.

Lothringen hat viele landschaftliche Schönheiten, die werth sind, von Fremden bewundert zu werden. Seine Höhen sind von malerischen Ruinen alter Feudalschlösser gekrönt; aus Obstbaumgruppen, von Wiesen und Feldern umsäumt, blicken freundlich gelegene Dörfer mit dem kurzen vier-eckigen Thurme hervor. Reste aus der Römerzeit, so unter Anderem die gewaltige Wasserleitung bei Ars an der Mosel, mit 60 m hohen und 12—15 m breiten Bogen, erinnern an die Anwesenheit der Imperatoren.



Kaiser Wilhelm bei Gravelotte.

Von Metz nach Trier.

Die obere Mosel. — Marsal und sein Ziegelboden. — Metz und Umgegend. — Geschichtliches. — Metz und die Kaiser. — Karl V. — Die Kathedrale und andere Gebäude. — Die Schlachtfelder. — Diederhosen. — Der Mosaikboden zu Kennig. — Das Secundiner-Monument zu Igel. — Die Schlacht an der Conzer Brücke.

Die Mosel entspringt, wie schon gesagt, beim Dorfe Bussang und ergießt sich bei Koblenz in den Rhein. In Metz vereinigt sich die Saïlle mit ihr. Dort muß sich den Ansiedlern, welche auf ihrer Wanderung aus der Urheimat der Indogermanen ins Moselthal gekommen waren, die Gegend besonders tauglich zur Niederlassung erwiesen haben. Man nimmt an, daß die Mediomatiker, die uns als Bewohner der Gegend von Metz genannt werden, Kelten gewesen seien, weil dieses Wort am besten über die ungelösten Räthsel der Vorwelt hinweg hilft. Wahrscheinlich gehörten sie zu demselben Volke, das bei Marsal den vielbesprochenen Ziegelboden in einen ursprünglichen Sumpf- und Morastboden herstellte. Dieses unter der Benennung *briquetage de Marsal* bekannte Werk erregt das Staunen aller Alterthumsforscher. Es sind Millionen gebrannter Thonziegel in den Boden gesenkt, um ein sicheres und festes Fundament für die Niederlassung zu gewinnen. Auf ihr ruhen die Städte Dieuze, Marsal u. s. w.

Jedenfalls war diese Urbevölkerung mit der Kunst der Ziegelbereitung vertraut. Sie stand bekanntlich im Alterthum im Euphrat- und Tigristhale in allgemeiner Anwendung, und es waren ja auch die Gebäude Babylons aus Ziegeln, wenn auch ungebrannten, gefertigt.

Metz liegt in einer angenehmen, fruchtbaren und an landschaftlichen Schönheiten reichen Gegend. Das Moselthal ist hier bedeutend ausgeweitet, und auf dem linken Ufer des Flusses erheben sich lachende, oft pittoresk gestaltete Hügel, deren Gipfel die mächtigen Vertheidigungswerke tragen, von denen im letzten Kriege so viel die Rede war. Die Mosel theilt sich in mehrere Arme innerhalb der Stadt und bildet zwei Inseln, von denen die kleinere mit Gebäuden und Gartenanlagen bedeckt ist. Die Umgegend ist wohl angebaut und zeigt namentlich viele Obstgärten, die im ganzen Moselthale sehr häufig sind. Ueberall, wo Alemannen wohnen, finden wir die Felder mit Obstbäumen bedeckt, während der Franke diese in die Gärten verweist. Das wird Jedermann einleuchten, der im Rheinthal reist und in der Gegend von Remagen den fränkischen Boden verläßt. Dort ist auch eine Grenze für das Weiß- und das Schwarzbrot, wie sogar Trachten, Mundart, Sitten und Bräuche eine uralte Völkergrenze verrathen.

Metz hieß, wie schon gesagt, Divodurum, später Metis oder Metz. Das städtische Wappen, eine Jungfrau, ist durch den Namen entstanden, nicht umgekehrt. Der bekannte Spruch:

Eine Meze und eine Magd
Haben Carl'n den Tanz versagt —

bezieht sich auf die erwähnte vergebliche Belagerung durch Karl V., der auch Magdeburg (= Frauen- oder Mägdeburg) ohne Erfolg eingeschlossen hatte. Als die Römer an die Mosel kamen, fanden sie Metz schon als ein blühendes Gemeinwesen vor. Im Jahre 69 n. Chr. fand in Metz ein Aufstand statt, bei welcher Gelegenheit die Soldaten des Vitellius 4000 Menschen getödtet haben sollen. Als im Jahre 70 n. Chr. ganz Gallien sich der Herrschaft der Römer zu entziehen suchte, blieb Metz ihnen treu. Die Stadt litt sehr unter dem Raubzuge des Alemannenkönigs Crocus, der auch Trier verwüstete. Sie sah etwa im Jahre 351 die rechtsrheinischen Franken vor ihren Mauern, erlitt im Jahre 416 eine arge Verwüstung durch die Alanen, Vandalen und Sueven, erholte sich aber bald wieder aus diesen Stürmen der Völkerwanderung, die den ruhigen Besitz des Landes durch die Franken einleitete und vorbereitete.

Der Salfranke Chlodwig war aus dem Mündungsgebiete des Rheines mit seinen tapferen Scharen in Gallien eingebrochen und hatte sich endlich in Paris niedergelassen. Er besiegte die Alemannen, räumte noch drei andere Frankenkönige aus dem Wege und sah sich dadurch zum Alleinherrscher über alle Franken erheben. Da er in der Alemannenschlacht, die gewöhnlich in die Gegend von Zülpich verlegt wird, gelobt hatte, Christ zu werden und dieses seiner Gemahlin gegebene Versprechen auch hielt, so folgten seinem Beispiel viele vornehme Franken und bald das ganze Volk. So wurde das Christenthum zur herrschenden Religion in Chlodwig's Reiche.



Präfektur.
Deutsches Thor.

Aufichten aus Metz.
Kathedrale.

Jardin d'amour.
Esplanade.

Nach dessen im Jahre 511 erfolgtem Hinscheiden theilten sich seine vier Söhne in das Frankenreich. Der älteste, Theuderich oder Dietrich, erhielt das Mosel- und Rheingebiet, welches Austrasien oder das Ostreich genannt wurde. Er wählte Metz zu seiner Residenz und verschönerte die Stadt durch prachtvolle Gebäude. Theuderich's Sohn Theudebert und dessen Sohn und Nachfolger Theudebolt residirten ebenfalls in Metz. Auf der römischen Kultur war eine spezifisch fränkische entstanden, die ihre Wurzeln in jener geschlagen hatte und sich dann selbständig entwickelte. Römische Handwerker und Künstler arbeiteten für die Fürsten und die Großen des Frankenreichs, und die Kirche, die damalige alleinige Trägerin der Bildung, eignete sich das aus den Stürmen der Völkerwanderung in den neuen Zustand der Dinge Herübergerettete an, um es mit dem christlichen Geiste zu durchdringen und neue Formen für die neuen Lebensgestaltungen zu schaffen. Erst unter den Karolingern kam der germanische Geist vollständig zum Durchbruch, und von ihnen datirt auf dem Gebiete der Kunst und Kunstindustrie eine Epoche, aus der am Rhein und an der Mosel noch manche Zeugen vorhanden sind, die uns den früheren Reichthum ahnen lassen.

Die Kirche St. Martin in Metz wird schon 656 genannt, denn König Sigibert II. wurde in ihr bestattet. Hildegarde, die Gemahlin Karl's des Großen, und Kaiser Ludwig der Fromme, der 840 starb, fanden in Metz ihre letzte Ruhestätte. Die älteren Kirchen sind im Laufe der Zeiten untergegangen. Die Klosterkirche zu St. Arnold, in der Ludwig der Fromme begraben wurde, ist 1552 abgebrochen worden. Auf der Stelle der heutigen Kathedrale stand ein Bethaus zum heiligen Stephan, dessen Reste Bischof Dietrich 1014 beseitigen ließ. In den Kirchen mag sich Einiges aus alter Zeit erhalten haben. Viel wird es aber nicht sein, wie ja selbst am Rhein unter den Schätzen der christlichen Kunst, welche die dortigen gothischen Dome enthalten, sich Weniges aus der karolingischen Zeit in unsere Tage gerettet hat. Die Leiche des Kaisers Ludwig soll in der Dominikanerkirche beigelegt gewesen sein. Die Benediktiner zu Rempten behaupten sie ebenfalls zu besitzen.

Kaiser Lothar I., der als Mönch im Kloster Prüm starb, war 858 zu Metz anwesend. Von seinem Sohne Lothar rührt, wie schon erwähnt, die Benennung Lothringen her. Er hatte sich der Normannen zu erwehren, die 866 bis vor Metz kamen und die ganze Gegend verwüsteten. Obgleich sein Bruder Ludwig Austrasien erhalten sollte, bemächtigte sich Karl der Kahle auf Veranlassung des Metzger Bischofs des Landes und ließ sich dort krönen. Bald nachher kam aber zwischen den Brüdern eine Einigung zu Stande, in Folge deren Ludwig Metz und das ganze Land von Basel bis nach Holland erhielt. Im Jahre 873 hielt derselbe eine Reichsversammlung ab und empfing dort die Gesandten des Königs von Dänemark, der seine Vermittlung mit den Sachsen wegen der Grenze an der Eider anrufen ließ. Nach Ludwig's Tode kam eine neue Theilung unter seinen Söhnen zu Stande, in welcher Ludwig Oberlothringen, Karl der Dicke aber Unterlothringen erhielt.

Als das karolingische Herrscherhaus 911 mit Ludwig III. erlosch und die deutschen Fürsten den Herzog Konrad von Franken zum Könige erwählt hatten, hielten die Lothringer es mit Karl dem Einfältigen von Frankreich. Infolge der hieraus entstandenen Wirren hatte Metz mehrere Belagerungen auszuhalten. Erst unter Otto II. kam Lothringen definitiv an das Deutsche Reich, und Metz wurde die Residenz eines Grafen, neben dem der Bischof, der zu bedeutender Macht und großem Ansehen gelangt war, eine Ausnahmestellung einnahm. Aus diesem Verhältnisse entwickelten sich mannichfache Streitigkeiten und Kämpfe, denn die streitbaren Bischöfe von Metz suchten nach Kräften ihre Macht zu mehren, wie solches auch in den rheinischen Städten der Fall war. Bald war es der Vertreter des Kaisers, in dessen Befugnisse sie eingriffen, bald die städtische Verwaltung, die ein altes Gemeinderecht besaß und dieses mit großer Zähigkeit zu behaupten und zu vertheidigen suchte. Der Bürgermeister hatte zwölf Gemeinderäthe neben sich, die ursprünglich aus der Bürgerschaft genommen wurden, später kam aber dieses Amt in die Hände der städtischen Patrizier, Paraisés genannt, die nach den Stadtvierteln in denen sie wohnten, bezeichnet wurden. Sie schlossen die bürgerlichen Elemente vom Stadtregimente aus und bildeten nach und nach eine wohlorganisirte Vereinigung aller Metzger Familien, die durch Reichthum und Ansehen hervorragten.

Im Jahre 1300 setzten die Patrizier es durch, daß der Bürgermeister von Metz nur aus ihrer Mitte gewählt werden durfte. Damit hatten sie das Stadtregiment ganz in ihrer Hand, da die Schöffen oder Gemeinderäthe schon ganz aus dem Kreise der Paraisés hervorgingen. Neben den Gemeinderäthen kamen 1346 noch die sogenannten Dreizehn, ebenfalls aus den Patriziern gewählt, welche in allen Rechtsfällen zu urtheilen hatten, aber auch die Aufsicht über die Thore, Straßen, die städtischen Steuern und das Kriegswesen besaßen. Um aber die Bürgerschaft nicht ganz ohne Betheiligung am Stadtregimente zu lassen, wurden aus den Handwerkern 25 sogenannte Comptes-jurés gewählt, die aber der Natur der Sache nach von geringer Bedeutung waren.

Es erinnert dieses Streben des Metzger Patriziats, die Leitung der städtischen Angelegenheiten in seine Hand zu bekommen, sehr an ähnliche Vorgänge in Köln. Und wie die Bischöfe dieser Stadt häufig mit der Bürgerschaft in Streitigkeiten verwickelt wurden und letztere wieder Fehden mit benachbarten Dynasten anzufechten hatte, so war dies auch in Metz der Fall. Im Jahre 1153 wurden die Bewohner dieser Stadt vom Grafen Reginald von Bar bei Sirey geschlagen. Im Jahre 1231 geriethen sie in eine heftige Fehde mit ihrem Bischof Johann vom Aspremont, der die Stadt in den Bann that und sie mit seinen Verbündeten, dem Herzoge Mathias von Lothringen und dem Grafen Theobald von Bar, belagerte. Die Vertheidigung war aber eine so gute, daß die Belagerer unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Bischof Ademar von Montil hatte sich 1348 der wirksamen Unterstützung der Metzger in seiner Fehde mit der Herzogin Marie von Lothringen zu erfreuen.

Wie die Kölner Bürger vielfach Partei für die deutschen Kaiser nahmen, so auch die Metzger. Sie traten auf Seite Friedrich's II. gegen Heinrich Raspe von Thüringen und Wilhelm von Holland; sie hielten treu zu Friedrich von Oesterreich, der nach dem Tode Heinrich's VII. mit Ludwig dem Bayern um die Kaiserkrone stritt, und trozten hinter ihren festen Mauern 1324 dem Heere, das Johann von Luxemburg, König von Böhmen, sein Bruder Balduin von Luxemburg, Herzog Franz von Lothringen und andere Dynasten gegen sie herangeführt hatten. Wenn die Kaiser Metz besuchten, so fanden sie einen glänzenden Empfang. Karl IV. war 1354 und 1356 dort. Bei seiner zweiten Anwesenheit hielt er eine Reichsversammlung in Metz, auf welcher sieben neue Kapitel zu den dreiundzwanzig der goldenen Bulle zugefügt wurden. Im Jahre 1473 war Kaiser Friedrich III. mit großem Gefolge in Metz. Karl V. war mehreremal in Metz. Seiner Belagerung der Stadt ist schon gedacht worden. Auch er mußte die Festigkeit ihrer Mauern, die schon manche Kriegsstürme erlebt haben, erproben.

Zahllos sind die Fehden, welche die Stadt mit den Herzögen von Lothringen, den Grafen von Nassau-Saarbrücken und benachbarten Dynasten aus verschiedenen Gründen hatte. Indessen besaß sie stets Reichthum genug, um die Folgen derselben leicht überwinden zu können. Kurz angebunden und händelsüchtig scheinen die alten Metzger gewesen zu sein. Dabei überwachten sie mit Argusaugen ihre Privilegien, die sie gegen alle Angriffe zu vertheidigen suchten. Im Jahre 1542 verweigerte die Stadt dem Deutschen Reiche ihre Abgaben und ließ auf dem Reichstage erklären, daß sie eine freie, vom Reiche unabhängige Stadt sei. Diese Eigenschaft suchte sie bei jeder Gelegenheit geltend zu machen, was aber nicht hinderte, daß sich in der Bürgerschaft schon im 15. Jahrhundert allmählich eine französische Partei bildete, deren Einfluß es wol zu danken ist, daß Metz eine Allianz mit Ludwig XI. von Frankreich schloß und sich bei der Krönung Ludwig's XII. vertreten ließ. Es waren das nur die Vorzeichen Dessen, was später kommen sollte und das Schicksal der Stadt für Jahrhunderte bestimmte. Frankreich hatte es verstanden, sich einer einflussreichen Partei in Metz zu versichern. Ihr Haupt war Robert von Heu, der zu den Paraisges gehörte und seine Maßregeln so geschickt getroffen hatte, daß die schon erwähnte Ueberrumpfung durch den Connetable von Montmorency ohne die mindeste Schwierigkeit ausgeführt werden konnte. Am 18. April 1552 war Metz in französischer Gewalt. Vier Jahre später, im Frieden zu Chateau en Cambresis, wurden Metz, Toul und Verdun an Frankreich abgetreten. Die Stadt behielt einstweilen ihre alten Freiheiten und Rechte. Allein Ludwig XIII. begann schon daran zu rütteln, und seine Nachfolger vollendeten, was dieser begonnen hatte. Die Untreue gegen das Deutsche Reich fand darin ihren verdienten Lohn. Deutsche Fürsten waren es, die durch ihr Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich diesem die Ausführung seiner Absichten auf Metz so sehr erleichterten. Scheinheilig nannte sich Heinrich in seinem Manifeste von Fontainebleau der „Retter der germanischen Freiheit.“



Ansicht von Metz.

Er beschuldigte Karl V., daß er mit ewigem Verluste der deutschen Nationalität eine Alleinherrschaft aufrichten wolle, was zu verhindern seine Absicht sei, und er betheuerte zum Schlusse: „Niemand solle irgend eine Gewalt befürchten, da er ja diesen Krieg blos deshalb unternommen, um einem Jeden seine verlorenen Gerechtigkeiten, Ehren, Güter und Freiheiten wieder zu verschaffen.“

So ging Metz dem Deutschen Reiche verloren. Wesentlichen Antheil daran hatte der Bischof dieser Stadt, Robert v. Senoncourt, der ganz für Frankreich gewonnen war und Hand in Hand mit der deutschfeindlichen Adelspartei ging. Alle Proteste des Kaisers gegen den am Reiche verübten Raub fruchteten nichts. Im Jahre 1559 verstieg man sich sogar zu der nach Paris gerichteten Erklärung: „Man möge nicht glauben, der Kaiser und die Stände würden es bei Drohungen bewenden lassen; im Gegentheile, falls Frankreich auf seinem Raub zu bestehen Miene mache, würden sie an stärkere und entscheidende Mittel denken.“ Allein die Franzosen lachten über Worte, denen keine Thaten folgten. Im Westfälischen Frieden 1648 wurden die drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun auch von Seiten des Deutschen Reiches förmlich an Frankreich abgetreten und damit des ersteren Schwäche das Siegel aufgedrückt. Erst der Gegenwart blieb es vorbehalten, altes Unrecht wieder gutzumachen und die ehemalige Reichsstadt Metz sammt Deutsch-Lothringen und Elsaß dem neuen Reiche zurück zu erwerben.

Wir wenden uns jetzt einer näheren Betrachtung der Stadt zu. Ihr bedeutendstes Bauwerk ist die Kathedrale zu St. Stephan, die Bischof Dietrich 1014 zu erbauen begann. Nach längerer Unterbrechung wurde die Arbeit 1486 wieder aufgenommen und 1546 vollendet. Trotz dieser verschiedenen Bauperioden macht das Ganze dennoch einen harmonischen Eindruck. Von großartiger Wirkung ist das Langhaus, dessen Gewölbe 34 Pfeiler von 3 m Durchmesser tragen. Die Seitenschiffe sind verhältnißmäßig schmal und 14 m hoch. Die hohen Spitzbogen des Chors zeigen ungewöhnlich zierliche Verhältnisse. Dieses selbst ist mit den prächtigsten Glasmalereien ausgestattet, die theilweise aus den Jahren 1521—1528 herrühren und von dem Elsäßer Valentin Busch angefertigt sind. Der sächsische Hofmaler Karl Vogel hat sie 1831 für die schönsten Glasmalereien, die er je gesehen, erklärt. Die Fensterrose hat ebenfalls gemalte Scheiben, die Meister Philipp Hermann aus Münster in Westfalen in der Mitte des 14. Jahrhunderts verfertigte. Seine früher in der Kathedrale vorhanden gewesene Grabchrift nannte die erwähnte Rose „li grand ost“ als sein Werk. Er lieferte aber noch gemalte Scheiben für acht Fenster im Mittelschiffe, Heiligenbilder in ganzer Figur enthaltend, die seine Initialen P. und H. tragen. Die Fenster sind von den Glasmalern Maréchal und Gugnion restaurirt, auch wurden in mehreren neue Malereien angebracht.

Eine Zierde dieses herrlichen gothischen Baues ist der 78 m hohe durchbrochene Thurm, der im Jahre 1381 auf Kosten der Stadt erbaut wurde. In ihm befindet sich die 13,000 kg schwere Glocke la Muette, die früher nur dreimal im Jahre geläutet wurde und zwar zu Ehren des

Kaisers, zur Wahl des Bürgermeisters und derjenigen der Rathsherren. Drohte eine Gefahr der Stadt und sollten die Bürger zu den Waffen gerufen werden, so wurde sie ausnahmsweise geläutet. Als der Kaiser Friedrich III. den Thurm bestiegen hatte, wünschte er die Glocke zu hören. Der Bürgermeister lehnte dieses aber mit dem Bemerkten ab, das ganze Land werde dadurch in Aufregung gerathen, ein Grund, den der Kaiser gelten lassen mußte.



Die Schlucht bei Gravelotte.

Die früher im Innern der Kathedrale vorhanden gewesenen Grabmäler, Kirchenstühle und sonstigen Skulpturen sind zum Theil in den Stürmen der ersten Revolution zu Grunde gegangen. Die Delgemälde sind ziemlich unbedeutend. In dem Schatze befinden sich mehrere alte Kelche, Bischofsstäbe u. s. w.

Als eine Art von Wahrzeichen gilt die Figur des Graouilli, eines Drachen, den der heilige Clemens vertrieben haben soll. Die Legende berichtet darüber Folgendes: Der Drache hatte sich im römischen Amphitheater eingenistet und verschlang alljährlich viele Menschen; der Heilige, der die heidnischen Metzger befehren wollte, zwang das Ungethüm durch Vorhalten des Kreuzes, die Gegend zu verlassen. Zur Erinnerung daran wurde alljährlich bis 1786 die Figur des Graouilli am Montag vor dem Himmelfahrtstage durch die Straßen der Stadt geführt, begleitet von der

Schuljugend. Die Bäcker mußten dem Ungethüm ein Gebäck in den weiten Rachen werfen, welches dann dem Bürgermeister zugute kam. An den heiligen Clemens erinnert auch ein alter Sessel aus grünlichem Marmor der nach dem Heiligen benannt ist, obgleich nichts dafür spricht, daß derselbe ihn jemals gebraucht hat. Sehenswerth ist noch ein alter Taufstein aus Porphyrr im linken Seitenschiffe, der antik ist und in den Ruinen der römischen Bäder gefunden wurde. Seine ursprüngliche Bestimmung scheint die eines Wasserbehälters gewesen zu sein.

Vor der Kathedrale erhebt sich das 1841 errichtete Monument des Marschalls Fabert, der 1622 starb. Es trägt die folgende in französischer Sprache verfaßte Inschrift: „Wenn es nöthig wäre, meine Person, meine Familie und meine ganze Habe vor die Bresche zu stellen, um zu verhindern, daß ein Ort, den der König mir anvertraut, in die Hände des Feindes falle, so würde ich keinen Augenblick zaudern, dies zu thun.“

Gewiß ein schöner Beweis militärischer Opferwilligkeit. Auch wir, denen die Hingabe an Ehre und Pflichterfüllung als etwas Natürliches erscheint, wollen die Inschrift gern als Mahnung annehmen von dem Denkmal des Mannes, der energisch genug gewesen wäre, um diese Worte zur That werden zu lassen, wenn es Noth gethan hätte.

Die übrigen Kirchen sind zwar alt, aber in kunstgeschichtlicher Hinsicht von geringer Bedeutung, was bei einer so reichen Stadt, wie Metz im Mittelalter war, auffallen muß. Die Kirche St. Maximin stammte aus dem 14. oder 15. Jahrhundert, die von St. Eucharius hat einen Thurm aus dem 12. Jahrhundert, während sie selbst dem 15. angehört. Die Kirche St. Segolène besitzt verschiedene gemalte Fenster. Dasselbe gilt von der Kirche St. Martin. Die Notre-Damekirche wurde 1740 von den Jesuiten erbaut. Wir nennen noch die St. Vincenz- und die Clemenskirche, womit die Reihe der katholischen Gotteshäuser von Metz geschlossen ist. Eine protestantische und eine evangelische Kirche sowie die Synagoge sind neueren Ursprungs.

Das Innere der Stadt wird Denjenigen enttäuschen, der mit der Erwartung nach Metz kommt, eine alte deutsche Reichsstadt mit mittelalterlichen, zinnen- und erkergekrönten Gebäuden zu finden. Derartiges zeigt sich nur an dem St. Louisplaz, der von Bogengängen mit hohen Häusern und gothischen Fenstern umgeben ist. In der Rue des Tanneurs sind die hohen alterthümlichen Häuser mit von der Zeit geschwärztem Fachwerk sehenswerth. Im Uebrigen trägt Metz einen ziemlich modernen Charakter zur Schau. Die Straßen sind meistens eng und krumm, die Häuser einförmig gebaut, mit möglichst wenig Fenstern, oft straßenwärts von einer Mauer umgeben. Es giebt aber auch mehrere Prachtgebäude, namentlich an den großen Plätzen, unter denen vor Allem die Esplanade zu nennen ist. Sie ist mit reizenden Blumenanlagen bedeckt und dient an schönen Tagen der eleganten Welt zu Spaziergängen. Vor dem Musikpavillon steht die Bronzestatue des Marschalls Ney, in der theatralischen Haltung, durch welche mancher tapfere französische General auf seinem Denkmale

zu einem Schauspieler herabgewürdigt wird; man denke nur an die Statue des Generals Rapp in Kolmar. An einem Ende des Platzes hat man eine prachtvolle Aussicht auf das Moselthal mit den grünbewachsenen Inseln und auf die Forts, welche die Höhe krönen. Hier entfalten sich alle Reize der Landschaft vor den entzückten Blicken des Beschauers.

Viel besucht wird auch der sogenannte Jardin d'amour, auch Jardin des soupirs genannt, ohne Zweifel eine Anspielung auf die Seufzer verliebter Paare, die dort in alter und neuer Zeit unter den schattigen Bäumen gelustwandelt haben. Früher befand sich auch ein botanischer Garten in Metz, der aber nach Montigny verlegt wurde.



Plappeville.

Die schönsten Kaufläden und Hotels finden sich in der Rue des Clercs und der Rue Serpenoise. Man glaubt sich bei ihrem Anblicke nach Brüssel oder Paris versetzt. Besonders großartig sind die Modemagazine; es nahm auch in der That Metz vor dem Kriege in Bezug auf Toilette einen hervorragenden Rang ein. Die Städte an der mittleren und der unteren Mosel richteten sich in Bezug auf die neuesten Moden mehr nach Metz als nach Paris. Das Leben in diesen großen Straßen ist ungemein bewegt und wechselvoll. Wenn auch viele französische Bewohner die Stadt verlassen haben, so findet sich doch noch ein starkes Kontingent der romanischen Rasse, das sich sofort bemerkbar macht und von den Deutschen

gewaltig absticht. Wer Volkskunde studiren will, möge die Metzger Gemüsemärkte besuchen, wo er auch Gelegenheit hat, die Sprache der Bewohner des Pays Messin kennen zu lernen. Es ist das ein verdorbenes Französisch, ohne Zweifel auch mit fremden Sprachelementen durchsetzt und daher schwer verständlich.

Die öffentlichen Gebäude stammen meistens aus dem vorigen oder dem Anfange dieses Jahrhunderts. Viele derselben dienen militärischen Zwecken, da Metz eine Festung ersten Ranges war und ist. Dieser Charakter tritt denn auch bedeutend in die Erscheinung. In dem Arsenal befand sich vor dem Kriege das berühmte Trierer Geschütz, „Vogel Greif“ genannt. Das Rathaus besitzt Arkaden, das Theater eine toscanische Säulenvorhalle. Der Justizpalast in der Nähe der Esplanade wurde 1776 erbaut. Die frühere Präfektur, jetzt Regierungsgebäude, liegt auf einer Moselinsel, wohin zwei Brücken führen. Die Bibliothek enthält meistens französische Werke und eine Anzahl Handschriften. Es finden sich dort auch eine Münz- und eine Gemäldesammlung sowie eine Anzahl keltischer und römischer Alterthümer, die in Metz und der Umgegend gefunden worden sind. Im Großen und Ganzen sind diese wissenschaftlichen Sammlungen ziemlich mittelmäßig und der Bedeutung der Stadt nicht ganz würdig. Daß es damit bald besser werde, ist kaum zu erwarten, denn in der Bürgerschaft, welche diese Sammlungen zu verwalten und zu unterhalten hat, ruht einstweilen die öffentliche Thätigkeit noch ganz.

Die Markthallen sind besonders sehenswerth. Sie bestehen aus verschiedenen Abtheilungen, unter denen die in der Nähe der Kathedrale gelegene bedeckte die größte ist. Die Hallen für die Fische, für Fleisch und Gemüse sind abge sondert. Eine Wasserleitung führt der Stadt das nöthige Wasser von Gorze aus zu und mündet in einem Reservoir, das auf dem höchsten Punkte liegt.

Die Befestigungen von Metz, die vor dem Kriege schon sehr stark waren, sind heute erheblich erweitert und nach neuem System zu Vertheidigungszwecken verbessert worden. Es gilt dies namentlich von den älteren Forts, die ihre früheren Benennungen verloren haben. Die jetzt vorhandenen heißen Prinz Friedrich Karl, Voigts-Rheg, Steinmetz, Zastrow, Mantouffel, Göben, Prinz August von Württemberg, Alvensleben, Manstein. Letzteres ist das im letzten Kriege oft genannte Fort Queulen. Ein kleineres neues Fort bei Woippy erhielt bei Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Metz die Benennung Fort Kamcke. In Verbindung mit den ausgedehnten Werken der Stadt selbst, an die sich mannichfache Gebäude zu militärischen Zwecken schließen, ist eine Festung geschaffen worden, die jedem Angriffe Trotz bieten kann und den Franzosen ihre Revanchegelüste wol austreiben dürfte.

Das sogenannte Deutsche Thor, 1446 vollendet, sieht aus wie ein mächtiges, von Thürmen eingefasstes Schloß. Karl V. hat bei seiner Belagerung den Hauptangriff gegen diesen mächtigen Bau gerichtet. Das Citadellenthor hat einen architektonisch sehr interessanten gewölbten

Durchgang und eine kühn gespannte Brücke, die aus einem einzigen Bogen besteht. — Die Umgegend der Stadt ist sehr freundlich. Malerisch gelegene Dörfer laden zu Ausflügen ein. Der Zug der Fremden richtet sich vorzugsweise nach den Stätten der blutigen Schlachten des letzten Krieges, besonders nach Gravelotte, Mars la Tour, Rezonville und St. Privat. Auf Schritt und Tritt stoßen wir dort auf Gräber, entweder mit einfachen Kreuzen oder mit imposanten Monumenten, welche einzelne Regimenter ihren Gefallenen errichtet haben, bedeckt.

Das Dorf Gravelotte liegt auf einer kahlen Höhe, die eine weite Fernsicht über das von der Thalsenkung Amanvillers-Chatel durchschnittene Schlachtfeld des 18. August gestattet. Metz selbst liegt von da aus verdeckt. Mars la Tour ist ein unbedeutender, auf einer Hochebene gelegener Ort, in dessen Nähe ein Bach der Orne zueilt. Rezonville ist von Wäldern umgeben und ebenfalls unbedeutend. Dagegen ist St.-Privat-la-Montagne ein großes, stattliches Dorf, am Eingange des hübschen Thales von Chatel gelegen. Hübsche Meiereien sind in der Umgegend zerstreut. Die Namen dieser Ortschaften sind für alle Zeiten in die Kriegsgeschichte mit unvergänglichen Zügen eingegraben. Hier rangen die tapferen deutschen Krieger mehrere Tage lang gegen die Franzosen unter Marschall Bazaine, der im Begriffe stand, von Metz nach Verdun zurückzugehen. Am 14. und 16. August fanden vorbereitende, aber blutige Kämpfe statt. Am 18. fiel die Entscheidung zum Nachtheil der Franzosen. Bis in die dunkle Nacht wogte der opferreiche, heldenmüthige Kampf. Das Resultat war schließlich, daß die feindliche Armee von allen ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten wurde und sich, auf die Defensiv angewiesen, hinter die Mauern von Metz zurückziehen mußte.

Ueber das Detail dieser Kämpfe berichten zahllose Kriegsgeschichten, vor Allem das große Werk des preussischen Generalstabes, auf das wir verweisen müssen. Es ist gar nicht möglich, nur annähernd auf kurzem Raume ein Bild dieser gewaltigen Kämpfe zu liefern, in denen die deutsche Armee und ihre glorreichen Führer sich mit unvergänglichem Lorber bedeckten. Als Kaiser Wilhelm die Schlachtfelder besuchte, reichte er, überwältigt von dem Gefühle der Bewunderung und der freudigsten Anerkennung so großer Verdienste, die Feldmarschall Graf Moltke sich um das Vaterland erworben hatte, diesem dankend die Hand. Dann aber trat er zu den Denkmälern unserer Helden, um auch ihnen den Hohn des Dankes zu weihen, die so freudig für ihn und das Vaterland in den Tod gegangen sind. So wenig wie ihr Kaiser, wird sie ihr Vaterland je vergessen.

Dichter haben nicht verfehlt, jene glorreichen Schlachttage im Liede zu feiern. Sie boten aber auch der patriotischen Begeisterung den reichsten Stoff. Allgemein bekannt ist F. Freiligrath's herrliche Dichtung „Der Trompeter von Gravelotte“, Karl Gericke's „Die Rosse vom 1. Garde- Dragonerregiment“, Th. Hofferichter's „Der Tag von Rezonville“. Nach Metz zurückkehrend, sehen wir, wie duftiges Grün und Blütenpracht die weite Landschaft deckt, wie sich muntere Lerchen über wogenden Saaten

wiegen und stille Ruhe über den zahllosen Stätten des Todes waltet. Im Anschauen des fernen Metz versunken, erinnern wir uns der Verse Hesekiel's auf den Königssieg bei Metz:

Laut donnert's im Westen, hell zudet der Strahl,
 Der graue König schwingt selber den Stahl,
 Der graue König mit Heeresmacht
 Rückt selber an zur Franzosenschlacht;
 Prinz Friedrich Karl, der gewaltige Held,
 Der hat ihm bereitet zum Siege das Feld;
 Franzosenblitze wild flammen herauf,
 Und Preußendonner die Antwort darauf;
 Anstürmt Bazaine mit Todesgewalt,
 Die Preußen, sie steh'n wie Mauern kalt.
 Das höllische Feuer, gleich flammt es durch! —
 Hurrah! Preußen und Brandenburg!
 Es ringet die Kugel, es würget der Stahl,
 Und Tausende steigen ins Todesthal;
 Die grimmen Kämpen, sie leuchten bang
 Gerüber, hinüber, neun Stunden lang,
 Da faßt zusammen zum letzten Stoß
 Die preußischen Wetter der König groß;
 Da waltet grimm das Eisengesetz,
 Zerschmettert wirft er die Feinde nach Metz;
 Der graue König in Kriegespracht, —
 So schlägt er stolz die Franzosenschlacht!

In Metz münden mehrere Eisenbahnen. Eine derselben führt in westlicher Richtung nach Verdun, eine zweite nach Strassburg, eine andere nach Saarbrücken, eine vierte über Diedenhofen nach Luxemburg. Diese ist jetzt von Sierck aus bis Trier weitergeführt. Die früher zwischen dieser Stadt und Metz bestandene Dampfschiffahrt auf der Mosel hat aufgehört. Wer die Eisenbahn nach Diedenhofen benutzen will, gelangt freilich schnell zum Ziele. Er übersieht aber manches der reizenden und hübschen Landschaftsbilder, an denen das Moselthal reich ist.

Auf dem linken Flussufer erscheint, sobald wir aus dem Kreise der Befestigungen heraus sind, das Dorf Richemont an der Orne, dessen Kirche einen gothischen Chor besitzt, ferner Uckange oder Uchingen, wo 1106 ein blutiges Treffen zwischen Dietrich von Joinville und dem Grafen Heinrich von Luxemburg stattfand. Die Bahn hält sich nahe an der Mosel und gelangt endlich zur Festung Diedenhofen oder Thionville, einst eine Pfalz der Karolinger, die Pipin und Karl der Große häufig besuchten. Letzterer hielt hier 806 eine Reichsversammlung ab, in welcher er sein Testament verlesen ließ. Kaiser Lothar hielt 841 hier eine wichtige Reichsversammlung ab. Nach dem Aussterben der Karolinger kam die Stadt an eigene Herren und von diesen an die Grafen von Luxemburg. Philipp III. von Burgund belagerte sie 1443 vergeblich. Am 23. Juni 1558 wurde Diedenhofen vom Marschall von Vieilleville und dem Herzog von Guise eingenommen. Im Jahre 1659 kam es durch den Pyrenäischen Frieden ganz an Frankreich. Im Jahre 1792 schloß die

preussische Armee Diedenhofen ein, konnte die Festung aber nicht zur Uebergabe zwingen. Es war das in dem Feldzuge, den Friedrich Wilhelm II. gegen Frankreich unternommen hatte und den bekanntlich der große Dichter Goethe mitmachte. In den Freiheitskriegen wurde Diedenhofen ebenfalls von preussischen Truppen eingeschlossen. Ein Ausfall der Besatzung von Metz nöthigte sie aber, abzuziehen. Im letzten deutsch-französischen Kriege wurde Diedenhofen wiederum belagert und eingenommen.



St. Quentin.

Als Festung ist die Stadt gerade nicht sehr bedeutend. Indessen beherrscht sie das Moselthal und die Eisenbahn nach Luxemburg und sichert die lothringische Grenze nach dieser Seite.

Unterhalb Diedenhofen liegt Kettenhofen, das Markgraf Albrecht von Brandenburg abbrennen ließ, jenseit Königsmachern, das seinen Namen dem König Johann von Böhmen verdanken soll. Noch etwas weiter abwärts, am Fuße des Strombergs, wird das schon genannte Konz, einst den Herren von Hagen gehörig, sichtbar. In Sierck hatten die streitbaren Herzöge von Lothringen eine feste Burg. Jakob von Sierck wurde 1439 Erzbischof von Trier; das Grabmal desselben wird heute noch im Dome gezeigt.

Wir berühren unterhalb Sierck das Gebiet des Großherzogs von Luxemburg, das dort mit der Mosel einen spitzen Winkel bildet. Beim freundlich gelegenen Städtchen Remich lieferte am 12. April 822 Bischof Wala von Metz den Normannen ein blutiges Treffen, in dem er selbst fiel.

Hier schlossen auch 1324 am 24. August Johann, König von Böhmen, Erzbischof Balduin von Trier, Herzog Ferry von Lothringen und Graf Eduard von Bar ein Bündniß gegen die Stadt Metz.

Auf dem linken Moselufer in einiger Entfernung vom sogenannten Rothenhaus, das früher ein Zollhaus war, liegt das Dorf Kennig, in wissenschaftlichen Kreisen bekannt durch seinen prachtvollen Mosaikboden und den Inschriftenstreit, bei dem der geschätzte Trierer Archäologe Domkapitular von Wilnowsky theilhaftig war. Ersterer wurde im Jahre 1853 entdeckt und für Rechnung der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier bloßgelegt. Er gehörte zu einer römischen Villa, von welcher die Ueberreste eines Prachtssaales mit dem genannten Fußboden, einem Wasserbecken und Wandverzierungen erhalten waren. Der Boden ist 16 m lang und 10 m breit und stellt die Hauptpartie der Malereien einen Gladiatorenkampf vor, der von Medaillons sowie von Fechter- und Thiergruppen umgeben ist. Die Ausführung gehört zu dem Schönsten, was man in dieser Hinsicht seither im Moselgebiete aufgefunden hat, und erregt daher auch bei Freunden der antiken Kunst das höchste Interesse. Die Regierung zu Trier hat das Ganze überdachen und vor Zerstörung sicher stellen lassen. Im Jahre 1866 deckten die mit der weiteren Ausgrabung der Römervilla beauftragten Arbeiter einen Rundbau auf, dessen in antikem Roth wohlerhaltener Verputz vier römische Inschriften in großen schwarzen Buchstaben zeigte. Als dieser Fund allgemeiner bekannt wurde, machten sich verschiedene Bedenken gegen die Echtheit der Inschriften geltend. Es entstand ein lebhafter Kampf in Zeitungen, wissenschaftlichen Journalen und Flugschriften, der für und gegen den antiken Ursprung geführt wurde, der heute aber wol zu Gunsten der Anechtheit entschieden sein dürfte. Wer Näheres zu erfahren wünscht, der lese die darauf bezügliche Schrift des Professors Aus'm Werth in Bonn über die Kenniger Inschriften, bei deren Auffindung der ehrwürdige Domkapitular von Wilnowsky zu Trier einem plumpen Fälscher zum Opfer gefallen ist.

Während bei Remich das Moselthal eine bedeutende Erweiterung zeigt, treten weiter unten die Höhen schon näher an den Fluß. Grevemacher n ist ein luxemburgischer Ort, dessen Bewohner Weinhandel treiben. Das rechte Ufer zeigt eine Reihe malerisch gelegener Dörfer, von Obstbäumen umgeben. Sie gehören zum Kreise Saarburg, denn die Saar nähert sich mehr und mehr der Mosel, obgleich sie noch nicht sichtbar ist.

Zu den merkwürdigen Zeugen der Anwesenheit der Römer im Moselthale gehört das im Dorfe Igel neben der Landstraße nach Luxemburg sich erhebende Secundinermonument, vom Volke die Igeler Säule genannt, das einst das Kennerrauge eines Goethe entzückte und Kunstfreunde und Archäologen vielfach beschäftigt hat. Es ist aus röthlichem Sandstein verfertigt, 22 $\frac{1}{2}$ m hoch und 4 resp. 5 m breit. Es ist ganz mit Figuren und Inschriften bedeckt, die stellenweise sehr beschädigt sind. Wundern muß man sich noch, daß in all den großen Stürmen, die durch das Moselthal dahin gebraust sind, das Monument überhaupt noch vorhanden ist

Graf Peter Ernst von Mansfeld, Statthalter im Großherzogthum Luxemburg, ließ mehrere Steine desselben ausbrechen und in seinen Palast bringen. Er trug sich sogar mit dem wahrhaft vandalischen Gedanken, das ganze Denkmal abbrechen und in seinem Garten zu Luxemburg wieder aufstellen zu lassen. Glücklicherweise waren die Schwierigkeiten so groß, daß er von der Ausführung abstecken mußte. Auf der Spitze befindet sich eine Kugel, die früher ein Adler schmückte. Er wurde von einer Kanonenkugel in der Schlacht bei Conz getroffen und dadurch zerstört.



Echternach St. Germain.

Man hat den Namen des Dorfes Igel vom lateinischen aquila ableiten wollen und dieses in Beziehung zum Monumente gebracht. Ein Trierischer Gelehrter, Joh. Leonardy, führte aber den Ortsnamen auf agulia zurück, wie im Mittelalter der vatikanische Obelisk hieß. Und da das Secundinermonument einem solchen gleich ist, wie ja auch Goethe dasselbe einen architektonisch-plastischen Obelisk nannte, so dürfte damit die richtige Erklärung gegeben sein. Mit den rheinischen Eigelsteinen, an die der große Sprachforscher und Gelehrte Jakob Grimm erinnerte, hat dieses Römerwerk nichts zu schaffen.

Die Inschriften sind schon sehr verwittert, jedoch liegen ältere Aufzeichnungen vor, die zur Erklärung der ursprünglichen Bestimmung des Monumentes dienen. Christoph Browerus, ein gelehrter Trierer, der 1617

starb, hat einen Text festgestellt, demzufolge die Inschrift folgendermaßen lauten würde:

„Dieses Denkmal hat der Secundinus Securus dem Secundinus Aventinus und den Söhnen des Secundinus Securus und der Publica Pagata, Gattin des Secundinus Aventinus, und dem L. Saccius Modestus und dem Modestus Macedo, dem Sohne desselben, Julius Secundinus Securus, ihren verstorbenen Verwandten und sich bei Lebzeiten als ihr Erbe errichtet.“

Hiernach ist die Benennung „Secundinerdenkmal“ wol gerechtfertigt. Ueber der Inschrift erscheinen drei, ungefähr 3 m hohe Figuren, die einander die Hände erreichen. Man darf in ihnen wol die Stifter des Monumentes oder die Personen, denen es gesetzt wurde, erblicken. Die Brustbilder und die Medaillons sind auch als Porträts aufzufassen. Die übrigen Skulpturen sind theils symbolische Darstellungen, theils Scenen aus dem Leben der Römer, wohin besonders die Darstellungen von bespannten Wagen, welche vermuthlich bei Festspielen verwendet worden waren, gehören. Auf der Nordseite ist der Sonnengott im Strahlenkranze auf seinem von vier Rossen gezogenen Wagen sichtbar.

Es giebt eine große Anzahl Abbildungen dieses Monumentes. Einen bronzenen Abguß erhielt Goethe im Jahre 1829. Er erfreute ihn sehr, denn das herrliche Werk hatte ihn 1791 lebhaft beschäftigt, und so schrieb er auch ein Vorwort zu Zumpft und Osterreich's Werk über das Tzeler Denkmal, in welchem die Erinnerung an seine Anwesenheit an Ort und Stelle lebhaft nachzittert.

In der Nähe sind Grabsteine römischer Handwerker gefunden worden, welche Abbildungen ihrer Werkzeuge und Geräthe zeigen. Es mögen noch manche Reste römischer Kulturthätigkeit im Boden ruhen, die ein Zufall ans Licht bringt, damit sie der Wissenschaft neuen Aufschluß bringen können. Als der Dichter Ausonius die Mosel besuchte, besang er die vorhandenen Römerwerke in folgenden Versen:

Diese nun, oder doch Aehnliche wol (werth ist es zu glauben)
Haben im belgischen Land die Pracht der Paläste geschaffen,
Und erhabene Villen, die Zier des Stromes, erbauet.
Die hier thronet, erhöht auf dem Ball natürlicher Felsen,
Jene gegründet am Rand des weit vorragenden Ufers.
Dort steht eine zurück, und fängt im Schoße den Aem auf,
Jene, beherrschend den Hügel, der dicht am Fluß sich erhebet,
Maßt sich freieren Blick in das Fruchtländ an und die Wildniß,
Und wie an eigener Flur ergözt sich die reiche Beschauung.

Bei dem auf dem rechten Ufer gelegenen Dorfe Konz überschreitet die Trier-Saarbrücker Eisenbahn die Mosel auf einer prächtigen Brücke und trifft dort mit der Eisenbahn nach Luxemburg zusammen. Eine steinerne Brücke führt über die Saar. Hier fand am 11. August 1675 eine Schlacht statt, welche die Franzosen unter dem Marquis Bovilliers gegen Oesterreicher, Lothringer, Braunschweiger, Osnabrücker und Münsterländer schlugen. Erstere hatten sich der Stadt Trier bemächtigt und sahen sich durch die Verbündeten bedroht. Marschall Crequi rückte mit 10,000 Mann zum Entsatz

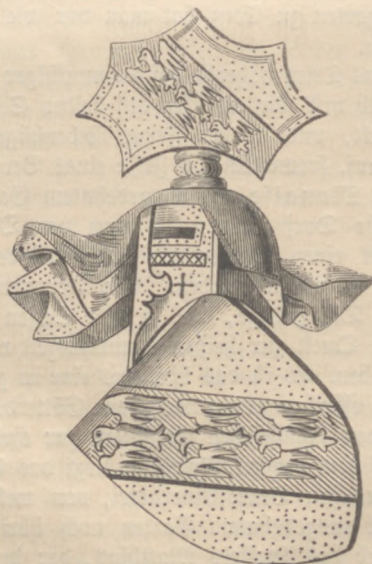
von Metz heran. Er wurde aber geschlagen und seine Armee bis Sierck verfolgt. Auf dem Schlachtfelde lagen 2000 Tode und 1000 Franzosen wurden bei dieser Gelegenheit gefangen genommen. Crequi rettete sich, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, nach Trier. Am 6. September wurde Trier von den Verbündeten eingenommen und der Marschall selbst gefangen. Ludwig XIV. war sehr erstaunt und ganz untröstlich über diese als unglaublich erscheinende Niederlage. Die Hösflinge bemühten sich, seinen Kummer zu lindern, indem sie ihm von den vielen Schwadronen und Bataillonen erzählten, die stündlich in Metz und Thionville eintreffen könnten. Ludwig hörte zunächst ohne ein Wort zu äußern ihre Reden an, summirte die angegebenen Zahlen und sagte plötzlich, wie Herr von Stramberg berichtet: „Mais en voilà plus que je n'en avais.“ „Oui, Sir, c'est qu'ils ont fait des petits“, versetzte der Marschall von Grammont. Frau von Sévigné las verschiedene Briefe von Offizieren, welche diese Schlacht mitgemacht hatten. Einer von ihnen soll ganz offenherzig eingestanden haben: „Wir haben uns so schnell wie möglich in Sicherheit begeben, mußten jedoch nichtsdestoweniger viel Angst und Qual ausstehen.“ Das war eines Offiziers des „großen Königs“ würdig!

Conz, früher Concionacum genannt, wurde von einer Römerstraße berührt, die auf dem rechten Moselufer nach Metz führte. Sie lief über den Kofscheider Hof bis Conz, wo sie in den Schieferfelseln gehauen war und stieg dann zum Saarthale nieder. Wahrscheinlich stand die oben erwähnte römische Villa mit ihr in Verbindung. Eine zweite Römerstraße führte auf dem linken Moselufer über Metz nach Westen ins Innere von Gallien. Im Pfarrgarten zu Conz hat man vor vielen Jahren römische Alterthümer gefunden.

Je mehr wir uns Trier nähern, desto anmuthiger wird die Landschaft. Das Thal erweitert sich und wir erblicken auf beiden Seiten Dörfer, in Obstbäumen halb versteckt, und in der Ferne Rebenhügel. Auf dem linken Ufer taucht Zeven auf, freundlich am Fuße eines Berges gelegen. In der Nähe wird das Gut Monaise mit ausgedehntem Garten und Park sichtbar. Das freundliche Dorf Euren ist ganz von Obstbäumen umgeben, die in der Blütezeit einen schönen Anblick gewähren. Hier sind viele römische Alterthümer gefunden worden. Ein Brunnen in der Nähe heißt der Helenabrunnen. Die Heilige, die in den Sagen Kölns eine wichtige Rolle spielt, soll den Quell zur heißen Sommerszeit mit ihrem Stabe aus dem Boden gelockt haben. Es ist das übrigens eine in ganz Deutschland vorkommende Sage, die offenbar altgermanischem Götterdienst ihren Ursprung verdankt und dann von mönchischen Erzählern zur christlichen Legende umgebildet wurde. Auf dem rechten Moselufer liegt das Dorf St. Mathis, ehemals Sitz einer reichen Benediktinerabtei, von welcher die Kirche und die Hofgebäude nebst ausgedehntem Garten noch übrig sind. In ersterer befindet sich das Grab des Apostels Matthias, der dem Orte den Namen gegeben hat. In früheren Jahren kamen Pilger aus allen Theilen des Rhein- und Moselgebietes, um an diesem Grabe zu beten und zu opfern.

Es soll ihre Zahl schon 40,000 betragen haben. Riesige Wachskerzen mit Inschriften erinnern an die Spenden, welche diese Pilger der Kirche machten. In der Nähe sind viele römische Gräber mit Inschriften gefunden worden. Die Reste einer Dianastatue aus Marmor sind in die Klostermauer eingefügt. Früher warf jeder der ankommenden oder vorübergehenden Pilger einen Stein nach derselben, um auf diese kindische Weise seinen allerchristlichsten, den Priestern wohlgefälligen Abscheu vor dem Heidenthum oder den Götzen desselben auszudrücken. Dadurch soll der Torso allmählich bis zur traurigsten Unkenntlichkeit entstellt worden sein.

Zur Rechten auf der Höhe liegt das Dörfchen Heiligkreuz, jenseit der Mosel sehen wir Balduinshäuschen und die Kuppe des Marcusberges mit der Kapelle und der hohen Mariensäule zu uns herüber winken. Trier ist jetzt erreicht, und wir halten unsern Einzug in die uralte Augusta Trevirorum, reich an großen Erinnerungen, prangend im Schmucke ihrer landschaftlichen Schönheiten, und, wenn auch keine Cäsarenstadt mehr, doch heute noch eine der interessantesten Städte der Rheinlande, in denen eine bedeutsame Vergangenheit der Gegenwart die Hand reicht und wir auf Schritt und Tritt an das Schalten und Walten der Römer, an mittelalterliche Kunst und modernes Schaffen und Gestalten erinnert werden.



Wappen von Lothringen.



Landschaft an der Saar.

Die Saargegenden.

Geschichtliches. — Saarburg. Der Salinenkanal und die Salinen. — Saargemünd. Saarbrücken und seine Grafen. — St. Arnual. — Die Heidentirche und der brennende Berg. — Die Spicherer Höhen. Das Ehrenthal. — Die Eisenindustrie. Die Kohlengruben und ihre Produktion. — Saarlouis, Merzig, Mettlach und Saarburg. — Die Saarweine. — Charakter der Saarbewohner. — Sitten und Bräuche, Trachten und Feste. — Mundart in Saarlouis. — Sagen.

Die Saar entspringt beim Berge Donon in den Vogesen aus zwei Armen, der Weißen und der Rothten Saar, die sich beim Dorfe Himing vereinigen. Ihr oberes und mittleres Gebiet hat manche anmuthige Landschaften aufzuweisen, die auch in geschichtlicher Hinsicht nicht ohne Interesse sind. Der erste bedeutende Ort ist die Stadt Saarburg, auch Kaufmanns-Saarbrücken genannt, am rechten Saarufer, dem Marne-Rheinkanal und der Eisenbahn von Paris nach Straßburg gelegen. Die Umgegend ist flach, wohl angebaut und fruchtbar. Saarburg ist alt und wird schon im Itinerarium des Antonin als Pons Saravi erwähnt. Wahrscheinlich hatten hier die Römer eine Brücke über die Saar gelegt. In der Karolinger Zeit war Saarburg Hauptort eines Gaues. Später kam der Ort an das Bisthum Metz und im 11. Jahrhundert an die Grafen von Dachsburg;

aus deren Besitz es nach ihrem Aussterben wieder an das Bisthum zurückkam. Im Jahre 1256 wurde in Saarbürg ein Kollegiatstift errichtet, das 1257 das Patronatsrecht erhielt. Die Bürger lehnten sich verschiedene Male gegen die Bischöfe von Metz auf, was zur Folge hatte, daß Bischof Dietrich Saarbürg belagerte und einnahm. Er überließ die Hälfte dem Herzog Karl II. von Lothringen, dessen Nachkommen später auch den übrigen Theil an sich brachten. Unter Ludwig XIII. kam Saarbürg an Frankreich, wurde aber im Pyrenäischen Frieden wieder zurückgegeben und kam 1661 definitiv in französischen Besitz.

Finstingen, ein am linken Saarufer gelegener Ort, war früher Hauptort einer Herrschaft und besaß 1382 ein Schloß als freies Reichslehn, von dem noch ein Theil der Mauern übrig ist. Im Jahre 1664 kam der Ort an Lothringen, 1682 an Frankreich.

Unterhalb Finstingen tritt die Saar auf elsässisches Gebiet, berührt Saarunion, geht dann bei Saaralben wieder ins Lothringische zurück. Hier fließt die Albe in die Saar, wodurch sich der Ortsname erklärt. Der Ort gehörte zu einer Herrschaft des Bisthums Metz und kam 1560 an Lothringen. Hier beginnen die Salinen, von welchen Saaralben drei besitzt, die jährlich 120,000 Centner Salz liefern. Sie gehören einer Aktiengesellschaft.

Bei Dieuze, einer an der Seille gelegenen Stadt, befinden sich wieder Salinen, die schon den Römern bekannt gewesen sein sollen. Sie werden erwähnt in Schenkungsurkunden des Königs Dagobert vom Jahre 633 und des Kaisers Heinrich II. Heute gehört das großartige Etablissement mit seinen ausgedehnten Gradirwerken und Magazinen einer Aktiengesellschaft. Es werden jährlich 500,000 Centner Salz gewonnen. Die Gesamtproduktion Lothringens an Stein- und Speisesalz beträgt 780,000 Ctr. Außerdem werden Schwefelsäure und andere Chemikalien hergestellt. Salzbrunn und Har ras haben ebenfalls Salinen.

Der sogenannte Salinenkanal dient dazu, um die Produkte der Salinen und der dazu gehörigen Etablissements abzuführen und sie mit Steinkohlen zu versehen. Er geht längs des Verbachs über Catling nach Münster an den Rothbach. Kleinere Kanäle gehen von Lezcy nach Moyenvic und vom Weiher Bryde nach Château-Salins, einem im Seillegebiete gelegenen Orte, dessen Salinen schon 1330 betrieben wurden. Die von Moyenvic und Vic sind eingegangen.

Der wichtigere lothringische Ort, den die Saar zunächst berührt, ist Saargemünd. Hier mündet die Blies in die Saar; auch beginnt in der Nähe der Saarkanal, welcher Steinkohlen von der Saar nach Elsaß-Lothringen und Eisen aus Lothringen und den benachbarten Gegenden nach den Hüttenwerken des Saargebietes schafft. Er beginnt bei Gondrexange und geht über Harstkirchen nach Saaralben und Saargemünd.

Saargemünd soll schon in römischer Zeit bestanden haben. Wahrscheinlich führte bereits eine aus dem Nahethale kommende Römerstraße von hier nach Metz.

Gegen Ende des 8. Jahrhunderts war der Ort ein Besitztum der Abtei von St. Denis, kam aber an die Grafen von Zweibrücken, von denen er durch Herzog Ferry III. von Lothringen erstanden wurde. Im Jahre 1350 lehnten die Bürger sich gegen den Herzog Johann auf, der, ganz im Geiste seiner Zeit, den Ort rücksichtslos durch Feuer zerstörte. In der Folge wieder aufgebaut, erhielt Saargemünd mannichfache Privilegien von den Herzögen von Lothringen.



Erstürmung der Höhen von Spichern.

Am 24. Juni 1815 wurde Saargemünd von den Allirten eingenommen. Die Stadt hat ein ganz modernes Aussehen, da die alten Mauern abgetragen wurden. An der Stelle eines ehemaligen Jagdschlusses wurde eine Kaserne errichtet. In Saargemünd trifft die Eisenbahn nach Straßburg mit jener nach Metz und Saarbrücken zusammen. Die noch in Lothringen gelegene Stadt Forbach hat eine schöne Kirche. Vom Schloßberge aus bietet sich eine hübsche Aussicht auf die Höhenzüge der Vogesen und das fruchtbare Gebiet zu deren Füßen dar. Den Gipfel krönen die Trümmer einer alten Burg, die unter Ludwig XIV. zerstört wurde. Sie gehörte als ein lothringisches Lehen verschiedenen Adelsfamilien an und wurde 1717

mit den dazu gehörigen Besitzungen zu einer Grafschaft erhoben. Das im Renaissancestil erbaute Grafenschloß ist sehenswerth, ebenso eine gothische Kapelle auf dem Kreuzberge. Karl V. hatte bei Forbach sein Lager, als er zu seiner unglücklichen Expedition gegen Metz auszog. In der Nähe liegt der große Fabrikort Styring, wo die Herren von Wendel bedeutende Hohöfen, Puddelwerke u. s. w. besitzen. Sie erzeugen alljährlich ca. 107,000 Ctr. Gußeisen und 146,000 Ctr. Stabeisen, Schienen und Stahl. Die vielen hohen Rauchfänge der großartigen Etablissements geben der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter.

Von Forbach kommen wir nach Saarbrücken, in einem wiesenreichen Thale an der Saar gelegen und umkränzt von waldbedeckten Höhen, aus deren Grün mitunter Landhäuser freundlich hervorblicken. Hier hatten die Römer bereits eine Niederlassung, die sich an die Straße nach Mainz angeschlossen. Die alte Stadt soll in einiger Entfernung von der heutigen gelegen haben. Auf einem Felsen an der Saar entstand das alte Grafenschloß. Um dieses siedelten sich die Bewohner der zerstörten Stadt an und so entstand eine neue, die 1321 von Johann I. städtische Rechte erhielt. Die Schwesterstadt St. Johann ist eine Gründung Arnulf's, des Sohnes Arnold's II.

Man leitet gewöhnlich die Saarbrücker Grafen aus dem Geschlechte der alten Grafen der Ardennen ab. Sie starben mit Simon III. in der männlichen Linie aus und ihre Besitzungen kamen durch Heirath an Amadeus von Montfaucon. Mit Johann II. erlosch 1381 auch dieses Geschlecht. Seine einzige Tochter Johanna war vermählt mit dem Grafen Johann I. von Nassau, den Karl IV. 1366 in den Fürstenstand erhoben hatte. Die Nachkommen derselben besaßen die Grafschaft ungestört, bis König Ludwig XIV. von Frankreich, gestützt auf den Ausspruch seiner Reunionskammern, sich ihrer bemächtigte. Im Ryswicker Frieden mußte er aber die schönen Besitzungen zurückgeben. Im Jahre 1801 kam Saarbrücken mit St. Johann an Frankreich und 1816 an Preußen.

Das Ländchen hat dem Fürstenhause Manches zu verdanken. Besonders segensreich war das Wirken des Fürsten Wilhelm Heinrich, der Landstraßen baute, Handel und Industrie beförderte, die Stadt Saarbrücken bedeutend erweiterte und verschönerte und z. B. 1750 das neue prachtvolle Residenzschloß baute, dessen ausgedehnte Räume manche Feste gesehen haben. Von ihm rühren auch die katholische und die reformirte Kirche, das Rathhaus, der Lustgarten, der Platz um die Ludwigskirche, die Terrassen und die Kastanienallee um St. Johann und manches Andere her. Wie beliebt der Fürst bei seinen Unterthanen war, erhellt aus dem glänzenden Feste, das sie ihm gaben, als der Erbprinz 1755 von den Blattern genesen war. Er beantwortete die Glückwünschgedichte seiner treuen Bürger ebenfalls poetisch, indem er dekretirte:

Zwei Jahre seid ihr zehntenfrei
Von allen Stiffts- und Herrschaftsbrüchten;
Glaubt, daß es meine Freude sei,

Euch ein Vergnügen anzurichten.
Mein Eifer wird beständig sehn
Auf aller Bürger Wohlergehn.

Der edle Fürst starb 1768, von allen seinen Unterthanen tief betrauert, an einem Schlagflusse. Sein Sohn und Nachfolger, der ungemein prachtliebend war und viel Geld in rauschenden Festen, Jagden u. s. w. vergebete, wurde durch den Ausbruch der Französischen Revolution aus seinem Simentaumel aufgeschreckt. Er floh 1793 und starb ein Jahr darauf. Sein Sohn verlor durch einen Sturz mit dem Pferde das Leben.

Die Gruft der Grafen und späteren Fürsten von Saarbrücken befand sich früher in der Abtei Wadgassen und wurde 1455 in die Stiftskirche zu St. Arnual verlegt, die heute noch 21 wohlerhaltene Grabmäler besitzt. Ein Ausflug dorthin ist lohnend. Sehenswerth sind auch die sogenannte Heidenkirche auf dem mit hübschen Anlagen versehenen Hüllberg; ferner der brennende Berg, den Goethe besichtigte und schilderte; ein durch Zufall entzündetes Kohlenlager, dem fortwährend Rauch entströmt; der auf einer Anhöhe gelegene Bahnhof der Trier-Saarbrücker- und Rhein-Nahbahn; verschiedene öffentliche und Privatgebäude u. s. w.

Eine besondere Wichtigkeit hat Saarbrücken im letzten deutsch-französischen Kriege erhalten. Bekanntlich setzte sich die Hauptmacht Napoleon's III. an dem Tage, an welchem in Berlin der Befehl zur Mobilmachung ertheilt wurde, gegen die Saar in Bewegung. In Saarbrücken befand sich nur ein Bataillon des 40. Infanterieregiments und drei Schwadronen des Ulanenregiments Nr. 7. Am 2. August begannen die Franzosen, bei denen sich Kaiser Napoleon und sein Sohn befanden, die Kanonade gegen die mittlerweile etwas verstärkten preussischen Truppen, wobei die Mitrailleusen ganz besonders mitwirkten. Da die schwache Macht der Unserigen nicht im Stande war, sich gegen drei Divisionen der Franzosen zu halten, so mußte Saarbrücken und St. Johann diesen preisgegeben werden. General Frossard hat daraus einen großen Sieg gemacht und einen pomphaften Bericht erstattet. Seine Freude sollte nicht lange dauern. Während der linke Flügel der deutschen Armee unter dem Kronprinzen die glänzenden Siege bei Weißenburg und Wörth erfocht, zog sich die erste Armee unter General von Steinmetz und ein Theil der zweiten Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl gegen die bei Forbach und Saarbrücken stehenden Franzosen. Am 6. August wurde die Schlacht um den Rothen Berg bei Spichern, eine kahle und äußerst steile Anhöhe, geschlagen. Die preussischen Truppen verrichteten Wunder der Tapferkeit, die sich namentlich bei dem blutigen und opferreichen Sturm auf die Höhe bekundete. Die Franzosen machten drei große frontale Offensivstöße, die mit bewundernswerther Kaltblütigkeit und wahrhaftem Heroismus abgeschlagen wurden. Als die preussischen Truppen den Offensivstoß in des Feindes linke Flanke machten, begann er zu weichen. Das Resultat dieses schönen Tages war die gänzliche Auflösung des Corps Frossard, das sich in regelloser Flucht in der Richtung auf Forbach hinwälzte. Da die preussischen Truppen gegen die auf der Höhe stehenden Franzosen, die eine starke Artillerie aufgepflanzt hatten, vorgehen mußten, so waren die Opfer ganz bedeutend. Es ist namentlich eine große Anzahl Offiziere gefallen. Die Monumente für diese, umgeben

von den Kreuzen der Soldaten, konzentriren sich hauptsächlich auf dem Punkte bei Spichern, der jetzt das Ehrenthal heißt. Bei dem Wirthshaus Zur goldenen Bremme, wo General Frossard sein Hauptquartier hatte, tobte der Kampf sehr heftig. Dasselbe war bei Styring der Fall, wo fünf Bataillone der 14. Division gegen die Franzosen fochten und diese endlich zum Abziehen nöthigten. Der Ort, wo Lulu die Feuertaufe erhielt, wird für alle Zeiten ein großes historisches Interesse behalten. Stille Wehmuth beschleicht uns beim Anblicke der vielen Gräber, aber sie wird verdrängt durch den Gedanken an die Folgen dieser blutigen Kämpfe, die Deutschlands Einheit begründen und Frankreichs Uebermuth in Europa brechen halfen. Und so denken wir bei diesen Heldengräbern an die Worte des Dichters:

Dank euch, die ihr zuerst die Brust,
Um Deutschland eine Gasse
Zu bahnen, voller Todeslust
Darbotet welschem Haffe!

Dank ihm, der gnädig half hindurch
Bei Wörth, Saarbrücken, Weissenburg
Und auf den Spich'rer Höhen!

Das kriegerische Interesse ist es nicht allein, das uns die Umgebung Saarbrückens und St. Johannis so anziehend gestaltet. Wir befinden uns hier in einem Industriegebiete ersten Ranges, im Kohlenreviere der Saar, wo zahllose rauchgeschwärmte Kamine an die stille Thätigkeit des Bergmanns im Innern der Erde erinnern, wo uns nach allen Richtungen lange Kohlenzüge auf den Eisenbahnen entgegenkommen, während die Saar mit Kohlen-schiffen bedeckt ist, welche die „schwarzen Diamanten“, auch treffend „Brot der Industrie“ genannt, entweder nach Lothringen und Frankreich, oder zur Mosel führen. Da sich, wie gewöhnlich, den Kohlenbergwerken auch Hüttenwerke zugesellen, so finden wir z. B. bei Neunkirchen, einem Kreuzungspunkte mehrerer Eisenbahnen, das großartige Etablissement der Gebrüder Stumm, mit seinen vielen Hochöfen, Walzwerken, Eisenhämmern u. s. w., ferner eine Dampfkessel- und Maschinenfabrik, ein Dampfägewerk und einige Fabriken. Ueberall herrscht die regste Thätigkeit, sehen wir geschäftige Menschen hin und her eilen, rastlos thätig im Dienste der materiellen Produktion, so daß wir lebhaft an Schiller's Worte erinnert werden:

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bitsam von den mächt'gen Streichen,
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Ein bedeutendes Etablissement für Eisenproduktion ist ferner die Burbacher Hütte, der Luxemburger Bergwerks- und Saarbrücker Eisenhütten-Aktien-Gesellschaft gehörig. Dasselbe fertigte im Jahre 1874 mit 2 Hochöfen, 41 Puddlings- und 17 Schweißöfen 745,245 Ctr. Roheisen im Werthe von 819,770 Thlr., 25,456 Ctr. Gußwaaren im Werthe von 71,280 Thlr. und 875,716 Ctr. Walzeisen im Werthe von 3,065,000 Thlr. Das obengenannte Neunkircher Werk hatte 6 Hochöfen und 71 Puddel- und Schweißöfen in Thätigkeit und lieferte 680,077 Ctr. Roheisen, 48,280 Ctr. Gußwaaren, 217,626 Ctr. Schienen und 612,178 Ctr. diversses Eisen.

Eine Drahtseilfabrik und eine Fabrik von Kleineisenzeug sind noch besonders zu nennen, ferner die in Sulzbach bestehende Fabrik von Chemikalien und Farben.

Eine Spezialität des Saargebietes ist ferner die Glasfabrikation, die in mehreren Etablissements betrieben wird. Sie liefert Fensterglas, gewöhnliches und farbiges Hohlglas, Krystall u. s. w. Einen bedeutenden Ruf hat die Fabrik zu Wadgassen, der Firma Villeroy, Boch, Carcher u. Comp. gehörig, deren Fabrikate denen der Franzosen und Belgier nicht nachstehen, sie in manchen Artikeln sogar übertreffen.



Saarbrücken.

Weltberühmt sind ferner die feinen und ordinären Steingutwaaren zu Wallerfangen und Mettlach, die in verschiedenen Etablissements angefertigt werden, welche dem Kommerzienrath Boch zu Mettlach gehören. Dieser Ort liegt an der mittleren Saar in prachtvoller Landschaft und besaß früher eine Abtei, deren stattliches, von einer starken und ausgedehnten Gartenanlage umgebenes Gebäude der Fabrikbesitzer bewohnt. Herr Boch läßt es sich angelegen sein, die Fabrikate seines berühmten Etablissements mehr und mehr zu vervollkommenen und hat denn auch auf allen Welt-

Ausstellungen Preise davon getragen. In Bezug auf Schönheit der Formen wie auf Gediegenheit der Malerei und Vergoldung steht die Mettlacher Fabrik wol in Deutschland unerreicht da.

Die Kohlenlager der Saar beginnen schon im Kreise Ottweiler und ziehen sich in die Kreise Saarbrücken und Saarlouis. Ihr Gebiet hat eine Länge von Nordosten nach Südwesten von etwa 13 Meilen bei einer Breite von 4 Meilen. An der Oberfläche nimmt die Steinkohlenablagerung eine Fläche von $28\frac{1}{2}$ Quadratmeilen ein. Davon gehört aber der größte Theil der flözarmen Abtheilung an, während die flözreiche $3\frac{1}{4}$ Quadratmeilen umfaßt. Letztere findet sich in drei Gruppen vor. Die tiefste enthält vorzugsweise Backkohlen, die sich gut verkoken lassen und sich zur Gasbereitung trefflich eignen. Die mittlere Abtheilung enthält stückreiche, stark flammende Steinkohlen, die zu manchen industriellen Zwecken verwendet werden. Der oberste Flözzug enthält Sinterkohlen, die sich theilweise den Sandkohlen nähern und nicht so gut verwendbar sind, wie die vorgenannten. Jedoch enthält er auch stellenweise Kohlen, die einen guten Hausbrand liefern.

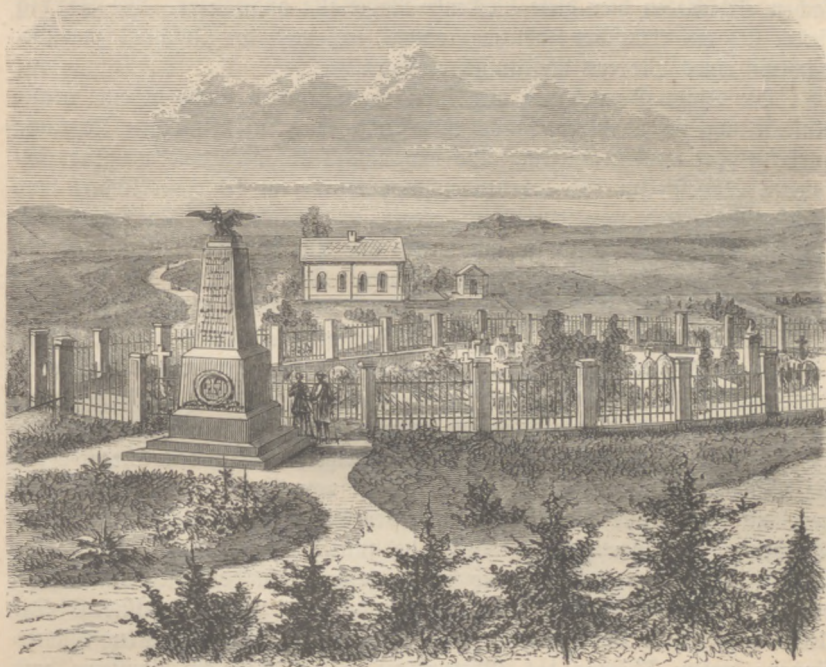
Herrn v. Dechen zufolge ist das Gewicht des zwischen der Saar und der Blies gelegenen Theiles des Saarbrückener Kohlenbeckens, soweit es preußisch ist, auf 90,8 Billionen Pfund zu veranschlagen. Darin befinden sich 72,6 Billionen Pfund Kohlenstoff. Derselbe Gelehrte hat auch ermittelt, daß 1,004,177 Jahre erforderlich waren, um durch die Vegetation der Steinkohlenformation an der Saar das nöthige Material zu liefern. Jeder, der mit der Bildungsgeschichte der Erde vertraut ist, wird wissen, daß die Steinkohlen aus Pflanzen entstanden sind, meistens Farrnkräutern, deren Abdrücke sich noch häufig in den Steinkohlenlagern finden.

Die Kohlenproduktion des Kreises Saarbrücken im Jahre 1876 hat 89,355,530 Ctr. betragen; davon gingen nach Preußen 16,715,310 Ctr., nach Süddeutschland 21,597,875 Ctr., nach Elsaß-Lothringen 14,659,193 Ctr., nach Luxemburg 662,910 Ctr., nach Frankreich 11,752,780 Ctr., nach der Schweiz 5,739,000 Ctr., nach Oesterreich 66,400 Ctr., an die Koksanstalten 14,657,031 Ctr. Zu Wasser wurden 10,653,205 Ctr., zur Eisenbahn 52,308,847 Ctr. abgesetzt. Von dem Kanal- und Saargebiet gingen nach Preußen 488,145 Ctr., nach Süddeutschland 18,600 Ctr., nach Elsaß-Lothringen 3,878,880 Ctr., nach Frankreich 6,221,780 Ctr., nach der Schweiz 45,800 Ctr.

Die Partie zwischen Saarbrücken und Saarburg ist eine der schönsten des ganzen Saarthals; die Eisenbahn hält sich ganz dicht am Flüsschen, dessen malerische Landschaftsbilder dadurch sichtbar werden. Ueberall gewahren wir geschäftige Thätigkeit der Menschen, die sich vorwiegend auf die Abfuhr der Steinkohlen und andere industrielle Zwecke richtet. Die schon erwähnte Glasfabrik Wadgassen war einst ein Prämonstratenerkloster, das auf der Stelle einer karolingischen Villa erbaut wurde. Die Stadt und Festung Saarlouis bietet wenig Interessantes. Die Werke der letzteren sind von dem berühmten Bauban aufgeführt worden. Außer anderen

bedeutenden Männern erblickte hier der französische Marschall Ney das Licht der Welt. Wallerfangen war früher eine lothringische Festung und ist jetzt weit und breit bekannt durch seine Steingutfabrik, wie es Dillingen durch seine Blechfabrik war.

Eine Hauptstation der Trier-Saarbrückener Bahn ist die Kreisstadt Merzig, mit einer hübschen Kirche, die der Sage zufolge König Dagobert gebaut hat. Dieser fränkische Monarch erscheint im Volksmunde vielfach im mythischen Lichte, gleich der austrasischen Brunhilde, der in Belgien Bauwerke unbekannter Herkunft zugeschrieben werden.



Das Ehrenthal bei Saarbrücken.

Die Merziger Kirche hat den reinen romanischen Stil aufzuweisen, jedoch sind verschiedene Anbauten aus späterer Zeit, so daß ein Gemisch verschiedener Stile wahrnehmbar ist. In der Nähe von Merzig erheben sich auf einem bewaldeten Berggipfel die Ruinen der Burg Montclair, deren Umgebung einen wildromantischen Charakter trägt.

Das schon erwähnte Mettlach ist mit Recht der Glanzpunkt des Saarthals genannt worden. Stattlich präsentiren sich die ausgedehnten Gebäude des Herrn Boch, wobei die ehemalige Ludwinskappelle für Kunstfreunde großes Interesse darbietet. Es ist ein achteckiger Bau. Das Ganze scheint früher eine aus zwei Stockwerken bestehende offene Halle gewesen zu sein, die auf acht massiven Pfeilern ruhte. Man vermuthet, daß sie im 11. oder 12. Jahrhundert erbaut worden ist.

Der Ort Taben ist bekannt durch seinen Lohhandel und seine Lederfabrikation, die ihre Erzeugnisse in weite Entfernungen sendet. Unterhalb weitet sich das Flußthal, und mannichfache liebliche Bilder fesseln das Auge des Wanderers. Bei Hamm hätte Erzbischof Balduin von Trier die Feste Grineck erbaut, von der sich noch einige Trümmer finden. Von besonderem Interesse ist die beim Dorfe Kastel auf hohem Sandsteinfelsen erbaute Kapelle, die Klausel genannt, welche die Gebeine des blinden Böhmenkönigs Johann, gefallen am 26. August 1346 in der Schlacht bei Crécy, enthält. König Friedrich Wilhelm IV. hat seinen Resten nach mannichfachen Schicksalen hier diese bleibende Ruhestätte angewiesen. Bei Serrig findet sich ein römisches Familiengrabmal, das nach der Inschrift zum Gedächtniß eines Marcus Restitutus errichtet ist.

Die Stadt Saarburg mit ihrer hochgelegenen Burg ist eine uralte Ansiedelung im Trevirer Lande und wird wol auf römischen Ursprung zurückgeführt werden müssen. Die majestätisch auf dem von der Saar bespülten Schloßfelschen sich erhebende Burg wurde im 10. Jahrhundert vom Grafen Siegfried von Luxemburg erbaut und diente den Kurfürsten von Trier zur Residenz, wozu sie sich wegen der Anmuth der Gegend und der Nähe der Hauptstadt auch sehr gut eignete. Der Wasserfall der Leuk entsteht dadurch, daß sich das Flüsschen über 19 m hohe Felsen hinabstürzt. Treffend schildert ihn der geschätzte Historiker Dr. Hoyer mit folgenden Worten: „Die Kaskade spielt in allen Schattirungen von Dunkelroth, Gelb und Weiß, und ist bald mit wild tobendem, bald mit einschläferndem Getöse verbunden, sowie die Leuk entweder angeschwollen und abgelaufen ist, oder wie gewöhnlich als Mühlbach sich ergießt. Nach dem Sturze treibt sie Mühlen und plätschert in Silberstreifen von den Rädern herab, oder zerrinnt, vom Froste erstarrt, in Stalaktiten ähnlichen Gebilden von allerlei Gestaltung und Gruppierung. Wenn bei stark angeschwollenem Wasser der Strahl der glühenden Abendsonne sich bricht im Dufte der zischenden Staubwolke, so kann das wunderbare Spiel der farbigen Bogen stattfinden. Die 1808 aufgeführte Tümpelsmauer fällt auf durch ihre riesenhaften Dimensionen: unsere Thürme des Mittelalters gaben dazu die Bausteine, und Kaiser Napoleon hat durch einen reichlichen Beitrag sich ein dankbares Andenken erhalten.“

Schwer trennt man sich aus dieser anmuthigen Umgebung, wo uns auf Schritt und Tritt Liebliches und Schönes entgegentritt. Die Berge sind mit Reben bekleidet, deren Grün im Sommer den Augen so wohl thut. Bei Beurig wächst der berühmte Bocksteiner, dem aber der feine und feurige Geisberger nicht nachsteht; die Perle der Saarweine ist indeß der Scharzhofberger, feurig und bouquetreich, während Oberemmelser und Wiltinger ebenfalls zu den besseren Saarweinen gehören; Waverner Herrenberger ist auch nicht zu verachten.

Die Saarweine werden meistens im Lande und in Trier getrunken; am Rheine sind sie weniger bekannt. Dort werden ihnen die leichten, etwas sauren Moselweine vorgezogen.

Das Dorf Wiltingen erfreut sich einer höchst anmuthigen Lage, die auch wol einen vornehmen Römer veranlaßt haben mochte, sich dort anzusiedeln. Man hat ausgedehnte Reste einer römischen Villa gefunden, deren Langseite sich gegen das offene Thal wandte, so daß ihre Bewohner dieses bequem überblicken konnten. In der Nähe steigt der bis in die Spitze mit Reben bewachsene Scharzberg auf, dessen Wein jeden Kenner in Entzücken versetzt; 3000—3600 Mark werden gern für ein Fuder dieses kräftigen, edlen Traubensaftes, den man sehr treffend flüssiges Feuer nennt, bezahlt.



Saarburg.

Auch bei Conzem wird ein guter Wein gewonnen. Cönen erzeugt rothen, der im obern Moselthale, besonders in Trier, gern getrunken wird.

So gelangen wir allmählich nach Conz, wo Saar und Mosel sich einen, und lassen die mannichfachen Bilder, die uns das liebliche Saarthal geboten hat, noch einmal an den Augen des Geistes vorübergleiten. Die fernste Vergangenheit reicht hier der thatenvollen Gegenwart die Hände. Schönheiten der Landschaft wechseln mit Zeugen des nimmer rastenden Fleißes der Menschen; alte, in Trümmern liegende Burgen mit freundlichen Städten und Dörfern, umgeben von Obst- und Nebengärten, Fruchtfeldern und Wäldern. Bald haftet der Blick auf seltsam gestalteten Felsen, bald auf lachenden, pappelumsäumten Wiesen, reichgejegneten Feldern und Gärten.

Und indem wir ein Glas köstlichen Saarweins schlürfen, gedenken wir der uns nahen Moselhauptstadt Trier, und Simrock's Worte werden in uns wach:

Trier, den Fürsten werth,	Schenk deinen Gästen ein
Ganz allerliebste Stadt,	Treulich vom besten Wein.
Dem Gott, der Dürsten wehrt,	Per dulzor!
Zimmer die liebste Stadt.	

Die Trierer Kurfürsten, die auf dem Schlosse zu Saarburg residirten, mußten die Vorzüge des heimischen Gewächses wohl zu würdigen. Auch waren sie, dem edlen Geschlechte des Landes entsprossen, keine Trankverächter, hielten es vielmehr gern mit vollen Rannen und gefüllten Pokalen, die freilich bald geleert wurden. Bocksteiner durste auf der Tafel der Kurfürsten nie fehlen. Sie hatten den Berg auch zum größten Theil in ihren Besitz gebracht, um stets die Keller mit dem edlen Gewächs, das ihm entstammte, füllen zu können. Wie sich am Bernkasteler Doktorwein ein Trierischer Erzbischof, der krank war, gesund getrunken hat, so wird auch der Bocksteiner den geistlichen Herren manches Gebreite ihres irdischen Daseins und manche Grillen und Sorgen des geistlichen Amtes hinweggeschwemmt haben.

Die Bewohner des Saarthales sind ein arbeitsames, fleißiges und genügsames Völkchen, das sich recht anständig für die Arbeiten in den Fabriken gezeigt, aber auch in Landwirtschaft und Weinbau sich alle Erfahrungen und Erfindungen der Neuzeit angeeignet hat. In Bezug auf erstere haben einzelne Gemeinden des Saargebietes wahrhaft Erstaunliches geleistet. Regierungsrath Beck erzählt, daß Liesdorf, welches gegenwärtig die ganze Gegend des Kohlenreviers bis in den Kreis Ottweiler mit Gemüsen und Sezlingen zu Kohl und Kunkelrüben versorgt, seinen magern Sandboden durch mühsame Kultur und fleißige Düngung zu unglaublicher Produktion gebracht habe. Die nahe Garnisonstadt Saarlouis lieferte die Düngermasse fast kostenfrei. Durch die Marktschiffe, die von Liesdorf nach Saarbrücken gingen, bot sich eine leichte Gelegenheit zum Gemüsehandel nach dieser Stadt. Von Dillingen, wo die Prims erst im Jahre 1840 überbrückt wurde, bis in den Kreis Saarbrücken sah man vielfach öde Strecken und Sandwüsten. Auf dem rechten Saaruser bestand kein Fahrweg nach Saarbrücken und oft blieb der Postwagen in Sumpf und Morast stecken. Kartoffel- und Roggenbau wechselten in der Landwirtschaft ab mit Brache. Die Gespanne der Bauern bestanden gewöhnlich aus einem kleinen Pferdchen lothringer Rasse, neben das eine magere Kuh gespannt wurde, während ein altes Schiffsseil die Zügel bildete.

„Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts“, sagt Beck, „wurde im Nalbacher Thale keine Winterfrucht gepflanzt und das Brot aus Hafermehl bereitet. Hier herrschte die Weidewirtschaft, wobei das Vieh immer über Nacht in die Waldungen getrieben wurde, während das Gespannvieh halbe Tage lang arbeitete und den Rest des Tages ebenfalls auf die Weide getrieben wurde. Daß die Heuerträge ohne Belang waren, geht schon daraus hervor, daß in Nalbach der Eigenthümer einer Stute das Recht hatte, seine Stute mit deren Fohlen bis zu Pfingsten frei in der Weide

umhergehen zu lassen. Die Wiesen bestanden damals meistens aus Sümpfen, die mit trockenen Hügeln und Hecken durchzogen waren; nur ein kleiner Theil derselben wurde gemäht. Der Viehstand, meistens im Freien lebend, ließ keinen Stallmist entstehen; der Acker konnte also nicht gedüngt werden, so daß der Körnerertrag höchst unbedeutend war. Der Pflug und die Holzege waren die einzigen Werkzeuge zur Bearbeitung des Bodens."

Von besonderem Einflusse auf die Umgestaltung des herrschenden landwirthschaftlichen Betriebes war die Gründung des landwirthschaftlichen Vereins für die Kreise Saarlouis, Merzig und Saarburg, dem kenntnißreiche, thätige und fleißige Männer als Mitglieder angehörten, welche emsig für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Erfahrungen wirkten. Dadurch hat sich die Lage der ländlichen Bevölkerung ungemein verbessert. Die in den Kohlen- und Eisenwerken sowie in den Fabriken beschäftigten Arbeiter erfreuen sich heute auch eines ganz andern Loses, als vor dreißig und vierzig Jahren. Die Arbeitslöhne sind bedeutend in die Höhe gegangen; die Arbeitgeber sorgen aber auch durch Auführung von Arbeiterwohnungen, Einrichtung von Hospitälern, Konjungeellschaften u. s. w. für das materielle Wohl ihrer Arbeiter, wie sie durch Schulen, Musik- und Gesangsvereine u. s. w. für ihr geistiges Wohl Bedacht nehmen. In dieser Hinsicht ist der Fabrikant Herr Boch in Mettlach mit großer Anerkennung zu nennen.

Die früher üblichen Volkstrachten sind allmählich verschwunden und haben an ihre Stelle die städtische Kleidung treten lassen, ausgenommen in einzelnen Ortschaften, wo noch die Kopfbedeckung der Frauen an die erwähnten Trachten erinnert. In früherer Zeit trug der Bauer eine leinene Hose, eine Jacke von sogenanntem Tirtei, das er selbst gewebt hatte, einen runden Filzhut und langes Haar, das ihm das Ansehen eines Slowaken gab. Heute hat sich auch diese Seite des Volkslebens geändert, da mehr Wohlstand in die Massen gekommen ist.

Die Mundart des Volkes ist die alemannische, der sich an der früheren lothringischen Grenze französische Elemente eingemischt haben. Eigenthümlich ist z. B. die Volkssprache in Saarlouis, bekanntlich eine Gründung Ludwig's XIV. und erst 1814 an Preußen gekommen. Der Mißmaß der Sprache wird am besten durch die folgenden Verse gekennzeichnet, die wir der Schrift „Zwischen Saarbrücken und Luxemburg“ (Trier 1861) entlehnen:

La ville.	D'Aschtiner Gass et du soleil
En entrant durch die französich Port	Senn de längst Gass et la plus belle.
Dann avanceet man toujours fort.	Do senn noch Gassen zu Saarlouis
On opercevet un grandeur	Di senn fréquentet en partie
Von Hausern de la même hauteur	De Soppergass ont Schiebelgass
De all gebaut solidement	Machen figure de la première classe.
Net fan gestern on heut sûrement	Près de la prison es D'Aulner Gass
Partout g'fit mer des marchands.	Di es malpropre et toujours nass
Viel Boutiquen des Commerçants	Di Dreitreppengass sec et nette
All di Gassen sein comme il faut	Macht gross Commerce même en larettes
Schnur grad getiret an cordeau	Bercal, mousseline, touts sorts de draps
De deutsch Gass et la rue de France	Leder, Papier et cetera.
Di han emol di préférence.	

Charakteristischer kann sich nicht die aus verschiedenen Nationalitäten entstandene Bevölkerung darstellen, als es hier in dieser Dichtung geschieht. Vor fünfzig Jahren sprachen die besseren Stände in Saarlouis noch vorwiegend Französisch. In anderen Theilen des Saargebietes, die ehemals lothringisch waren, ist diese Sprache aber der deutschen gewichen, die, wie gesagt, auf dem Lande den alemannischen Charakter zeigt.

Eigenthümliche Sitten und Bräuche giebt es nicht viele mehr. Die meisten sind den kirchlichen und polizeilichen Verboten zum Opfer gefallen, so unter Anderm die Martinsfeuer, das um Fastnacht stattfindende Herabrollen eines brennenden Rades von dem Berge, wobei das Lehrrufen der jungen Mädchen stattfand, u. A. Selbst an Volksfagen ist das Saargebiet arm. In den Wawerner Weibern halten sich die Wassernixen auf, nämlich Jungfrauen, die einen Mann verschmäht haben. Auf dem Heiligenberge bei Dillingen stand einst ein Kloster mit einem Kirchlein, bewohnt von Nonnen, deren fromme Pieder einst durch Anlage von Fabriken gestört wurden. Da nahm der Erde Schoß Kloster und Kirche auf, und nur das Kreuz der letzteren, umringt von einem Kreise von Birken, ragt daraus hervor, die Stätte andeutend, wo beide versunken sind. Auch die Sage vom wilden Jäger lebt im Saarthale. Sie knüpft sich an den Berg Ritermont, auf dessen Gipfel früher ein Schloß gestanden haben soll. Der Sohn der Gräfin Margarethe jagte einst am Charfreitag einen Hirsch und setzte ihm mit seiner Meute am Felsen nach, sodaß er zerschmettert im Thale aufgefunden wurde. In jeder Weihnacht muß er auf feurigem Wagen nach Siersberg saufen.

Anmuthig klingt auch die Sage von Wiltingen um ihres ethischen Gehaltes willen. Eine arme Wittve jammerte mit ihren Kindern zur Zeit einer Hungersnoth nach Brot, als ein mit Getreide beladenes Schiff auf der Saar erschien. Sie flehte den Eigenthümer an, ihr, da sie mittellos sei, etwas Getreide zu schenken, um ihren hungernden Kindern Brot zu schaffen. Der Schiffer verhöhnte und verspottete die arme Frau, die ihm kein Geld bieten konnte. Da hob diese die Hände zum Himmel und forderte das Strafgericht Gottes über den hartherzigen Schiffer heraus. Sofort erhob sich ein Wirbelwind, das Korn zerstob aus dem Schiffe und hing sich an die Bäume des Ufers, wo es heute noch sichtbar ist. „Das Korn“, sagt Dr. Gewer in einem der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier abgestatteten Berichte, „steckt in den Ritzen der Bäume, theils einzeln, mehrentheils aber haufenweise zusammen; theils mehr lose, meistens jedoch fest und wie mit der Rinde verwachsen, und hat in Hinsicht auf Größe, Gestalt und Farbe in der That eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Korn des Roggens. Aber das Wunderbare entschleiert sich, sobald es der Prüfung unterworfen wird. Unter dem Mikroskope verwandelt sich das vermeinte Korn in einen hohlen Schlauch mit einer Oeffnung an seinem Ende, welche man wol für die zurückgebliebene Hülle eines Wasserinsektes halten könnte.“ So zeigt auch dieses Beispiel, wie das Volk sich Sagen bildet, um etwas zu erklären, das ihm fremdartig, seltsam oder unverständlich erschienen ist.



Älten an der Mosel.

Die Mosel von Trier bis Koblenz.

Dichtergrüße. — Trier und die Trevirer. — Mittelalterliche Kämpfe. — Balduin, der Löwe von Trier. — Amphitheater, Basilika, Bäder, Dom, Porta nigra. — Kirchen. — Die Trierer. — Das Moselthal. — Sagen. — Cochemer Stückchen. — Trachten. — Mundart. — Die Moselweine. — Die Wacht an der Mosel.

Sei du, o Strom, mir gegrüßt, ob Fluren und Pflanzen gepries'ner,
 Du, dem die Belgen die Stadt, die des Thrones gewürdigte, danken;
 Strom, deß Hügel umher mit duftendem Bacchus bepflanzt sind,
 Strom mit dem grünenden Saum frisch prangender Matt' an den Ufern!
 Schiffbar, dem Ocean gleich, doch abwärts eifend in Wogen
 Als ein Fluß und dem See an kristallener Tiefe vergleichbar,
 Wieder dem Bache zu gleichen, geschickt an rieselndem Laufe,
 Wieder an lauterem Trank den kühlenden Quell zu besiegen,
 Hast du Alles vereint, was Quell, was Bächlein und Fluß hat,
 Und was der See und des Meeres zwiwegig umflutende Dämmung.

Mit diesen Worten besingt der römische Dichter Decimus Magnus Ausonius die Mosel, die er auf seiner Wanderung über den Hundsrück bei Neumagen zuerst erblickte. Damals prangten an ihren Ufern noch die stolzen Landhäuser der römischen Großen, spiegelten sich in ihren Fluten

noch die Prachtpaläste der Kaiserstadt Augusta Trevirorum, von denen heute nur noch spärliche Trümmer vorhanden sind. Aufonius, der Erzieher des Kaisers Gratian, war in Bordeaux geboren und hatte auf seiner Reise an die Mosel manche herrliche Landschaftsbilder gesehen. Wenn er trotz Alledem in begeisterten Worten die Reize des Moselthals und die Schönheiten seiner Bauwerke preist, so spricht das sehr zu Gunsten dieses Thales, das doch heute, obgleich des Glanzes jener Kaiserpaläste und Villen römischer Großen ermangelnd, dennoch einen unnennbaren Zauber auf Jeden ausübt, der seine reichgesegneten Fluren durchwandert, von seinen Bergespitzen auf den vielgewundenen Fluß geschaut hat. Die „Lothringische Jungfrau“, wie Schiller so treffend die Mosel genannt hat, ist seitdem häufig von Dichtern besungen worden. Einer von ihnen, Julius Otto, hat sich mit seinem Preisliede ein Fuder köstlichen Moseler ersungen, und wol dürfen wir ihm zustimmen, wenn er im Eingange seiner Dichtung sagt:

Wol ist im deutschen Vaterland
 Manch' schöner Strom zu schau'n;
 Wol zieht manch blaues Bogenband
 Durch Deutschland's freie Gau'n,
 Wol blüht im lichten Sonnenstrahl
 Manch edlen Weines Blut,
 Auf Bergeshöh'n, im grünen Thal,
 An deutscher Ströme Flut;

Doch einem Strom soll jetzt allein
 Erklingen unser Lied;
 Doch preisen laßt uns einen Wein
 Begeistert, hocherglüht.
 Kennt ihr den Strom, kennt ihr den Wein?
 Gepriesen sei'n sie laut:
 Die Mosel ist's, der deutsche Strom,
 Des deutschen Rheines Braut!

Ein anderer Dichter, Adolf Ebeling, hat nicht minder seiner Begeisterung den rechten Ausdruck gegeben, wenn er auf des Rheines Braut sang:

Die Mosel, fromm und sinzig,
 Nach Moserinnen Art,
 Sie hat sein Bild herzinnig
 Und vielgetreu bewahrt.
 Sie bleibt im festen Glauben,
 Des Liebsten eingedenk;
 Und rings in Nebentauben,
 Da reifen ihre Trauben
 Zum schönsten Brautgeschenk.

Drum hoch das Glas erheben,
 Trinkt's bis zum Grunde leer!
 Was sollte man noch loben,
 Wenn's nicht die Mosel wär'?
 Laßt's wie Posaunen schallen,
 Herbei! klingt an! stimmt ein!
 Laßt's jubelnd widerhallen:
 Die Herrlichste von Allen,
 Die Mosel und ihr Wein!

Nachdem wir so die Mosel durch alte und neue Dichter dem Leser vorgeführt haben, wenden wir uns ihrer Hauptstadt, dem altersgrauen Trier, zu. Es liegt auf dem rechten Moselufer, in einem weiten, rings von Bergen eingefassten Thalkeffel, der auf den Beschauer den Eindruck macht, als habe hier einst ein Binnensee die Füße der Berge genekt. Die Römer, die einen scharfen Blick für die Gunst der örtlichen Lage besaßen, erkannten auch sofort die Bedeutung, welche Trier für sie besaß. Sie waren aber nicht die Gründer dieser Stadt, sondern nur ihre Verschönerer und Erweiterer. Als Julius Cäsar nach Gallien kam, bestand schon ein blühender Staat der Trevirer, deren Könige bald die Verbündeten, bald die Feinde der Römer waren. Ihre Münzen zeigen uns die Brustbilder dieser Fürsten, unter denen Induciomar und Vercingetorix besonders hervortreten.

Diese Machtverhältnisse spiegeln sich noch in der Volks Sage wieder, wenn die Trierer behaupten, ihre Stadt sei eine der ältesten in Deutschland;

wenn sie ihren fabelhaften Stammvater Trebeta zu einem Sohne des Minus und der Semiramis machen, der Trier 1000 Jahre vor Roms Gründung gebaut haben soll. Es entspricht das aber auch ganz der Weise der alten Chronisten, die gern ihre Geschichtserzählung mit Adam und Eva anfangen, oder gewisser adeligen Familien, die ihren Stammbaum auf die Sintflut oder auf die Jungfrau Maria zurückführen. Zugegeben kann höchstens werden, daß wir im Minus der Trierschen Stammsage den Ahnherrn aller Germanen, den Minos oder Mannus des Tacitus, zu erkennen haben. So würde es sich vielleicht auch erklären, daß Martin Crusius in seinen „Annales Suevici“ (Frankfurt 1595) den Trevir zu einem Sohne des Mannus, der bei den Kretern Minos heißt, macht.

Die Trebetasage ist also, obgleich sie im Rathhause zu Trier bildlich dargestellt ist, und die stolze Inschrift auf dem rothen Hause zu Trier: Ante Romam Treviris stetit annis mille trecentis sie zu bestätigen scheint, in das Reich der Fabeln zu verweisen. Es bleibt trotz Alledem noch ein gutes Stück historisch beglaubigten Alterthums für Trier übrig. Was uns Julius Cäsar, Dio Cassius, Florus und Tacitus aus der Geschichte der alten Trierer berichten, zeugt für eine lange, vor Ankunft der Römer schon im Moselthale vorhanden gewesene Kultur, da wohlorganisirte Staaten nicht in Jahrhunderten entstehen. Auch greift Trier durch seine Drendelsage in den Kreis des deutschen Heldenlebens ein. Das von Fr. H. von der Hagen aus Anlaß der Ausstellung des heiligen Rockes in Trier herausgegebene altdeutsche Gedicht von König Drendel, dem Sohne des Königs Eigel in Trier, enthält eine jener Brautfahrtsgagen, wie wir solche mehrere in mittelalterlichen Dichtungen besitzen. Der heilige Rock ist in die alte sagenhafte Ueberlieferung nur eingeschoben, um diesem selbst mehr Glanz zu geben und ihn zum Gegenstande einer volkstümlichen Tradition zu machen. In der Vorrede zum deutschen Heldenbuche wird von Drendel gesagt, er sei der größte Held, der je geboren ward. Das beweist, daß wir es mit einer ehemals bedeutend gewesenen Sagengestalt zu thun haben. Unterstützt wird diese Annahme dadurch, daß in der deutschen Helden sage ein Eigel als Pfeilschütz, gleich dem Tell in der Schweiz, und ein Zwerg Eugel mit seiner wunderbaren Tarnkappe erscheint. Offenbar sind diese, wie R. Simrock auch annimmt, verschiedene Gestaltungen einer mythischen Figur und auch Drendel's Vater Eigel ist in diesen Kreis zu ziehen, so daß Trier einen Platz in der deutschen Helden sage einzunehmen hat. Auf die Frage, ob die alten Trierer Kelten oder Germanen waren, können wir uns hier nicht einlassen. Die Eigelsteine in Köln und Mainz beweisen ferner, daß jene mythische Gestalt, die im Laufe der Zeit durchaus menschliche Verhältnisse annahm, auch am Rhein bekannt war. Simrock bringt sogar den Delberg im Siebengebirge und J. Grimm den Namen des Dorfes Igel bei Trier mit dem sagenhaften Eigel in Verbindung. Wir haben dies nur anführen wollen, um patriotische Trierer, die so gern an ihrem Trebeta festhalten möchten, für ihren Verlust durch den Gewinn ihres Helden Eigel zu entschädigen. Assyrische Helden brauchen wir nicht. Neuere Forschungen haben

jogar den Nilus in Aegypten selber in das Reich der Fabeln verwiesen. Die Trierer wurden von den Römern unterjocht und ihre Stadt Sitz eines Präfecten als Hauptstadt der Provinz Belgica prima. Von 287 bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts wählten römische Kaiser Trier zu ihrer Residenz. Sie legten prächtige Paläste, Theater, Bäder, Tempel, Wasserleitungen u. s. w. an und übertrugen den Luxus Roms auf diese ihre zweite Hauptstadt, die durch bequeme Heerstraßen mit Metz, Mainz, Koblenz und Köln verbunden war. In den Thälern der Umgegend erstanden an schönen Punkten prächtige Villen, von denen häufig noch Trümmer ausgegraben werden, die uns ein klares Bild römischer Kunst vor Augen führen. Prachtvolle, farbenreiche Mosaikböden, marmorne Bassins, Wandmalereien, Marmorsäulen und Statuen, Gegenstände aus Bronze, Silber und Gold schmückten das Innere dieser Landhäuser, die ein Abbild der Kaiserpaläste Triers waren. In Kennig, Wiltzingen und Fließem haben wir heute Gelegenheit, Ueberbleibsel derselben zu bewundern. Als sie noch in ihrem vollen Glanze prangten, weilten auf ihnen die staunenden Blicke des Ausonius, denn er singt:

Ragende Villen dahier, auf hangenden Ufern gegründet,
Dort von Bacchus umgrünete Höh'n, anmuthige Wogen,
Dort, in murmelndem Lauf hinab still rinnend, Mosellas.

An einer andern Stelle heißt es:

Preis' ich die Hallen nun noch, längs grünenden Matten sich dehrend,
Und die Bedachungen all', unzählige Säulen belastend?
Oder die Bäder, die dicht an den Flußrand sorglich gewölbet,
Rauchen, wenn Mulciber, was er entschöpft umschlossenem Stutraum
Wälzet als prasselnde Flammen durch wohlumschloss'ne Gemächer,
Durch austretende Blut aufwirbelnd gebundene Dämpfe.

Dieser Glanz des römischen Lebens erblich, als die Alemannen 261 vor Trier anlangten. Im Jahre 399 kamen die Franken, die unerbittlichen Feinde der Römer, denen im Jahre 408 die Vandalen mit Brand, Mord und Raub folgten. Trier ward eine weite Trümmerstätte und die den vielfachen Zerstörungen entgangene Bevölkerung führte elend ihr Dasein, bis Chlodwig in Paris die Herrschaft der Franken begründete und geregelte Zustände wiederkehrten. Im Jahre 821 war Ludwig der Fromme, 842 Kaiser Lothar in Trier. Diese Stadt erlebte alle wechselnden Gestaltungen des Fränkischen Reiches mit und wurde in alle Kriegsstürme der Nachfolger Karls des Großen verwickelt, hatte auch 883 eine Zerstörung durch die Normannen durchzumachen, aus der sie aber wieder neu gekräftigt sich erhob.

Als erster Erzbischof wird 327 der heilige Agritius genannt. Von ihm beginnt eine lange Reihe von Kirchenfürsten, die bei Ankunft der Franken mit dem Kurfürsten Clemens Wenzeslaus schloß. Unter ihnen befinden sich viele bedeutende Männer, die in der Geschichte Deutschlands und des Rheinlandes eine hervorragende Stelle einnahmen und sich große Verdienste um das Erzstift, den Kurstaat und die Stadt Trier erworben haben. Wie in Köln und Mainz, suchten diese Bischöfe die Rechte und

Privilegien Triers zu beschränken, was mitunter zu blutigen Fehden führte. Die Stadt selbst hatte aber auch häufig Kämpfe mit benachbarten Fürsten und Dynasten zu bestehen. So im Jahre 1300 mit dem Grafen Heinrich IV. von Luxemburg, 1304 mit Richard von Daun, 1377 mit den Dynasten von Malberg, 1433 mit dem Grafen von Manderscheid, 1481 mit dem Grafen von Birneburg, 1522 mit Franz von Sickingen, der sie vergebens belagerte, u.



Das Amphitheater bei Trier.

Unter den Erzbischöfen Triers ragt als eine der bedeutendsten Erscheinungen Balduin von Luxemburg, ein Onkel des Königs Johann von Böhmen, hervor.

Er entstammte dem hochangesehenen Grafengeschlechte, das in Luxemburg herrschte, und wurde als dritter Sohn des Grafen Heinrich's III. geboren. In Paris lag er gelehrten Studien ob und wurde dann Probst und Kanonikus in Trier. Nach Erzbischof Diether's Tode forderte das Domkapitel durch Beschluß vom 7. Dezember 1307 ihn zum Nachfolger. Papst Clemens, der sich zu Poitiers aufhielt, ertheilte sofort die Bestätigung. Seinem Einflusse ist es zu danken, daß sein Bruder Heinrich nach der Ermordung des Königs Albrecht am 27. November 1308 zum deutschen König gewählt wurde. Von jetzt an griff Balduin mit mächtiger Hand in die Verhältnisse des Deutschen Reiches ein. Er begleitete seinen Bruder nach Italien und bewirkte, nach Deutschland zurückgekehrt, die Wahl des Herzogs Ludwig von Bayern zum Nachfolger seines Bruders, der mittlerweile gestorben war. Zum Gegenkönig war Herzog Friedrich von Oesterreich gewählt

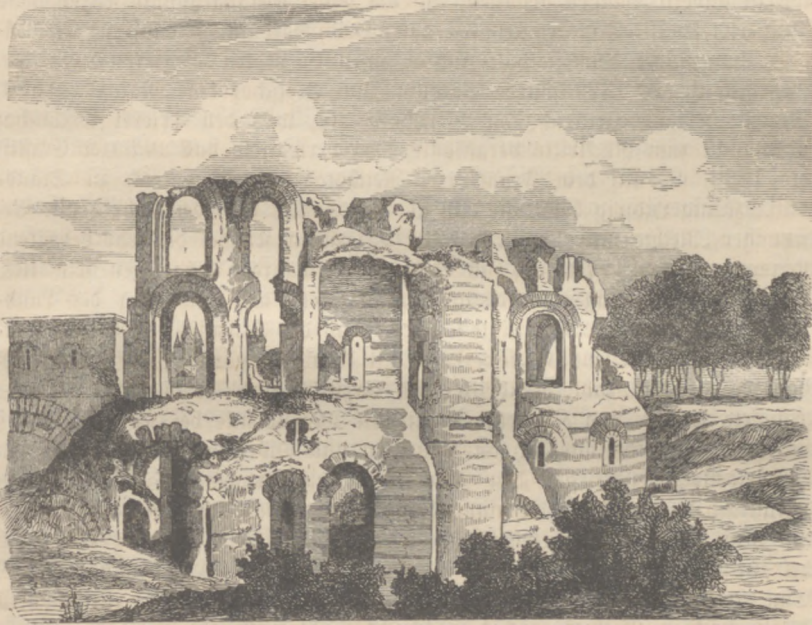
worden; Balduin begleitete Ersteren mit 4000 Mann nach Aachen zur Krönung. Ins Erzstift zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit kirchlichen Angelegenheiten, mit Vermehrung seiner Macht durch Gewinnung tüchtiger Lehnsleute, Erwerbung von Burgen, Zöllnen und Renten. Er schloß mit dem Erzbischofe von Mainz ein Schutz- und Trugbündniß, belagerte Gießen und eroberte die Stadt Boppard, die sich am 29. September 1327 nach heißem Straßenkampfe ergeben mußte. Im Mai 1328 wurde Balduin bei einer Moselfahrt von der Gräfin Laurette von Starckenburg gefangen genommen und konnte erst nach Zahlung eines schweren Lösegeldes seine Freiheit wieder gewinnen. Die Volkssage behauptet, die schöne Gräfin habe ihn in andern Bänden gehalten, als die seiner Gefangenschaft waren, was nicht erwiesen ist. Dagegen steht fest, daß sie nach Balduin's Freilassung Kirchenbuße thun mußte, denn sie hatte sich an einem Gefalbten des Herrn vergriffen.

Im Jahre 1329 wurde Balduin zum Erzbischof von Mainz gewählt. Der Papst setzte Heinrich von Birneburg ein, was den Trierer Erzbischof aber nicht zum Rücktritte veranlaßte. Er verwaltete das Mainzer Erzstift bis 1332, wo auf dem Frankfurter Reichstage ein Ausgleich zu Stande kam. König Ludwig bestätigte ihm am 23. August desselben Jahres alle Besitzungen, Rechte und Privilegien der Trierischen Kirche, die sehr bedeutend waren und deren Mehrung sich Balduin fortwährend angelegen sein ließ. Seine Unternehmungen waren auch unausgesetzt auf Sicherung des Landfriedens gerichtet. Er betheiligte sich ferner an der Stiftung des Renser Kurvereins, schloß einen Hülfsvertrag mit König Eduard von England ab, bekriegte eine Anzahl Raubritter im Erzstifte und brach ihre Burgen; gründete Klöster und Kirchen, erbaute die Moselbrücke bei Koblenz, erließ Lyrusgesetze, betheiligte sich an Konzilien und Diöcesansynoden, führte ein entscheidendes Wort auf den Reichstagen und erwies sich dabei als ein Kirchenfürst voll Weisheit und Klugheit, der das Interesse des Reiches mit dem seiner Diöcese trefflich zu vereinigen wußte. Er trug wesentlich bei zur Wahl Karls IV., den er am 25. Juli 1349 zu Aachen krönte. Eine Zeit lang war er sogar Reichsverweser gewesen. Um Weihnachten 1353 erschien Balduin auf dem Reichstage zu Mainz, auf dem König Karl den allgemeinen Landfrieden verkündete. Nach Trier zurückgekehrt, erkrankte er und starb am 21. Januar 1354, 68 Jahre alt, nach 46jähriger Regierung. Er fand im Dom zu Trier seine letzte Ruhestätte.

Von diesem mehrfach bedeutenden Manne sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller: „Baldewin war ein klein Mann, thät doch große Thaten oder Werk.“ Die Absicht, dem Löwen von Trier, wie Balduin genannt wurde, ein Denkmal auf der Moselbrücke zu Koblenz zu setzen, hat bis jetzt noch nicht ihre Verwirklichung gefunden.

Der zweite Nachfolger Balduin's war Runo von Falkenstein, der früher das Erzstift Mainz, sodann das Erzstift Köln verwaltete, für dieses die Grafschaft Arnberg kaufte, Andernach eroberte und mehrere aufständische Dynasten bändigte. Die Limburger Chronik sagt von ihm: „Es was Herr Chuno ein herrlicher starker man, woll proportionirt am Leib, und groß

von allen Gliedern, er hatte ein groß Haupt, mit einem Strauben, weiden und brunen Crullen, ein breidt Angeficht, midt pufenden Backen, ein scharff manliches Geficht, einen bescheiden Mundt, die glefferen etslicher massen dicke, die Nase breidt, mit geronnen Nasflocheren, die Nase was in der Mitte niedergedrücket, midt einem großen Rinne, mit einer hogen Stirn. Er hatte auch eine grosse Bruste, unter seinen Augen rothhelferbig; er stande auf seinen Beinen wie ein Leuwe, und hatte gutlig Geberde jegen seine guten Freunde und jegen seine Unterthanen. Wan er aber zornig was, dann schlotterten und pufeten ihm die Backen: es stunde ime weißlich und herlich wohlh ahn, nit ubell.“



Römische Bäder bei Trier.

Als Feind hat Deutschlands letzter Ritter vor der Stadt gelegen. Vergebens versuchte 1523 Franz von Sickingen in der allgemeinen Unruhe der Reformationszeit, dem Ritterstande, gegenüber der überhand nehmenden Gewalt der Landesfürsten, zu seiner alten Geltung zu verhelfen. Der Anschlag auf Trier mißlang. Vergebens donnerten seine Kanonen von der Anhöhe, die jetzt noch das Franzensknöppchen heißt, an der Ostseite des Trierer Thals, gegen die Stadt. Der Erzbischof Richard von Greifenklau fand Hülfe bei den benachbarten Landesfürsten, vor allen Dingen bei Landgraf Philipp von Hessen und dem Kurfürsten von der Pfalz. Vereinigt drängten sie Franz von Sickingen zurück; seine Feste Landstuhl fiel, mit ihr er selbst, und in sein Schicksal wurden seine Freunde, darunter Ulrich von Hutten, mit hinabgezogen. Erzbischof Philipp Christoph von

Sötern hielt es mit den Franzosen und brachte viel Unheil über das Erzstift. Karl Kaspar von der Leyen war ein wahrer Vater seines Volkes, der aber nicht verhindern konnte, daß die Franzosen das Erzstift und Trier besetzten. Unter der Regierung Johann Hugo's von Orsbeck verwüsteten die Franzosen abermals das Land, das auch in späterer Zeit arg unter den Folgen der Politik seiner Fürsten zu leiden hatte, so daß Trier mehrmals feindliche Besatzungen hatte. Der letzte Kurfürst und Erzbischof war Clemens Wenzeslaus, Herzog zu Sachsen, dem es wahrhaft Ernst damit war, sein Land wohl zu regieren und sein Volk glücklich zu machen. Als die Heere der französischen Republik den Kurstaat besetzten, verließ Clemens Wenzeslaus seine Residenz Koblenz, um nie mehr dahin zurückzukehren. Im Jahre 1815 wurde das Erzstift Trier dem Preussischen Staate einverleibt.

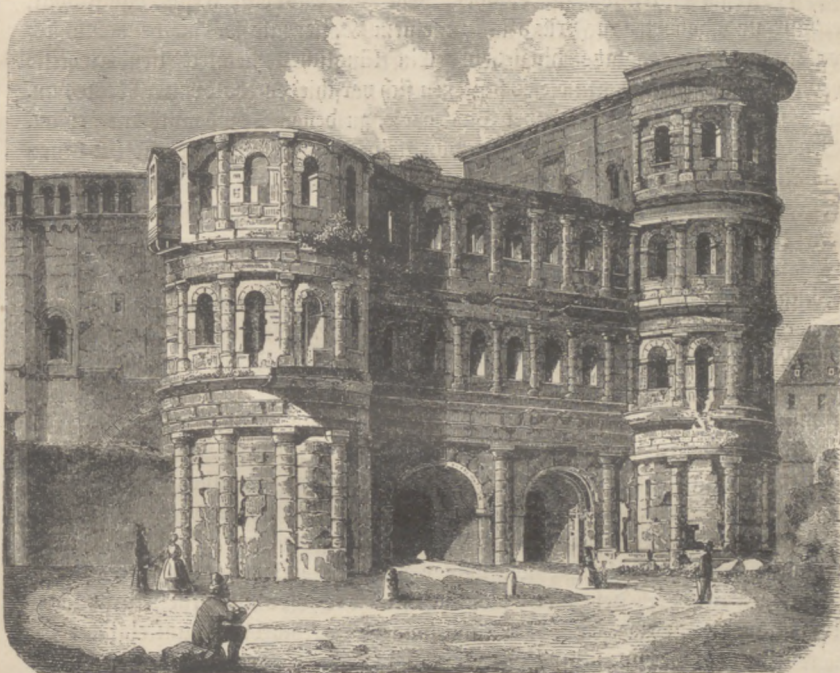
Seine Geschichte ist für die Politik Deutschlands und Frankreichs von großem Interesse, denn die Kurfürsten griffen oft ein in den Gang der Staatsangelegenheiten, obgleich ihre Machtverhältnisse ihnen darin Schranken setzten. Die Folgen der von ihnen gemachten Fehler hatte aber das Land zu büßen. Künste und Wissenschaften fanden eifrige Pflege im Trierischen. An der Universität zu Trier lehrten hervorragende Männer, und Viele haben dort ihre Studien gemacht, die sich im Gebiete der Wissenschaft einen großen Namen erworben haben. Auch die Gewerbe fanden in Trier eifrige Förderung und Pflege. Die Wollenweberei stand dort schon im Mittelalter in Blüte. Emailmaler werden urkundlich genannt; der Weinhandel Triers war bedeutend.

Das Selbstbewußtsein der Bürger Triers, eine Folge der Blüte von Handel und Industrie, führte zu häufigen Kämpfen desselben mit den Erzbischöfen, welche bemüht waren, die ihnen bedenklich werdende Selbstständigkeit der Ersteren niederzuhalten. Die Zünfte erlangten aber einen Antheil an Stadtregerie, und hängt, wie man vermuthet, mit dieser Entwicklung die Erbauung des noch stehenden Rathhauses, die Steipe auf dem Markte, jetzt der Gasthof zum rothen Hause, zusammen. Das Rathhaus am Kornmarke war hundert Jahre früher gebaut worden. Das Innere der Stadt Trier trägt wenig mehr von dem Charakter einer alten Stadt an sich. Die meisten der vorhandenen Privatgebäude verdanken ihren Ursprung einer verhältnißmäßig neuen Zeit, da die Stadt viel durch Belagerungen, Brände u. s. w. gelitten hat. Das Haus zu den heil. drei Königen auf der Simeonsstraße stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist architektonisch sehr interessant. Imposant sind auch das Regierungsgebäude, das Kesselstadt'sche Palais, der Bischofshof, ferner der sogenannte Palast, jetzt eine Kaserne, früher die Residenz der Kurfürsten, das städtische Kaufhaus, im gothischen Stile wieder hergestellt, das neben diesem liegende Rathhaus, die Post, das Kasino &c.

Größere Anziehungskraft auf die Fremden, welche Trier besuchen, üben die dort befindlichen Reste aus der Römerzeit, ferner der Dom und die Liebfrauenkirche aus. Die beiden letzteren sind für die Kunstgeschichte von hohem Interesse, während dies von den übrigen Kirchen Triers nicht so ganz behauptet werden kann, obgleich auch sie manches Schöne aufzuweisen haben. In erster Linie stehen die römischen Alterthümer und die sogenannten

Bäder, das Amphitheater, die Moselbrücke sowie Theile der Basilika und des Domes. Auch ist die Porta nigra ein Römerwerk.

Die Reste des Amphitheaters befinden sich am Fuße der Höhe im Osten der Stadt Trier, am Wege nach dem freundlichen Dörfchen Oewig, in dessen Nähe der geschätzte Thiergärtner Wein wächst. Das Thal, in welchem dieser Wein gezogen wird, soll nach den dort von den Römern für ihre Kampfspiele aufbewahrten wilden Thieren benannt worden sein.



Porta nigra in Trier.

Im Jahre 1816 begann man mit der Ausgrabung der Reste des Amphitheaters und der eine Ellipse bildenden Arena, die aus Felsboden besteht. Ein in den Felsen gehauener Graben umschließt das Ganze und steigt jenseit desselben die Umfassungsmauern mit den Gewölben für die wilden Thiere, Gänge u. s. w. auf. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts war das Amphitheater noch ziemlich wohl erhalten. Damals gestattete Erzbischof Johann I. den Mönchen von Himmerode in der Eifel, die Steine zum Bau eines Hauses in Trier zu verwenden. Am südlichen Eingange befinden sich die Reste zweier Thürme. Eine im Jahre 1789 gefundene Inschrift spricht dafür, daß das Amphitheater schon zur Zeit Trajan's (98 bis 117 v. Chr.) vorhanden war. Als die Alemannen im Jahre 261 Trier verwüsteten, wird es zerstört und später von Konstantin I. wieder hergestellt sein.

Dieser besiegte die Franken und ließ mehrere Tausende derselben, darunter ihre Fürsten Askarich und Magais, im Amphitheater den wilden

Thieren vorwerfen. Wie mögen die Römer gejubelt haben, als sie den Kampf der blonden Germanen mit den Bestien ansahen! Als Konstantin 313 die westfälischen Bructerer besiegte, war die Zahl der den Thieren vorgeführten Gefangenen so groß, daß erstere im Vernichtungskampfe ermüdeten. Die Häuptlinge sollen sich selbst getödtet haben, um ihren Feinden nicht das Schauspiel ihrer Vernichtung durch die blutdürstigen Bestien zu bieten.

Vom Amphitheater gelangen wir zur südöstlichen Ecke der Stadt, wo sich die sogenannten Bäder erheben. Sie sind aus rothen, flachen Ziegeln erbaut und gehörten ursprünglich zu einem Kaiserpalaste, dessen Reste sich unter dem Paradeplatze hinziehen. Ein längliches Rechteck in der Mitte bildet die Hauptmasse. An dieses schließen sich verschiedene halbrunde Räume an. Das südliche Halbrund hat zwei Stockwerke, zu denen Treppenthürme führen. Gewölbe und Gänge sowie Spuren von kleineren Zimmern und Hallen lassen die Anlage des Ganzen deutlich erkennen. Durch Ausgrabungen hat man eine bessere Uebersicht derselben gewonnen und fesselt das interessante Bauwerk den Beschauer, der sich ihm durch die Anlagen nähert, ungemein.

Die sogenannte Basilika stößt an den ehemaligen Palast und ist von König Friedrich Wilhelm IV. zur Kirche für die evangelische Gemeinde Triers ausgebaut. Sie ist ebenfalls aus rothen Ziegeln erbaut; es stammen die Nordseite mit den mächtigen Pfeilern und rundbogigen Fenstern sowie der sogenannte Heidenthurm mit den beiden viereckigen Eckthürmchen aus römischer Zeit. Ursprünglich diente das Gebäude der Rechtspflege. Im Mittelalter hatten die kaiserlichen Vögte ihren Sitz darin. Das Gebäude wird häufig genannt in der Geschichte der Kämpfe zwischen den Bischöfen und den Bürgern. Das Ganze ist 69 m lang, 30 m breit und eben so hoch. Das Dach ist ein künstlich aus Holz konstruirtes und bunt bemaltes Hängewerk. Die Wände zeigen grüne Ornamente auf grauem Grunde. Infolge der um die Basilika vorgenommenen Ausgrabungen läßt sich die ganze Höhe der Außenmauern erkennen; man steigt an der Nordseite auf Treppen in den darum gezogenen Graben.

Der Dom ist auf Resten eines römischen Kaiserpalastes entstanden; es sind besonders die nördlichen Theile als ursprüngliche zu betrachten. Die gründlichen Wiederherstellungsarbeiten, die unter Leitung des kunstsin- nigen und um die Archäologie Triers und des Mosellandes so hochver- dienten Domkapitulars v. Wilmovsky stattgefunden haben, bieten Gelegenheit, die Baugeschichte des interessanten Gebäudes näher kennen zu lernen. Er hat seine Funde und Beobachtungen in einem großen Werke beschrieben, auf das wir verweisen müssen. Im Jahre 550 soll Bischof Nicetius auf den Trümmern des Römerbaues eine Kirche errichtet haben, die im 11. Jahrhundert erneut und erweitert wurde. Im 12. Jahrhundert kamen weitere Anbauten hinzu und im 18. fügte der damalige Geschmack noch neue Theile an, so daß der Dom als ein Konglomerat verschiedenartiger Bau- stile zu betrachten ist. Gerade dieser Umstand verleiht ihm aber großes Interesse für die Kunstgeschichte. Die Wiederherstellungsarbeiten hatten zwar die Aufgabe, dasjenige, was Renaissance und Barockstil hinzugefügt

hatten, ohne daß wirklich Werthvolles beseitigt wurde, hinweg zu nehmen; allein im Großen und Ganzen ist doch dem Gebäude der ursprüngliche Charakter gewahrt worden. Besonders interessant ist die vom Erzbischof Sillin im 12. Jahrhundert ausgeführte polygonale Krypta mit dem darüber gelegenen Chor und Sanctuarium mit Strebepfeilern und Thürmen. Der Domschatz enthält viele prächtige Werke mittelalterlicher Kunst, auch ist an Skulpturen und besonders an Grabmälern kein Mangel. Die Erzbischöfe Balduin von Luxemburg, Johann von Baden, Heinrich v. Vinstingen, Richard v. Greiffenklau u. A. sind hier bestattet. Der sogenannte heilige Rock wird auch im Dome aufbewahrt. Ueber seine Echtheit ist oft gestritten worden.



Der Dom zu Trier.

Herr v. Wilmovsky hat gezeigt, daß die echte Reliquie aus einem Stücke besteht, das im Innern des vorhandenen Rockes befestigt ist.

Neben dem Dome erhebt sich die in Kreuzesform gebaute gothische Liebfrauenkirche, ein ungemein zierlicher Bau, jetzt völlig restaurirt und eine wahre Perle altdeutscher Baukunst. Sie wurde 1227 begonnen und 1243 vollendet. Zwölf schlanke Säulen stützen die Gewölbe; sie lassen sich von einem am Eingange liegenden schwarzen Steine aus gleichmäßig übersehen. Das Portal ist mit Statuen und sonstigen Skulpturen verziert. Die Glasgemälde entstammen neuerer Zeit, da die alten prächtigen Fenster nach England verkauft worden sind. Der ehemals vorhandene sehr hohe

Hauptthurm mußte seiner Baufälligkeit wegen abgetragen werden. Mehrere Grabmäler aus Marmor zieren das Innere der Kirche.

Die Gangolphskirche hat einen sehr hohen Thurm, auf dem sich ein Wächter befindet. Sie besitzt Fresken von Gustav Lasinsky. Die gothische Dreifaltigkeitskirche enthält das Grab des berühmten Jesuiten Friedrich v. Spee, des Dichters der Truignachtigall. Bekanntlich hatte er zuerst den Muth, gegen das Unwesen der Hexenprozesse öffentlich aufzutreten. In der Gervasiuskirche ruht der als Historiker bekannte Weihbischof v. Hontheim, der unter dem Namen Febronius als Bertheidiger der Kirchenfreiheit gegen die Anmaßungen der Päpste auftrat. Die in einer Vorstadt gelegene Paulinskirche enthält schöne Deckengemälde. Vor ihr sollen in römischer Zeit viele Christen den Martertod gestorben sein. In der südwärts gelegenen Vorstadt befindet sich in der erwähnten ehemaligen Abteikirche das Grabmal des Apostels Matthias, wohin stark gewallsahrt wird. In ihrer Umgebung liegen Gräber aus römischer Zeit und hübsche Gartenanlagen.

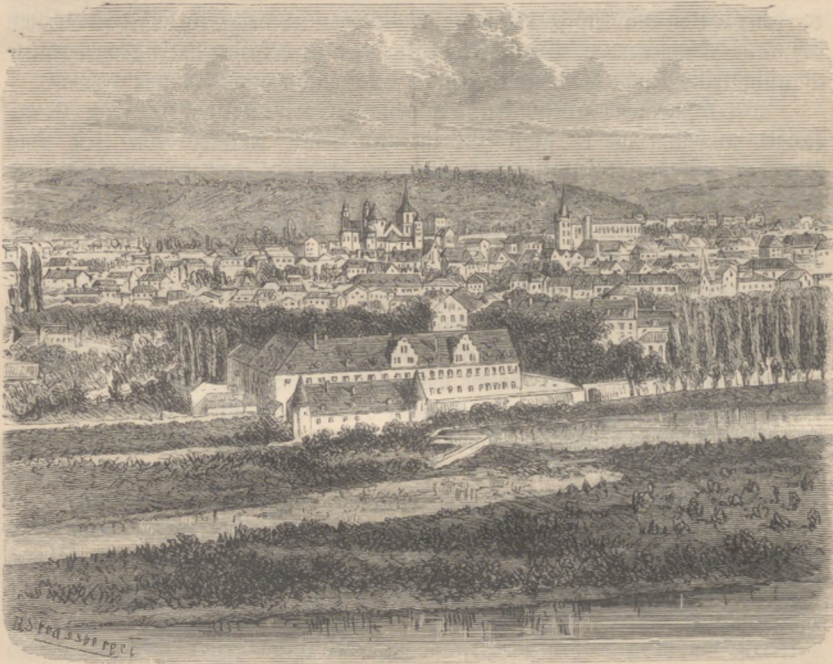
Die sogenannte Porta nigra, auch Römerthor genannt, ist aus mächtigen Sandsteinquadern erbaut, die von der Zeit geschwärzt und im Innern durch Eisenpföcke verbunden sind. Sie hat zwei Thorbogen und Durchgänge, die nach der jetzt vollendeten Ausgrabung viel höher erscheinen, als sie früher waren, und zeigt zwei vorspringende thurmartige Bauten, an die sich ein dreistöckiger Hauptbau mit vielen Fenstern schließt. Zwischen diesen springen Säulen in roher Arbeit vor. Im Mittelalter wurde das Gebäude zu einer dem heil. Simeon geweihten Kirche eingerichtet und durch Anbauten erweitert. Diese sind jetzt, mit Ausnahme des zu einem Museum eingerichteten Chores, beseitigt. Das Dach fehlt, so daß man den blauen Himmel sieht. Wenn die Schatten des Abends auf die riesigen Mauern niedersinken, erscheinen diese in ihrer großartigen Anlage und Ausführung in einem zauberhaften Dämmerchein, und man erinnert sich der Volksfage, der zufolge der Teufel mit dem Rathe gewettet habe, er wolle in der heiligen Nacht die beiden Pfortenflügel des Kapitols zu Rom herbeitragen falls man ihm die Seele des ersten Menschen, der die Simeonskirche betrete, zuspreche. Der Rath ging den Vertrag ein, aber als Satan mit den beiden Pfortenflügeln über der Stadt Trier anlangte, trat ihm die Mutter Gottes im himmlischen Glanze entgegen, so daß er die Flügel auf das Dach der Kirche schleuderte. Seitdem wird diese Teufelkirche genannt.

Eine ähnliche Sage knüpft sich an den Dom und wird ein vor dem Portale desselben liegender schwarzer Stein heute noch vom Volke der Teufelstein genannt. Der Fürst der Hölle hatte diesen nach dem Dome geschleudert, als er merkte, daß kein Wirthshaus, wie man ihm gesagt hatte, sondern ein Gotteshaus gebaut werden sollte. Ähnliche Sagen kommen in ganz Deutschland vor, so in Aachen, Köln u. s. w.

Trier hat an Alterthümern und Kunstwerken keinen Mangel. Besonders reichhaltig ist das Museum der Gesellschaft für nützliche Forschungen, das viele keltische und römische Antiquitäten, besonders Inschriftsteine, Statuen, viele Münzen u. s. w., enthält. Die im Gymnasialgebäude aufgestellte

Stadtbibliothek ist reich an Handschriften und Inkunabeln. Ein wahrer Schatz unter ersteren ist der sogenannte Codex aureus, angeblich von einer Schwester Karl's des Großen, Aida genannt, der ehemaligen Abtei Maximin geschenkt. Auf dem reich mit Figuren versehenen Einband stellt ein Dux die Familie Augusta dar. Er ist ein Meisterwerk römischer Steinschneidekunst.

Die Umgebung Triers ist, von verschiedenen Punkten aus betrachtet, eine wahrhaft prachtvolle, von der Natur mit mannichfachen Reizen ausgestattete.



Ansicht von Trier.

Vom Marcusberge jenseit der Moselbrücke, auf dem sich die riesige Mariensäule erhebt, vom Schneidershofe oder Weißhause aus hat man eine entzückende Aussicht auf das Thal und die Berge. Zu unseren Füßen gleitet die von Schiffen belebte Mosel silberhell dahin. Am Ausgange der Moselbrücke erheben sich die Bahnhöfe der rheinischen und der Trier-Saarbrückener Bahn, stattliche, von Anlagen umgebene Gebäude. Am Fuße des aus rothem Sandstein bestehenden Berges, dessen Kuppe der Marcusberg bildet, dehnt sich malerisch das Dörfchen Pallien, freundlich von Gärten eingeschlossen, hin. Heitere und fröhliche Menschen beleben die anmuthige Landschaft.

Die eingeborenen Trierer sind ein guter Menschenschlag, heiter und lebenslustig, wie ungefähr alle Bewohner von weinbautreibenden Gegenden. Ein guter Beobachter von Land und Leuten hat sie in folgenden Worten geschildert: „Der Trierer ist eine gute Seele, die kein Falsch und nichts

Verstoccktes im Herzen hat. Er giebt sich dir sogleich zu erkennen, wie er äußerlich und innerlich beschaffen ist, so daß du weder Zeit noch Mühe zu verwenden brauchst, um ihn genau kennen zu lernen. Hast du nur einmal mit ihm Brot und Salz gegessen, oder, richtiger gesprochen, einen Schoppen Wein getrunken, so behandelst er dich wie einen alten Bekannten. Die Gutmüthigkeit, welche den Trierern angeboren ist, verhindert ihn, schwere Verbrechen zu begehen und vielleicht kann sich Niemand mehr erinnern, daß ein Trierer einen Mord oder Todtschlag begangen hat. Selbst im Rausche wird er eher munter und lustig, als er zu Kaufereien hinneigt, so daß das Gericht sich nur höchst selten mit Wirthshausbalgereien zu befassen hat. Schwermuth ist nicht seine Sache und daher legt er auch nicht Hand an sein Leben.“

Wir fügen noch hinzu, daß der echte Trierer religiös ist, ohne Kopfhänger zu sein, daß er gern gut ißt und trinkt, letzteres schon aus dem Grunde, weil er Moselwein aus nächster Nähe haben kann. Alte Sitten und Bräuche sind verschwunden. Die kurfürstliche Regierung hat die ehemals übliche Feier der Fastnacht und das Abbrennen des Martinsfeuers untersagt. Die heutige Fastnachtsfeier ist neueren Ursprungs und jener Kölner nachgebildet. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde am Donnerstage vor Fastnacht ein mit Stroh umwickeltes, brennendes Rad vom Marcusberge in die Mosel gerollt, wobei bewaffnete Metzger und Weber Scheingefechte aufführten. Dann zogen die Festtheilnehmer zur Stadt zurück, wo am Kronenbrunnen vor dem Zunfthause der Weber ein Becher geleert und ein Spruch hergesagt wurde. Den Rest des Tages füllten Schmausereien aus.

Die Mundart der Trierer ist die alemannische. Der verstorbene Stadtbibliothekar Phil. Laven, ein um Geschichte und Sage Triers sehr verdienter Mann, hat sie in Gedichten behandelt und ein höchst interessantes Glossar beigefügt. In Nachstehendem geben wir eine Probe derselben:

On Trier.

Och Trier! deich verlösen,
Daad könd, daad könd ich nödd!
Wadd wär de ganze Welt mer,
Gings dau nödd selwer mödd!
Ded Griesd giehd mir zu Herzen,
Ded klansd, wadd deich bedröfft,

Mich fraad de klansden Nachen,
Där off der Mosel schöffd!
On denken eich önd Sterwen,
Versieffd ed mir den Duhd,
Dadd ans bei deine Mauren,
Mein Herz öm Bodem ruhd!

Die Industrie Triers ist nicht sehr bedeutend. Die Stadt besitzt Tuch-, Tapeten-, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Wachsbleichereien, eine Maschinenfabrik u. s. w. Dagegen hat sie einen nicht unbedeutenden Handel, besonders in Weinen, Branntwein, Bier, Getreide, Holz, Leder u. s. w., wozu ihre Lage an der Mosel und an zwei Eisenbahnen, zu denen jetzt die Moselthalbahn gekommen ist, sie wohl befähigt. Die Eifel und der Hundsrück sind mit ihrem Bedarf vorzugsweise auf Trier angewiesen. Auch ist der Konsum der Bevölkerung, die 25—30,000 Seelen stark sein mag, selbst sehr groß, so daß die merkantile Bewegung Triers eine beträchtliche ist. Der Fremdenbesuch hat sich in den letzten Jahren gehoben und auch auf die Umgestaltung Triers im Innern influirt, obgleich es noch in manchen

Stadttheilen ziemlich kleinstädtisch auszieht. Indessen ist die Zeit dahin, die den in Trier verstorbenen Dichter Sutterus zu den Worten veranlaßte:

O Augusta Trevirorum,
Roma an der Mosel Borden,

Hohe, hehre Kaiserstadt,
Wie bist du so öde worden!

Dazu haben die Eisenbahnen wesentlich beigetragen. Von den Höhen des linken Moselufers senden wir der freundlich gelegenen Stadt einen letzten Scheideblick zu, und wenn dieser auf den rothen Sandsteinquadern der von den Römern erbauten Moselbrücke haftet, so gedenken wir der Worte desselben Dichters, der leider zu früh vergessen wurde:

Römer-Adler, deine Flügel
Hör' ich durch die Lüfte sausen,
Hör' ich wie von Waffentlang
Ueber ferne Höhen brausen.

Siegesbogen, Prachtpaläste
Bau'n sich auf vor meinen Blicken,
Göttertempel, frei und licht,
Schmücken jene Hügelrücken.

Das Moselthal bildete im Alterthum die Vermittlung zwischen Gallien und Germanien. Als die Scharen der Römer zum Rheine vorrückten, führte sie die Nahe nach dem Punkte, wo Bingen liegt, und die Mosel dahin, wo sich heute Koblenz ausdehnt. Metz und Trier waren durch Römerstraßen verbunden, ebenso Trier und Bingen. Von ersterer Stadt führte eine Römerstraße durch die Eifel nach Köln. Durch die Ardennen bauten die Legionen fahrbare Wege nach Belgien. So gestaltete sich die Hauptstadt der Trevirer zu einem Mittelpunkte des regsten Kulturlebens, wozu ihre Lage sie auch durchaus befähigte. Mit Recht sagt Kaugen: „Fast in der Mitte zwischen dem Ober- und Niederrhein und in einer solchen Entfernung von diesem Grenzstrom gelegen, um nicht dem ersten Anlaufe der über ihn andrängenden Invasion germanischer Völkerschaften ausgesetzt zu sein, dabei zugleich von einem schiffbaren Flusse bespült, der aus dem Innern Galliens die Zufuhr aller Kriegs- und Verpflegungsbedürfnisse erleichterte und auf diese Weise das Herz des Landes mit dem Rheine verband, eignete sich Trier mehr als ein anderer Ort Galliens nicht allein zum zurückgezogenen Centralpunkte der römischen Grenzvertheidigung, sondern auch zum Hauptdepot für die den Mittel- und Niederrhein zu Angriffsoperationen überschreitenden Heere. Es bewährte lange seine militärische Wichtigkeit.“

Die Mosel ist auf dem linken Ufer von den Eifelbergen, auf dem rechten von den Hundsrückbergen begrenzt. Ihr Lauf ist ein vielfach gewundener, und ihr Thal ist mitunter jäh und schroff in den Thonschiefer des rheinischen Uebergangsgebirges eingeschnitten. Bald treten die seltsam geformten, mannichfach zerklüfteten Felsen, reich mit Reben und Wald bekränzt, zum Flusse; bald entfernen sie sich weit von demselben, und fruchtbare Fluren, mit Obstbäumen bedeckt, hinter denen malerisch gelegene Dörfer oder altersgraue Städte hervorsehen, erfreuen das Auge des Wanderers. Die Gipfel vieler Höhen sind mit Burgruinen gekrönt, deren Geschichte von dem reich bewegten Leben zeugt, das im Mittelalter im Moselthal herrschte.

Die Entfernung von Trier nach Koblenz wird auf 12 Meilen veranschlagt. Wer aber zu Schiffe diese Distanz durchmißt, hat eine Länge von 24 Meilen zu durchfahren. Ungemein lohnend ist die Fahrt auf einem

Moseldampfschiffe, weil man dabei bequeme Gelegenheit hat, die vielen schönen Landschaftsbilder der Mosel zu besichtigen und ihre Geschichten und Sagen am geistigen Auge vorübergleiten zu lassen. Von Trier aus hat sich das Christenthum durch das ganze Moselthal verbreitet. Die Klöster, die nach und nach entstanden, legten Höfe an, welche sich allmählich zu Dörfern und Städten entwickelten. So zählen wir eine ganze Reihe von alten, mit Zinnen geschmückten Mauern und Thorbogen eingefassten Städten, wie Berncastel, Trarbach, Zell, Cochem, Beilstein, Treis, Carden, Gondorf u. s. w., deren Geschichte oft bedeutsam verflochten ist mit der des Erzstifts Trier und die auch Mancherlei aufzuweisen haben, was dem Kunst- und Alterthumsfreunde von großem Interesse ist. So besitzt Pfalzeln eine schöne Stiftskirche, Neumagen römische Alterthümer, Cues in seinem Hospiz die Bibliothek des gelehrten Kardinals Nikolaus Cusanus, Carden die im 12. Jahrhundert erbaute stattliche Stiftskirche mit ihren drei Thürmen, Cobern die Matthiaskapelle, sechseckig und nach Art der Heiligen-Grabkirchen erbaut. An Burgen ist, wie gesagt, an der Mosel kein Mangel. Sie sind meistens aus Thonschiefer erbaut, dessen dunkle Farbe dem alten Gemäuer einen eigenen Reiz verleiht. Bei Alf erheben sich die Trümmer der Burg Arras, 1120 schon urkundlich genannt; bei Berncastel zeigen sich die Trümmer des Schlosses Lands hut, bei Trarbach die der Gräfinburg, der Sage zufolge von dem Lösegeld erbaut, das Erzbischof Balduin von Trier der schönen Gräfin Laurette von Starkenburg zahlen mußte; bei Pitzig die Starkenburg, bei Beilstein die gleichnamige Burg, jetzt dem Fürsten von Metternich gehörend; bei Cochem die ehemalige Pfalzgrafenburg, jetzt vom Herrn v. Ravené in Berlin neu erbaut, bei Moselkern im Thale der Elz das vielfach von Malern abgebildete, getreu im Geiste der mittelalterlichen Zeit erneuerte Schloß Elz, unterhalb Moselkern die Burg Bischofstein mit einem weißen Kalkstreifen am dunkeln Wartthurme; in einiger Entfernung von dem auf dem rechten Moselufer gelegenen Orte Brodenbach die Ehrenburg, die man mit Recht die schönste Burgruine des Moselthales genannt hat; bei Alken das Schloß Thurau, 1197 vom Pfalzgrafen Heinrich erbaut, bei Gondorf die Burg des Grafen v. d. Leyen, endlich bei Cobern die Nieder- und die Ober- oder Altenburg, deren malerische Trümmer der schon so schönen Landschaft einen eigenen Reiz verleihen.

Man hat den Rhein ein Epos und die Mosel ein Idyll genannt, und mit Recht, denn ihre landschaftlichen Schönheiten sind einfacher und bescheidener als jene, die uns im herrlichen Rheinthal entgegenreten. Wer Lieblichkeit und Anmuth, wer stillen Frieden und ruhigen Genuß der Natur sucht, der möge an die Mosel gehen. Ein ungemein schöner Punkt ist die bei Pünderich gelegene Marienburg, angeblich die Reste eines Klosters, bei welcher die Mosel eine so bedeutende Krümmung macht, daß man die Trümmer zweimal sieht. Trarbach, Cochem und Cobern sind ebenfalls schöne Punkte. Die vielen kleinen Flußthäler, die sich auf beiden Seiten der Mosel öffnen, gewähren höchst ansprechende Fernsichten auf Dörfer, die von Rußbäumen und Rebhügeln umkränzt sind. Alte Kirchen, Kapellen,

Reste von Wartthürmen, Trümmer von früheren Klöstern fehlen nicht. Manche Städtchen haben theilweise schon einen modernen Anstrich erhalten; ihre alten Mauern mit Wartthürmen erinnern aber an die Zeit, wo sich jedes städtische Gemeinwesen gegen Bischöfe und Dynasten zu sichern suchte.

Aus der Geschichte des mittleren und unteren Moselthales tauchen manche bedeutende Gestalten hervor, die einer eingehenden Besprechung werth wären. Leider ist es uns nicht gestattet, sie hier einzeln aufzuführen, da dazu ein ausgedehnterer Raum gehören würde, als uns zugemessen ist. Wir nennen u. A. nur den berühmten Abt Johann von Trittenheim aus dem gleichnamigen Moseldorf, bei Lieser den Mainzer Propst Johannes Lesurannus, der bei der Kirchenversammlung zu Basel eine bedeutende Rolle spielte; bei Gues den schon erwähnten Nikolaus Cusanus, bei Wolf Nikolaus Zillesius, der sich als Geschichtsforscher einen bedeutenden Namen gemacht hat; bei Beilstein die Freiherren von Metternich, aus deren Geschlecht der berühmte österreichische Staatskanzler Fürst von Metternich hervorging, bei Bruttig Peter Mosellanus, ein gelehrter, in Leipzig gestorbener Philologe, bei Cochem der nach diesem Städtchen genannte Pater Martin, ein bekannter Verfasser geistlicher Werke, bei Gondorf Fürst Philipp v. d. Leyen, dessen Tochter Amalie sich mit dem Grafen Ludwig Tascher de la Pagerie vermählte, u. A. Zählen wir nun hinzu die vielen Dynasten und Ritter, die auf Kreuzzügen und Turnieren erschienen, die Aebte und Mönche, die sich ein Verdienst um die Kultur des Landes erworben haben, die Kaufleute und Industriellen, denen das Moselthal eine Pflege der materiellen Kultur zu danken hat, wie z. B. der Geh. Kommerzienrath Kremer auf der Quinterhütte, so darf auch dieses reich gesegnete Stück des Rheinlandes im weiteren Sinne den ihm gebührenden Platz einnehmen.

Der reichen Geschichte gesellt sich ein interessanter Sagenkreis bei. In Pfalzelauschen wir der schönen Ueberlieferung von der Pfalzgräfin Genovesa, die auf das Anstiften des treulosen Vogtes Golo von ihrem Gemahl zum Tode verurtheilt, aber wunderbar gerettet wurde; oder von der Nonne, die ihrem Erzbischof ein selbstgewebtes Zauberkleid verehrt hatte — eine mittelalterliche Medea; bei Neumagen schläft Kaiser Konstantin im Berge und harret der großen Schlacht, an der er Theil nehmen soll, ein anderer Kaiser Karl oder Friedrich Barbarossa. Der mächtige Wartthurm der Winneburg konnte nur mit Hülfe des Teufels gebaut werden, welcher vom Bauherrn dessen einzige Tochter verlangte, die den Fundamenten eingefügt werden sollte. Von der Schwanenkirche bei Carden wird erzählt, sie sei von einem Ritter gegründet worden, der während der Kreuzzüge in die Gefangenschaft der Heiden gerieth und nach inbrünstigem Gebete zur heiligen Jungfrau im Schlafe über Land und Meer von einem Schwane an jene Stelle getragen wurde, wo sich heute diese Kapelle erhebt. Von der Burg Elz berichtet die Sage, ein Fräulein habe einst die Rüstung ihres abwesenden Bruders angelegt und sich aufs Ross geworfen, um einem nächtlichen Ueberfall zu begegnen; jedoch eine Kugel habe ihre Brust durchbohrt. Am Wartthurm der Burg Bischofsstein soll einst Erzbischof Johann von Trier eine Anzahl

gefangener Raubritter in ihren schwarzen Rüstungen zum warnenden Exempel auf dem weißen Kalkstreifen haben aufhängen lassen. Sagenberühmt waren die drei schönen Töchter Robin's von Cobern. Ein Putter von Cobern wurde als Straßenräuber von den Koblenzer Bürgern gefangen und am 15. Oktober 1536 hingerichtet. In Koblenz lebt die Sage von der schönen Moselnixe, die zuweilen aus dem Flusse aufsteigt und Sterbliche in ihr krySTALLenes Reich lockt, und von St. Rixa, die trockenen Fußes über den Rhein schritt, solange sie reinen Herzens war, aber untergehen wollte, sobald ein Zweifel in ihren Gedanken Platz fand. Zum Schluß gedenken wir auch noch der schaurigen Sage, daß Pfalzgraf Heinrich der Tolle auf dem Schlosse zu Cochem im Wahnsinn seine schöne und sanfte Gemahlin Mathilde erschlagen haben soll.

Geschichte und mythische Volksüberlieferungen reichen sich hier die Hände. Manches ist im Laufe der Jahrhunderte untergegangen, denn die Moselaner waren gute Christen, bei denen fromme Legenden alte Sagen aus der Heidenzeit, Märchen und Volkslieder ersetzten. Charakteristisch für die Ansichten der Moselschiffer ist folgendes Stückchen, das diese gern erzählen. Einer aus ihrer Zunft fuhr mit beladenem Schiffe moselaufwärts, als sich plötzlich ein Sturm erhob, der ihn mit seinem Fahrzeug zu verderben drohte. Da gelobte der Schiffer seinem Schutzpatron, dem heiligen Nikolaus, eine Kerze, so groß wie ein Mastbaum. Sofort legte sich der Sturm. Der Schiffer, im sichern Hafen zu Trier angelangt, stiftete dem Heiligen eine Kerze, so groß wie sein Finger, und meinte, er könne auch damit zufrieden sein.

Von Cochems Bürgerschaft werden an der Mosel Stückchen erzählt, wie man sie von den Lalenbürgern und Schöppenstädtern berichtet. Sie verdient aber diese üble Nachrede nicht, denn sie ist so geübt, wie die Bewohner anderer Moselstädte es nur sein können.

Die Tracht der Moselaner ist die moderne. Auf dem Lande sieht man beim weiblichen Geschlechte noch häufig die weißen Mützen mit flachem, tellerartigem Rande. An der unteren Mosel erscheinen die unverheiratheten Mädchen mit dem niedlichen Halbmützchen aus Gold- oder Silberstoff, das Haar am Hinterkopf mit einem vergoldeten Pfeil befestigt. In protestantischen Gegenden, namentlich denjenigen, die zum Hundsrückgebiete gehören, ist noch vielfach die dunkle pfälzer Tracht üblich. Die Mundart im Moselthal ist die alemannische, wie sie in Trier und auf dem Hundsrück gesprochen wird, mit wenigen Verschiedenheiten. Als Probe geben wir Folgendes aus der Koblenzer Volkssprache, und zwar das Gespräch einiger Weiber über die Mode: A. No, wo kommt Ihr denn her? B. Ich komme ewe vom Stockfeschmaart, de sin zimlich wolfeil, se mühs alleweil net rahr sein. — Dwer doh wor ech am Raashous, on wolt mer en Gans kaafe; et loage vill dude Gäns of dem Dech, nor konnt mer net dran kamme, et han 'ju vill annere d'wur gestanne, on hatte Hödt of, on Schloppe drof e su huh wie de Parglockethorn, et weis kei Mensch, wat datt widder für'n Mode es, met de grose Höth, se nennen se a la Schieraff on a la Dambhscheff. C. Jo! ed werd alleweil mit der Mode e Geld vergeckst, wan mer nor ed Foderdoch en de Klaider besetzt, wat se alleweil domet en Luxus mache.

Wir haben jetzt noch des Moselweines zu gedenken, durch den die Mosel mit Recht so berühmt geworden ist. Seine erste Anpflanzung datirt aus römischer Zeit. Kaiser Probus soll die ersten Reben an die Mosel gebracht haben. Von wesentlichem Einflusse auf Hebung des Weinbaues waren die Klöster des Moselthals, Triers, der Eifel und des Hundsrücks. Die Abteien Prüm und Himmerode besaßen bedeutende Weinberge an der Mosel und suchten durch sorgfältige Kultur deren Erträge zu erhöhen.



Berntastel.

Auch die Trierischen Kurfürsten, die einen guten Trunk nicht verschmähten, ließen auf ihren Besitzungen edle Rebensorten anpflanzen. Seit der Moselwein in den Städten des Rheinlandes einen ungewöhnlich starken Absatz gefunden hat und auch in großen Quantitäten in den Handel gebracht ist, wurde der Pflege der Rebe eine außerordentliche Sorgfalt zugewendet, wozu die landwirthschaftlichen Vereine viel beigetragen haben. Nach v. Hamm beträgt der Flächenraum der Moselweinberge 3750 ha.; von dem rheinpreussischen Weinbau fallen auf die Mosel 40,35 %, die jährliche Weinproduktion wird auf 142,000 hl. veranschlagt.

An der Mosel wird vorzugsweise weißer Wein gezogen. Er ist im Glase grünlichgelb, mild und lieblich auf der Zunge, herzerfreuend und stärkend. Daher rührt das bekannte Sprichwort: „Moselwein, Krankenwein“, dem man ein anderes substituirt hat: „Moselwein soll gesund sein.“ „Des Moselweines Fülle, Güte, Kraft und Zuträglichkeit“, sagt v. Hontheim, „ist

Niemand unbekannt, er macht fröhliche, am andern Tage wohlthätige, Brust und Kopf nicht beschwerende Räuschen."

In erster Linie unter den Moselweinen steht der Braunenberger, dem sich Josephs höfer, Zeltinger, Ohligsberger, Thiergärtner, Piesporter, Grünhäuser anreihen. Der Bernkastler Doktorwein gehört ebenfalls zu den besseren Moselweinen. Sein Name deutet schon an, daß er der Gesundheit förderlich sein soll. Früher gehörte der Weinberg, der ihn liefert, der Familie von der Leyen. Er soll den Namen davon erhalten haben, daß Erzbischof Bömund II. († 1367), der auf dem Schlosse zu Bernkastel krank lag, durch den Genuß des Weines wieder hergestellt wurde. Baersch zufolge erhält diese Sage einige Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß Erzbischof Bömund, als er im Jahre 1366 zu Gunsten des Kuno von Falkenstein auf das Erzstift resignirte, sich unter anderen Einkünften auch 20 Fuder Wein aus der Kellerei zu Bernkastel vorbehielt. Mehrere Dichter haben den Stoff poetisch behandelt. Wir stimmen in den Ruf mit ein:

Zapft an den echten Doktorwein,
Ihr kranken Brüder, schenkt euch ein,
Der ist der beste Doktor!

Gute Moselweine werden mit 2400 bis 3600 Mark das Stück bezahlt. Sehr geschätzt sind die Weine des Trierer Seminars, da sie guten Weinbergslagen entstammen. Im Rheinthale wird der milde und angenehme Zeltinger sehr gern getrunken. Auch er gehört zu den vorzüglichsten Moselweinen. Graacher und Dufemouder stehen diesem schon nach.

Ausonius gedachte schon des Moselweines mit den Worten:

Strom, des Nebengefeld mit duftendem Weine bekränzt.

Ein neuerer Dichter, Gustav Pfarrius, sang von ihm:

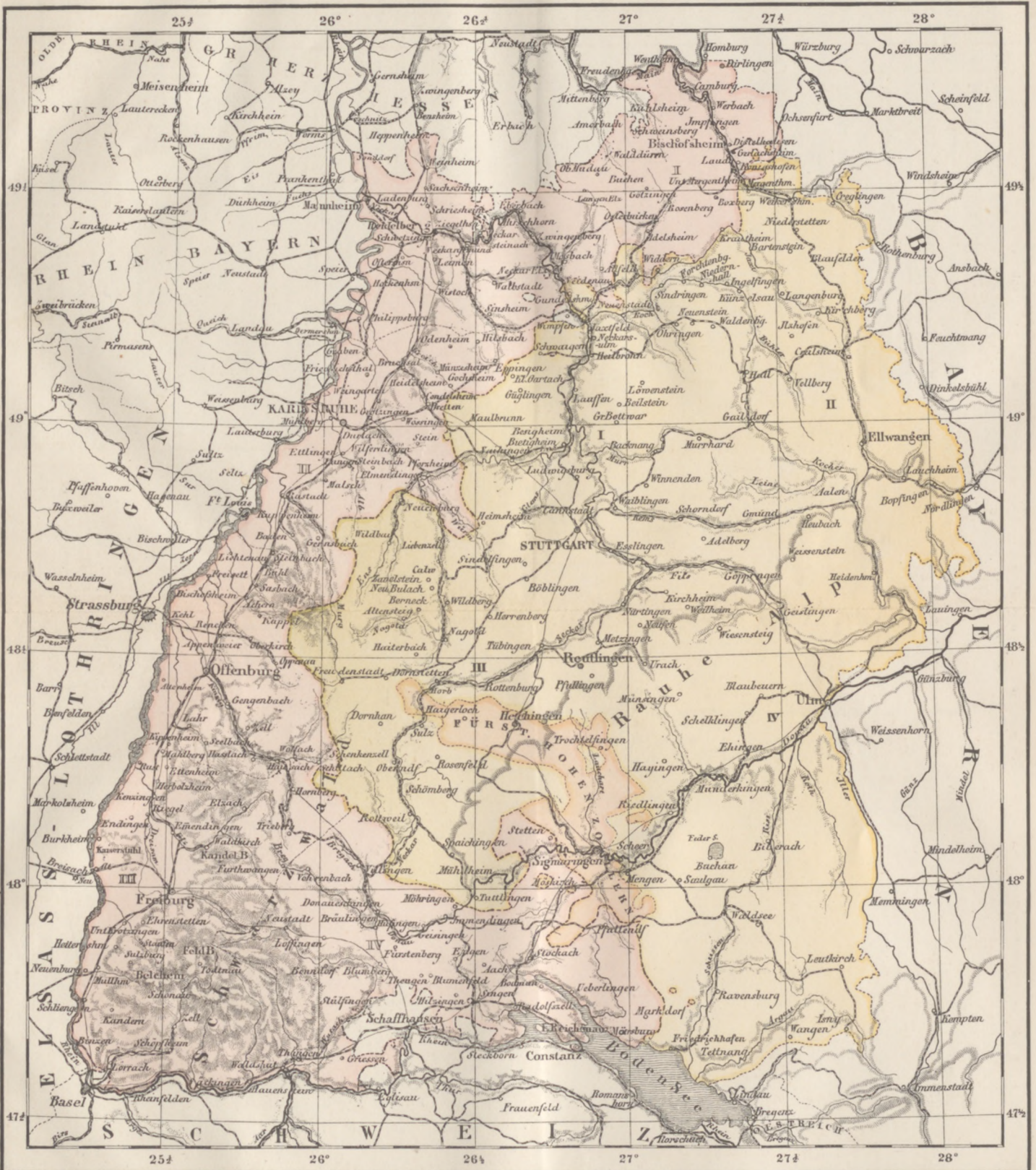
Du holder Labetrant,	Sei, Juchhei!
So sanft, so gut, und doch voll Muth,	Im Becher duftet Moselwein;
Du machst gesund, was krank,	Die Herzensarzenei,
Und heißt von milder Glut;	Wie lieblich geht sie ein!

Freuen wir uns denn dieser herrlichen Gabe der Mosel und halten wir in Zukunft treu die Wacht an ihr, damit der Franzmann nicht versucht werde, Lothringen zurück- und mit ihm das ganze Moselgebiet an sich zu nehmen. Es ist einer der schönsten, anmuthigsten und an großen Erinnerungen reichsten Theile unseres herrlichen Vaterlandes, würdig, für alle Zeiten dem Deutschen Reiche anzugehören, in dessen Geschichte es so oft und in so rühmlicher Weise genannt wird. Die Moselthalbahn von Koblenz nach Trier hat die beiden Städte, die zur Zeit der Kurfürsten und Erzbischöfe in lebhaftem Verkehr standen, noch inniger mit einander verbunden, wie sie strategisch Metz den rheinischen Festungen näher bringt.





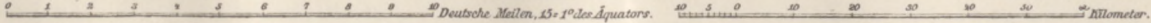
KÖNIGREICH WÜRTEMBERG UND GROSSHERZOGTHUM BADEN



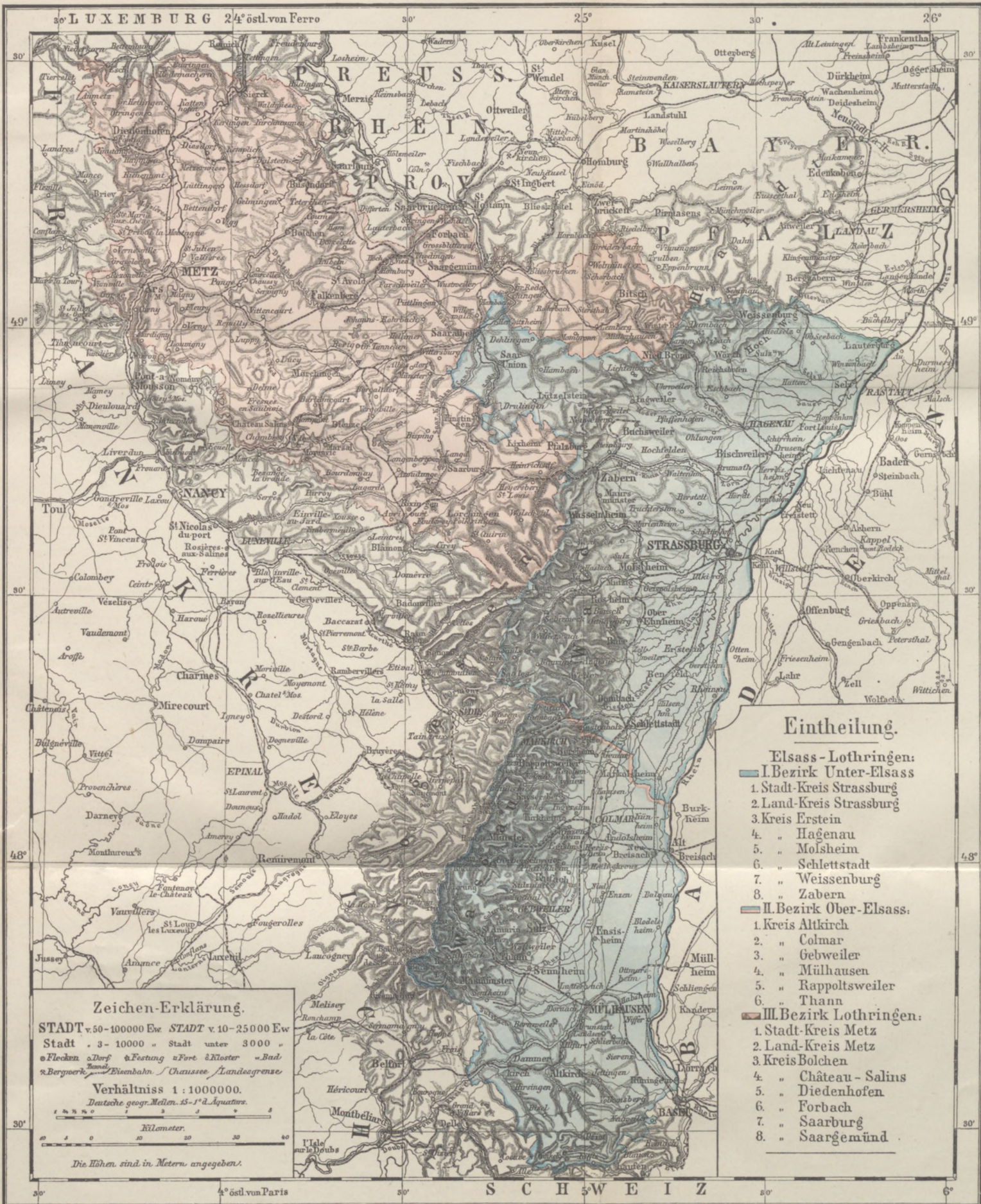
Deutsches Land und Volk. III.

Verhältniss 1:1300000.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



ELSASS - LOTHRINGEN.



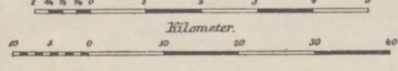
Eintheilung.

- Elsass - Lothringen:**
- I. Bezirk Unter-Elsass**
 1. Stadt-Kreis Strassburg
 2. Land-Kreis Strassburg
 3. Kreis Erstein
 4. " Hagenuau
 5. " Molsheim
 6. " Schlettstadt
 7. " Weissenburg
 8. " Zabern
 - II. Bezirk Ober-Elsass.**
 1. Kreis Altkirch
 2. " Colmar
 3. " Gebweiler
 4. " Müllhausen
 5. " Rappoltsweiler
 6. " Thann
 - III. Bezirk Lothringen:**
 1. Stadt-Kreis Metz
 2. Land-Kreis Metz
 3. Kreis Bolchen
 4. " Château - Salins
 5. " Diedenhofen
 6. " Forbach
 7. " Saarburg
 8. " Saargemünd

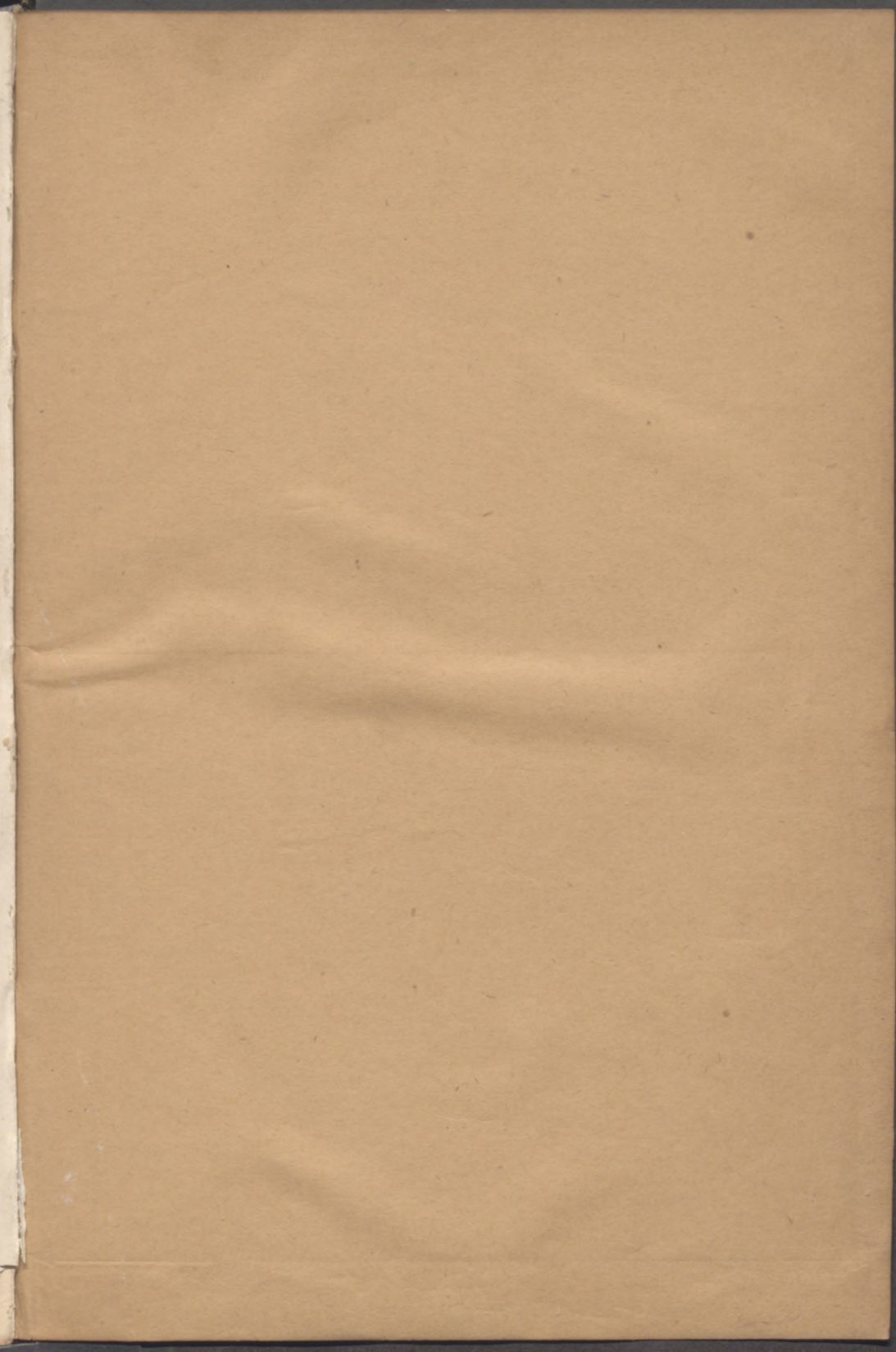
Zeichen-Erklärung.

STADT v. 50-100000 Ew. STADT v. 10-25000 Ew.
 Stadt . 3-10000 " Stadt unter 3000 "
 o Flecken o Dorf o Festung o Fort o Kloster o Bad
 o Bergwerk o Eisenbahn o Chaussee o Landesgrenze

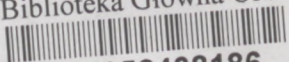
Verhältniss 1 : 1000000.
 Deutsche geogr. Meilen. 15-1" à Aquators.



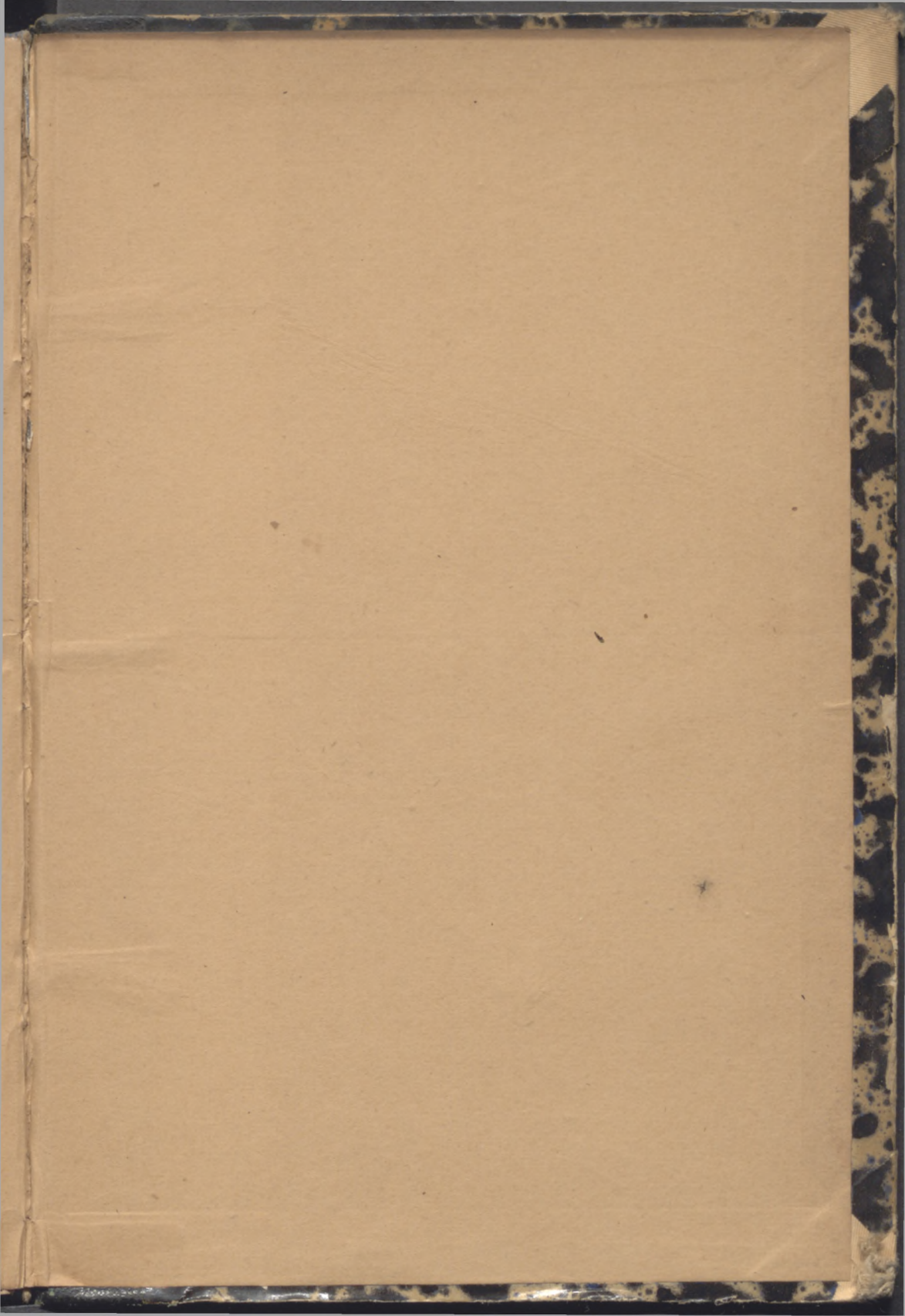
Die Höhen sind in Metern angegeben.



Biblioteka Główna UMK



300052438186



Biblioteka Główna UMK



300052438186